This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

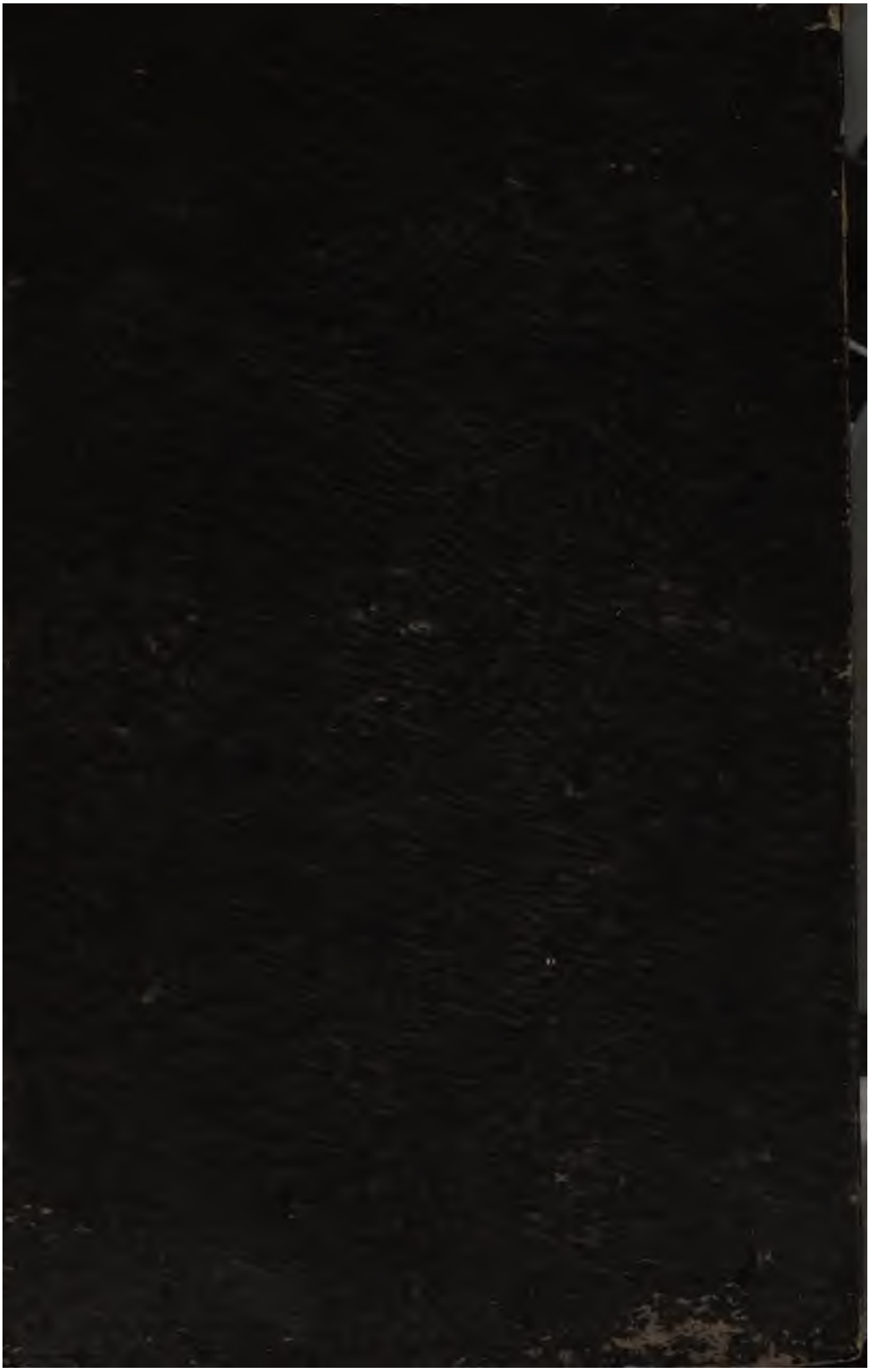
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Pasm. 184

Weltgeſchichte

für

Töchterſchulen

und zum Privatunterricht.

Mit beſonderer Beziehung auf das weibliche Geſchlecht

von

Chr. Oeſer.

Zweiter Theil.

Enthält die mittlere Geſchichte.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Einhorn.

1841.

Inhalt der mittleren Geschichte.

Seite

§ 1. Eingang. 1
§ 2. Charakter der mittleren Geschichte. 2
§ 3. Zeiträume oder Perioden der mittleren Geschichte. 2

1. Periode.

Von Hermann und Augustus bis auf Odoaker und Romulus Augustulus. V. J. 1 — 476.

§ 1. Allgemeines. 3
§ 2. Deutschland oder Germanien. 3
Charakter und Sitten der alten Deutschen, von Tacitus. . . . 4
§ 3. Hermann der Cherusker. 9
Hermann und Thusnelda. 13
§ 4. Augustus Octavianus und sein Haus. 14
§ 5. Hermann und Marbod. 18
§ 6. Das Haus der Livia. 21
§ 7. Seneca. 25
§ 8. Sittengemälde und Christenthum. 28
§ 9. Die Zerstörung Jerusalems. 30
§ 10. Herculanum und Pompeji. 33
Briefe des Plinius. 33
Pompeji und Herkulanum (Gedicht). 39
§ 11. Die guten Kaiser im zweiten Jahrhundert. 41
§ 12. Zustand des röm. Reichs im zweiten Jahrhundert. 44
§ 13. Soldatenregierung und Verwirrung des röm. Reichs. 46
§ 14. Wiederhergestellte Einheit im röm. Reiche und völlige Ausbildung der Monarchie. V. J. 270—305. 48
§ 15. Sitten und Religion im dritten Jahrhundert. 50
Plinius an den Kaiser Trajanus. 52
Antwort des Kaisers. 53
§ 16. Die Wissenschaften in dem dritten Jahrhundert. 54
§ 17. Die Erhebung des Christenthums zur herrschenden Kirche unter Kaiser Constantin. Reg. v. J. 307—337. 56

Seite

§ 18. Die Völkerwanderung. 59
§ 19. Theilung des röm. Reichs in das abend- und morgenländische oder lateinische und griechische. 395. 62
§ 20. Alarich erobert Rom. 65
Das Grab im Busento. 65
§ 21. Untergang des weström. Reichs. 66
§ 22. Sitten und Leben zu Ende dieser Periode. 69
Siegfried der edle Held. 73

2. Periode.

Von Odoaker bis auf Karl den G., von dem Untergange des weström. Reichs bis zur Wiederherstellung desselben durch römisch-deutsche Kaiser. V. J. 476 — 800.

§ 1. Allgemeine Uebersicht. 78
§ 2. Die Ostgothen. 78
§ 3. Die Byzantiner, Justinian, Belisar, Narses. 80
§ 4. Die Longobarden und die Franken. 83
§ 5. Muhamed. 85
§ 6. Das Reich der Chalifen. 89
§ 7. Die Slaven. 92
Von der Fürstentafel. 94
Das Roß aus dem Berge. 97
§ 8. Die römischen Päpste. 101
Morgenlied des Papstes Gregor I. 102
§ 9. Die Heidenbekehrer. 104
Das Amen der Steine. 107
St. Gallus. 108
§ 10. Das Lehnwesen oder Feudalsystem. 109
§ 11. Karl der Große. V. J. 768—814. 111
§ 12. Karl der G. wird römischer Kaiser. 114
§ 13. Die Frauen. 118
§ 14. Lebensweise und Bildung. 124

3. Periode.

Von Karl dem G. bis auf die Kreuzzüge oder Ausbildung des Feudalismus und der Hierarchie. V. J. 800 — 1096.

§ 1. Eingang. 126
§ 2. Frankreich und Deutschland. 127
§ 3. Die letzten Karolinger. 129
§ 4. Heinrich der Sachse. 131
Heinrich der Vogler. (Gedicht). 135
§ 5. Otto der Große 936—973. 137
§ 6. Otto II. und Otto III. 141
§ 7. Italien und die römischen Päpste. 145
§ 8. Die fränkischen Kaiser. Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. 149
§ 9. Heinrich IV. und Gregor VII. 156
§ 10. Frankreich. 162

Seite

§ 11. Das angelsächsische England wird normännisch. 163
§ 12. Spanien und Portugal. 166
§ 13. Slaven und Magyaren. 174
§ 14. Das griechische Reich. 176
§ 15. Bildung und Sitte. 178
§ 16. Die Frauen. 180

4. Periode.

Von den Kreuzzügen bis Rudolf v. Habsburg, oder von dem Kampfe zwischen Hierarchie und Feudalism. Blüthenalter der Romantik und des Ritterwesens. V. J. 1096 — 1272.

§ 1. Eingang. 184
§ 2. Kreuzzüge. 185
§ 3. Befreiung von Jerusalem. 189
§ 4. Die Gibellinen und Guelfen. 193
§ 5. Friedrich Barbarossa, d. i. der Rothbart. 196
§ 6. Der dritte Kreuzzug. Saladin und die Ritterorden. 201
Barbarossa. (Gedicht.) 203
§ 7. Heinrich der Löwe. 205
Heinrich der Löwe. (Gedicht.) 208
§ 8. Frankreich und England. 209
Richard Löwenherz und Blondel. 211
§ 9. Innocentius III. und seine Zeit. 217
§ 10. Friedrich II. V. J. 1215—1250. 220
§ 11. Untergang der Hohenstaufen. 226
Konradin. 227
§ 12. Preußen, Rußland, Polen und Ungarn. 229
§ 13. Die letzten Kreuzzüge. 232
§ 14. Die Romantik. 235
§ 15. Die Scholastik und die Wissenschaft. 240
§ 16. Das Ritterthum. 243
Mannes Freude. 247
§ 17. Die Frauen. 248
Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen. 248
An die Ungeschliffenen. 251

5. Periode.

Von Rudolf v. Habsburg bis auf Maximilian I., oder von Aufhebung des Faustrechts bis auf den Landfrieden. Zeitalter der Scholastik, des Bürgerthums, der Erfindungen und Entdeckungen bis zur Reformation. V. J. 1273 — 1517.

§ 1. Eingang. 253
§ 2. Rudolf von Habsburg. 254
§ 3. Die Schweizereidgenossenschaft. 257
Schlacht bei Murten. 261
§ 4. Die deutschen Kaiser des vierzehnten Jahrhunderts und die Päpste in Avignon. 263

		Seite
§ 5.	Frankreich gerettet von Johanna d'Arc.	268
§ 6.	England v. J. 1377—1413.	272
§ 7.	Der Krieg der Rosen, v. J. 1453—1485.	276
§ 8.	Johann Huß.	280
§ 9.	Die Hussiten.	283
§ 10.	Ungarn und Türken.	285
§ 11.	Die Eroberung Constantinopels im J. 1453.	288
§ 12.	Das burgundische Reich.	290
§ 13.	Spanien und Frankreich.	291
§ 14.	Die Entdeckungen des 15. Jahrhunderts.	294
§ 15.	Der Bürgerstand.	298
	Von Faßnacht-Narren.	301
§ 16.	Kaiser Maximilian und seine Zeit.	302
§ 17.	Kunst und Wissenschaft.	308
§ 18.	Die Frauen.	310
	Schlußwort.	312

Weltgeschichte

für

Töchterschulen.

Mittlere Geschichte.

Von Christi Geburt bis auf Luther.

Vom J. Chr. 1 bis 1517 nach Chr.

§ 1. Eingang.

Die neuen Geschichtsschreiber beginnen das Mittelalter erst von dem Untergange des weström. Reichs und rechnen die vier Jahrhunderte bis dahin noch zur alten Geschichte; allein uns dünkt es angemessener, von Augustus Octavian's Zeit eine neue Weltepoche anzufangen, und zwar darum, weil zugleich mit dem moralisch-politischen Untergange der römischen Welt ein neues frisches Menschengeschlecht auf den Schauplatz getreten ist. Es ist aber dem Gemüthe zuträglicher, sich von dem ekelhaften Gemälde dahinwelkender Entartung und Lasterhaftigkeit zu dem heiteren Anblick lebendiger Kraft zu wenden; das sterbende Rom muß in den Hintergrund des Theaters zurück, während wir den jugendlichen Norden in den Vordergrund wollen treten lassen.

Treffend haben längst schon geistreiche Forscher die Geschichte des gesammten Menschengeschlechts mit dem Bilde eines einzelnen Menschenlebens verglichen, so daß sie die alte Welt die Kindheit, die mittlere die Jugend, die neue das Mannesalter der Menschen nannten. Freilich darf man dieß Bild nicht in allen Zügen verfolgen, denn lächerlich wäre es, die Männer Griechenlands und Roms Kinder zu heißen! es bezieht sich dieser Vergleich mehr nur auf das innere Leben der ganzen Gattung, wo wir denn wirklich auf einen Kinderglauben so gut, als auf ein poetisches Kinderspiel in aller Heiterkeit der ersten Lebenstage stoßen. Wahrhaft wie Kinder an Verstande kommen uns aber die alten Völker in der Natur- und Erdkunde vor, wo sie sich tägliche Erscheinungen nicht zu erklären verstanden und kaum den zwanzigsten Theil unsers Erdkreises kannten. Ist dann nicht selbst das Republikanische in den Verfassungen ganz so, wie wir es täglich in den einfachen Knabenspielen finden? wo der tüchtigste nur König heißt, doch eben so leicht, wenn er sich zu viel herausnimmt, von den freigesinnten Unterthanen seiner Würde entsetzt werden kann, die bei den Kindern wie bei den alten Griechen und Römern war, was bei uns nur Ideal mehr ist; der Glaube an Recht

und Billigkeit der Fürsten und Völker und an das gewisse Gelingen des Guten wirklich und lebendig. Diese Kinderzeit des Menschengeschlechts hat nun mit dem Verfalle der römischen Freiheit ein Ende, ein Ende auch mit dem poetisch spielenden Volksleben, ein Ende mit der körperlichen und geistigen Gesundheit, denn das Kind ist vor der Zeit durch üppiges Leben reif geworden und hat begonnen sich selbst zu zerstören.

§ 2. Charakter der mittleren Geschichte.

Was ist nun aber aus der Menschheit in einem Zeitraume von 1500 Jahren geworden, aus diesem sinnlich verständigen Kinde, voll Phantasie und Heiterkeit? Das vorhandene Geschlecht war nicht mehr zu retten, gleich einem entnervten, blöden Knaben starb es hin; doch trat an seine Stelle ein kräftiger Riesenjüngling aus Norden, ungeschlacht und wild und nach wüstem Herumtreiben erst durch Religion zu einem Menschen umgebildet, in welchem sich zuerst das Gefühl lebendiger und tiefer als je erschloß und endlich nach Jahrhunderten voll Kampf und Gefahr auch wieder der denkende Geist offenbarte. War also in der alten Zeit bei den Völkern Sinnlichkeit, Phantasie und praktischer Verstand vorherrschend, so war es in der mittleren nebst der Sinnlichkeit das Gefühl und gegen das Ende der grübelnde Verstand.

§ 3. Zeiträume oder Perioden der mittleren Geschichte.

Der leichteren Uebersicht wegen theilt man die mittlere Geschichte in 5 Perioden, wie folgt:

1. Per. Von Hermann und August bis Odoaker und Romulus Augustulus, oder von dem ersten römischen Kaiser bis zum letzten. V. J. 1—476.
2. Per. Von Odoaker bis auf Karl den Großen, oder von dem Untergange des weströmischen Reichs bis auf die Wiederherstellung desselben durch deutsch-römische Kaiser. Vom J. 476—800.
3. Per. Von Karl dem Großen bis auf die Kreuzzüge, oder Ausbildung des Feudalismus und der Hierarchie. Vom J. 800—1096.
4. Per. Von den Kreuzzügen bis Rudolf von Habsburg, oder von dem Kampfe zwischen Hierarchie und Feudalismus; — Blüthenalter der Romantik. Vom J. 1096—1272.
5. Per. Von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian und Luther, oder von Aufhebung des Faustrechts bis auf den Landfrieden; — Zeitalter der Scholastik, des neuen Bürgerthums, der Erfindungen und Entdeckungen bis zur Reformation. Vom J. 1272—1517.

1. Periode.

Von Hermann und Auguſtus bis auf Odoaker und Romulus Auguſtulus.

Vom J. 1 — 476.

§ 1. Allgemeines.

Bisher war in der Geſchichte nur immer von Babyloniern, Aſſyrern, Perſern, Aegyptern, Griechen und Römern, alſo ſolchen Völkern die Rede, die in den ſüdlich gemäßigten Himmelsſtrichen der alten Welt wohnten; nun aber dieſe Völker, faſt alle bis auf die Parther und Perſer, von den Römern unterjocht, mit dieſem unermeßlichen Reiche zugleich ſichtlich an geiſtiger und leiblicher Kraft abzunehmen beginnen, ziehen nördliche Barbaren, die an den Gränzen wohnen, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es zeigt ſich alſo von der einen Seite ein feines, aber in Sittenloſigkeit dahinſterbendes Geſchlecht, auf der andern Seite ein wildes, aber an Leib und Seele friſches Volk, das Volk der Deutſchen.

§ 2. Deutſchland oder Germanien.

Unter allen europäiſchen Völkern neuerer Zeit ſind außer den Griechen die Deutſchen das älteſte und einzige Volk, das ſeit der chriſtlichen Zeitrechnung daſſelbe Land bewohnt und noch ſeine eigene unvermiſchte, wenn auch mit der Zeit anders gebildete Sprache ſpricht. Das gilt freilich nicht von allen ihren Stämmen, denn was in alten Zeiten den Norden Europa's bevölkerte, waren ja auch Deutſche, vielleicht auch die Celten in Spanien, die Gallier in Frankreich, die Belgier in Holland. Dieſe ſind aber alle von den Römern unterjocht worden und haben ihre Sprache mit der lateiniſchen vermengt. Auch die Cimbern und Teutonen, die 100 J. v. Chr. die Römer ängſteten und erſt nach einem ſchweren Kriege von Marius und Catulus beſiegt wurden, waren Germanen; ſie ſollen aus dem Norden, dem heutigen Dänemark gekommen ſein. Zum zweiten Male treffen die Römer mit Germanen in Gallien zuſammen, als J. Cäſar den Arioviſt oder Ehrenfeſt über den Rhein zurückſchlug. Immer blieb aber Deutſchland ſelbſt, das Land zwiſchen der Nord- und Oſtſee, den Rhein hinauf und ſüdweſtlich längs den Alpen

und der Donau hin bis an die Raab, March und Oder, den Römern noch unbekannt; erst 100 Jahre nach Chr. beschrieb es Tacitus, ein Römer, nach den Feldzügen, die unter Augustus und den nachfolgenden Kaisern dahin unternommen worden waren. Es ist erhebend für uns Deutsche, daß ein Römer und ein solcher Römer von unsern Ahnen solch ein Denkmal hinterlassen, wie kein anderes Volk aufzuweisen hat, das lebt; es ist aber auch mahnend für die jetzigen Deutschen, an diesem Denkmale sich zu messen: ob sie besser oder schlechter geworden seien; und lernen kann man daraus, was eigenthümlich ist in unsern Sitten und in unserm Wesen. Darum, ehe wir von deutschen Geschichten reden, wollen wir hier einen für dieses Buch angemessenen Auszug daraus nach einer verständlichen und einfachen Uebersetzung einschalten, denn auch unsre Frauen sollen das Buch kennen, das so treu alte deutsche Sitte malt, das Buch, das verdiente, gleich einem Katechismus der Sittenlehre in Schulen eingeführt zu werden.

Charakter und Sitten der alten Deutschen, von Tacitus.

Ich trete der Meinung derer bei, welche glauben, Germaniens Völkerschaften seien durch keine Ehen mit andern Nationen vermischt, ein eigenes, unverfälschtes und nur sich selbst ähnliches Geschlecht. Daher auch bei ihnen allen, der großen Volksmenge ungeachtet, die gleiche Leibesbeschaffenheit: trotzige blaue Augen, röthliches Haar; große und nur zum Angriff taugliche, zur Arbeit und Anstrengung minder geschickte Körper. Am wenigsten ertragen sie Durst und Hitze, an Kälte und Hunger sind sie durch Boden und Klima gewöhnt. Das Land, obschon hie und da an Gestalt verschieden, ist doch überhaupt genommen entweder durch Wälder schrecklich, oder durch Sümpfe widrig; feuchter gegen Gallien, luftiger gegen Norikum und Pannonien; fruchtbar an Getreide, an obsttragenden Bäumen arm. An Zuchtvieh hat es Ueberfluß, doch ist dasselbe meistentheils klein.

Bei der Wahl ihrer Häupter sehen sie auf edle Abkunft; bei ihren Heerführern auf Tapferkeit. Auch haben die Häupter keine unumschränkte und freie Macht; und die Heerführer sind es mehr durch Beispiel, als Commando, wenn sie wacker sind, sich auszeichnen; streiten sie an der Spitze, so folgt man ihnen aus Bewunderung. Uebrigens darf Niemand, außer den Priestern, (peinlich) strafen und in Bande legen, nicht einmal schlagen; und nicht, um zu ahnden, nicht auf Geheiß des Heerführers, sondern gleichsam auf Befehl der Gottheit, die nach ihrer Meinung im Kriege zugegen ist: wie sie denn gewisse sinnbildliche Gestalten aus den Hainen mit ins Treffen nehmen. Ein besonderer Antrieb zur Tapferkeit ist, daß ihre Schwadronen oder Keilhaufen nicht durch Zufall, oder ohngefähren Zusammenlauf, sondern aus Familien und Verwandtschaften entstehen. Ihre Liebespfänder sind ihnen so nahe, daß sie das Heulen der Weiber und Schreien der Kinder hören. An diesen hat Jeder die heiligsten Zeugen, die wichtigsten Lobpreiser. Vor ihre Mütter und Weiber bringen sie die Wunden: und diese scheuen sich nicht, sie zu zählen und auszusaugen. Auch tragen sie Lebensmittel zu, und ermun-

tern die Krieger. Die Geſchichte ſagt, daß einige Heere, die ſchon wichen und zu ſinken anfingen, von den Weibern wieder zum Stehen gebracht wurden, indem ſie unabläſſig flehten, ſich ihnen entgegen warfen, ihnen die nahe Gefangenſchaft zeigten, die ſie um ihrer Weiber willen als unerträglich fürchten: ſo daß Völker, die zu Geißeln auch edle Mädchen geben müſſen, zur Treue ſtärker verpflichtet werden. Sie meinen ſogar, daß ihnen etwas Göttliches oder Prophetiſches inwohne; daher ſie auf ihre Rathſchläge ſehr viel halten und ihren Ausſprüchen folgen. Wir haben unter dem verſtorbenen Veſpaſian ein Beiſpiel an der Veleda gehabt, die lange vorher bei ſehr Vielen wie eine Göttin angeſehen wurde. Aber auch vor Zeiten verehrte man die Aurinia und andere mehr; nicht aus Schmeichelei; nicht, daß man ſie zu Göttinnen gemacht hätte.

Ueber minder wichtige Sachen rathſchlagen die Oberen; über wichtigere die ganze Nation: doch ſo, daß auch das, worüber das Volk entſcheidet, vor den Obern verhandelt wird. Sie kommen, wenn nicht Etwas von ohngefähr und plötzlich vorfällt, an beſtimmten Tagen, beim Neumonde oder Vollmonde zuſammen: denn zu Unternehmungen hält man dieß für den glücklichſten Zeitpunkt. Sie rechnen auch nicht nach Tagen wie wir, ſondern nach Nächten. So wird verabredet; ſo die Zeit anberaumt. Ihnen ſcheint die Nacht vor dem Tage herzugehen. Ein Fehler der Freiheit iſt es, daß ſie nicht zugleich, oder wie befehligt, ſich einfinden, ſondern daß zwei und drei Tage verſtreichen, bis ſie herbeizögern. Wie es dem Haufen gefällt, ſo laſſen ſie ſich bewaffnet nieder. Die Prieſter, die hier auch das Recht, zu ſtrafen, haben, gebieten Stille. Dann hört man das Haupt, oder Edle ſprechen, je nachdem Jeder Alter, Adel, nachdem er Kriegsruhm und Beredtſamkeit hat; mehr Kraft der Ueberredung, als der Macht, zu gebieten. Mißfällt der Vorſchlag, ſo verſchmäht man ihn mit lautem Murren; gefällt er, ſo klirrt man mit den Pfriemen. Die ehrenvollſte Art des Beifalls geſchieht mit den Waffen. Man kann in den Verſammlungen auch anklagen und auf Leib und Leben gehen. Die Strafen ſind nach den Vergehungen unterſchieden. Verräther und Ueberläufer hängt man an Bäume auf. Feige und Unſtreitbare verſenkt man in Moraſt und Sumpf, und bedeckt ſie mit einer Flechte. Die verſchiedene Todesart ſoll anzeigen, daß man Miſſethaten durch die Beſtrafung kund machen, Schandthaten verbergen müſſe. Auch geringere Verbrechen werden nach Verhältniß beſtraft. Der Ueberführte muß eine Anzahl Pferde oder Zuchtvieh büßen. Einen Theil der Buße erhält das Haupt oder die Gemeinheit, und den andern der Beleidigte oder ſeine Verwandten. Man wählt in dieſen Verſammlungen Pfleger, welche in Gauen und Flecken richten. Jedem werden aus dem Volke Centrichter als Rath und Beiſtand zugeordnet. Sie unternehmen Nichts unbewaffnet, weder öffentlich, noch in Privatangelegenheiten. Aber Niemand darf eher Waffen führen, als bis ihn die Nation für fähig erkannt hat. Dann rüſtet in eben der Verſammlung Einer von den Vornehmſten, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Pfrieme aus. Dieß iſt ihre Toga, und die erſte Ehrenſtufe der Jugend: vorher ein Glied der Familie und des Staats. Ausgezeichnetes

Geſchlecht oder große Verdienſte der Väter würdigen bei dem Haupte (des Volks) auch noch ganz junge Leute: ſie werden im Gefolge anderen Rüſtigen und ſchon längſt Bewährten beigegeben. Man hält es für eine Ehre, unter dem Gefolge zu ſein. Das Gefolge hat ſogar ſelbſt nach der Wahl des Führers ſeine Stufen. Auch herrſcht ein Wetteifer unter dem Gefolge, wer den erſten Platz bei ſeinem Haupte, und unter den Häuptern, wer die meiſten und tapferſten Gefährten habe. Dieſes Anſehen, dieſe Macht, von einer großen Schaar erleſener Jünglinge immer umgeben zu ſein, iſt im Frieden Zierde, im Kriege Schutzwehr. Und nicht allein bei Landsleuten, auch bei benachbarten Völkern macht es groß und berühmt, wenn das Gefolge durch die Menge und Tapferkeit hervorſticht. Kommt es zur Schlacht, dann iſt's Schande für den Anführer, ſich an Tapferkeit übertreffen zu laſſen; für das Gefolge, nicht an Tapferkeit ſeinem Anführer es gleich zu thun; lebenslang ſogar Schimpf und Schmach, wenn man, ſeinen Anführer überlebend, die Schlacht verläßt. Ihn vertheidigen, ihn zu erhalten ſuchen, ſelbſt eigene Heldenthaten ihm zum Ruhme beilegen, iſt ihr vorzügliches Angelöbniß. Die Anführer ſtreiten für den Sieg, die Gefährten für ihren Anführer. Wird ein Volk, unter welchem man iſt, im langen Frieden und durch Ruhe unthätig, ſo begeben ſich freiwillig die meiſten jungen Edlen zu Völkern, die eben Krieg führen, weil Ruhe dieſem Geſchlechte unangenehm iſt, ſie leichter in Gefahren berühmt werden, und ein großes Gefolge nur durch Gewalt und Krieg unterhalten werden kann. Das Mittel zu dem Aufwande ſchafft Krieg und Raub. Man kann ſie nicht ſo leicht bereden, das Land zu bauen und die Aernte zu erwarten, als Feinde herauszufordern und Wunden zu erwerben. Es däucht ihnen ſogar träge und feige zu ſein, das durch Schweiß zu gewinnen, was man durch Blut erhalten kann.

So oft ſie nicht in den Krieg gehen, bringen ſie ihre Zeit viel mit Jagen, noch mehr geſchäftslos zu, dem Schlaf und Schmaus ergeben. Die Tapferſten und Kriegeriſchſten thun Nichts; die Sorge für Haus, Familie und die Feldwirthſchaft wird den Weibern, Alten und ihren unvermögenden Leuten überlaſſen. Sie ſelbſt ſind mäßig. Sonderbarer Widerſpruch des Charakters, indem eben die Menſchen die Trägheit lieben und die Ruhe haſſen. Es iſt genug bekannt, daß die germaniſchen Völkerſchaften in keinen Städten wohnen: nicht einmal vereinigte Wohnungen dulden ſie. Sie bauen ſich abgeſondert, und hier und da an, nachdem ihnen eine Quelle, ein Feld, ein Gehölze gefällt. Ihre Flecken legen ſie nicht an, wie wir, daß die Gebäude in Reihen zuſammenhingen. Jeder umgibt ſein Haus mit einem freien Platze, es ſei nun ein Mittel wider Feuersgefahr, oder aus Unwiſſenheit im Bauweſen. Selbſt Bruchſteine und Dachziegel brauchen ſie nicht. Ihr Bauzeug iſt zu allem unförmlich, ohne Anſehen und Schönheit. An einigen Orten übertünchen ſie ziemlich ſorgfältig mit einer ſo reinen und gleißenden Erde, daß es Malerei oder Farbenzügen ähnlich ſieht. Sie pflegen auch unterirdiſche Höhlen zu graben, und überdecken ſie ſtark mit Dünger; zur Zuflucht im Winter und als ein Behältniß für ihre Früchte: weil ſie an ſolchen Orten die Strenge der Kälte mildern, und wenn

der Feind einfällt, er offene Sachen verheert, die unter der Erde verborgenen nicht weiß, oder eben dadurch verfehlt, daß er sie erst suchen muß.

Die allgemeine Kleidung ist ein Wamms, das mit einem Hefte, oder, in Ermangelung dessen, mit einem Dorne zugehäkelt wird. Uebrigens sind sie unbedeckt, und bringen ganze Tage am Feuerheerde zu. Die Reichsten unterscheiden sich durch ein Kleid, das nicht, wie bei den Sarmaten oder Parthern, fliegt, sondern welches anliegt und alle Glieder ausdrückt. Sie tragen auch Wildhäute; die Ufernachbarn ohne Wahl, die Entfernteren, als die keinen Putz durch Handel haben, erlesener. Die Weiber haben keine andere Tracht, als die Männer, außer daß sich die Weiber öfter in leinene Kleider hüllen, sie mit purpurfarbigen Streifen versehen, und an dem Obertheile der Kleidung keine Aermel machen. Den ganzen Arm tragen sie bloß; auch der nächste Theil der Brust ist offen. Gleichwohl ist bei ihnen die Ehe streng, und in ihrem Charakter Nichts lobenswürdiger. Sie, fast die einzigen unter den Barbaren, begnügen sich mit einer Frau, einige Wenige ausgenommen, die nicht aus Wollust, sondern aus Politik, mehrere Weiber zu nehmen, veranlaßt werden. Die Ausstattung bringt nicht die Frau dem Manne, sondern dieser der Frau dar. Die Eltern und Verwandten sind zugegen, und prüfen die Geschenke: Geschenke, nicht zur weiblichen Ergötzung ausgesucht, oder zum Putz der Neuverlobten; sondern Rinder, ein gezäumtes Pferd, und ein Schild mit kurzem Spieß und Schwert. Auf diese Geschenke wird die Frau genommen; und sie bringt dem Manne dagegen auch einige Rüstung zu. Das ist ihr vorzüglichstes Band, das sind ihre geheimen Festlichkeiten, das ihre Ehegötter. Damit die Frau nicht meine, sie habe an Kriegstugenden nicht zu denken, und Kriegsungemach ginge sie nicht an; so wird sie mit dem feierlichen Eintritt in die Ehe erinnert, sie komme als Gefährtin der Mühseligkeiten und Gefahren, in Krieg und Frieden gemeinschaftlich zu leiden und zu wagen. Dieß kündigen das Joch Ochsen, das geschirrte Pferd und die geschenkten Waffen an. Selten geschieht Ehebruch bei diesem so zahlreichen Volke. Auch scherzt da Niemand über Laster; verführen und verführt werden, heißt da nicht Mode, und gute Sitten vermögen hier mehr, als anderwärts gute Gesetze. Nackt und schmutzig wachsen sie in allen Häusern zu solchen Gliedmaßen, und zu der Leibesgröße auf, darüber wir erstaunen. Jede Mutter stillt ihr Kind an ihrer Brust, und überläßt es nicht Mägden und Ammen. Herrn und Knecht kann man nicht durch zärtliche Erziehung unterscheiden. Unter einer Heerde, auf einem Boden leben sie, bis das Alter die Freigebornen absondert, und die Tapferkeit sie erkennet. Schwestersöhne werden bei dem Bruder der Mutter wie die eigenen Kinder geachtet. Einige halten diese Bande des Bluts noch für unverbrüchlicher und bündiger, und dringen bei Annahme der Geißeln noch mehr darauf, als ob die Gemüther dadurch stärker, und die Familien weitläuftiger verbunden würden. Doch sind nur die Kinder Erben und treten in des Vaters Rechte. Testamente gibt es nicht. Sind keine Kinder da, so erben die nächsten Verwandten, Brüder und Oheime von väterlicher oder mütterlicher Seite. Je mehr Verwandte und Be-

freundete, deſto größer iſt das Anſehen im Alter; kinderloſer Zuſtand hat keinen Werth.

Kein Volk iſt der Bewirthung und der Gaſtfreiheit ſo ergeben, als ſie. Irgend einem Menſchen die Herberge verſagen, wird für ſchändlich gehalten. Jeder bewirthet nach Vermögen mit dem zubereiteten Mahle. Fehlt es, ſo geht der Wirth, nun Wegweiſer, mit ihm ungebeten in's nächſte Haus, und es kommt darauf nicht an: ſie werden mit gleicher Freundlichkeit bewillkommt. Bekannt und unbekannt macht nach dem Gaſtrecht keinen Unterſchied. Beim Abſchiede wird ihm gegeben, was er verlangt, und man kann auch dagegen um Etwas anſprechen. Sie lieben Geſchenke; aber der Geber rechnet ſie nicht an, und der Empfänger wird nicht verbunden. Das Betragen unter Gaſtfreunden iſt gefällig. Sobald ſie aufſtehen, welches gemeiniglich erſt bei Tage geſchieht, waſchen ſie ſich; mehrentheils mit warmem Waſſer, da bei ihnen die meiſte Zeit Winter herrſcht. Alsdann eſſen ſie. Jeder hat ſeinen beſondern Sitz und ſeinen eigenen Tiſch. Darauf gehen ſie bewaffnet an ihre Verrichtungen, und auch oft zu Gaſtmahlen. Tag und Nacht fortzuzechen, iſt Keinem Schande. Häufige Händel, wie es bei Trunkenen geht, endigen ſich ſelten mit Scheltworten, öfterer mit Todtſchlag und Wunden. Doch pflegen ſie auch bei ihren Gelagen über Ausſöhnungen der Feinde, über Heirathsverbindungen, über Häupterwahlen, ja über Krieg und Frieden zu rathſchlagen; wie wenn die Seele zu keiner Zeit zu aufrichtigen Gedanken offener, oder zu wichtigen feuriger wäre. Ihr Trank iſt ein Saft aus Gerſte, oder anderm Getreide, zu einer Art des Weines vergohren. Die am Ufer kaufen auch Wein. Ihre Koſt iſt einfach: Feldobſt, friſches Wild, verdickte Milch. Ohne Zurichtungen, ohne Leckereien ſtillen ſie den Hunger. Gegen den Durſt ſind ſie nicht ſo mäßig. Willfahrte man ihrer Neigung zum Trunk, und gäbe ihnen, ſo viel ſie wollten: ſie würden ſo leicht durch Ausſchweifungen, als durch Waffen überwunden werden.

Sie haben nur eine und dieſelbe Art von Schauſpielen in allen ihren Zuſammenkünften. Nackte Jünglinge, für welche das Spiel iſt, tanzen und ſpringen unter drohenden Schwertern und Pfriemen, Uebung hat die Kunſt, und Kunſt den Anſtand hervorgebracht: aber nicht um Gewinn, oder Lohn. Beluſtigung der Zuſchauer iſt der Preis des verwegenſten Muthwillens. Glücksſpiele, es iſt ſonderbar, treiben ſie nüchtern, als ernſthafte Dinge; ſo Waghälſe auf Gewinnſt und Verluſt, daß ſie, wenn Alles verloren iſt, noch im gefährlichſten und letzten Wurf ihre freie Perſon aufs Spiel ſetzen. Der Verſpielte geht freiwillig in die Knechtſchaft. Er läßt ſich binden und verkaufen, wenn er auch jünger und ſtärker iſt. So beharrlich ſind ſie in der Sache: ſie nennen es Worthalten. Knechte von dieſer Art verhandeln ſie auswärts, um ſich der Scham ihres Gewinnſtes zu entledigen. Sonſt brauchen ſie ihre Knechte nicht, wie wir, zu Verrichtungen, unter das Geſinde vertheilt. Jeder hat Haus und Hof; ſeine eigene Wirthſchaft. Der Herr legt ihm, als ſeinem Ackermanne, ein Gewiſſes an Getreide, oder Vieh, oder Kleidungsſtücken auf; und ſo weit iſt der Knecht unterwürfig. Die übrigen Hausgeſchäfte verſehen Frau und Kinder. Selten wird der Knecht

geſchlagen, oder mit Banden und harter Arbeit gezüchtigt. Eher trägt ſich's zu, daß ſie ihn todtſchlagen; aber nicht aus ſtrenger Zucht, ſondern im Jähzorn, als einen Feind: nur ohne Ahndung. Freigelaſſene ſind nicht viel beſſer als Knechte. Selten haben ſie einen Einfluß im Hauſe, wie im Lande, außer bei Völkern, wo Könige herrſchen: denn da ſteigen ſie auch über Freigeborne und über Edle hinauf. Bei den Andern iſt der Unwerth der Freigelaſſenen ein Beweis von der Freiheit. Wucher treiben und Zinſen ſteigern iſt ihnen unbekannt; und ſo wird mehr gethan, als beim Verbot. Die Felder werden von Allen wechſelweiſe nach der Zahl der Anbauer in Beſitz genommen; die ſie dann unter ſich nach Würdigung vertheilen. Feldräume erleichtern die Theilung. Sie wechſeln mit dem Saatlande um, und es bleibt noch Feld liegen; denn man wetteifert nicht im Fleiße mit der Fruchtbarkeit und Weitläuftigkeit des Bodens, daß man Baumgärten anlegte, Wieſen abſonderte und Gärten wäſſerte. Nur Getreide bauen ſie. Daher ſie auch das Jahr nicht in ſo viele Zeiten theilen. Von dem Winter, Frühling und Sommer haben ſie Begriffe und Worte: aber den Namen des Herbſtes kennen ſie ſo wenig, als ſeine Güter.

Mit Leichen machen ſie kein Gepränge. Nur das iſt gebräuchlich, daß ſie die Leichname berühmter Männer mit gewiſſen Holzarten verbrennen. Der Holzſtoß wird weder mit Kleidungsſtücken noch Specereien angehäuft. Jedem werden ſeine Waffen, Einigen auch ihr Pferd mit in's Feuer geworfen. Man richtet einen Grabhügel von Raſen auf. Die ſtolze und mühſelige Ehre der Grabmähler verachten ſie, als läſtig den Todten. Klagen und Thränen nehmen bald, Schmerz und Traurigkeit ſpät ein Ende. Leidtragen iſt anſtändig für Weiber; für Männer das Andenken. So viel habe ich von dem Urſprunge und den Sitten aller Germanen überhaupt erfahren.

§ 3. Hermann, der Cheruſker.

Die deutſche Nation war in viele Völkerſchaften getheilt, nur diejenigen ſind uns aus dieſer Zeit bekannt worden, die mit den Römern handgemein wurden. Seit jeher vermieden aber dieſe Krieg mit den Germanen, die ſo furchtbar waren mit ihren Rieſenleibern und ihrem Löwenmuthe. Doch wie eine drohende Wolke lagen dieſe Barbaren auf den Alpen, die Italien im Norden gleich einer Mauer begränzen, und auch im Weſten ſchien der Rhein eine nur zu ſchwache Mark zwiſchen Gallien und Germanien zu ſein. Darum ſtellte Auguſtus, der weder Kriege noch Erweiterung des Reichs wünſchte, 8 Legionen an den Gränzen auf, um dieſe gefürchteten Barbaren und ihre Bewegungen zu bewachen. Am Rhein, wo die Römer das heutige Köln (d. i. eine Colonie) gegründet hatten, brachen die Germanen zuerſt herüber und ſchlugen den römiſchen Feldherrn Lollius und nahmen ihm ſein Kriegsbanier, den ſilbernen Adler, weg. Da kam Auguſtus mit Uebermacht dahin und nöthigte die Barbaren, über den Rhein zurückzukehren; weiter in's Land wagte er ſich nicht; er war zufrieden, daß ſie ihm verſpra-

chen, Frieden zu halten, und darüber Geißeln mitgaben. Bald darauf ſandte Auguſtus auch gegen die ſüdlichen Deutſchen, die von den Alpen herab in Oberitalien eingefallen waren, ſeine Stiefſöhne, Druſus und Tiberius, Erſtern über den Bodenſee in das heutige Schwaben, Letztern über Illyrien und Pannonien (das heutige Ungarn am rechten Donauufer), in das heutige Oeſtreich. Die daſigen Germanen zogen ſich aber in ihre dichten Wälder zurück und die Römer errichteten bloß Grenzwälle und befeſtigten Lager daſelbſt, worin ſtarke Beſatzungen zurückblieben; aus ſolchen Lagern ſind mit der Zeit Städte entſtanden, z. B. Augsburg (Augusta Vindelicorum) und Karnuntum, zwiſchen Wien und Preßburg und Vindobona (Wien). Druſus zog dann im J. 13 v. Chr. nach Gallien und ging da über den Rhein, welchen er durch einen Canal mit der Zuiderſee vereinigte, und ſo mit einer Flotte in die Nordſee an die Mündung der Ems und Weſer ſchiffte. In fünf Jahren kam er dann nach vielen Gefahren bis an die Elbe, verjagte viele Völkerſchaften aus ihren Wäldern, andere gewann er durch friedliche Verträge, ſo daß er mitten im Teutoburger Walde, nahe bei Paderborn, die Feſtung Aliso (Lisborn) anlegen und daſelbſt römiſche Beſatzung laſſen konnte, die ſich dann immer mehr mit den umwohnenden Germanen befreundete. Die jungen Söhne germaniſcher Fürſten oder Anführer lockte man nach Rom, wo ſie, durch römiſche Sprache und Sitten gebildet, ihren wilden Freiheitsſinn ablegen und der römiſchen Herrſchaft geneigter werden ſollten. Die mächtigen und hohen Geſtalten der blonden, blauäugigen Jünglinge machten großes Aufſehen in Rom und wurden bald deſto mehr bewundert, als ſie ſich auch in kurzer Zeit römiſche Bildung zueigneten. Viele nahmen Kriegsdienſte im Heere, viele ließ man in ihre Heimath zurückkehren, in der Hoffnung, ſie würden ihre Landsleute für die römiſche Regierung einnehmen. Druſus ſelbſt, der eben ſo edel als tapfer und allgemein beliebt bei dem Heere und Volke war, ſtarb inmitten großer Entwürfe. An ſeine Brüder hatte er geſchrieben, ſie möchten ſich beide vereinigen und die alte Republik wiederherſtellen. Tiberius gab den Brief dem Auguſtus, und bis heute iſt es ungewiß, wie er geſtorben ſei. Man hatte ihm den Namen Germanicus beigelegt, welcher dann auf ſeinen ältern Sohn überging. Sein Bruder, der minder beliebte Tiberius, übernahm ſodann den Oberbefehl des Heeres in Deutſchland und erntete die Lorbeern ein, die größtentheils Druſus ſich erworben hatte, als er ſieggekrönt nach Rom zurückkehrte.

Indeſſen befehligte Quinctilius Varus das römiſche Heer an der deutſchen Weſer; ein friedliebender Mann, der aber, um ſeine Habſucht zu befriedigen, den mehr verbündeten, als unterworfenen Deutſchen allerlei Abgaben, Frohnen und Kriegsdienſte auflegte. Dabei behandelte er ſie ganz wie Römer, und drohte bei dem geringſten Ungehorſam mit den Ruthenbündeln und Henkerbeilen ſeiner Lictoren. Auch miſchten ſich Prätoren und Tribunen in die Rechtshändel derſelben und ſchlichteten ſie nicht nach deutſchen, ſondern nach römiſchen Geſetzen. Beſonders übel kamen die Deutſchen weg, wenn ſie mit Römern vor den Richtſtuhl kamen, wo Lateiniſch geſprochen wurde, was ſie ſchlecht oder gar

nicht verſtanden. Daher der Grimm des Volkes über die römiſchen Sachwalter, die mit ihnen wie mit Knechten, nicht wie mit freien Männern verfuhren. Damals lebte unter den Cheruskern, einem germaniſchen Volke in der Gegend, wo Varus lagerte, ein kühner Jüngling, Hermann, (die Römer nennen ihn Arminius), der auch in Rom geweſen war und römiſche Sitten, aber auch römiſche Kriegskunſt daſelbſt gelernt hatte. Kaiſer Auguſtus liebte ihn, ertheilte ihm die Ritterwürde und eine Anführerſtelle bei der Reiterei. Schon hier zeigte er tapfern Muth und Geiſtesgegenwart und wurde in ſeine Heimath geſandt, weil man ihn für ein tüchtiges Werkzeug hielt, die Deutſchen zu romaniſiren. Allein er hatte in der Kaiſerſtadt auch die Ausartung der Römer und ihre falſche Staatskunſt kennen gelernt, und mit hannibaliſchem Haſſe kehrte er heim. In des Varus Lager hielt er ſein Innerſtes geheim; kam er aber zu ſeinen Cheruskern, ſo ſprach er laut ſeinen Schmerz über die Knechtſchaft der Germanen aus. Leider waren auch unter dieſen ſchon manche abgefallen von der guten Sache der Freiheit, und allmählig nur gelang es dem edlen Jüngling, einen Bund freigeſinnter Männer zu errichten, die ſich mit ihm vereinigten, die römiſche Macht auf deutſchem Boden zu vernichten. Unter den römiſch Geſinnten war auch Segeſt, ein alter Fürſt der Cherusker, der mächtigſte, und eben dieſer hatte eine Tochter, Thusnelda, die Hermann liebte und zu ehelichen begehrte. Der Vater ſchlug ſie ihm ab, weil er ihn haßte wegen ſeines deutſchen Sinnes; Hermann entführte ſie mit Gewalt, und hatte ſchon ſo viel Liſt und Verſtellung in Rom gelernt, daß er bei Varus Schutz gegen den Alten ſuchte und dieſer kein Gehör fand, wenn er ihn verdächtigen wollte. Thusnelda aber, ſobald ſie die Seinige war, theilte auch als ein ächtes deutſches Weib die geheime Sorge ihres Mannes um das Wohl des Vaterlandes, eingedenk des Brautgeſchenks, des gezäumten Pferdes und des Schildes mit Pfriemen und Schwert. Schön ſingen Klopſtocks Barden von ihr:

Hinter euch hält Thusnelda,
Mit dem Köcher der Jagd.
Jung und leicht, und lichtbraun
Stampfen die Erde vor dem eiſernen Wagen die Roſſe Thusnelda's.

Sorglos lebte Varus in ſeinem Lager, gleich wie in einer Villa bei Rom, als plötzlich die Nachricht eintraf, es habe ſich eine Völkerſchaft im Innern des Landes empört und die römiſchen Wachen daſelbſt überwältigt. Varus verſammelte ſogleich ſeine Tribunen und die deutſchen Fürſten, welche im Lager waren, worunter auch Segeſt und Hermann. Im Kriegsrath beſchloſſen ſie gegen die Rebellen auszuziehen. Mit dem ganzen Heere, mit Packpferden, Troßbuben, Weibern und Kindern brachen nun die Römer auf und kamen ohne einen Feind zu ſehen bis an den Teutoburger Wald, in die Gegend, wo heut zu Tage Heerfort und Detmold liegt. Da nahmen Hermann und die übrigen Fürſten Abſchied, um, wie ſie ſagten, mit ihren Hilfsvölkern bald nachzukommen. Nun erſcholl der Ruf der Freiheit an alle Gauen und von allen Seiten brachen die Cherusker und andere germaniſche Völkerſchaften in den Teu-

toburger Wald, um das feindliche Heer auf seinem Zuge zu überfallen. Die Römer aber waren schon von dem langen Wege ermüdet und tief im Walde, als sie noch immer nicht zu dem Orte kommen konnten, wo sie die aufrührerischen Germanen zu finden hofften, als starke und anhaltende Regengüsse vom Himmel strömten und den Marsch auf schlüpfrigen Pfaden immer beschwerlicher machten. Mit der Beschwerlichkeit riß auch bald Unordnung im Heere ein; es zog, um über Sumpf und schlüpfrige Waldwege zu kommen, zerstreut und in aufgelösten Reihen dahin. Die Unordnung wurde aber bald noch größer, als sich mit dem unaufhörlichen Regen ein heftiger Sturm erhob; tausendjährige Eichen stürzten mit furchtbarem Krachen über die Ziehenden her, Viele wurden erschlagen, ganze Schichten von entwurzelten und gebrochenen Bäumen lagen auf der Straße, wie Verhaue, und hemmten den Zug. Nun war schon ein lautes Klagen und Hilfeschreien der Verunglückten, ein Rufen der Befehlshaber, ein Jammern der Weiber und Kinder, und plötzlich mitten durch das Rauschen des Waldes, das Gekrache der Bäume, das Heulen des Sturmes ertönt von allen Seiten deutscher Schlachtgesang und ringsumher im Dickicht und auf den Höhen sieht man Cherusker und ihre Bundesgenossen, und ihre Wurfgeschosse fallen schon dichter als der Regen. Das war Hermann und sein edler Vater Siegmar und der Landsturm der Deutschen. Nun waren die Römer von starrem Entsetzen anfangs wie gelähmt, bis des Feldherrn Geistesgegenwart und die römische Kriegszucht mitten in der Verwirrung Ordnung in den Zug und mit der Ordnung einigen Muth wieder herstellte. So zogen sie einen ganzen Tag, von den Feinden, die noch nicht alle versammelt waren, nur leicht verfolgt, bis sie des Abends auf einen freien Platz gelangten. Hier ließ Varus sogleich ein Lager schlagen und mit einem Walle umgeben, auch alles überflüssige Gepäcke verbrennen. Nach einer Nachtruhe zogen die Römer des Morgens wieder weiter fort, zwar besser geordnet, doch immer noch verfolgt von den Feinden; die Straße mit Leichen bedeckend, gelangten sie wieder auf offenes Feld, wo Nachtlager gehalten wurde. Allein am Morgen drauf hatte alles Weiterziehen ein Ende; der Landsturm war in voller Zahl eingetroffen; selbst der alte Segest, von dem Volke bezwungen, hatte sich eingestellt, und nun erfolgte die Vertilgungsschlacht. Ein schreckliches Ungewitter, stürmischer als in den verflossenen Tagen, eröffnete den Tag, und zugleich begann der Kampf auf Tod und Leben. Von allen Seiten dringen die Deutschen mit Wurfspießen, Schwertern und Streitäxten auf die Römer ein, sprengen ihre festgeschlossenen Reihen; zwei Adler werden genommen, Varus wird verwundet, zwei Unterfeldherren fallen, nur Valerius Numenius schlägt sich durch mit seiner Reiterei, von der aber noch in den folgenden Tagen Viele von den nachsetzenden Deutschen niedergehauen werden. Das römische Fußvolk, dessen Tapferkeit mit der Verzweiflung wuchs, zieht indeß, trotz aller Angriffe des Feindes, dennoch weiter, immer hoffend, man würde zu Völkern kommen, die noch nicht abgefallen, oder zu römischen Grenzwachen, deren schon viele in damaliger Zeit im Lande waren. Gegen Abend hielt es wieder auf einem Platze, um sich zu lagern, und während der eine Theil focht, warf der andere den Graben auf. Allein diesmal half

weder Schlachtordnung noch Tapferkeit; auf's Neue stürmten die Deutschen heran und warfen das enggeschlossene Viereck und füllten den frischen Graben mit römischen Leichen. Da stürzte sich Varus verzweiflungsvoll in sein Schwert, und die Anführer ergaben sich mit Allen, die noch am Leben waren, auf Gnade und Ungnade.

Das war die Schlacht im Teutoburger Walde, 9 Jahre nach Chr. Geb., in welcher Hermann den alten Schrecken, welchen Römer vor Deutschen hatten, wieder auffrischte und so deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Freiheit für sich und kommende Geschlechter gründete. Die gefangenen Kriegsobersten aber und Hauptleute wurden auf Altären den Göttern geschlachtet; an Galgen gehängt wurden die römischen Sachwalter und die übrigen Geschäftsleute, die zur Befriedigung ihrer Habsucht das Volk unter dem Schutze des Varus auszurauben und zu bedrücken bemüht waren. Die eroberten Adler wurden an geweihten Stätten eingegraben, Waffen und Geschmeide unter das Kriegsvolk vertheilt, eben so die begnadigten Gefangenen, und mancher Römerjüngling, der daheim ein Heer von tausend Sklaven hatte, mußte nun eines deutschen Wehrmanns Schafe oder Hunde hüten.

Der größte Ruhm aber wurde einstimmig von Allen Hermann beigelegt, Barden sangen bis in die spätesten Zeiten seinen Ruhm; hier das Lied Klopstock's, der unter den Enkeln am würdigsten ihn besungen:

Hermann und Thusnelda.

Ha, dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Komm! ich bebe vor Lust! Reich' mir den Adler
Und das triefende Schwert! Komm, athm' und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!

Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt.

Selbst nicht, als du zuerst im Eichenhaine
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist! Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit den Göttern
Nektar trinket! daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

„Warum lockſt du mein Haar? Liegt nicht der ſtumme
Todte Vater vor uns? O, hätt' Auguſtus
Seine Heere geführt. Er
Läge noch blutiger da!“

Laß dein ſinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar iſt bei den Göttern!
Folg' du, und wein' ihm nicht nach!

§ 4. Auguſtus Octavianus und ſein Haus.

Als Brutus nach der unglücklichen Schlacht bei Philippi mit ſeinen Freunden in einer Bergſchlucht auf der Flucht ausruhte, und gegen Himmel, der voll Sterne war, ſchaute, rief er aus:

„Zeus, nicht entflieh' dir dieſes Unheils Schuldner!“

Den Antonius erreichte die göttliche Strafe zuerſt; doch auch Auguſtus ſollte ihr nicht entgehen. Im Beſitze der höchſten Gewalt und Herr beinahe der ganzen damals bekannten Welt, war ſein häusliches Leben friede- und freudelos an der Seite eines Weibes, das, ſo ſchön und geiſtreich, als herz- und lieblos, nur ihrem Stolze lebte, und der Begierde, ſich und einen gemüthsverwandten Sohn zu erheben und groß zu machen. Dieſes Weib war Livia, die Gemahlin des Senators Tiberius Claudius Nero, welche Auguſtus, nachdem er die edle Scribonia verſtoßen, ſich vermählte. Sie brachte in ſein Haus zwei Söhne, den liebenswürdigen Druſus, von welchem oben die Rede war, und den Tiberius, der ſchon in ſeiner Jugend ein haſſenswerthes Gemüth und die ſchlechteſten Sitten unter feinem und geſchmeidigem Betragen zu verbergen wußte. Und eben dieſer war der Mutter Liebling und die Urſache alles Unheils, das über das Haus des Kaiſers Auguſtus hereinbrach. Dieſem wollte ſie nämlich die Nachfolge auf dem Throne verſchaffen. Denn obwohl Auguſtus ſich den Schein zu geben bemühte, als ſollte die Republik durch ihn nicht aufgehoben ſein, war er doch ſelbſt nicht Willens, die Römer wieder frei zu geben, ſondern dachte vielmehr ernſtlich darauf, ihr nach ſeinem Tode einen Kaiſer zu hinterlaſſen. Freilich dachte er nicht an Tiberius, ſondern an Julia, ſeine einzige Tochter von der Scribonia, die um eben deßwegen ſchon als Kind von ihrer Stiefmutter auf's tödtlichſte gehaßt wurde; ſo aber, daß Auguſtus es nicht merken konnte; denn Livia wußte ihre Tücke zu verbergen, und leitete Alles ſo ein, daß ihre Wünſche wie zufällig in Erfüllung gingen. Indeß hatte Auguſtus, von allen dieſen Abſichten nichts ahnend, ſeine geliebte Julia mit dem jungen Marcellus, dem Sohne ſeiner Schweſter, der jüngern Octavia, vermählt, der längſt ſchon von ihm zum Erben ſeiner Macht beſtimmt war. Allein Marcellus ſtarb ſchon in ſeinem 24ſten Lebensjahre, und zwar plötzlich, von dem römiſchen Volke allgemein beklagt, von Auguſtus, der ihn wie einen Sohn liebte, wahrhaft väterlich beweint. Nun war Julia erſt 17 Jahre alt,

die liebenswürdigſte Dame am Hofe, Erbin des Kaiſers, überdieß ſchön und heiter, denn ſie liebte die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und hatte einen trefflich gebildeten Geiſt und ein Herz voll Leutſeligkeit und Güte, ohne den mindeſten Zug von Härte; (damals ſchon bei den römiſchen Damen, beſonders in Bezug auf ihre Sklavinnen, eine ſeltene Tugend!) weswegen ſie auch vom Volke allgemein, ja bis zum Abgöttiſchen geliebt wurde. Leider verband ſie mit dieſen Vorzügen einen grenzenloſen Leichtſinn und unüberwindlichen Hang zum Vergnügen, und dieß waren die Schwächen, welche die ränkevolle Stiefmutter nutzte, ſie zu verderben. Ohne ſie zu fragen, wurde Julia nun wieder vermählt, und zwar an den 42jährigen Agrippa, den größten Feldherrn ſeiner Zeit; den, wie Mäcenas meinte, man, da er ſchon ſo hoch erhoben ſei, entweder aus dem Wege räumen, oder zum Schwiegerſohne machen müßte. Wohl war Agrippa ein edler und rechtſchaffener Mann, der das junge Weib wie ein Vater leitete, ohne ihr jedoch unſchuldiges Vergnügen zu verſagen, und jugendlichen Leichtſinn ſo leicht, wie es die Stiefmutter that, zu verdammen. Indeß wurde Auguſtus immer älter und grämlicher, und weil er alle Mittel anwandte, das Volk vergeſſen zu machen, daß er ihm die Freiheit geraubt, und ſich in das beſte Licht zu ſtellen, ſo bemühte er ſich nun, durch äußerſt ſtrenge Sitten ſeines ganzen Hauſes einen Schein der Heiligkeit um ſich zu verbreiten, damit das Volk bekennen müßte, er ſei würdig, der Herr von Rom zu ſein. Livia, die feine Heuchlerin, war ihm dazu ſehr behilflich, und zeigte ſich ſelbſt in ihrem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben als ein Muſter aller Vollkommenheit und Tugend.

Allein die harmloſe Julia, die kein Laſter zu verbergen, kein Verbrechen gut zu machen hatte, überließ ſich ganz ihrer Laune, und war in Anzug, Lebensweiſe und Umgang eben ſo, wie damals die römiſche Frauenwelt war — eine leichtſinnige Bacchantin, die den Abgrund nicht ſah, dem ſie entgegentaumelte. Livia hütete ſich, ſie zurecht zu weiſen, wußte aber das Auge des Vaters auf ihr Betragen zu lenken. Einſt erſchien der ganze Hof bei einem Gladiatorſpiele, und Julia, umgeben von einem Schwarm junger Männer, wovon die meiſten ihrer lockern Sitten wegen bekannt und dem Kaiſer längſt anſtößig waren*), überließ ſich wieder ganz ihrer muthwilligen Laune. Livia hingegen, in einfachem, unſcheinbarem Anzuge, beſprach ſich ſittſam und anſtändig mit lauter ältern und ernſthaften Männern. Auguſtus konnte ſich den Aerger darüber nicht bergen, und ſchrieb auf ſeine Schreibtafel: „Julia möchte ſehen, welch ein Unterſchied zwiſchen den zwei erſten Frauen Rom's wäre," und ſchickte ſie ihr zu; Julia ſchickte ſie ihm ſogleich wieder mit der darunter geſchriebenen Antwort: „Mit der Zeit werden wir auch alt werden."

Ein andermal erſchien ſie am Hofe in einem etwas freien Anzuge, und der Vater ließ ihr ſeinen Unwillen merken, ohne jedoch etwas zu ſagen; den folgenden Tag beſuchte ſie ihn in einer andern anſtändigen Kleidung und umarmte ihn mit einer ernſthaften Miene, worauf Au-

*) Vielleicht befand ſich auch der Dichter Ovidius unter ihnen.

freundete, deſto größer iſt das Anſehen im Alter; kinderloſer Zuſtand hat keinen Werth.

Kein Volk iſt der Bewirthung und der Gaſtfreiheit ſo ergeben, als ſie. Irgend einem Menſchen die Herberge verſagen, wird für ſchändlich gehalten. Jeder bewirthet nach Vermögen mit dem zubereiteten Mahle. Fehlt es, ſo geht der Wirth, nun Wegweiſer, mit ihm ungebeten in's nächſte Haus, und es kommt darauf nicht an: ſie werden mit gleicher Freundlichkeit bewillkommt. Bekannt und unbekannt macht nach dem Gaſtrecht keinen Unterſchied. Beim Abſchiede wird ihm gegeben, was er verlangt, und man kann auch dagegen um Etwas anſprechen. Sie lieben Geſchenke; aber der Geber rechnet ſie nicht an, und der Empfänger wird nicht verbunden. Das Betragen unter Gaſtfreunden iſt gefällig. Sobald ſie aufſtehen, welches gemeiniglich erſt bei Tage geſchieht, waſchen ſie ſich; mehrentheils mit warmem Waſſer, da bei ihnen die meiſte Zeit Winter herrſcht. Alsdann eſſen ſie. Jeder hat ſeinen beſondern Sitz und ſeinen eigenen Tiſch. Darauf gehen ſie bewaffnet an ihre Verrichtungen, und auch oft zu Gaſtmahlen. Tag und Nacht fortzuzechen, iſt Keinem Schande. Häufige Händel, wie es bei Trunkenen geht, endigen ſich ſelten mit Scheltworten, öfterer mit Todtſchlag und Wunden. Doch pflegen ſie auch bei ihren Gelagen über Ausſöhnungen der Feinde, über Heirathsverbindungen, über Häupterwahlen, ja über Krieg und Frieden zu rathſchlagen; wie wenn die Seele zu keiner Zeit zu aufrichtigen Gedanken offener, oder zu wichtigen feuriger wäre. Ihr Trank iſt ein Saft aus Gerſte, oder anderm Getreide, zu einer Art des Weines vergohren. Die am Ufer kaufen auch Wein. Ihre Koſt iſt einfach: Feldobſt, friſches Wild, verdickte Milch. Ohne Zurichtungen, ohne Leckereien ſtillen ſie den Hunger. Gegen den Durſt ſind ſie nicht ſo mäßig. Willfahrte man ihrer Neigung zum Trunk, und gäbe ihnen, ſo viel ſie wollten: ſie würden ſo leicht durch Ausſchweifungen, als durch Waffen überwunden werden.

Sie haben nur eine und dieſelbe Art von Schauſpielen in allen ihren Zuſammenkünften. Nackte Jünglinge, für welche das Spiel iſt, tanzen und ſpringen unter drohenden Schwertern und Pfriemen, Uebung hat die Kunſt, und Kunſt den Anſtand hervorgebracht: aber nicht um Gewinn, oder Lohn. Beluſtigung der Zuſchauer iſt der Preis des verwegenſten Muthwillens. Glücksſpiele, es iſt ſonderbar, treiben ſie nüchtern, als ernſthafte Dinge; ſo Waghälſe auf Gewinnſt und Verluſt, daß ſie, wenn Alles verloren iſt, noch im gefährlichſten und letzten Wurf ihre freie Perſon aufs Spiel ſetzen. Der Verſpielte geht freiwillig in die Knechtſchaft. Er läßt ſich binden und verkaufen, wenn er auch jünger und ſtärker iſt. So beharrlich ſind ſie in der Sache: ſie nennen es Worthalten. Knechte von dieſer Art verhandeln ſie auswärts, um ſich der Scham ihres Gewinnſtes zu entledigen. Sonſt brauchen ſie ihre Knechte nicht, wie wir, zu Verrichtungen, unter das Geſinde vertheilt. Jeder hat Haus und Hof; ſeine eigene Wirthſchaft. Der Herr legt ihm, als ſeinem Ackermanne, ein Gewiſſes an Getreide, oder Vieh, oder Kleidungsſtücken auf; und ſo weit iſt der Knecht unterwürfig. Die übrigen Hausgeſchäfte verſehen Frau und Kinder. Selten wird der Knecht

geſchlagen, oder mit Banden und harter Arbeit gezüchtigt. Eher trägt ſich's zu, daß ſie ihn todtſchlagen; aber nicht aus ſtrenger Zucht, ſondern im Jähzorn, als einen Feind: nur ohne Ahndung. Freigelaſſene ſind nicht viel beſſer als Knechte. Selten haben ſie einen Einfluß im Hauſe, wie im Lande, außer bei Völkern, wo Könige herrſchen: denn da ſteigen ſie auch über Freigeborne und über Edle hinauf. Bei den Andern iſt der Unwerth der Freigelaſſenen ein Beweis von der Freiheit. Wucher treiben und Zinſen ſteigern iſt ihnen unbekannt; und ſo wird mehr gethan, als beim Verbot. Die Felder werden von Allen wechſelweiſe nach der Zahl der Anbauer in Beſitz genommen; die ſie dann unter ſich nach Würdigung vertheilen. Feldräume erleichtern die Theilung. Sie wechſeln mit dem Saatlande um, und es bleibt noch Feld liegen; denn man wetteifert nicht im Fleiße mit der Fruchtbarkeit und Weitläuftigkeit des Bodens, daß man Baumgärten anlegte, Wieſen abſonderte und Gärten wäſſerte. Nur Getreide bauen ſie. Daher ſie auch das Jahr nicht in ſo viele Zeiten theilen. Von dem Winter, Frühling und Sommer haben ſie Begriffe und Worte: aber den Namen des Herbſtes kennen ſie ſo wenig, als ſeine Güter.

Mit Leichen machen ſie kein Gepränge. Nur das iſt gebräuchlich, daß ſie die Leichname berühmter Männer mit gewiſſen Holzarten verbrennen. Der Holzſtoß wird weder mit Kleidungsſtücken noch Specereien angehäuft. Jedem werden ſeine Waffen, Einigen auch ihr Pferd mit in's Feuer geworfen. Man richtet einen Grabhügel von Raſen auf. Die ſtolze und mühſelige Ehre der Grabmähler verachten ſie, als läſtig den Todten. Klagen und Thränen nehmen bald, Schmerz und Traurigkeit ſpät ein Ende. Leidtragen iſt anſtändig für Weiber; für Männer das Andenken. So viel habe ich von dem Urſprunge und den Sitten aller Germanen überhaupt erfahren.

§ 3. Hermann, der Cheruſker.

Die deutſche Nation war in viele Völkerſchaften getheilt, nur diejenigen ſind uns aus dieſer Zeit bekannt worden, die mit den Römern handgemein wurden. Seit jeher vermieden aber dieſe Krieg mit den Germanen, die ſo furchtbar waren mit ihren Rieſenleibern und ihrem Löwenmuthe. Doch wie eine drohende Wolke lagen dieſe Barbaren auf den Alpen, die Italien im Norden gleich einer Mauer begränzen, und auch im Weſten ſchien der Rhein eine nur zu ſchwache Mark zwiſchen Gallien und Germanien zu ſein. Darum ſtellte Auguſtus, der weder Kriege noch Erweiterung des Reichs wünſchte, 8 Legionen an den Gränzen auf, um dieſe gefürchteten Barbaren und ihre Bewegungen zu bewachen. Am Rhein, wo die Römer das heutige Köln (d. i. eine Colonie) gegründet hatten, brachen die Germanen zuerſt herüber und ſchlugen den römiſchen Feldherrn Lollius und nahmen ihm ſein Kriegsbanier, den ſilbernen Adler, weg. Da kam Auguſtus mit Uebermacht dahin und nöthigte die Barbaren, über den Rhein zurückzukehren; weiter in's Land wagte er ſich nicht; er war zufrieden, daß ſie ihm verſpra-

chen, Frieden zu halten, und darüber Geißeln mitgaben. Bald darauf sandte Augustus auch gegen die südlichen Deutschen, die von den Alpen herab in Oberitalien eingefallen waren, seine Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, Ersterm über den Bodensee in das heutige Schwaben, Letztern über Illyrien und Pannonien (das heutige Ungarn am rechten Donauufer), in das heutige Oestreich. Die dasigen Germanen zogen sich aber in ihre dichten Wälder zurück und die Römer errichteten bloß Grenzwälle und befestigten Lager daselbst, worin starke Besatzungen zurückblieben; aus solchen Lagern sind mit der Zeit Städte entstanden, z. B. Augsburg (Augusta Vindelicorum) und Karnuntum, zwischen Wien und Preßburg und Vindobona (Wien). Drusus zog dann im J. 13 v. Chr. nach Gallien und ging da über den Rhein, welchen er durch einen Canal mit der Zuidersee vereinigte, und so mit einer Flotte in die Nordsee an die Mündung der Ems und Weser schiffte. In fünf Jahren kam er dann nach vielen Gefahren bis an die Elbe, verjagte viele Völkerschaften aus ihren Wäldern, andere gewann er durch friedliche Verträge, so daß er mitten im Teutoburger Walde, nahe bei Paderborn, die Festung Aliso (Lisborn) anlegen und daselbst römische Besatzung lassen konnte, die sich dann immer mehr mit den umwohnenden Germanen befreundete. Die jungen Söhne germanischer Fürsten oder Anführer lockte man nach Rom, wo sie, durch römische Sprache und Sitten gebildet, ihren wilden Freiheitssinn ablegen und der römischen Herrschaft geneigter werden sollten. Die mächtigen und hohen Gestalten der blonden, blauäugigen Jünglinge machten großes Aufsehen in Rom und wurden bald desto mehr bewundert, als sie sich auch in kurzer Zeit römische Bildung zueigneten. Viele nahmen Kriegsdienste im Heere, viele ließ man in ihre Heimath zurückkehren, in der Hoffnung, sie würden ihre Landsleute für die römische Regierung einnehmen. Drusus selbst, der eben so edel als tapfer und allgemein beliebt bei dem Heere und Volke war, starb inmitten großer Entwürfe. An seine Brüder hatte er geschrieben, sie möchten sich beide vereinigen und die alte Republik wiederherstellen. Tiberius gab den Brief dem Augustus, und bis heute ist es ungewiß, wie er gestorben sei. Man hatte ihm den Namen Germanicus beigelegt, welcher dann auf seinen ältern Sohn überging. Sein Bruder, der minder beliebte Tiberius, übernahm sodann den Oberbefehl des Heeres in Deutschland und erntete die Lorbeern ein, die größtentheils Drusus sich erworben hatte, als er sieggekrönt nach Rom zurückkehrte.

Indessen befehligte Quinctilius Varus das römische Heer an der deutschen Weser; ein friedliebender Mann, der aber, um seine Habsucht zu befriedigen, den mehr verbündeten, als unterworfenen Deutschen allerlei Abgaben, Frohnen und Kriegsdienste auflegte. Dabei behandelte er sie ganz wie Römer, und drohte bei dem geringsten Ungehorsam mit den Ruthenbündeln und Henkerbeilen seiner Lictoren. Auch mischten sich Prätoren und Tribunen in die Rechtshändel derselben und schlichteten sie nicht nach deutschen, sondern nach römischen Gesetzen. Besonders übel kamen die Deutschen weg, wenn sie mit Römern vor den Richtstuhl kamen, wo Lateinisch gesprochen wurde, was sie schlecht oder gar

nicht verstanden. Daher der Grimm des Volkes über die römischen Sachwalter, die mit ihnen wie mit Knechten, nicht wie mit freien Männern verfuhren. Damals lebte unter den Cheruskern, einem germanischen Volke in der Gegend, wo Varus lagerte, ein kühner Jüngling, Hermann, (die Römer nennen ihn Arminius), der auch in Rom gewesen war und römische Sitten, aber auch römische Kriegskunst daselbst gelernt hatte. Kaiser Augustus liebte ihn, ertheilte ihm die Ritterwürde und eine Anführerstelle bei der Reiterei. Schon hier zeigte er tapfern Muth und Geistesgegenwart und wurde in seine Heimath gesandt, weil man ihn für ein tüchtiges Werkzeug hielt, die Deutschen zu romanisiren. Allein er hatte in der Kaiserstadt auch die Ausartung der Römer und ihre falsche Staatskunst kennen gelernt, und mit hannibalischem Hasse kehrte er heim. In des Varus Lager hielt er sein Innerstes geheim; kam er aber zu seinen Cheruskern, so sprach er laut seinen Schmerz über die Knechtschaft der Germanen aus. Leider waren auch unter diesen schon manche abgefallen von der guten Sache der Freiheit, und allmählig nur gelang es dem edlen Jüngling, einen Bund freigesinnter Männer zu errichten, die sich mit ihm vereinigten, die römische Macht auf deutschem Boden zu vernichten. Unter den römisch Gesinnten war auch Segest, ein alter Fürst der Cherusker, der mächtigste, und eben dieser hatte eine Tochter, Thusnelda, die Hermann liebte und zu ehelichen begehrte. Der Vater schlug sie ihm ab, weil er ihn haßte wegen seines deutschen Sinnes; Hermann entführte sie mit Gewalt, und hatte schon so viel List und Verstellung in Rom gelernt, daß er bei Varus Schutz gegen den Alten suchte und dieser kein Gehör fand, wenn er ihn verdächtigen wollte. Thusnelda aber, sobald sie die Seinige war, theilte auch als ein ächtes deutsches Weib die geheime Sorge ihres Mannes um das Wohl des Vaterlandes, eingedenk des Brautgeschenks, des gezäumten Pferdes und des Schildes mit Pfriemen und Schwert. Schön singen Klopstocks Barden von ihr:

Hinter euch hält Thusnelda,
Mit dem Köcher der Jagd.
Jung und leicht, und lichtbraun
Stampfen die Erde vor dem eisernen Wagen die Rosse Thusnelda's.

Sorglos lebte Varus in seinem Lager, gleich wie in einer Villa bei Rom, als plötzlich die Nachricht eintraf, es habe sich eine Völkerschaft im Innern des Landes empört und die römischen Wachen daselbst überwältigt. Varus versammelte sogleich seine Tribunen und die deutschen Fürsten, welche im Lager waren, worunter auch Segest und Hermann. Im Kriegsrath beschlossen sie gegen die Rebellen auszuziehen. Mit dem ganzen Heere, mit Packpferden, Troßbuben, Weibern und Kindern brachen nun die Römer auf und kamen ohne einen Feind zu sehen bis an den Teutoburger Wald, in die Gegend, wo heut zu Tage Heerfort und Detmold liegt. Da nahmen Hermann und die übrigen Fürsten Abschied, um, wie sie sagten, mit ihren Hilfsvölkern bald nachzukommen. Nun erscholl der Ruf der Freiheit an alle Gauen und von allen Seiten brachen die Cherusker und andere germanische Völkerschaften in den Teu-

toburger Wald, um das feindliche Heer auf seinem Zuge zu überfallen. Die Römer aber waren schon von dem langen Wege ermüdet und tief im Walde, als sie noch immer nicht zu dem Orte kommen konnten, wo sie die aufrührerischen Germanen zu finden hofften, als starke und anhaltende Regengüsse vom Himmel strömten und den Marsch auf schlüpfrigen Pfaden immer beschwerlicher machten. Mit der Beschwerlichkeit riß auch bald Unordnung im Heere ein; es zog, um über Sumpf und schlüpfrige Waldwege zu kommen, zerstreut und in aufgelösten Reihen dahin. Die Unordnung wurde aber bald noch größer, als sich mit dem unaufhörlichen Regen ein heftiger Sturm erhob; tausendjährige Eichen stürzten mit furchtbarem Krachen über die Ziehenden her, Viele wurden erschlagen, ganze Schichten von entwurzelten und gebrochenen Bäumen lagen auf der Straße, wie Verhaue, und hemmten den Zug. Nun war schon ein lautes Klagen und Hilfeschreien der Verunglückten, ein Rufen der Befehlshaber, ein Jammern der Weiber und Kinder, und plötzlich mitten durch das Rauschen des Waldes, das Gekrache der Bäume, das Heulen des Sturmes ertönt von allen Seiten deutscher Schlachtgesang und ringsumher im Dickicht und auf den Höhen sieht man Cherusker und ihre Bundesgenossen, und ihre Wurfgeschosse fallen schon dichter als der Regen. Das war Hermann und sein edler Vater Siegmar und der Landsturm der Deutschen. Nun waren die Römer von starrem Entsetzen anfangs wie gelähmt, bis des Feldherrn Geistesgegenwart und die römische Kriegszucht mitten in der Verwirrung Ordnung in den Zug und mit der Ordnung einigen Muth wieder herstellte. So zogen sie einen ganzen Tag, von den Feinden, die noch nicht alle versammelt waren, nur leicht verfolgt, bis sie des Abends auf einen freien Platz gelangten. Hier ließ Varus sogleich ein Lager schlagen und mit einem Walle umgeben, auch alles überflüssige Gepäcke verbrennen. Nach einer Nachtruhe zogen die Römer des Morgens wieder weiter fort, zwar besser geordnet, doch immer noch verfolgt von den Feinden; die Straße mit Leichen bedeckend, gelangten sie wieder auf offenes Feld, wo Nachtlager gehalten wurde. Allein am Morgen drauf hatte alles Weiterziehen ein Ende; der Landsturm war in voller Zahl eingetroffen; selbst der alte Segest, von dem Volke bezwungen, hatte sich eingestellt, und nun erfolgte die Vertilgungsschlacht. Ein schreckliches Ungewitter, stürmischer als in den verflossenen Tagen, eröffnete den Tag, und zugleich begann der Kampf auf Tod und Leben. Von allen Seiten dringen die Deutschen mit Wurfspießen, Schwertern und Streitäxten auf die Römer ein, sprengen ihre festgeschlossenen Reihen; zwei Adler werden genommen, Varus wird verwundet, zwei Unterfeldherren fallen, nur Valerius Numenius schlägt sich durch mit seiner Reiterei, von der aber noch in den folgenden Tagen Viele von den nachsetzenden Deutschen niedergehauen werden. Das römische Fußvolk, dessen Tapferkeit mit der Verzweiflung wuchs, zieht indeß, trotz aller Angriffe des Feindes, dennoch weiter, immer hoffend, man würde zu Völkern kommen, die noch nicht abgefallen, oder zu römischen Grenzwachen, deren schon viele in damaliger Zeit im Lande waren. Gegen Abend hielt es wieder auf einem Platze, um sich zu lagern, und während der eine Theil focht, warf der andere den Graben auf. Allein diesmal half

weder Schlachtordnung noch Tapferkeit; auf's Neue stürmten die Deutschen heran und warfen das enggeschlossene Viereck und füllten den frischen Graben mit römischen Leichen. Da stürzte sich Varus verzweiflungsvoll in sein Schwert, und die Anführer ergaben sich mit Allen, die noch am Leben waren, auf Gnade und Ungnade.

Das war die Schlacht im Teutoburger Walde, 9 Jahre nach Chr. Geb., in welcher Hermann den alten Schrecken, welchen Römer vor Deutschen hatten, wieder auffrischte und so deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Freiheit für sich und kommende Geschlechter gründete. Die gefangenen Kriegsobersten aber und Hauptleute wurden auf Altären den Göttern geschlachtet; an Galgen gehängt wurden die römischen Sachwalter und die übrigen Geschäftsleute, die zur Befriedigung ihrer Habsucht das Volk unter dem Schutze des Varus auszurauben und zu bedrücken bemüht waren. Die eroberten Adler wurden an geweihten Stätten eingegraben, Waffen und Geschmeide unter das Kriegsvolk vertheilt, eben so die begnadigten Gefangenen, und mancher Römerjüngling, der daheim ein Heer von tausend Sklaven hatte, mußte nun eines deutschen Wehrmanns Schafe oder Hunde hüten.

Der größte Ruhm aber wurde einstimmig von Allen Hermann beigelegt, Barden sangen bis in die spätesten Zeiten seinen Ruhm; hier das Lied Klopstock's, der unter den Enkeln am würdigsten ihn besungen:

Hermann und Thusnelda.

Ha, dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Komm! ich bebe vor Lust! Reich' mir den Adler
Und das triefende Schwert! Komm, athm' und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!

Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt.

Selbst nicht, als du zuerst im Eichenhaine
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist! Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit den Göttern
Nektar trinket! daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

„Warum lockſt du mein Haar? Liegt nicht der ſtumme
Todte Vater vor uns? O, hätt' Auguſtus
Seine Heere geführt. Er
Läge noch blutiger da!“

Laß dein ſinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar iſt bei den Göttern!
Folg' du, und wein' ihm nicht nach!

§ 4. Auguſtus Octavianus und ſein Haus.

Als Brutus nach der unglücklichen Schlacht bei Philippi mit ſeinen Freunden in einer Bergſchlucht auf der Flucht ausruhte, und gegen Himmel, der voll Sterne war, ſchaute, rief er aus:

„Zeus, nicht entflieh' dir dieſes Unheils Schuldner!“

Den Antonius erreichte die göttliche Strafe zuerſt; doch auch Auguſtus ſollte ihr nicht entgehen. Im Beſitze der höchſten Gewalt und Herr beinahe der ganzen damals bekannten Welt, war ſein häusliches Leben friede- und freudelos an der Seite eines Weibes, das, ſo ſchön und geiſtreich, als herz- und lieblos, nur ihrem Stolze lebte, und der Begierde, ſich und einen gemüthsverwandten Sohn zu erheben und groß zu machen. Dieſes Weib war Livia, die Gemahlin des Senators Tiberius Claudius Nero, welche Auguſtus, nachdem er die edle Scribonia verſtoßen, ſich vermählte. Sie brachte in ſein Haus zwei Söhne, den liebenswürdigen Druſus, von welchem oben die Rede war, und den Tiberius, der ſchon in ſeiner Jugend ein haſſenswerthes Gemüth und die ſchlechteſten Sitten unter feinem und geſchmeidigem Betragen zu verbergen wußte. Und eben dieſer war der Mutter Liebling und die Urſache alles Unheils, das über das Haus des Kaiſers Auguſtus hereinbrach. Dieſem wollte ſie nämlich die Nachfolge auf dem Throne verſchaffen. Denn obwohl Auguſtus ſich den Schein zu geben bemühte, als ſollte die Republik durch ihn nicht aufgehoben ſein, war er doch ſelbſt nicht Willens, die Römer wieder frei zu geben, ſondern dachte vielmehr ernſtlich darauf, ihr nach ſeinem Tode einen Kaiſer zu hinterlaſſen. Freilich dachte er nicht an Tiberius, ſondern an Julia, ſeine einzige Tochter von der Scribonia, die um eben deßwegen ſchon als Kind von ihrer Stiefmutter auf's tödtlichſte gehaßt wurde; ſo aber, daß Auguſtus es nicht merken konnte; denn Livia wußte ihre Tücke zu verbergen, und leitete Alles ſo ein, daß ihre Wünſche wie zufällig in Erfüllung gingen. Indeß hatte Auguſtus, von allen dieſen Abſichten nichts ahnend, ſeine geliebte Julia mit dem jungen Marcellus, dem Sohne ſeiner Schweſter, der jüngern Octavia, vermählt, der längſt ſchon von ihm zum Erben ſeiner Macht beſtimmt war. Allein Marcellus ſtarb ſchon in ſeinem 24ſten Lebensjahre, und zwar plötzlich, von dem römiſchen Volke allgemein beklagt, von Auguſtus, der ihn wie einen Sohn liebte, wahrhaft väterlich beweint. Nun war Julia erſt 17 Jahre alt,

die liebenswürdigſte Dame am Hofe, Erbin des Kaiſers, überdieß ſchön und heiter, denn ſie liebte die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und hatte einen trefflich gebildeten Geiſt und ein Herz voll Leutſeligkeit und Güte, ohne den mindeſten Zug von Härte; (damals ſchon bei den römiſchen Damen, beſonders in Bezug auf ihre Sklavinnen, eine ſeltene Tugend!) weswegen ſie auch vom Volke allgemein, ja bis zum Abgöttiſchen geliebt wurde. Leider verband ſie mit dieſen Vorzügen einen grenzenloſen Leichtſinn und unüberwindlichen Hang zum Vergnügen, und dieß waren die Schwächen, welche die ränkevolle Stiefmutter nutzte, ſie zu verderben. Ohne ſie zu fragen, wurde Julia nun wieder vermählt, und zwar an den 42jährigen Agrippa, den größten Feldherrn ſeiner Zeit; den, wie Mäcenas meinte, man, da er ſchon ſo hoch erhoben ſei, entweder aus dem Wege räumen, oder zum Schwiegerſohne machen müßte. Wohl war Agrippa ein edler und rechtſchaffener Mann, der das junge Weib wie ein Vater leitete, ohne ihr jedoch unſchuldiges Vergnügen zu verſagen, und jugendlichen Leichtſinn ſo leicht, wie es die Stiefmutter that, zu verdammen. Indeß wurde Auguſtus immer älter und grämlicher, und weil er alle Mittel anwandte, das Volk vergeſſen zu machen, daß er ihm die Freiheit geraubt, und ſich in das beſte Licht zu ſtellen, ſo bemühte er ſich nun, durch äußerſt ſtrenge Sitten ſeines ganzen Hauſes einen Schein der Heiligkeit um ſich zu verbreiten, damit das Volk bekennen müßte, er ſei würdig, der Herr von Rom zu ſein. Livia, die feine Heuchlerin, war ihm dazu ſehr behilflich, und zeigte ſich ſelbſt in ihrem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben als ein Muſter aller Vollkommenheit und Tugend.

Allein die harmloſe Julia, die kein Laſter zu verbergen, kein Verbrechen gut zu machen hatte, überließ ſich ganz ihrer Laune, und war in Anzug, Lebensweiſe und Umgang eben ſo, wie damals die römiſche Frauenwelt war — eine leichtſinnige Bacchantin, die den Abgrund nicht ſah, dem ſie entgegentaumelte. Livia hütete ſich, ſie zurecht zu weiſen, wußte aber das Auge des Vaters auf ihr Betragen zu lenken. Einſt erſchien der ganze Hof bei einem Gladiatorſpiele, und Julia, umgeben von einem Schwarm junger Männer, wovon die meiſten ihrer lockern Sitten wegen bekannt und dem Kaiſer längſt anſtößig waren*), überließ ſich wieder ganz ihrer muthwilligen Laune. Livia hingegen, in einfachem, unſcheinbarem Anzuge, beſprach ſich ſittſam und anſtändig mit lauter ältern und ernſthaften Männern. Auguſtus konnte ſich den Aerger darüber nicht bergen, und ſchrieb auf ſeine Schreibtafel: „Julia möchte ſehen, welch ein Unterſchied zwiſchen den zwei erſten Frauen Rom's wäre," und ſchickte ſie ihr zu; Julia ſchickte ſie ihm ſogleich wieder mit der darunter geſchriebenen Antwort: „Mit der Zeit werden wir auch alt werden."

Ein andermal erſchien ſie am Hofe in einem etwas freien Anzuge, und der Vater ließ ihr ſeinen Unwillen merken, ohne jedoch etwas zu ſagen; den folgenden Tag beſuchte ſie ihn in einer andern anſtändigen Kleidung und umarmte ihn mit einer ernſthaften Miene, worauf Au-

*) Vielleicht befand ſich auch der Dichter Ovidius unter ihnen.

guſtus mit Heiterkeit zu ihr ſprach: „So gefällſt Du mir; dieß iſt ein Anzug, der ſich für des Auguſtus Tochter ſchickt.“ Da erwiederte Julia: „Geſtern hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.“

Indeſſen wachte über ſie, wie ein guter Genius, Agrippa, ihr gütiger Gemahl, ſo lange er lebte; als er aber im J. 10 v. Chr. ſchon mit Tode abging, war ſie leider rathlos und ſchutzlos, und den Ränken der Livia preisgegeben.

Wohl hatte Julia drei Söhne von Agrippa, und für Erben und Nachfolger war geſorgt; allein dieſe waren noch Kinder, und Auguſtus brauchte anſtatt des Agrippa einen Mitregenten. Zu dieſer Stelle wurde nun Tiberius erhoben, und ihm zugleich die Julia — die er, gleich ſeiner Mutter, tödtlich haßte — vermählt. Dieſer, obwohl erſt in den Dreißigen, gebährdete ſich doch viel gravitätiſcher, als der alte Agrippa, ließ aber der argloſen Julia gefliſſentlich alle Freiheit. Ja, er reiſte ſogar, um ihr zu Unbeſonnenheiten noch mehr Gelegenheit zu geben, nach Rhodus, wo er ſich längere Zeit aufhielt. Indeſſen überließ ſich Julia, froh, des finſtern Gatten los zu ſein, ganz den geſelligen Freuden, und Auguſtus, der während deſſen auch ſeinen letzten Freund und beſten Rathgeber, Mäcenas, durch den Tod verloren hatte, war nun ganz in den Händen ſeiner Gattin, welche die Stieftochter gefliſſentlich eine Zeitlang ganz unbewacht ließ, oder etwa gar ſchlechte Menſchen in ihr Haus brachte, die zu noch ungebundenerem Leben Anlaß gaben. Genug, es wurde eines Morgens dem Kaiſer die Nachricht gebracht, Julia habe in der Nacht mit ihrer muthwilligen Geſellſchaft ein Bacchanal auf offenem Markte gehalten. Was ihn aber bei dieſem, ihm gewiß eben zu einer übelgelaunten Stunde mitgetheilten, Berichte am meiſten aufbrachte, war der Beiſatz, daß unter den Nachtſchwärmern auch Julius Antonius, der Sohn des Triumvirn Antonius, geweſen ſei. Dieſer junge Mann, den die edle Octavia, ſeine Stiefmutter, mit ſorgfältiger Liebe erzogen, der als Staatsmann und Krieger ausgezeichnet, ein Freund des Horaz und der Wiſſenſchaften und ein Liebling des Volkes war, hatte ſchon längſt des furchtſamen Herrſchers Argwohn erregt; denn er ſah in ihm ſeinen ehemaligen Gegner wieder aufleben. Dazu kam, daß ſich zwiſchen ihm und Julia eine Neigung zu einander verrieth, die mehr aus politiſchen, als moraliſchen Gründen anſtößig ſchien. Julius Antonius mit Julia Auguſta, beide Lieblinge des Volkes, im Bunde, wie gefährlich konnte das für den Monarchen werden! Darum war Auguſtus denn ganz außer ſich vor Zorn, ließ den Senat mit früheſtem Morgen verſammeln, und ſandte ihm die Anzeige von dem Vorfalle in ſchonungsloſen Ausdrücken zu, ſo daß er ſeine eigene Tochter als die verworfenſte Sünderin ſchilderte, und verlangte, daß man ſie und ihre Mitſchuldigen auf's ſtrengſte beſtrafte. Julius Antonius wurde ohne Verhör noch an demſelben Tage hingerichtet, die übrigen Angeklagten des Landes verwieſen und Julia ſelbſt auf die Inſel Pandateria (Santa Maria) verbannt, wo ſie ſo karg und hart, wie eine gemeine Verbrecherin, gehalten wurde, und keinen andern Troſt hatte, als daß ihre Mutter, die edle Scribonia, bei ihr war, und mit ihr alle Noth und

Schmach theilte. (Im 2. J. v. Chr.) Tiberius und Livia baten zwar zum Scheine für sie, allein Letztere hatte wohl dafür gesorgt, daß des Kaisers Gemüth schon bis zur unerbittlichen Härte gebracht war. Zwei Jahre später kam nun Tiberius wieder nach Rom zurück, eben als der jüngere Sohn Julia's, Lucius Agrippa, in Spanien, wo er als Kriegsoberster stand, eines plötzlichen Todes starb. Zwei Jahre später starb auch der ältere Cajus Agrippa, welcher als Feldherr mit einem Heere gegen die Parther gezogen war; bei der Belagerung einer Stadt in Armenien empfing er eine leichte Wunde, die von bestochenen Aerzten ihm zur Todeswunde gemacht wurde. Der dritte Sohn Julia's, Agrippa Posthumus, dessen Erziehung ganz vernachlässigt wurde, hatte trotz seines Blödsinnes so viel Einsehen, daß seine Stiefgroßmutter an dem Tode seiner Brüder und dem Elende seiner Mutter Schuld sei; da er sich nun deßhalb auch gegen den Großvater störrisch und trotzig bewies, wurde er auch auf eine unfreundliche Insel verwiesen.

Nun waren denn alle hinweggeräumt, die den Anschlägen der herrschsüchtigen Livia im Wege standen, und das Beispiel von Giftmischen und Erbschleichen ward am Hofe selbst gegeben; es begann in Rom das eiserne Zeitalter, von welchem Ovidius in seinen Metamorphosen singt:

„Schon war das schädliche Eisen an das Licht getreten, und das Gold, noch schädlicher als das Eisen: nun trat der Krieg hervor, welcher mittelst beider kämpfet, und mit blutiger Hand die klirrenden Waffen rüttelt. Nun wird vom Raube gelebt, der Gastfreund ist nicht mehr vor dem Gastfreunde sicher, der Schwäher vor dem Eidame nicht, auch Liebe der Brüder ist selten. Der Mann strebt nach dem Tode der Gattin, sie nach dem Tode des Mannes. Die schrecklichen Stiefmütter mischen blaßgelbes Gift."

Augustus aber fühlte es tief, wie unglücklich er bei all' seiner Größe sei, denn seinen geliebten Marcellus und den bessern Sohn der Livia, den edlen Drusus, auch seine Freunde Agrippa und Mäcenas, und dann seine beiden Enkel, die er aufs zärtlichste liebte, mußte er durch den Tod verlieren; nicht mehr kam ihm seine heitere Julia entgegen, und es wurde ihm unheimlich in dem leeren kaiserlichen Palaste, durch dessen weite Gemächer nur Sklaven und Schmeichler einherschlichen und der gleißnerische Tiberius und seine Mutter, die hochgebietende Livia, die wie eine Nemesis Gericht zu halten bestellt war über die Verbrechen und Laster des Octavianus.

„Das wäre mir nicht geschehen, wenn Agrippa und Mäcenas noch lebten," so sagte er bei der Verbannung seiner Julia, die er sehr bald bereute und doch nicht zu widerrufen wagte. Dazu kam nun noch die Niederlage des Varus, worüber ganz Rom in Schrecken gerieth, weil man schon die Deutschen im Anzuge nach Italien wähnte. Augustus selbst war so bestürzt, daß er in den ersten Tagen wie außer sich in seinem Gemache auf und nieder rannte, und dabei zu wiederholten Malen ausrief: „Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!" Er schaffte dann die Leibwache ab, welche aus Deutschen bestand, und hob neue Truppen aus, an deren Spitze Tiberius an den Rhein eilte. Ihn be-

gleitete Germanicus, der Sohn des Druſus; allein ſie fanden die Cherusker nirgends, ſondern zogen ſich wieder in die feſten Plätze an den Rhein zurück, nachdem ſie das jenſeitige Ufer verwüſtet hatten.

Nun hatte Auguſtus ſein kümmerliches Leben auf 76 Jahre gebracht, und nachdem er ſeiner Tochter Julia erlaubt, ſich von der Inſel in die Stadt Rheggium zu begeben, und auch im Begriff war, ihres unglücklichen Sohnes Lage zu erleichtern, erkrankte er plötzlich auf einer Reiſe in Unteritalien und ſtarb 14 J. n. Chr. Seine letzten Worte verrathen den eiteln Mann und ſeine Denkweiſe: „Nicht wahr," ſprach er zu ſeinen Vertrauten, „ich habe meine Rolle gut geſpielt?" Er wurde, was dann mit jedem Cäſar geſchah, gleich Romulus in die Zahl der Götter verſetzt.

§ 5. Hermann und Marbod.

Indeſſen hatte außer Hermann noch ein anderer Fürſt viele deutſche Völkerſchaften unter dem Namen der Markomannen vereinigt; dieß war Marbod, der auch, gleichwie Hermann, in früher Jugend als Geiſel in Rom erzogen und gebildet, eben ſo kühn und tapfer, doch herrſchſüchtiger als jener heimkehrte, und bald darauf an der Spitze ſeines Volkes das römiſche Joch abzuſchütteln wagte. Er hatte ſich in Böhmen feſtgeſetzt, wo bis dahin die Bojer (daher Bojheim) wohnten, und zog von dannen an die Elbe und Donau, wo er überall die deutſchen Stämme an ſich zog und ſie den Römern in Süd- und Oſtdeutſchland entgegenſtellte. Zwar hatte ihn 6 J. v. Chr. Tiberius im Harzwalde beſiegt und zu einem Frieden genöthigt, welchen er um ſo lieber einging, da ihm ſeine Fürſtengewalt, die bei den Deutſchen damals, nur ſo lange Krieg war, dauerte, durch das Bündniß mit Rom geſichert war. Darum blieb er auch unthätig, als Hermann den Varus vertilgte, und nahm nicht Theil an der Befreiung Deutſchlands, die ſein Beitritt hätte vollenden können.

Auch Hermann konnte den großen Sieg nicht verfolgen, denn ſein Schwiegervater, der alte Römerfreund Segeſtes, brachte Uneinigkeit unter die Völker; er ſelbſt überfiel Hermanns Burg in deſſen Abweſenheit und führte Thusnelden gefangen weg. Als darauf Hermann racheſchnaubend gegen ihn auszog, rief dieſer den Germanicus, der 5 Jahre nach des Varus Niederlage an die Weſer kam, zu Hilfe. Germanicus rettet ihn und bekommt Thusnelden in ſeine Gewalt. Gezwungen, vor dem Römer zu erſcheinen, ſtand ſie ſtill und ſtolz, den Blick feſt vor ſich auf den Boden geheftet. Der edle Germanicus ehrte die Frau des Helden, die ſelbſt eine Heldin war, und bewahrte ſie vor jedem Unglimpf, ſandte ſie aber auf Befehl ſeines kaiſerlichen Oheims nach Rom, wo ſie, hervorragend und herrlich unter den gefangenen deutſchen Frauen, der Grieche Strabo ſah, der eine Erdbeſchreibung damaliger Zeit hinterlaſſen hat. Sie kam dann mit ihrem Sohne nach Ravenna, wo mehrere vornehme Deutſche als Geiſeln oder Gefangene, nicht einge-

kerkert, doch ſtrenge überwacht, lebten; ob ſie wieder zu Hermann gekommen, und wie ſie und ihr Sohn geendet, iſt nicht bekannt.

Auf dieſem Zuge gelangte Germanicus an die Stelle im Teutoburger Walde, wo Varus mit ſeinem Heere 5 Jahre früher geſchlagen ward. Die Leichengerippe lagen noch unbeerdigt da, viele über Altären hingeſtreckt, wo ſie den Todesſtreich empfangen hatten, an den Bäumen Todtenſchädel, in allen Gebüſchen und in Sümpfen und auf den Straßen und Fußpfaden weithin zerſtreut unzählige Leichengebeine; für die Römer ein ſchauerlicher Anblick. Manche Krieger, die dabei geweſen, zeigten die Stelle, wo namhafte Männer gefallen, wo die Schlacht am grimmigſten geweſen, und erzählten einzelne Begebniſſe des unſeligen Tages. Germanicus ließ das Heer halten und die Todten alleſammt begraben. Indeſſen ſtürmte aber Hermann mit einem Cheruskerheere heran, grimmiger noch als vor, weil ihm ſeine Thusnelde entriſſen ward. Die Römer wurden geworfen, und nur die Kriegskunſt und die Unerſchrockenheit des Germanicus rettete das Heer durch einen geſchickten Rückzug. Er ſelbſt ging mit einem Theile zu Schiffe auf dem von ſeinem Vater gegrabenen Canale; Cäcina, ſein Unterfeldherr, zog geradezu auf den Rhein los. Hier war ſchon die Kunde eingetroffen, Germanicus ſei gleich Varus mit allen Leuten vertilgt, und man hätte im erſten Schrecken die Rheinbrücke bei der römiſchen Pflanzſtadt Vetera (unweit Xanten) abgetragen, wäre nicht die unerſchrockene Agrippina, Gattin des Germanicus, da geweſen, welche es verhinderte. Als bald darauf die erſten Legionen in jämmerlichem Aufzuge ankamen, ſtand dieſe Matrone an der Brücke, begrüßte ſie, und freudig über die Botſchaft, ihr Gemahl ſei nicht in den Wäldern umgekommen, ſondern zu Schiffe über Belgien gefahren, that ſie Alles, was der abweſende Feldherr gethan hätte: ſie ſpeiſete die Hungrigen, pflegte die Kranken und Verwundeten und kleidete die Abgeriſſenen. Bald kam auch Germanicus mit ſeinen Legionen nach. Er hatte viel Ungemach von Stürmen erlitten, und ſein Heer bedurfte der Ruhe gar ſehr. Doch gönnte ſie ſich Germanicus ſelbſt hier bei ſeiner Gemahlin, in der freundlichen und bequemen Pflanzſtadt, nicht lange; es war dies noch einer jener unbezwinglichen römiſchen Charaktere, welche in Widerwärtigkeiten ſtets muthiger da ſtanden und Gefahr und Arbeit mehr liebten, als Ueppigkeit und Frieden. Wiederum brach er daher auf und drang in jene dichten Wälder vor, wo ſchon Tauſende von Römern ihr Grab gefunden hatten. Auf einer großen Ebene (oder Wieſe, Indiſtaviſus) traf er auf den Feind, und obwohl von den Legionen tapfer gefochten und ſelbſt Hermann verwundet wurde, blieb doch die Schlacht unentſchieden. Aber Germanicus errichtete, den alten Stolz der Legionen wieder zu erheben, in dem Lager ein Denkmal mit der Inſchrift: „Nach Ueberwindung der Völker zwiſchen dem Rhein und der Elbe hat das Heer des Kaiſers Tiberius dieſes Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Auguſtus geweiht.“ Uebrigens fand er für gut, um das Heer wieder in rüſtigen Stand zu ſetzen, nach dem Rheine zurück zu gehen; allein dieſer Rückzug koſtete ihn abermals viele Menſchen und Pferde, denn die Flotte wurde von einem ſchrecklichen Sturme überfallen. Der raſtloſe Feldherr

hatte aber kaum den Winter hindurch ſein Heer vollzählig und ſchlagfertig gemacht, als er auch mit Frühlings Anfang ſchon hin an die Weſer eilte. Dießmal hatte Germanicus Herrmann's Bruder, Flavius, der im Dienſte der Römer war, bei ſich, und er wurde an den Cheruskerfürſten abgeſandt, um ihn zum Bündniß mit den Römern zu bewegen. An der Weſer war die Zuſammentretung, doch ſo, daß beide Brüder durch den Strom geſchieden waren. Die Unterredung wurde bald hitzig, denn Hermann nannte ſeinen Bruder einen Landesverräther, und nur mit Mühe hielten die Römer den Flavius zurück, ſonſt würden ſich Beide vom Zank in Zweikampf geſtürzt haben. Mit großer Uebermacht ſchlug Germanicus darauf das deutſche Fußvolk, und obgleich die Reiter der Cherusker unwiderſtehlich vordrangen, mußte Hermann doch der römiſchen Kriegskunſt weichen. Kein Wunder auch, der Landſturm hatte noch nicht gelernt, in geordneten Reihen zu fechten; auch war das Kriegsvolk ohne Helm und Harniſch, nur mit dünnen Schilden von Holz oder Flechtwerk, hatte keine andern Waffen, als lange Speere und Schwerter, während die Römer meiſt gepanzert, mit Blech beſchlagenen Schilden und ſtarken Lanzen, Wurfſpießen und Schwertern vom beſſeren Stahle, auch mit Wurfmaſchinen verſehen waren, und die Feldherren eine fünfhundertjährige Kriegserfahrung und die Kunſt, durch Stellungen und Märſche Schlachten zu entſcheiden, beſaßen.

Nun wurde aber Germanicus vom Kaiſer Tiberius, dem ſeine Kriegsthaten ſchon zu viel waren, mit den Worten zurückberufen: „Der Rache ſei genug, das Uebrige würden die Deutſchen an einander ſelbſt thun.“

So geſchah es auch: die unbeſiegbaren Germanen, welche den römiſchen Adlern ſo glücklich widerſtanden, wurden durch innere Zwietracht geſchwächt, widrigenfalls hätte gewiß Hermann ſeine Thusnelde ſelbſt aus Italien geholt, und Rom wäre vierhundert Jahre früher von Deutſchen erobert worden.

Zuerſt war es Marbod, der große König der Markomannen, an welchen ſich beinahe alle öſtlichen Germanen angeſchloſſen hatten, der dem Sieger Hermann feindlich entgegentrat. Denn dieſer wollte nicht leiden, daß ſich Marbod königliche Gewalt und Würde anmaßte, und Marbod hingegen, eiferſüchtig auf Hermanns Ruhm und Glanz, wollte dem Abfalle ſeiner Völker durch einen entſcheidenden Kampf zuvorkommen. Es kam daher zur Schlacht, in welcher ſo hitzig gefochten wurde, daß erſt nach furchtbarem Blutvergießen Marbod das Feld räumte. Hermann erwartete am andern Tage auf dem Schlachtfelde den Feind, doch dieſer erſchien nicht, das Treffen zu erneuern, ſondern wandte ſich an Kaiſer Tiberius. Druſus wurde mit dem geheimen Befehle an die Donau geſandt, den gefürchteten Marbod zu vernichten, ohne jedoch das Bündniß offenbar zu verletzen. Da lag nun an den nordöſtlichen Grenzen des großen Markomanniſchen Reiches, etwa im heutigen Weſtpreußen, das Volk der Gothen, deſſen Fürſt Katualt von Marbod beleidigt worden war. Dieſer wurde von den Römern heimlich zum Kriege aufgereizt, und Marbod, unvermuthet überfallen, hatte nicht Zeit, ſeine Leute, die in den unermeßlichen Wäldern von dem Rieſengebirge an bis zum

Harze hin zerstreut wohnten, zu sammeln; sein Hauptlager, welches gleichzeitige Schriftsteller eine Stadt nennen, wurde von Katualt erobert, und die Schätze, die unermeßliche Beute langwieriger Kriege der Markomannen, fielen in des Siegers Hände. Marbod selbst floh in das römische Lager, konnte nun aber freilich den Drusus nicht bewegen, ihn wieder in sein Reich einzusetzen, sondern begab sich, wie er glaubte, als freundlich geladener Gast, nach Italien, wo er in Ravenna königlich gepflegt und bedient, doch verachtet von den übrigen entsetzten Fürsten, die in dieser Stadt ihr Leben fristen mußten, sein Leben beschloß. Das Markomannische Reich selbst zerfiel nun wieder in mehrere Völkerschaften, welche unter freigewählten Fürsten in ihren Wäldern sicher vor den Römern hausten.

Bald darauf war aber auch, obgleich rühmlicher, Hermanns Heldenbahn beendet. Der alte Segest und mit ihm noch Mehrere waren noch immer unversöhnlich, und suchten Zwietracht unter den Cheruskern zu streuen. Mit diesen Mißvergnügten vereinigten sich die Katten (im heutigen Hessen), die es ärgerte, daß die Cherusker durch den Sieg über die Römer von allen Deutschen die meiste Ehre hatten. Indeß vermochte Nichts, das Volk der Cherusker von ihrem geliebten Fürsten abwendig zu machen, und nur durch Meuchelmord gelang es seinen Feinden (die nähern Umstände sind unbekannt), ihn aus der Welt zu schaffen. So endigte im 37. Jahre seines Lebens*) der Held, welchem Deutschland verdankt, allein unter allen Ländern, auf deren Eroberung die römische Macht ausging, unerobert zu sein; der, obgleich sein Andenken nur feindländische Schriftsteller unvollkommen auf uns gebracht haben, als einer der Größten aller Zeiten glänzt in der Geschichte; der, ein Jüngling, an der Spitze unbotmäßiger Völkerschaften, ihren Ungestüm zu dem weisesten Anschlage zu lenken gewußt, und mit derselben rohen Kraft erst eine tiefe Wunde der Weltherrschaft geschlagen, sodann ihrer gesammelten unabläßig Trotz geboten, nachher im Osten eine undeutsche Macht gebrochen, und, bis an sein Ende ungebeugt durch der Gattin und des Sohnes Verlust, allein dem Vaterlande hold, in Feindschaft wider die Römer ausgeharrt. Und dieß ist eine Herrlichkeit des deutschen Volkes vor allen andern im Anbeginne unserer Geschichte, und nicht aus Sagen und Dichtungen, nein, aufs Gewisseste bezeugt solch ein Mann!

§ 6. Das Haus der Livia.

Die Regierung des Augustus war so weise und milde, daß die Römer darüber die Zeiten der Freiheit, in welchen unter beständigen Bürgerkriegen so viel Verwirrung und weder Sicherheit des Lebens, noch des Vermögens in Rom war, vergaßen — und Senat und Volk segneten die Monarchie. Als aber nach Augustus Tode das Haus der herrschsüchtigen Livia, und zwar zuerst ihr Sohn Tiberius, dann ihr

*) Worte des Geschichtsschreibers Fr. Roth.

Urenkel Caligula, darauf der Enkel Claudius und endlich der adoptirte Nero auf dem Throne folgten, da erkannten die Römer alle Schrecken einer despotischen Regierung, und die Edlen im Volke riefen wieder die goldenen Zeiten zurück, wo das Gesetz galt, und wo Tugend und Wahrheit sicher standen und vor keinem Mächtigen zittern durften. Es waren diese Kaiser aber aus der stolzen Familie jener Claudier, unter denen es mehr als einen herrschsüchtigen und grausamen Appius Claudius gab, der als Decemvir die Entleibung der edlen Virginia veranlaßte. Eine Zeit führten diese Tyrannen über Rom herbei (v. J. 14—69), über welche wir einen Schleier werfen wollen, um nicht auch weibliche Herzen an den Anblick solch unmenschlicher Gräuel zu gewöhnen. Nichts also von den ekelhaften Einzelnheiten dieser Regierungen; ein kurzer Abriß der Hauptbegebenheiten mag nur dazu dienen, den Uebergang zu bessern Zeiten zu bilden.

Tiberius bestieg den Thron in seinem sechsundfunfzigsten Jahre, und der Senat war schon so niedrig gesinnt, daß er ihn mit Schmeichelei und Unterwerfung begrüßte. Das Volk sah stumm und blöde dem Regentenwechsel zu, nur die Legionen an den Grenzen des Reichs widersetzten sich anfangs und trugen dem Helden Germanicus die Herrschaft an. Der edle Mann schlug dieses Anerbieten aus und beruhigte das Heer zu Gunsten seines Oheims, der es ihm aber schlecht lohnte; denn nachdem Germanicus, wie wir schon erzählt haben, mit beispielloser Ausdauer gegen Hermann kämpfte und später auch in Asien bis an den Euphrat hin den Glanz der römischen Waffen erhöhte, wurde er, wahrscheinlich auf des Kaisers Befehl, durch Gift getödtet. Um seine Macht noch mehr zu befestigen, hob Tiberius die Volksversammlungen, die bisher wenigstens zum Schein gehalten wurden, für immer auf und ließ den Senat nur darum bestehen, weil er sich nie seinem Willen widersetzte. Um sich sein Leben zu sichern, gab er das Majestätsgesetz, d. h. er trug die Majestät oder die Heiligkeit des Volkes und der Republik auf seine kaiserliche Person über und bestrafte jede, auch die entfernteste Beleidigung derselben als Majestätsverbrechen. Zu diesem Zwecke hielt er eine Menge Angeber (geheime Polizei), welche oft aus Privathaß die besten Bürger eines Wortes, einer Handlung wegen anklagten, die er für Majestätsverbrecher erklärte und mit Tod, Verbannung und Einziehung der Güter bestrafte. Zuletzt begab er sich auf die unzugängliche Insel Capreä (bei Neapel), wo er von wenigen Schmeichlern umgeben das lasterhafteste Leben führte und Bluturtheile dictirte, die dann in Rom vollzogen wurden. Selbst seine Mutter Livia, die Alles zu seiner Erhebung gethan hatte, behandelte er hart, und sie starb aus Gram über die Undankbarkeit ihres Sohnes. Seiner Gemahlin, der unglücklichen Julia, entzog er bald alle Unterstützung, so daß sie in größter Dürftigkeit in ihrer Verbannung starb. Endlich erreichte ihn doch die göttliche Rache; einer seiner unterthänigen Schmeichler ermordete ihn, als er eben krank daniederlag.

Ihm folgte, wie er im Testamente verfügt hatte, der Sohn des Germanicus, dem die Soldaten, unter denen er aufwuchs, den Namen Caligula (Stiefelchen), weil er schon als Kind Soldatenstiefeln trug,

beilegten. Von dem Sohne eines so edlen Vaters hatte man Ursache das Beste zu erwarten, allein an ihm ward wieder bestätigt, wie leicht die bessern Keime der Menschlichkeit in einem zerstreuten und geräuschvollen Jugendleben untergehen. Im Lager unter wilden Kriegern verwilderte der Knabe, und auf der Insel Capreä, wohin ihn später Tiberius bringen ließ, war er Zeuge ekelhafter Schwelgereien und grausamer Blutthaten. Anfangs regierte er noch erträglich, und das Volk, welches sich von den Schrecknissen der vorigen Regierung zu erholen anfing, verehrte ihn wie einen Halbgott; allein nach einer schweren Krankheit war er wie umgewandelt, üppig und blutdürstig und alle Menschenwürde mit Füßen tretend. Wir wollen, wie die meisten Schriftsteller thun, seine Unthaten für Verrücktheit halten, die in der Krankheit seinen Geist zerrüttet hatte. Wie könnte man es auch anders erklären, daß er den geerbten Schatz von fünf und siebzig Millionen in einem Jahre verschwendete und sich nicht nur unter allen Kaisern der erste einen Dominus, d. h. Herrn, nennen, sondern auch als eine Gottheit vom Volke verehren ließ, daß er sein Lieblingspferd zum Consul ernannte und einen Feldzug in das nördliche Gallien unternahm und anstatt, wie er wollte, nach Britannien hinüberzuschiffen, seine Soldaten am Strande Muscheln sammeln hieß. Von ihm ist auch der furchtbare Wahlspruch: „mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ und der tolle Wunsch: „die Menschheit möchte nur einen Kopf haben, um sie mit einem Hiebe zu vertilgen.“ Nach vier Jahren seiner tollen Regierung, als er eben wieder Mehrere hinrichten wollte, kamen ihm die Prätorianer zuvor und ermordeten ihn. An seine Stelle riefen sie dann den funfzigjährigen Sohn des Drusus, Claudius, zum Kaiser aus, einen Schwächling, den seine Günstlinge und Frauen leiteten. Unter letztern zeichnete sich seine dritte Gemahlin Messalina aus, über deren schändlichen Lebenswandel und beispiellose Mordlust die Menschheit einen Schleier wirft. Groß und herrlich ist aber die That einer Römerin, der Arria, deren Gemahl Cäcina Pätus sich gegen den Tyrannen verschworen hatte und, verrathen, dem Todesurtheil durch Selbstmord entgehen wollte; denn als dieser, die Spitze des Schwertes versuchend, zauderte, stieß sie sich selbst den Dolch in die Brust und übergab ihm denselben mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!“ Als das Maß der Verbrechen bei Messalina voll war, wurde sie auf Befehl des Kaisers ermordet. Ihre Stelle nahm nun Agrippina, die Tochter des Germanicus und Schwester des tollen Caligula, ein, die eben so unwerth eines solchen Vaters war, als ihr Bruder. Von ihrem ersten Gemahle Ahenobarbus hatte sie einen Sohn, den der schwachsinnige Claudius unter dem Namen Claudius Tiberius Nero adoptiren mußte. Diesen Nero, (denn unter letzterm Namen ist er bekannt) auf den Thron zu erheben, beging nun Agrippina, gleich der Livia, alle erdenkliche Frevel, nur mit dem Unterschiede, daß sie Alles ganz öffentlich und ohne Scheu zu thun wagte, so daß die Giftmischerin Locusta am Hofe frei aus und einging und das Volk nicht nur Vermuthung, sondern Gewißheit hatte von allen Gräueln und Mordthaten, die auf ihr Geheiß verübt wurden. Indessen beherrschten andere Weiber, Freigelassene und Sklaven den alten

Kaiſer, und als er ſeinen und Meſſalinens Sohn, den jungen Britannicus, dem Stiefſohn Nero vorzuziehen begann, wurde er 54 J. n. Chr. mit Gift aus der Welt geſchafft, nachdem er 14 Jahre lang als Werkzeug der verworfenſten Böſewichter auf dem Throne geſeſſen.

Nun beſtieg Nero an der Spitze der Prätorianer, die von Agrippinen durch Geſchenke gewonnen waren, 17 Jahre alt, voll liebenswürdiger Talente und von dem Philoſophen Seneca auf's ſorgfältigſte gebildet, den Kaiſerthron. Wirklich regierte er auch in den erſten vier Jahren, ſo lange noch Seneca auf ihn Einfluß hatte, vortrefflich, allein lüderliche und an dem Hofe der vorigen Kaiſer in allen Laſtern eingeweihte Menſchen bemächtigten ſich des jungen Fürſten, bei welchem der weiſe Erzieher alle Fähigkeiten geweckt, nur vergeſſen hatte, auch Feſtigkeit des Charakters zu bewirken. Er verfiel bald in alle die Verbrechen ſeiner Vorgänger, ließ ſeinen Stiefbruder Britannicus (den Sohn des Claudius und der Meſſalina) vergiften, jeden freiſinnigen Mann hinrichten, ja ſogar ſeine Mutter Agrippina, die, ſo ſchlecht ſie war, doch alle ihre Liebe nur ihm gewidmet hatte, und ſeine edle Gemahlin Octavia tödten, vermählte ſich dann mit der Poppäa Sabina, der Gemahlin ſeines Zechbruders Otho, die aber auch bald nachher unter den Fußtritten des Kaiſers ſtarb. Um ſich das Schauſpiel der brennenden Stadt Troja zu vergegenwärtigen und zugleich anſtatt der ſchlechtgebauten Stadt eine neue, ſchönere bauen zu können, ließ er Rom anzünden, ſo daß der Brand neun Tage lang fortwüthete; als aber das Volk gegen den Urheber in laute Empörung ausbrach, ſuchte er es dadurch zu beſchwichtigen, daß er die in Rom befindlichen Juden und Chriſten für die Brandſtifter ausgab und dieſe Unglücklichen der Wuth des Pöbels preisgab. Calpurnius Piſo verſchwor ſich damals mit andern Senatoren gegen dieſen Wütherich, allein die Verſchwörung wurde entdeckt und mehrere Hinrichtungen erfolgten, ja ſelbſt Seneca wurde der Theilnahme beſchuldigt und zum Tode verurtheilt. Nun lebte Nero ganz nach ſeiner Luſt und entweihte die Kunſt, indem er ſie in die Kreiſe ſeines lüderlichen Lebens zog. Er reiſte nach Griechenland, ſang als Cither- und Schauſpieler auf den Theatern, und in den olympiſchen Spielen errang er einen Sieg auf der Rennbahn, und weil es ihm immer am Gelde fehlte, ſo bemächtigte er ſich aller Schätze und aller Caſſen in den griechiſchen Städten und Tempeln und verurtheilte viele ſeiner Begleiter zum Tode, um Erbe ihrer Reichthümer zu werden. Aus derſelben Urſache, um ihm die verlangten Geldſummen zu verſchaffen, mußten die Statthalter die Provinzen mit unerhörten Auflagen preſſen. Am eifrigſten betrieb dieſes Geſſius Florus, Statthalter von Judäa, ſo daß die Juden einen furchtbaren Aufſtand erhoben und alle Römer aus dem Lande jagten. Veſpaſianus und ſein Sohn Titus zogen dahin mit einem Heere von ſechzigtauſend Mann, und es begann nun der Vernichtungskrieg, von welchem weiter unten die Rede ſein wird. Zu gleicher Zeit empörten ſich auch die Legionen in Gallien und Spanien, und Nero, nach Rom zurückgekehrt, hatte nicht mehr Zeit, ſich zu beſinnen, denn das Ungewitter über ihn brach zu ſchnell herein. Alle Gemüther waren ſchon mit Abſcheu und Verachtung gegen den heilloſen

Wütherich erfüllt, und eine Hungersnoth und Brodmangel reizte auch den Pöbel auf. Da lief eben ein ägyptisches Schiff in die Tiber ein, und als man anstatt des sehnlichst erwarteten Korns lauter Sand zum Bestreuen der Ring- und Fechterplätze fand, steigerte sich der Ingrimm des Volkes bis zur Wuth und es stürmte rachedürstend auf den Palast des Kaisers zu. Dieser entkam noch, floh aber, da ihn auch die Garden verlassen hatten, in die Villa eines Freigelassenen. Indessen versammelte sich der Senat, vom Volke gedrängt, und erklärte ihn für unwürdig des Thrones, und sandte Reiter aus, ihn umzubringen. Als Nero dieß hörte, bat er in der schrecklichsten Angst einen Freigelassenen, ihm den Todesstreich zu geben, und so starb er 32 Jahre alt, verflucht von aller Welt und bis auf den heutigen Tag gebrandmarkt als ein unmenschlicher Tyrann.

Nach seinem Tode stritten sich Galba, Otho und Vitellius noch einige Zeit um den Kaiserthron*); als aber Ersterer von den Prätorianern erstochen ward, der Zweite sich selbst entleibt hatte und der Dritte von dem römischen Pöbel zu Tode gemartert worden, riefen die Legionen in Judäa den tapfern Vespasianus zum Kaiser aus, und eine bessere Zeit begann, denn Vespasian sowohl als sein Sohn und Nachfolger, der sanfte und menschenfreundliche Titus, waren treffliche Fürsten. Nur zu kurz regierte Letzterer, den das Volk die Freude des Menschengeschlechts nannte und der einst des Abends sich in Gegenwart seiner Freunde anklagte, einen Tag verloren zu haben, weil er an demselben nichts Gutes gethan hatte.

§ 7. Seneca.

Wie zur Zeit des Verfalls griechischer Sitten Socrates und seine Schüler als Vorbilder und Erhalter der Weisheit und Menschenwürde lebten, gab es auch bei dem allgemeinen Sittenverderbniß zu Rom Männer und Frauen, denen noch Tugend und Rechtschaffenheit heilig waren. Wir nennen hier nur den oben erwähnten Seneca. Dieß war der Sohn eines Lehrers der Beredtsamkeit, aus Cordula in Spanien gebürtig. Er kam mit seinem Vater als Kind nach Rom, ungefähr 15 Jahre vor dem Tode des Augustus. Frühzeitig legte er sich auf die Philosophie und wandte die Wissenschaft auch frühzeitig auf sein Leben

*) In dieser stürmischen Zeit war es, wo der römische Feldherr Cäcina im Namen des Vitellius die Helvetier, die dem Galba anhingen, mit einem Kriegsheere überfiel. Die Barbaren sandten erschrocken an ihn und versprachen Unterwerfung; allein Cäcina forderte die Hinrichtung des Julius Alpinus aus der Stadt Aventicum, welcher der Vorsteher der ganzen Nation war. Da ging Julia, Priesterin der Stadtgöttin, die Tochter des Julius Alpinus, in das römische Lager, warf sich dem Feldherrn zu Füßen und bat mit der Beredtsamkeit unschuldig unglücklicher Jugend um das Leben ihres Vaters. Vergebens, Cäcina ließ ihn tödten. Anderthalbtausend Jahre nach diesen Geschichten ist in den Trümmern von Aventicum folgende Grabschrift gefunden worden: „Hier bin ich, die Julia Alpinula, begraben, eines unglückseligen Vaters unglückliche Tochter, Priesterin der Göttin Aventia: vergeblich habe ich um das Leben meines Vaters gebeten; sein trauriger Tod war ihm von dem Schicksal bestimmt: ich habe 23 Jahre gelebt."

an, indem er ſich aller Weichlichkeit enthielt und äußerſt mäßig lebte. Schon unter Kaiſer Caligula, unter welchem keines rechtlichen Mannes Leben ſicher war, kam er in große Gefahr, als ein gefährlicher Menſch hingerichtet zu werden, und nur die Fürbitten einer Freundin des Kaiſers konnten ihn retten. Kaiſer Claudius aber verbannte ihn auf die Inſel Corſica, wo er ſeine ſchönen Briefe über den Troſt im Leiden an ſeine Mutter Helvia ſchrieb. An ſeiner Verbannung war die ſchändliche Meſſalina ſchuld, und eben darum bewirkte die zweite Gemahlin des Kaiſers, Agrippina, ſeine Zurückberufung. Er wurde nun wie Alle, die von der Meſſalina irgend verfolgt worden waren, zu hohen Ehrenämtern erhoben und zum Erzieher des jungen Nero ernannt. Hier ſcheint wohl der Philoſoph, von den glänzenden Eigenſchaften des Fürſten beſtochen, mit zu viel Nachſicht zu Werke gegangen zu ſein; denn wie wir ſchon geſagt haben, dauerte die rühmliche Regierung Nero's nur fünf Jahre lang. Sobald Seneca merkte, wie Nero plötzlich ein Anderer geworden ſei, zog er ſich allmählig vom Hofe zurück und lebte mit ſeiner eben ſo liebenswürdigen als tugendhaften Gemahlin Pompeja Paullina in ſtiller Abgeſchiedenheit. Nero aber, dem dieſer ſtillſchweigende Zuſchauer ſeiner Handlungen höchſt zuwider war, ſuchte nach einer Gelegenheit, ihn aus dem Wege zu räumen. Dieſe fand ſich, als die Verſchwörung des Piſo entdeckt wurde. Einer der eingezogenen Theilnehmer war ſo niederträchtig, den Seneca zu beſchuldigen, daß er davon gewußt habe. So unzuverläſſig auch die Angaben waren, ließ der Kaiſer doch dem ehrwürdigen Greiſe ankündigen, daß er ſich ſelbſt eine Todesart wählen ſolle. Seneca hörte das Todesurtheil mit der Ruhe eines Weiſen, und tröſtete ſelbſt ſeine Freunde und ſeine zärtlich geliebte Gattin, welche erklärte, daß ſie mit ihm ſterben wolle. Neuere Schriftſteller werfen ihm bitter vor, daß er dieß Anerbieten angenommen habe. Allein wer wollte es dem Manne verargen, daß er ſeine Gattin in einer Zeit, wo Tugend und Unſchuld ſo ſehr gefährdet waren, nicht hinderte, mit zu ſterben? Beide ließen ſich nun die Adern öffnen; als aber Seneca ſah, daß Paullina mehr über ſeine Leiden als über die eigenen duldete, bat er, ſie in ein anderes Gemach zu bringen. Er beſchleunigte ſodann ſeinen Tod durch ein heißes Bad, in welchem er vom Dampfe erſtickte. Seine Gattin wurde auf Befehl des Kaiſers am Leben erhalten, das ſie aber ſiechend nur kurze Zeit noch hinſchleppte.

Seine Schriften ſind voller Lebensweisheit, beſonders für Menſchen, die in der großen Welt leben und wirken wollen, herrliche Gemälde der ſittlichen Menſchennatur, in welchen ſich das Sittenverderben ſeiner Zeit ganz abſpiegelt. Wie ſchön ſchreibt er über die Leidenſchaften, über Mäßigung im Glücke, Beruhigung und Standhaftigkeit im Unglücke, göttliche Vorſehung, Seelenruhe, Kürze des Lebens, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit! Um nur einigen Begriff von ſeiner trefflichen Darſtellung zu geben, wollen wir hier zwei Briefe, die er an ſeinen Freund Lucilius, der Statthalter in Sicilien war, geſchrieben hat, herſetzen.

Erſter Brief.

Werth der Zeit.

Thue alſo, mein Lucilius; rette Dich Dir ſelbſt; ſammle und bewahre die Zeit, welche bis jetzt Dir bald geraubt, bald entwandt ward, bald entſchlüpfte. Glaube mir, es iſt ſo, wie ich ſchreibe: ein Theil der Zeit wird uns entriſſen, ein anderer unvermerkt entzogen, ein dritter zerrinnt uns. Doch der ſchimpflichſte Verluſt iſt der, welcher aus Nachläſſigkeit erwächſt; und betrachten wir's genauer, ſo verfließt der größte Theil der Zeit den Menſchen, indem ſie Uebels thun, ein großer, indem ſie Nichts thun, das ganze Leben, indem ſie andere Dinge thun, als ſie ſollten. Wen willſt Du mir nennen, der einigen Werth auf die Zeit legte? der den Tag ſchätzte? der es einſähe, daß er täglich ſtirbt? Das iſt unſer Irrthum, daß wir den Tod in der Zukunft ſchauen: er iſt zum großen Theile ſchon vorüber; was von unſerem Leben hinter uns liegt, hat der Tod. Alſo, mein Lucilius, thue, wie Du ſchreibſt; halte alle Stunden zuſammen; ergreife den heutigen Tag, ſo wirſt Du weniger von dem morgenden abhängen. Indem man das Leben verſchiebt, eilt es vorüber. Alles, mein Lucilius, iſt fremdes Eigenthum, nur die Zeit iſt unſer. Dieſes ſo flüchtige, ſo leicht verlierbare Gut iſt der einzige Beſitz, in welchen die Natur uns geſetzt, und doch verdrängt uns daraus, wer da will. Und ſo groß iſt die Thorheit der Sterblichen, daß ſie das Geringſte und Armſeligſte, wenigſtens das Erſetzbare, haben ſie es empfangen, ſich aufrechnen laſſen, dagegen Niemand ſich in Schuld glaubt, wenn er die Zeit erhalten, während dieſe doch das Einzige iſt, was auch der Dankbare nicht erſtatten kann. Du fragſt vielleicht, was ich denn ſelbſt thue, der ich Dir dieſe Lehren gebe? Ich will es Dir offen geſtehen. Es iſt bei mir, wie bei Dem, der vielen Aufwand macht, aber ſorgfältig Buch hält; die Rechnung über meine Ausgabe iſt in Ordnung. Ich kann nicht ſagen, daß mir Nichts zu Grunde gehe; aber was zu Grunde gehe, und warum und wie, vermag ich zu ſagen; die Gründe meiner Armuth kann ich angeben. Allein es geht mir, wie den Meiſten, die ohne ihr Verſchulden in Dürftigkeit gerathen ſind; Jeder verzeiht, Niemand hilft ihnen. Doch — was iſt's? Ich halte Den nicht für arm, dem das Wenige genügt, das er übrig hat. Dir aber rathe ich, ſpare, was Du haſt, und fange bei guter Zeit an. Denn, wie unſere Alten meinten, „zu ſpät iſt es, die Neige zu ſparen.“ Denn nicht bloß Wenig iſt es, ſondern auch das Schlechteſte, was auf dem Boden bleibt.

Zweiter Brief.

Wie ſoll man ſeine Lectüre einrichten?

Nach dem, was Du mir ſchreibſt, und nach dem, was ich höre, faſſe ich eine gute Hoffnung von Dir. Du wanderſt nicht hin und her,

und zerſtreuſt Dich nicht durch häufigen Wechſel des Aufenthaltes. Ein ſolches Sichhinundherwerfen deutet auf ein krankes Gemüth. Auf Einer Stelle bleiben und bei ſich verweilen zu können, das halte ich für das erſte Merkmal eines geordneten Sinnes. — Siehe dagegen wohl zu, ob jenes Leſen vieler Schriftſteller und verſchiedenartiger Bücher nicht etwas Unſtätes und Flüchtiges zeige. Bei gewiſſen einzelnen Geiſtern mußt Du verweilen und aus ihnen Dich nähren, wenn Du Etwas gewinnen willſt, das treu in der Seele haſte. Nirgends iſt, wer überall iſt. Die ihr Leben auf Reiſen zubringen, haben gemeiniglich viele Gaſtfreunde, aber keinen Freund. Daſſelbe begegnet nothwendig Dem, der an keines Mannes Geiſt vertraulich ſich anſchließt, ſondern in eiligem Laufe über Alles hingeht. Keine Speiſe iſt gedeihlich und geht in den Körper über, welche ſogleich nach dem Genuſſe wieder abgeht. Nichts hindert ſo ſehr die Geneſung, als häufiger Wechſel der Arzneien. Die Wunde vernarbt nicht, an welcher viele Mittel verſucht werden: die Pflanze erſtarkt nicht, die häufig verſetzt wird: es gibt nichts ſo Wirkſames, daß es im Vorbeigehen nützte. Die Menge der Bücher zerſtreut. Da Du alſo nicht ſo viele leſen kannſt, als Du haben möchteſt, ſo genügt es, ſo viele zu haben, als Du leſen kannſt. „Allein," ſagſt Du, „ich mag nun einmal bald in dieſem Buche blättern, bald in jenem." Es verräth einen verdorbenen Magen, an Vielem herumzukoſten: dieſes verſchiedenartige Mancherlei verunreinigt ihn und nährt nicht. Lies daher immer nur bewährte Schriftſteller, und wenn Du je einmal Luſt haſt, auch bei Andern einzuſprechen, ſo kehre immer wieder zu jenen erſteren zurück. Erwirb Dir täglich Etwas, was gegen die Armuth, gegen den Tod, nicht minder gegen die andern Uebel Dich zu ſtärken vermag: und aus dem Vielen, was Du durchlaufen, hebe Eines aus, um es an dieſem Tage zu verdauen. Das thue ich ſelbſt auch. Von Mehrerem, was ich geleſen, halte ich etwas Einzelnes feſt. Das Heutige iſt ein Satz, den ich bei Epicur getroffen. (Denn ich pflege auch in Feindes Lager hinüber zu gehen, nicht als ein Ueberläufer, ſondern als Kundſchafter). Epicur ſagt: Es iſt etwas Ehrenvolles um die vergnügte Armuth. Allein — iſt die Armuth vergnügt, ſo iſt ſie nicht mehr Armuth. Nicht wer wenig, ſondern wer mehr begehrt, iſt arm. Denn was liegt daran, wie viel jener in ſeiner Truhe, wie viel er auf ſeinen Speichern liegen hat, wie viele Heerden, wie viele Capitalien er beſitzt, wenn er nach Fremdem giert und zuſammenzählt, nicht was erworben iſt, ſondern was noch erworben werden ſoll? Welches das Maß des Reichthums ſei, fragſt Du? für's Erſte, zu haben, was nöthig, hiernächſt, was genug iſt.

Leſenswerth iſt auch das Trauerſpiel von Ewald Kleiſt: Seneca's Tod.

§ 8. Sittengemälde und Chriſtenthum.

Es wird dem Forſcher nicht ſchwer ſein, in den Geſchichten damaliger Zeit aufzufinden, welch großen Antheil und welch große Schuld auch das weibliche Geſchlecht an dem allgemeinen Sittenverderbniß ge-

habt habe. Gleich den Männern ſind in Rom auch die Weiber durch die unmenſchlichen Fechterſpiele an unmenſchliche Grauſamkeit gewöhnt worden. So lange ſie noch Gattinnen freier und kräftiger Männer waren und ſelbſt ſtreng und einfach lebten, erſchien die angeborne Härte des römiſchen Gemüthes nur als Stolz und die Sklaven wurden immer noch gütig behandelt; als aber allgemeine Knechtſchaft das Ehrgefühl, die einzige Triebfeder römiſcher Tugend, erſtickte, da artete dieſer Stolz in Menſchenverachtung, dieſe Härte in Grauſamkeit aus. So ſchildert uns der Dichter Martial eine Domina, wie ſie ihre Sklavin bei der Toilette gleich einer Furie mißhandelt, und wir wollen aus vielen ähnlichen, empörenden Gemälden nur das eine herſetzen und bei weitem nicht das grellſte:*)

„Sieh, es ſträubt ſich im kreiſenden Haarputz ein einziges Ringlein,
Das im gewundenen Haar locker der Nadel entſchlüpft.
Lalage wirft mit dem Spiegel, der ihr dieß zeigte, das Mädchen,
Schlägt, und zerrauft ihr das Haar, bis ſie zu Boden geſtürzt.
Lalage, höre doch auf, die Unglückshaare zu ſchmücken!
Keiner Dienerin Hand rühre den Tollkopf mehr an!
Ihn umkrieche der ſengende Molch, es umſcheer' ihn das Meſſer;
Und ſo leuchte fortan glatt, wie der Spiegel, dein Kopf."

Wo aber wilde Sitte und Verwilderung des Gemüths in Häuſern und bei den Frauen Wurzel faßt, da iſt auch keine Rückkehr zum Beſſern und Edlern zu hoffen. Das römiſche Volk ſank nun von Stufe zu Stufe ſittlicher Entartung. Was half es dieſen feingekleideten, doch nicht zugleich von Innen verfeinerten Barbaren, die lebensvollen Statuen griechiſcher Kunſt täglich vor Augen zu haben; ſolch milde Schönheit, dem Gefühle edler Menſchenwürde entſproſſen, konnte bei einem Volke, das es wohl zur Urbanität (Höflichkeit, Artigkeit), nie zur Humanität gebracht, keinen Eingang finden. Inzwiſchen gab es dennoch viele Einzelne, die beſſern Sinn hatten und in dieſer wüſten Zeit Troſt ſuchten, wo er noch immer gefunden worden, bei Kunſt und Wiſſenſchaft; ja Viele gab es, die, von dem Uebergange der Sinnenwelt in die geiſtige, den Socrates und ſeine Schule veranlaßten, berührt, Troſt und Kräftigung in der Erhebung zu dem Göttlichen ſuchten. Die griechiſchen Mythen und der griechiſche Opferdienſt hatten zu wenig Macht und Einfluß auf das innere geiſtige Leben und konnten darum den denkenden Menſchen nicht mehr genügen. Darum kamen ſchon zur Zeit der Bürgerkriege morgenländiſche Glaubensformen und Gottesdienſte nach Rom. Man verehrte neben den Göttern des Olympus die ägyptiſche Iſis und den Heilgott Serapis, und ſpäter breitete ſich ſogar das Judenthum mit ſeinen Faſten und ſeiner Sabbathfeier in Rom aus. Doch alle dieſe Verſuche, ſich dem wahren Gott zu nähern, vermehrten nur den Aberglauben und dienten größtentheils zum Spiele mit dunklen Gefühlen und Schwärmereien, die, gleich den eleuſiniſchen Geheimniſſen, nur zu bald Mißbräuche erzeugten. Es iſt ein erhebender Glaube, daß die gött-

*) Wer Luſt hat, mehr dergleichen zu leſen, findet es in Böttigers: Morgenſcenen im Putzzimmer der Römerin Sabina.

liche Vorsehung gerade in dieser Zeit, wo eine alte Welt allmählig unterging und eine neue beginnen sollte, wie einst dem Moses, eine Offenbarung gab, die nicht das jüdische Volk allein, die alle Welt veredeln und durch Veredlung beglücken sollte. 753 Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom, zur Zeit, als Augustus Octavianus Kaiser war, wurde zu Bethlehem in Judäa Jesus Christus, der den Israeliten verheißene Messias, geboren. Es wolle Keiner es wagen, die Geschichte seines Lebens in neuerer Form und Sprache zu erzählen, nur so schlicht und einfach, wie die Evangelisten geschrieben haben, behält sie Geist und Wahrheit, und wir verweisen unsere Leserinnen an diese Quelle und bescheiden uns nur nachzuweisen, wie sich diese Erscheinung in der Weltgeschichte Raum gemacht habe, bis sie mit ihrem Lichte den ganzen Erdboden und die Geschlechter, die darauf wohnen, mittelbar und unmittelbar durchdrungen hat. Im dreißigsten Jahre seines Lebens trat Jesus als Lehrer des jüdischen Volkes auf, doch weil er gewaltiglich predigte, nicht wie die Schriftgelehrten, was der Priesterzunft ein Gräuel war, und weil er nicht, wie das Volk hoffte, Israel von den Römern erlösen, sondern ein Reich der Wahrheit und der Liebe errichten wollte, wurde er nach drei Jahren unter der Regierung des Kaisers Tiberius, wo alle Ungerechtigkeit geschehen durfte, gekreuziget. Seine Jünger verbreiteten die göttliche Lehre zuerst in Jerusalem, als aber die Bekenner von dort und aus ganz Judäa vertrieben wurden, auch in Syrien, Aegypten und Klein-Asien. Ja Paulus kam sogar nach Griechenland und später als Gefangener nach Rom, wo schon unter dem Kaiser Nero eine Christengemeinde sich gebildet hatte. Er fand hier in der Verfolgung, die auf den großen Brand der Stadt folgte, den Märtyrer- (d. i. Bekenner) Tod. Keine Philosophie und keine Lehre hat je so schnell sich verbreitet, als die christliche, und dieß darum, weil sie nicht für Gelehrte und wissenschaftlich gebildete Menschen, sondern für alles Volk aus allen Ständen und von allen Stufen der Bildung war, weil sie keine kostspieligen Opfer, weder Tempel noch Priester erheischte, weil sie besonders in damaliger Zeit, wo irdische Güter so wenig Bestand hatten und selbst das Leben nicht gesichert war, in Tugend und Gottvertrauen eine Glückseligkeit darbot, die kein Tyrann rauben und vernichten konnte, und in der gewissen Hoffnung eines bessern Daseins den Freuden dieser Erde und dem Leben selbst freudig entsagen lehrte. Ehrend für das weibliche Geschlecht ist es, daß es die meiste Empfänglichkeit für Jesu Lehre an den Tag legte, und so wie schon zu des Heilandes Leben mehrere Frauen gläubig waren, zeigte sich dieselbe Theilnahme auch bei der Gründung der ersten Gemeinden.

§ 9. Die Zerstörung Jerusalems.

Dasselbe Sittenverderbniß, das Rom allmählig zerrüttete, war auch in Judäa allgemein und riß das auserwählte Volk der Juden seinem Untergange gewaltsam zu. Herodes der Große hatte zur Zeit, als Augustus sich zum Alleinherrscher erhoben, wieder allmählig das ganze

Judäa unter seinen Scepter vereinigt. Nach seinem Tode wurde das Reich unter seine Söhne getheilt, die in beständiger Fehde unter einander lebten und so den Römern wieder das Land großentheils in die Hände spielten. Bekannt ist aus der biblischen Geschichte Herodes II., Fürst von Galiläa (wo Jesu Eltern wohnten), der Johannes den Täufer hinrichten ließ. Zu seiner Zeit war schon Jerusalem und ganz Judäa und Samaria eine römische Provinz, wo bei Jesu Tode Pontius Pilatus Landpfleger war. Wieder gelang es einem Neffen dieses Herodes, dem Herodes III. mit dem Beinamen Agrippa, mit dem Königstitel den größten Theil von Palästina zu erhalten, allein sein Sohn Herodes IV. hatte nur mehr einzelne Theile davon und ist neben den römischen Landpflegern ein wahrer Schattenkönig. Unter der Regierung Kaiser Nero's regt sich gegen die Schmach der Unterjochung der alte makkabäische Geist, und ein falscher Messias tritt auf und kündigt sich als Erlöser und Retter Israels an. Gegen 30,000 Juden fielen ihm zu, allein der fanatische Haufe, der mehr auf Wunder, als auf Tapferkeit seine Zuversicht setzte, wurde mit leichter Mühe von den römischen Kriegsschaaren zerstreut, und was dem Schwert entrann, wurde auf dem Sklavenmarkte verkauft. Nun befahl Nero, den Trotz des Volkes mit Lasten und Abgaben zu bändigen. Da kam es 60 J. n. Chr. zum Aufstande, der zehn volle Jahre dauerte und die Weissagungen Jesu in Erfüllung brachte*), den das Volk Israel nicht hören wollte, so lange er lehrte im Tempel und auf Bergen und allen Orten, wie es sich erwehre dem Gräuel der Verwüstung. Um aber die Verwirrung zu nähren, entstanden Parteien unter ihnen, die Zeloten oder Eiferer, die mit Gewalt losbrechen wollten, und die Gemäßigten, die Besonnenheit empfahlen. Die Erstern siegten und fielen in blinder Wuth über die Römer her, jagten sie aus Jerusalem und bald aus allen festen Plätzen des Landes und tödteten Tausende von Römern. Da sandte Nero, wie schon gesagt, den Vespasian mit einem großen Heere und dessen Sohn Titus nach Palästina. Dieser tapfere und kriegserfahrene Feldherr wollte zuerst das ganze Land verwüsten, ehe er auf die Hauptstadt losging. Wo ihm nur Feinde entgegenzogen, schlug er sie, Städte und feste Plätze nahm er mit Sturm und verbrannte sie. Tausende von Juden fielen durch's Schwert, Tausende wurden als Gefangene nach Griechenland geschleppt, wo sie an der Landenge von Corinth, die Nero durchzubrechen gedachte, arbeiten sollten**). Bei Ascalon siegten die Römer in einer großen Schlacht über die Zeloten, deren Ueberbleibsel sich in die Hauptstadt warfen, welche die Gemäßigten bisher bewacht hielten. Hier entspann sich nun ein furchtbarer Bürgerkrieg unter den Juden selbst, worin Tag für Tag auf allen Straßen und Märkten gemordet wurde. Vespasian zögerte noch immer, Jerusalem anzugreifen, er hoffte, die Unglücklichen würden sich selbst aufreiben oder auf's Aeußerste gebracht um Frieden bitten. Allein in Allem uneins, waren sie darin eines Sinnes: lieber

*) Ev. Matthäi XXIV.

**) Der Riesenplan, wobei Tausende von Sklaven vor Ermüdung und schlechter Pflege umkamen, ward aber nicht ausgeführt.

ſterben, als den Römern ſich ergeben! Da (im neunten Jahre des Krieges) kam die Nachricht von Nero's und bald auch von Galba's und Otho's Tode in's römiſche Lager nach Paläſtina; die Legionen, unzufrieden mit der Wahl des Vitellius, rieſen ihren verehrten Feldherrn Veſpaſian zum Kaiſer aus, der ſogleich mit einem guten Theile des Heeres nach Italien eilte und den Krieg in Paläſtina ſeinem Sohne Titus überließ. Nun hofften die Juden, bald der Römer loszuwerden, da dieſe ſelbſt unter ſich geſpalten und des Titus Heer nicht ſtark genug ſei, ihnen die Spitze zu bieten. Wie im mitten Frieden wagten es die Juden, aus allen Gegenden auf's Oſterfeſt nach Jeruſalem zu kommen, um Gott Jehovah nach überſtandener Gefahr mit den Pſalmen Davids lobzupreiſen. Als aber eine Menſchenmenge von beinahe einer Million in der, ohnedieß von Vorrath entblößten Stadt zuſammen drängte, zog Titus, der bisher ganz ruhig geblieben, alle im Lande zerſtreute Beſatzungen zuſammen und rückte plötzlich mit einer Macht von 60,000 Mann vor Jeruſalem, das er nun mit all' der ungeheuren Bevölkerung auf's engſte einſchloß. Jetzt begann die fürchterlichſte Belagerungsnoth, die je eine Stadt betroffen, blutiges Gemetzel zwiſchen den Parteien, Hunger und Seuche, und bald glich die königliche Stadt Davids einem Kirchhofe voll Verweſung und Leichengeruch. Alles dieß brach den Muth der Zeloten nicht, ſie wagten Ausfälle, wurden aber jederzeit mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Der menſchenfreundliche Titus machte ihnen Friedensvorſchläge, welche die Gemäßigten gerne angenommen hätten, allein die Zeloten antworteten trotzig: „Frei wollen wir ſein, oder ſterben!“ Da flohen Tauſende hinaus in's römiſche Lager, um da lieber von der Hand des Feindes zu ſterben, als zu verhungern. Titus ſchonte ihr Leben, ließ ſie ſpeiſen und verkaufte ſie dann als Sklaven, ſchloß aber die Stadt immer enger ein und ließ endlich, um dem namenloſen Elende ein Ende zu machen, ſtürmen. Doch auch jetzt noch, als ſchon die Mauern ſtürzten, wehrten ſich die Zeloten mit verzweifelter Hartnäckigkeit, und jede Straße, jedes größere Gebäude, zuletzt der Tempel, waren Bollwerke, in denen die Römer erneuerte Angriffe wagen mußten: erſt als endlich auch der Tempel niederbrannte und der größte Theil der Stadt im Schutte lag, alles Wehrhafte theils erſchlagen, theils gebunden war, hatte das Blutvergießen ein Ende. Die gefangenen Juden wanderten in ewige Knechtſchaft; nur was ſich von dieſem Volke in andere Länder gerettet hatte, blieb in Freiheit, in wiefern damals Freiheit ſtattfinden konnte. Titus aber kehrte nach Rom zurück, wo noch heute der Triumphbogen ſteht, der ihn und den traurigen Sieg über Judäa verherrlichen ſollte. Indeſſen blieben die Juden auch noch in ihrer Zerſtreuung furchtbare Feinde der Römer, in Lybien, in Aegypten und in Meſopotamien rotteten ſie ſich zuſammen, um das römiſche Joch auch dort abzuſchütteln, was immer unerträglicher wurde. Am meiſten empörte ſie die Abgabe, die ſie von jeher zur Erhaltung ihres Tempels zu geben hatten und noch jetzt geben ſollten, während das Geld zur Erbauung eines heidniſchen Tempels verwendet wurde. Allein ihr Widerſtand half nichts und zog nur Niederlagen und ſchwere Bedrückung nach ſich. Zwei und ſechzig Jahre nach der Zerſtörung Je-

rusalems, als vom Kaiser Hadrian, zum Aergerniß der Juden, eine neue römische Stadt an die Stelle ihrer Hauptstadt erbaut wurde, der sie sich nicht einmal nähern durften, trat ein kühner Mann, Simeon mit dem Beinamen Bar Kochba, d. i. Sohn des Sternes, auf und sammelte ein mächtiges Heer aus allen Ländern, mit dem er Jerusalem eroberte. Allein auch dieser letzte Freiheitskampf war fruchtlos. Jerusalem wurde von den Römern wiedergenommen, Bar Kochba fiel auf der Flucht, und nach gräßlichem Blutvergießen war das Volk auf immer verbannt aus Jerusalem und Palästina, das schöne fruchtbare Land eine leere Wüste, und die Juden büßten, daß sie die Mahnungen ihrer Propheten und zuletzt Jesum nicht gehört hatten, denn der sie aus den Banden der allgemeinen Sittenverderbniß erlösen wollte, hätte sie auch aus der Knechtschaft erlöset; denn frei zu sein verdient nur ein tugendhaftes Volk und nur ein solches kann sich auch dauernde Freiheit erringen. So irren sie nun auf Erden herum, verfolgt und gehaßt, zwar dem mosaischen Gesetz getreu, im patriarchalischen Familienleben, betriebsam und mäßig, allein ohne den Adel israelitischer Gesinnung, wie sie zu Salomons Zeiten herrschte und später noch, und mit einer Religion, die durch Zusätze fanatischer und verschrobener Rabbiner sich in finsterm Aberglauben immer mehr von der reinen Lehre Moses entfernte.

§ 10. Herculanum und Pompeji.

Im J. 79 n. Chr, eben als Titus die Regierung antrat, geschah die denkwürdige Verschüttung der Städte Herculanum und Pompeji in Unteritalien (damals Campanien) durch den Vesuv. Dieser Vulkan war schon seit Menschengedenken ruhig, obwohl das Lavapflaster in den verschütteten Städten auf frühere Ausbrüche deutet. Im J. 63 n. Chr. erschütterte ein furchtbares Erdbeben die ganze Umgegend des Vesuvs, und viele größere Gebäude und Tempel waren damals eingestürzt und nicht wieder aufgebaut worden, als plötzlich im benannten Jahre eines Mittags (am 23. August) ungeheure Aschenwolken die Luft verfinsterten und zugleich bei einer erstickenden Schwüle heftige Erdstöße erfolgten, so daß man, nicht ahnend, daß die Gefahr vom Vesuv herabkomme, allgemein die Flucht ergriff. Doch wir wollen dieß Ereigniß nach dem Briefe des jüngern Plinius, der ein Augenzeuge war, und mit seinen eigenen Worten erzählen. Dieser schreibt nämlich an seinen Freund Tacitus über den Tod seines Oheims, des ältern Plinius, der bei diesem furchtbaren Naturereigniß umgekommen, wie folgt.

Briefe des Plinius.

1. An den Tacitus.

Du bittest mich, Dir das Ende meines Oheims zu melden, damit Du es desto zuverlässiger der Nachwelt überliefern könntest. Ich danke

Dir dafür; denn ich ſehe voraus, daß ſein Tod, wenn er von Dir verherrlicht wird, von einem unſterblichen Ruhme werde begleitet werden. Denn ob er gleich bei dem Untergange der ſchönſten Länder umgekommen, und durch einen merkwürdigen Zufall, den er mit Völkern und Städten gemein gehabt, wodurch ſein Andenken zugleich verewigt wird; ob er gleich ſelbſt viele und ewig dauernde Werke hinterlaſſen hat: ſo wird doch die Unſterblichkeit Deiner Schriften zu ſeiner Ewigkeit viel beitragen. Ich meines Theils ſchätze Diejenigen glücklich, denen die Götter die Gabe verliehen, entweder Thaten zu thun, die beſchrieben zu werden, oder Werke zu ſchreiben, die geleſen zu werden verdienen; am glücklichſten aber Die, denen Beides geſchenkt iſt. Unter dieſen Letztern wird mein Oheim durch ſeine und Deine Schriften ſeine Stelle behaupten. Deſto williger übernehme, ja begehre ich Deinen Auftrag.

Er war zu Miſenum, und commandirte die Flotte. Den dreiundzwanzigſten Auguſt, ohngefähr Ein Uhr nach Mittage, meldet ihm meine Mutter, es erſcheine eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Geſtalt. Nachdem er ſich an der Sonne gewärmt und im kalten Waſſer gebadet, hatte er ſich auf's Bette gelegt, ein leichtes Mahl genommen und ſtudirte. Er ſtand ſogleich auf, und beſtieg eine Anhöhe, von der dieſes Wunder am deutlichſten zu ſehen war. Von weitem konnte man nicht erkennen, von welchem Berge dieſe Wolke aufſtieg; daß es der Veſuv geweſen, hat der Erfolg gelehrt. Ihre Geſtalt glich einem Baume, und am meiſten einer Fichte. Denn ſie erhob ſich wie ein langer Stamm in die Höhe, und breitete ſich dann in verſchiedene Aeſte aus: ich glaube, weil ſie durch einen ſtarken Wind emporgetrieben wurde, der allmählig ſeine Kraft verlor; oder weil ſie, von ihrer eigenen Laſt gedrückt, in die Breite ſich ausdehnte und zertheilte. Sie ſchien manchmal ſchwärzlich und fleckigt, nachdem ſie Erde oder Aſche mit ſich in die Höhe genommen hatte. Dieß ſchien einem ſo gelehrten Manne, wie mein Oheim war, eine merkwürdige Erſcheinung, die eine nähere Unterſuchung verdiente. Er ließ ein leichtes Fahrzeug zurecht machen, und ſtellte es mir frei, ob ich mitkommen wollte. Ich antwortete, ich wollte lieber ſtudiren; und zufälliger Weiſe hatte er mir ſelbſt etwas zu ſchreiben gegeben. Er ging zum Hauſe hinaus, mit der Schreibtafel in der Hand. Die Schiffsſoldaten zu Retina, durch die drohende Gefahr erſchreckt — denn das Dorf lag gerade unter dem Berge, und es war keine andere Rettung als zu Schiffe — baten ihn, daß er ſie aus einer ſo großen Gefahr retten möchte. Er änderte ſeinen Vorſatz, und was er aus bloßer Wißbegierde angefangen hatte, ſetzte er mit der größten Standhaftigkeit fort. Er ließ vierruderige Schiffe kommen, und ging ſelbſt an Bord, in der Abſicht, nicht allein Retina, ſondern noch vielen andern Orten — denn die Küſte war wegen ihrer Anmuth ſtark bewohnt — Hilfe zu leiſten. Er eilt dahin, wo Andere wegfliehen, und ſteuert ſeinen Lauf mitten in die Gefahr hinein, mit ſo freiem und unerſchrockenem Geiſte, daß er alle Bewegungen, alle Geſtalten dieſer ſchrecklichen Erſcheinung, wie er ſie bemerkt hatte, dictirte und aufzeichnen ließ. Schon flog Aſche in die Schiffe, die immer heißer und dicker wurde, jemehr er ſich näherte; ſchon fielen Bimsſteine und ſchwarze, verbrannte und

vom Feuer morsche Steine; schon machten die plötzliche Ebbe des Meeres und die vom Berge stürzenden Bruchstücke das Ufer unzugänglich. Nachdem er sich ein wenig bedacht, ob er umkehren sollte, rief er dem Steuermann zu, welcher es ihm rieth: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen; fahre zum Pomponianus hin.“ Dieser war zu Stabiä, durch einen Meerbusen getrennt, welchen das Meer durch allmählig sich krümmende Ufer bildet. Daselbst hatte er, bei der zwar noch entfernten Gefahr, die aber schon sichtbar genug, und, sobald sie wuchs, zu nahe war, sein Gepäcke zu Schiffe gebracht, entschlossen, zu entfliehen, sobald sich der widrige Wind gelegt hätte. Mein Oheim, dem eben dieser Wind sehr günstig gewesen war, landete, umarmte seinen zitternden Freund, tröstete ihn und sprach ihm Muth zu; und um jene Furcht durch seine Zuversicht zu zerstreuen, ließ er sich in's Bad tragen. Nach dem Bade setzte er sich zu Tische, und speiste mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit, oder, welches nicht minder groß ist, mit allem Anschein von Heiterkeit. Indessen leuchteten an vielen Orten des Berges Vesuv weitstrahlende Flammen und hochaufsteigende Feuer, deren Schein und Glanz durch die Finsterniß der Nacht noch erhöhet wurde. Mein Oheim, um seinen Begleitern Muth zu machen, sagte ihnen, was sie brennen sähen, wären einsame Dörfer, welche die bestürzten Landleute den Flammen preisgegeben und verlassen hätten. Darauf begab er sich zur Ruhe und schlief fest ein. Denn da er wegen seines starken Körpers schwerer und lauter Athem holte, so konnten ihn Diejenigen, welche im Vorzimmer waren, schnarchen hören. Aber der Hof, durch welchen man in sein Zimmer ging, war mit Asche und Bimssteinen schon so hoch angefüllt, daß er, wofern er sich länger darin verweilet, nicht heraus kommen konnte. Man weckt ihn auf. Er geht heraus, und begibt sich zum Pomponianus und den Andern, die gewacht hatten. Sie berathschlagen sich zusammen, ob sie im Hause bleiben, oder in's Freie gehen wollen. Denn die Häuser wurden durch öfteres und gewaltiges Erdbeben dergestalt erschüttert, daß sie gleichsam aus ihrem Grunde gehoben und hin und her geworfen zu werden schienen. Unter freiem Himmel fürchtete man sich vor dem Herabfallen der obgleich leichten und ausgebrannten Bimssteine; welches man dennoch als die geringste Gefahr erwählte. Bei ihm siegte eine Vorstellung der Vernunft über die andere. Sie bedeckten ihre Köpfe mit Kopfkissen, die sie mit Schnupftüchern festbanden. Damit verwahrten sie sich gegen den Steinregen. Anderwärts war es schon Tag, aber hier noch die schwärzeste und dickste der Nächte, die jedoch der Schein vieler Fackeln und anderer Lichter ein wenig zerstreute. Man ging an's Ufer, um in der Nähe zu sehen, ob man sich auf's Meer wagen könne, das aber noch wild und ungestüm war. Da legte sich mein Oheim auf eine hingeworfene Bettdecke, forderte einigemal kaltes Wasser und trank es. Darauf trieben die Flammen und der vor ihnen hergehende Schwefelgeruch die Andern in die Flucht. Er stand auf, von zwei Sklaven gestützt, und fiel den Augenblick todt zur Erde. Wie ich vermuthe, hat ihn der dicke Dampf erstickt, um so leichter, weil er von Natur eine schwache, enge Brust und einen schweren Athem hatte. Nachdem es wieder Tag geworden — welches erst drei Tage nach-

her geſchah — fand man ſeinen Körper unverſehrt und unbeſchädigt, mit eben der Kleidung bedeckt, die er angehabt, in einer Stellung, die einem Schlafenden ähnlicher war, als einem Todten.

Indeſſen waren meine Mutter und ich zu Miſenum. Aber das gehört nicht zur Geſchichte, und Du haſt Nichts weiter als ſein Ende wiſſen wollen. Ich will alſo ſchließen, und das Einzige noch hinzuſetzen, daß ich Dir Nichts berichtet, was ich nicht entweder ſelbſt geleſen, oder doch in dem Augenblicke gehört habe, wo die Erzählung eines Vorfalls noch treu und unverfälſcht iſt. Du wirſt das Wichtigſte herausnehmen. Denn es iſt ganz etwas Andres, einen Brief oder eine Geſchichte an ſeinen Freund, oder für die Welt ſchreiben. Lebe wohl.

2. An den Tacitus.

Der Brief, welchen ich Dir auf Dein Verlangen über den Tod meines Oheims geſchrieben, hat Dich, wie Du ſagſt, begierig gemacht, auch zu wiſſen, was ich zu Miſenum, wo ich geblieben war — denn da hatte ich meine Erzählung abgebrochen — für Unruhen und Gefahren ausgeſtanden.

Bebt gleich die Seele mir vor der Erinnerung,
Will ich dennoch beginnen.

Nachdem mein Oheim abgereiſt war, wandte ich die übrige Zeit auf's Studiren; denn deßhalb war ich zurückgeblieben. Ich badete mich, aß zu Nacht, legte mich nieder und hatte einen kurzen und unruhigen Schlaf. Viele Tage vorher war ein Erdbeben geweſen, das, als etwas Gewöhnliches in Campanien, uns nicht ſehr erſchreckte. In derſelben Nacht aber wurde es ſo heftig, daß Alles nicht erſchüttert, ſondern umgekehrt zu werden ſchien. Meine Mutter ſtürzte in meine Kammer, als ich eben aufſtieg, um ſie zu wecken, wenn ſie noch ſchlafen ſollte. Wir ſetzten uns in den Hof, der das Meer von dem Hauſe durch einen kleinen Raum trennte. Ich weiß nicht, ob ich es Standhaftigkeit oder Unvorſichtigkeit nennen ſoll; denn ich war erſt achtzehn Jahre alt. Ich ließ mir den Titus Livius geben und las ihn gleichſam zum Zeitvertreibe; ich machte ſogar Auszüge, wie ich ſchon angefangen hatte. Ein Freund meines Oheims, der neulich aus Hiſpanien zu ihm gekommen war, kam dazu. Da er mich und meine Mutter ſitzen und mich dazu leſen ſah, verwies er ihre Gelaſſenheit und mir meine Sorgloſigkeit. Deſſenungeachtet blieb ich auf mein Buch geheftet. Es war ſchon ſieben Uhr des Morgens und noch ſchien nur ein dämmerndes und mattes Licht; ſchon waren die umliegenden Häuſer zerrüttet und alſo an einem zwar freien, aber engen Orte die Gefahr des Einſturzes groß und gewiß. Alsdann erſt fiel es uns ein, aus der Stadt zu gehen. Das beſtürzte Volk folgt nach, und — was bei Furcht und Schrecken die Stelle der Klugheit vertritt — zieht fremden Rath dem ſeinigen vor; es drückt und drängt haufenweiſe die Wegeilenden. Nachdem wir zur Stadt hinaus ſind, bleiben wir ſtehen. Hier erfuhren wir neue Wunder, neue Angſt. Die Wagen, die wir hinaus hatten fahren laſſen,

wurden, obgleich auf flachem Felde, so hin und her geworfen, daß sie nicht einmal, von Steinen unterstützt, auf einem Flecke stehen blieben. Ueberdieß schien das Meer sich auf sich selbst zurückzustürzen und durch die Erderschütterung vom Ufer gleichsam zurückgetrieben zu werden. Wenigstens hatte sich das Ufer erweitert und viele Seethiere waren auf dem trockenen Sande sitzen geblieben. Auf der andern Seite borst eine schwarze und schreckliche Wolke von einem schlangenweis laufenden Feuer, welches weite Strahlen schoß, die den Blitzen ähnlich, aber weit größer waren. Darauf wurde eben derselbe Freund noch ernstlicher und dringender. Wenn mein Bruder, wenn Dein Oheim, sagte er, noch lebt, so wünscht er euch gerettet zu sehen; ist er todt, so war sein Wunsch, daß ihr ihn überleben möchtet. Was zaudert ihr also, und entfliehet nicht? Wir würden, antworteten wir, auf unsere Rettung nicht denken, so lange wir der seinigen wegen in Ungewißheit wären. Ohne länger zu verweilen, eilte er davon, und entriß sich so geschwind, als er konnte, der Gefahr. Nicht lange darnach stieg diese Wolke zur Erde herab und bedeckte das Meer. Sie umhüllte und verbarg die Insel Capreä und entzog das Vorgebirge Misenum unsern Augen. Darauf bat, ermahnte, befahl meine Mutter mir, zu entfliehen, so gut ich könnte; denn ich sei noch jung, sie als eine alte und schwere Frau sei es nicht vermögend, und wolle gerne sterben, wenn sie nicht Ursache an meinem Tode wäre. „Ich wollte nicht anders, versetzte ich, als mit ihr zugleich gerettet sein;“ darauf ergriff ich ihre Hand, und nöthigte sie, fortzueilen. Sie folgte mit Mühe und machte sich Vorwürfe, daß sie mich aufhielt. Schon fiel Asche auf uns, doch noch wenig; ich sehe mich um; ein dicker schwarzer Dampf gerade hinter uns ergoß sich wie ein Strom auf die Erde und folgte uns nach. Laßt uns auf die Seite gehen, sagte ich, da wir noch sehen, damit wir nicht auf der Straße von der zudrängenden Menge in der Dunkelheit zertreten werden. Wir hatten uns kaum entfernt, als eine Finsterniß einbrach, nicht wie die einer bewölkten oder nicht vom Monde erhellten Nacht, sondern wie in einem verschlossenen Zimmer, wenn das Licht ausgelöscht ist. Man hörte Nichts, als Heulen der Weiber, Winseln der Kinder, Geschrei der Männer. Einige schrien nach ihren Eltern, Andere nach ihren Kindern, Andere nach ihren Weibern und erkannten sich nur am Schreien. Einige beklagten ihr eigenes Schicksal, Andere das Schicksal ihrer Verwandten. Verschiedene wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele fleheten den Beistand der Götter an; noch Mehrere aber glaubten, daß keine Götter mehr wären und hielten diese Nacht für die letzte und ewige Nacht der Welt. Andere vermehrten die wirkliche Gefahr durch eingebildete und erlogene Schrecken; sie brachten die falsche Nachricht, die aber doch Glauben fand, ein Theil von Misenum sei eingestürzt, ein anderer stehe in Flammen. Es ward ein wenig helle; aber dieß verkündigte uns nicht den Tag, sondern das herannahende Feuer, welches jedoch in der Entfernung stehen blieb. Die Dunkelheit kam wieder, und viele und dicke Asche fiel herab, die uns oft aufzustehen und sie abzuschütten nöthigte; sonst wären wir zugedeckt und von der Last erdrückt worden. Ich könnte mich rühmen, daß bei so schrecklicher Gefahr mir

kein Seufzer, kein zaghaftes Wort entfallen, wenn ich nicht geglaubt hätte — zwar ein elender, aber doch ein großer Troſt für den armen Sterblichen — daß Alles mit mir zugleich unterginge. Endlich zerſtreute ſich dieſe dicke Finſterniß und verſchwand gleichſam in Rauch und Nebel. Bald erſchien der Tag, und auch die Sonne, aber gelblich, wie bei einer Finſterniß. Den noch zitternden Augen ſtellten ſich alle Gegenſtände verändert dar und mit Haufen Aſche, wie mit Schnee überdeckt. Wir kehrten nach Miſenum zurück, und nachdem wir uns erholt, ſo gut wir konnten, brachten wir die Nacht zwiſchen Furcht und Hoffnung zu; wiewohl die Furcht die Oberhand behielt. Denn das Erdbeben dauerte noch fort, und halb wahnſinnige Leute vermehrten durch Unglücksweiſſagungen ihre und Anderer Furcht. Ob wir nun gleich ſo viel Gefahr ausgeſtanden und noch vor uns ſahen, ſo kam uns doch der Gedanke noch nicht ein, wegzugehen, bis wir Nachricht von meinem Oheim hätten. Du wirſt dieſe Nachricht leſen, ohne Gebrauch davon in der Geſchichte zu machen, deren ſie nicht würdig iſt; und Du mußt es Dir ſelbſt zuſchreiben und Deiner Wißbegierde, wenn Du ſie nicht einmal eines Briefes würdig findeſt. Lebe wohl.

Aus dieſen Briefen erhellt, daß die Bewohner der umliegenden Städte ſo lange nicht wußten, daß der Aſchen- und Steinregen von dem Veſuv herrühre, bis die herabſtrömende Lava und die von Blitzen durchkreuzten und aus dem Krater emporſteigenden Feuerſäulen ſichtbar wurden und jeden Zweifel über die Urſache der ſchrecklichen Naturbegebenheit aufhoben.*) Das Unglück war um ſo größer, als eben die Umgegend vom Veſuv, ihrer anmuthigen Lage am Meere und ihrer Fruchtbarkeit wegen, ſehr bevölkert und mit Städten, Dörfern und Villen ganz bedeckt war. Nördlich vom Veſuv, auf einem Vorgebirge, lag Miſenum, wo die beiden Plinier ſich bei dem Ausbruche befanden, weiter hin und näher am Veſuv Neapolis, ſchon damals eine prächtige Stadt, wo die vornehmen Römer Paläſte und Villen hatten, und den größten Theil des Jahres zubrachten. Am Fuße des Vulkans ſelbſt ſtand Herculanum, welches ſchon im Jahre 63 durch das Erdbeben viel gelitten hatte und nun mit einer Lavadecke mit Aſche und Steinen von hundert Fuß völlig bedeckt wurde. Südlich vom Veſuv ſtand Pompeji, eine äußerſt freundliche, nette und reinliche Stadt, gleichſam das Miniaturbild von Rom, wo alle Prachtgebäude, Märkte, Hallen und Tempel in kleinem Maaßſtabe und wegen der häufigen Erdbeben die Häuſer nur niedrig, doch mit größter Eleganz gebaut wurden. Dieſe Stadt wurde nur mit Aſche achtzig Fuß tief bedeckt. Daſſelbe Schickſal hatte die noch ſüdlicher liegende Stadt Stabiä. Die Zerſtörung der ganzen Gegend war ſo groß, daß nach beruhigten Elementen, als die Bewohner wieder zurückkehrten, Alles ſo verändert gefunden ward, daß man nicht einmal die Lage der

---

*) Mit lebhaften, obgleich dichteriſchen Farben und romantiſchen Zuſätzen ſchildert dieſen Aufruhr der Natur der treffliche Bulwer in ſeinem Roman: die letzten Tage von Pompeji.

verſunkenen Städte mehr ausmitteln konnte. So hat es der göttlichen Vorſehung gefallen, die Denkmäler griechiſch- und römiſcher Kunſt, die nun bald auf der Oberfläche der Erde durch wilde Barbaren zerſtört werden ſollten, hier in der Erde Schooß zu begraben, damit eine ſpätere Nachwelt ein Bild von dem Leben griechiſch-römiſcher Welt mit Augen ſehe. Siebzehn hundert Jahre beinahe blieben dieſe Schätze unentdeckt und erſt 1706 bekam der Prinz Elbeuf-Emanuel von Lothringen die erſte Spur von Herculanum, der auf ſeinem Gute daſelbſt zuerſt mehrere Statuen, worunter beſonders die ſchönen Portraitsſtatuen der Frauen aus dem Hauſe des Auguſtus waren, ausgrub. Schwer gelang es, weitere Entdeckungen in Herculanum zu machen, da das Städtchen Reſina über demſelben erbaut iſt, doch fand man ſchon im Jahre 1711 das große Theater, mehr noch im J. 1736 bei dem Erbauen eines Luſtſchloſſes, und noch immer iſt Herculanum unter ſeiner Decke vergraben und nur durch Schachte kann man in die Tiefe gelangen. Glücklicher war man mit Pompeji, das bei Grabung eines Brunnens 1721 aufgefunden und, weil es leichter bedeckt war, ganz offen gelegt worden iſt, ſo daß das Forum und eine lange Straße mit mehreren Häuſern und einem Bogen des Jupiter-Tempels und dem Tempel der Fortuna ganz gut erhalten zu ſehen ſind. Da findet man nun drei Straßen mit Lava gepflaſtert und mit Geländer für die Fußgänger, in den Häuſern ſelbſt Vaſen, Urnen, Lampen, allerlei Hausgeräthe, Bildſäulen, Krüge, ja ſogar Handſchriften, an den Wänden die herrlichſten Frescogemälde. Koſtbarkeiten und Juwelen, ſelbſt goldene Gefäße und Geld fand man in Pompeji weniger; es ſcheint, daß die Bewohner dieſelben theils mitgenommen oder auch ſpäter durch Nachgrabung nachgeholt haben. Da man nur wenige Todtengerippe findet, ſo mögen ſich auch die Menſchen meiſt gerettet haben. Die wenigen Gerippe dienen als Denkmale menſchlicher Habſucht, wie z. B. ein Skelett mit einem Geldbeutelchen unter dem Eingange zum Theater; nahe an der Thüre eines Kellers ſieben und zwanzig weibliche Gerippe, bei welchen Hals- und Haarſchmuck zerſtreut umher lag; an einer andern Thüre ein Gerippe, das noch in der einen Knochenhand ein Bund Schlüſſel hielt und in der andern einen Beutel mit Geld und geſchnittenen Steinen, neben demſelben außerdem mehrere Gefäße von Silber und Bronze.

Hier möge noch die treffliche Elegie von Schiller Raum finden, welche ein ſo anſchauliches als ſchönes Gemälde der beiden Städte darſtellt.

Pompeji und Herculanum.

Welches Wunder begibt ſich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde! dich an, und was ſendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geſchlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O ſeht, das alte Pompeji
Findet ſich wieder, auf's neu bauet ſich Hercules Stadt.
Giebel an Giebel ſteigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbei!

Aufgethan iſt das weite Theater, es ſtürze durch ſeine
Sieben Mündungen ſich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Oreſt folge der grauſende Chor.
Wohin führet der Bogen des Sieg's? Erkennt ihr das Forum?
Was für Geſtalten ſind das auf dem curuliſchen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Seſſel beſteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmälere Weg neben den Häuſern ſich hin.
Schützend ſpringen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einſamen Hof heimlich und traulich ſich her.
Oeffnet die Läden geſchwind und die lange verſchütteten Thüren,
In die ſchaudrige Nacht falle der luſtige Tag.
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke ſich dehnen,
Wie von buntem Geſtein ſchimmernd das Eſtrich ſich hebt!
Friſch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben,
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben den Pinſel hinweg!
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen,
Faſſet der munt're Feſton reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor vorüber,
Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.
Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf Einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an.
Knaben! Was ſäumt ihr? Herbei! Da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre,
Friſch, ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug.
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchon geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sklaven! Beſtellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Waage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe ſich an.
Was verwahret dieß Käſtchen? O ſeht, was der Bräutigam ſendet;
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Paſten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier ſtehn noch die Salben,
Schminke ſind' ich noch hier in dem gehöhlten Cryſtall.
Aber, wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln,
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten ſie ſtellen ſich ein, es finden ſich alle
Götter wieder, warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang ſchon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

§ 11. Die guten Kaiser im zweiten Jahrhundert.

Der Ausbruch des Vesuvs war nicht das einzige Unglück, das während der Regierung Titus des Gütigen Rom heimsuchte; eine Feuersbrunst wüthete im folgenden Jahre in Rom und legte viele Prachtgebäude in Asche, und gleich darauf folgte eine furchtbare Pest. Ueberall zeigte Titus seine Menschenfreundlichkeit und Güte, indem er unermüdet war, das Elend zu mildern, zu trösten und zu helfen. Leider starb dieser Kaiser schon nach einer Regierung von zwei Jahren, und es ging die Sage, daß ihn sein bösartiger Bruder Domitian vergiftet habe. Dieser Wütherich unterbrach nun die Reihe guter Kaiser und erneuerte wieder in den fünfzehn Jahren seiner Regierung alle die Gräuel der Tyrannen aus dem Hause der Livia. Es war dieß ein leeres und wüstes Gemüth, das nur durch Schaugepränge, Hinrichtungen und Schmeicheleien befriedigt werden konnte. Um sich einen unverdienten Heldenruhm zu erwerben, befahl er in allen Grenzen des Reichs den Legionen, in die Länder der Barbaren einzubrechen; da aber der Krieg mit wenig Verstand und Tapferkeit geführt wurde, diente er nur dazu, die zahllosen Völker, welche um das römische Reich herumlagerten, aufzureizen, und blutige Kriege konnten erst im zweiten Jahrhundert die Grenzen wieder sicher stellen. Zum ersten Male mußten die Römer den Frieden mit einem Tribut erkaufen, und dessenungeachtet feierte Domitian einen Triumph. Der elende Mensch, der sich oft Tage lang die Zeit mit Fliegenfangen vertrieb, wurde endlich, als er eben seine Gemahlin und mehrere Hofleute wollte hinrichten lassen, von einem Verschworenen mit vielen Dolchstichen ermordet. Nach seinem Tode begann nun die glücklichste Zeit für das römische Reich, welche die Träume eines goldenen Weltalters wahr gemacht hätte, wäre nicht durch die schlechten Regierungen des ersten Jahrhunderts alle Tugend ausgerottet und alle Empfänglichkeit für einen bessern Zustand erstickt worden. Der alte Nerva war der erste edle Kaiser, der die verhaßten Majestätsgerichte abschaffte, die Abgaben verminderte, dürftige Bürger mit Land beschenkte und arme Kinder erziehen ließ. Alles lebte wieder auf, nur die Prätorianer, die nicht mehr als Werkzeuge kaiserlicher Schandthaten belohnt wurden, haßten ihn. Er regierte nur ein Jahr, und ihm folgte, wie er selbst gewollt hatte, der Spanier Trajanus (vom J. 98—117), ein Fürst, der im Frieden und im Kriege groß war und überall bessere Ordnung und einen humanen Geist verbreitete, so daß der Senat noch zweihundert Jahre nachher jedem neuerwählten Kaiser zurief: Sei glücklicher als Augustus, besser als Trajanus! Er gestattete wieder dem Senat freie Berathung und dem Volke die alten Wahlversammlungen, und unterwarf sich selbst den Gesetzen des Staats, lebte einfach und sparsam, war aber glänzend freigebig, wo es galt, nützliche Anstalten zu gründen. Im Heere führte er wieder strenge Kriegszucht ein, und erweiterte in glücklichen Feldzügen die Grenzen des Reiches bis über die Donau und den Euphrat. Zuerst bekriegte er in Europa die mächtigen Dacier (im heutigen Siebenbürgen), erbaute eine steinerne Brücke über die Donau, schlug den König Decebalus und machte Dacien zur römischen Provinz;

[illegible]

*) Sein prächtiges Grabmal, Moles Hadriani, iſt ſo groß und ſtark gebaut, daß es ſpäter zu einem Vertheidigungsplatze diente, und dann mit Mauern und Gräben umgeben, die Citadelle von Rom unter dem Namen Engelsburg bildet.

**) Pius heißt bei den Römern derjenige, der Gott, ſeine Eltern, Gatten, Geſchwiſter und Verwandten ehrt, wird aber auf Alles, was pflichtmäßig iſt, [illegible], ſo daß man es recht gut mit unſerm fromm überſetzen kann.

ſein Adoptivbruder an der Seite; auch ſtarb er ſchon im achten Jahre ihrer gemeinſchaftlichen Regierung. Wir wenden uns alſo nur zum Marc Aurel, dem Alles, was Gutes und Großes zu der Zeit geſchah, zu verdanken war. So ſehr er den Frieden liebte, wurde er doch, ſo lange er regierte, faſt beſtändig genöthigt, zu Felde gegen die Barbaren zu liegen. Kaum war der parthiſche Krieg glücklich beendigt, ſo brach in Europa ein furchtbarer Krieg aller germaniſchen Völker vom Rhein bis zur Donau aus. Die Feſtungen der Römer wurden niedergeriſſen, Pannonien verheert und ſelbſt Italien bedroht. Die Urheber dieſes allgemeinen Aufſtandes waren die Markomannen in Böhmen und Mähren und die Quaden im heutigen Ungarn zwiſchen Pannonien und Dacien. Im erſten Feldzuge war auch noch Lucius Verus mit, ſtarb aber auf der Heimkehr, nachdem die beſiegten Feinde Frieden ſchließen mußten. Doch ſchon im dritten Jahre brach der Krieg wieder aus, und Marc Aurel unternahm den zweiten Feldzug; die römiſche Coloniestadt Carnuntum (zwiſchen Wien und Preßburg) war ſein Standquartier, von wannen er nach vielen blutigen Schlachten in das Land der Quaden eindrang. Hier wurde ſein Heer in der Nähe des Fluſſes Gran in Ungarn eingeſchloſſen und litt Waſſermangel, daß es, bis zur Verzweiflung gebracht, alle römiſche und fremde Gottheiten um Rettung anflehte. Ein plötzlicher Regen erquickte darauf die verſchmachtenden Römer, und ſie ſchlugen ſich unter dem Donnern eines Gewitterſturmes glücklich durch die Feinde durch. Die chriſtlichen Legendenſchreiber erzählen dieſen Vorfall als ein Wunder, und ſchreiben die Rettung einer Legion zu, welche den Beinamen der blitzenden hatte; ſie beſtand nämlich aus lauter Chriſten, und ihr eifriges Gebet ſoll beſonders den Regen erfleht haben. Bald nach dieſem Ereigniſſe ſchloß Marc Aurel einen günſtigen Frieden und kehrte nach Rom zurück, konnte jedoch nicht lange der Ruhe genießen, weil ihn wieder eine Empörung eines herrſchſüchtigen Feldherrn nach Aſien rief. Und als die Ruhe wieder hergeſtellt und er zurückgekehrt war, mußte er zum dritten Male gegen die Markomannen zu Felde ziehen. Dieſen Krieg brachte er jedoch nicht zu Ende, er ſtarb in einem hohen Alter zu Vindobona (Wien) im J. 108, und ſeine Zeitgenoſſen glaubten allgemein, daß er zu den Göttern zurückgekehrt und in den Himmel aufgenommen worden ſei. Er hinterließ ein treffliches Buch, worin die reinſte Moral enthalten iſt, unter dem Titel: Selbſtbetrachtungen. Leider können wir ſeiner Gemahlin Fauſtina nicht gleiches Lob, wie ihm, ertheilen, welche gleich ihrer Mutter Fauſtina, der Gemahlin des Antoninus Pius, leichtſinniger und ungebundener lebte, als es ſich für die Gattin eines ſolchen Fürſten geziemte. Der Sohn und Nachfolger Lucius Commodus glich mehr der Mutter, als dem Vater; ja es ſchien, als ob wieder die Zeit der tollen Kaiſer rückkehren ſollte. Er erkaufte den Frieden von den Markomannen, um in der Hauptſtadt ſchwelgen zu können, hatte aber dabei einen unſinnigen Hang zu Fechterſpielen und Thierhetzen, in welchen er ſelbſt öffentlich als Mitkämpfer auftrat; denn eine ungewöhnliche Leibesſtärke war die einzige männliche Eigenſchaft, wodurch er ſich auszeichnete. Sein Tod war ſeines Lebens würdig; er wurde von einer Hetäre vergiftet, und,

weil das Gift nicht wirken wollte, von den Mitverſchwornen erdroſſelt. Nach ſeinem Tode gewann wieder die kaiſerliche Leibwache die Oberhand, welche von nun an die Krone den Meiſtbietenden verkaufte, aber auch keinen Befehl, der ihre Macht beſchränkte, weiter achten wollte. Die gute Zeit hatte mit dem zweiten Jahrhundert ein Ende, und näher und näher rückten die Barbaren, das ausgeartete Volk der Römer zu züchtigen und zu vertilgen.

§ 12. Zuſtand des römiſchen Reichs im zweiten Jahrhundert.

Ehe wir zu den ſchlimmen Zeiten übergehen, wollen wir noch einen Blick zurückwerfen auf das römiſche Reich, wie es war und blühte unter den trefflichen Kaiſern des zweiten Jahrhunderts. Nie hat ein größeres Reich ſo planmäßig verwaltet und ſo bis auf jeden Winkel benutzt, bevölkert und bebaut beſtanden, als dieſes. Die Provinzen deſſelben waren Luſitanien (Portugal), Spanien, Gallien, Belgien, Britannien bis an die ſchottiſchen Grenzen, das cis-alpiniſche Gallien oder Italien, Rhätien (Savoyen), Helvetien, Vindelicien (ein Theil von Schwaben, Tirol und Baiern), Pannonien, Dacien, Moeſien (Bulgarien und Servien), Illyrien, Macedonien, Griechenland, Klein-Aſien, Syrien und Paläſtina, Aegypten, Cyrenaica (in Nord-Afrika), Carthago, Numidien (Algier) und Mauritanien (Marokko). Aller Orten bauten die römiſchen Soldaten feſte Landſtraßen, Brücken, Waſſerleitungen, Grenzwälle und Feſtungen gegen die Einfälle der Barbaren; aller Orten lehrten ſie die Völker Acker- und Gartenbau, allerlei Künſte und Gewerbe des Friedens, und wo ſonſt Sümpfe und Waldungen das Land verödeten, entſtanden große Städte, Dörfer und Weiler, und nie, bis auf den heutigen Tag, blühten dieſe Länder herrlicher, als zu jenen Zeiten. Das fruchtbarſte und ſchönſte Land war z. B. Mauritanien und Numidien, wo es Gegenden gab, in denen das Korn 240fältig trug; jetzt ſind es größtentheils ungeheure Wüſten, in welchen die neuerlich eingedrungenen Franzoſen die Ruinen großer Städte bewundern. Ebenſo fruchtbar und bevölkert war auch Aegypten, wo die große Seeſtadt Alexandria der Mittelpunkt des Welthandels war, von wannen römiſche Handelsſchiffe alle Küſten des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres beſuchten, wohin die Karavanen über Arabien die Schätze und Gewürze Indiens brachten. In Syrien, dem Vaterlande des Weinſtocks, blühten alle Gewerbe, die dem Luxus dienen, und deſſen Hauptſtädte Antiochia und Seleucia waren der Sitz des feinſten Lebensgenuſſes. Mitten in einer Sandwüſte auf einer waſſerreichen Oaſe lag das ſtolze Palmyra, der Stapelplatz für den öſtlichen und weſtlichen Handel, reich an Paläſten, deren Ruinen noch heute Reiſende bewundern. So konnte man damals im römiſchen Reiche mehr als hundert Städte zählen, die an Pracht und Herrlichkeit Rom ſelber gleichkamen. „Ein herrlicheres Reich,“ ſagt Johannes Müller, „hatte nie geblüht; ſo mitten in den gemäßigten Erdſtrichen, unter dem mildeſten Himmel, in den fruchtbarſten Län-

dern, unter den thätigsten, gesittetsten Völkern; wie groß und schön unter Trajanus! Es war ein harter Schlag für die Menschheit, als dieses Reich fiel!"

Gleichen Schritt mit dem allgemeinen Wohlstande hielt auch, sobald die schweren Zeiten der Tyrannei vorüber waren, die Bildung in Kunst und Wissenschaft. Noch immer war Athen der Sammelplatz schöner und großer Geister, der Marktplatz, wie Cicero es hieß, gelehrter Kenntnisse, und nächst Athen waren es Apollonia (Pallina) in Illyrien, Rhodus auf der Insel gleichen Namens, Rom und Alexandria, wo Schulen für Redner und Philosophen blühten. So lebte denn wirklich noch wissenschaftlicher Geist und Geschmack; ja er war über die ganze römische Welt ausgebreitet, während im griechischen Blüthenalter die Bildung nur auf ein einziges Volk und auf wenige und kleine Länder beschränkt war. Indeß ist nicht zu läugnen, daß Neuheit, freier Aufschwung und Größe der Gedanken, wie auch natürliche Darstellung immer seltner wurden. Was die römische Literatur betrifft, so war sie noch zu jung, als der Staat schon zu altern begann, um sich kräftig zu entfalten. Keine römischen Dichter kamen mehr, welche sich mit den Augustischen messen konnten, und wenn auch Quintilian die Redekunst in Rom öffentlich lehrte, gab es doch keinen Cicero mehr; doch verdient alles Lob der ältere Plinius, derselbe, der beim Ausbruche des Vesuvs umgekommen, als Sammler und Ueberlieferer interessanter Nachrichten über Kunst, Natur und andere wissenschaftliche Gegenstände, und die Briefe seines Neffen, Plinius des jüngern, sind nebst seiner Lobrede auf Trajan wahre Muster zierlicher Schreibart. Recht anziehend für das weibliche Geschlecht dürften diejenigen Briefe sein, worin er seine Villen beschreibt, und uns die schönen Vorbilder edler Weiblichkeit in der Hispulla, die, eine Freundin seiner Mutter, so viel zu seiner Erziehung beigetragen, und in seiner zweiten Gemahlin Calpurnia, in der edlen Fannia und in der erlauchten Plotina, Gemahlin des Kaiser Trajanus vorführt. Noch mehr erhöht es den Werth dieses Schriftstellers, daß er selbst noch in den Zeiten des Wütherichs Domitianus den Muth hatte, seinen Freund und Lehrer, den Philosophen Artemidor, welcher auf des Kaisers Befehl mit allen übrigen Philosophen Landes verwiesen wurde, zu vertheidigen. In der Geschichte aber leisteten um diese Zeit die Römer das Meiste; Vellejus, Suetonius und Curtius bleiben immer mustergiltige Schriftsteller; Tacitus aber kann beinahe dem Thucydides an die Seite gestellt werden; es ist dieß derselbe, der die alten Deutschen geschildert hat, und die Biographien des Plutarchus sind noch immer ihrer klaren und griechischen Darstellung wegen unerreicht geblieben. Die griechische Kunst ist wohl nicht auf die Römer übergegangen; allein griechische Baumeister, Bildhauer und Maler arbeiteten noch immer mit vielem Geschmack, und die meisten Kunstdenkmäler, die wir noch besitzen, sind aus dieser Zeit.

§ 13. Soldatenregierung und Verwirrung des römischen Reichs.

Im dritten Jahrhundert wird schon das römische Reich von Jahr zu Jahr wilder und verwirrter. Es herrschen die Soldaten und rufen nach Belieben Kaiser aus, die sie auch wieder nach Belieben ermorden. So gehen die römischen Kaiser in diesem Zeitraume schnell wie Schatten vorüber; tapfere Krieger sind fast alle, denn es war ja damals Tapferkeit beinahe die einzige Tugend, die noch Werth hatte, allein die übrigen guten Eigenschaften, die einen Fürsten zum Wohlthäter seines Volkes machen, fehlten den meisten. Wer wollte die Namen der blutdürstigen, habsüchtigen und in allen Lastern ausgezeichneten Imperatoren, die oft nur wenige Jahre, oft nur einige Monate auf dem Throne saßen, herzählen. Mit dem Brudermörder Caracalla und dem unsinnigen Verschwender Heliogabalus begann das dritte Jahrhundert, gerade als die Barbaren in Osten und Westen (dort die Parther, hier die Deutschen) ungestümer als je auf das römische Reich einstürzten. Zwar wurde das parthische Volk, der furchtbarste Römerfeind in Osten, um diese Zeit durch den Perser Ardschir oder Artaxerxes dem Namen nach vernichtet, weil dieser kühne Mann den letzten Partherkönig Ardaban in einem Aufstande besiegte; allein, was früher die Parther waren, wurden nun die Perser; denn dieses neupersische Reich erhob sich bald unter Ardschirs Nachfolger Sapor furchtbar in Mittelasien und bedrohte dort die römischen Provinzen. Zum Glück kam um's J. 222 ein trefflicher Kaiser Alexander Severus auf den Thron. Dieser Fürst hatte beschlossen, Alles in die frühere Ordnung zurückzuführen und die Spuren blutiger Tyrannei zu verwischen. Sechzehn bewährte Senatoren bildeten einen Reichsrath, bei den Truppen wurden strenge und kriegskundige Männer angestellt, die Soldaten selbst zum Gehorsam und zur Ordnung angehalten. Bei Allem diesem wirkte seine Großmutter Moesa und seine Mutter Mammäa mit, zumal Alexander bei seinem Regierungsantritt erst zwölf Jahre alt war. Und so genoß das Reich wieder dreizehn Jahre, so lange dieser Kaiser regierte, Ruhe und Sicherheit von innen, von außen aber hielten die nachdrücklichen und wohlberechneten Unternehmungen des römischen Heeres die Barbaren von den Grenzen ab. Die Perser wurden zuerst beschwichtigt, sodann wandte sich Alexander auch an den Rhenus, wo die Allemannen alle Städte und Lager der Römer angegriffen hatten. Auch hier begnügte er sich, einen vortheilhaften Frieden zu schließen, weil er einsah, daß dem römischen Reiche Friede und Ruhe besser sei, als blutige Kriege, in welchen die allgemeine Wohlfahrt in die Hände der Soldaten kam. Allein eben diesen gefiel die Mäßigung des edlen Kaisers nicht, und sie ermordeten ihn im Lager bei Mainz sammt seiner Mutter und riefen einen rohen Thracier, den Maximinus, zum Kaiser aus. Dieß war ein Viehhirt, der sich als gemeiner Soldat durch seine Größe und Stärke auszeichnete, denn er war ein Riese von neun und einem halben Fuß Länge, der täglich einen halben Centner Fleisch verzehren, einen Eimer Wein trinken, Bäume entwurzeln, beladene Frachtwagen fortziehen, Kie-

felsteine mit den Fingern zerreiben konnte. Eben so ungeheuer und wild war auch sein Gemüth; Morden und Mordenlassen war sein Regieren, und sein Kriegführen Verwüstung und Blutvergießen, wo er hin kam. Am schwersten traf sein Arm das deutsche Volk am Rhein, daß er bis in seine Wälder verfolgte und, so weit er gelangen konnte, auf's grausamste verheerte. Doch fiel auch er endlich unter den Schwertern der Soldaten, die seiner Grausamkeiten müde waren, und nachdem mehrere vom Senat erwählte Kaiser schnell nach einander gewechselt hatten, behauptete sich endlich der Feldherr Philipp, ein Araber, merkwürdig dadurch, daß er im Jahre 248 das tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom feierte. Drei Tage und drei Nächte dauerten die Schau- und Kampfspiele, Zechgelage und Gastmähler, wo nie gesehene Pracht und Aufwand herrschte. Elephanten, Tiger, Löwen, Leoparden, Hyänen, Giraffen, Elennthiere, sogar ein Nilpferd und ein Nashorn erschienen im Circus und ein Elephant tanzte auf dem Seile. Doch konnte auch diesen Mann weder seine Tapferkeit noch seine Freigebigkeit länger als fünf Jahre auf dem Throne erhalten, auch er war ein Opfer unbändiger Soldaten. Ehrenvoller starb sein Nachfolger Decius, er fiel mit seinem Sohne in der Schlacht gegen die Gothen bei Philippopolis an der Donau. Dieses germanische Volk hatte sich um diese Zeit aus dem nördlichen Europa, dem heutigen Schweden und Norwegen, herabgewälzt über Deutschland und Pannonien, bis an die Donau und das schwarze Meer, wo sie die Halbinsel Krim eroberten. Von diesem Lande aus überwältigten sie bald, eben so gut zu Schiffe, als zu Lande, die Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasien und im Westen drangen sie bis über die Donau. Bei ihrem kriegerischen Sinne, zu dem sie Freiheitsliebe und entstandener Mangel in ihrem alten Wohnsitze gebracht hatte, war nicht die Rohheit und Wildheit anderer Barbaren; der Norden und der unfruchtbare Boden mochte ihren Verstand geweckt, ihr Gemüth menschlicher gebildet haben; weßhalb sie auch hernach für die römische Civilisirung empfänglicher waren. Nun regten sich auch wieder die Perser; der sechzigjährige Kaiser Valerian zog gegen sie, wurde aber bei Edessa geschlagen und gefangen. Der Perserkönig Sapor behandelte den unglücklichen Greis auf das schmachvollste und ließ ihn die niedrigsten Sklavendienste verrichten. Gallienus, Valerians Mitregent und Nachfolger, that Nichts, um seinen Vater zu befreien, ja den Persern blieb von nun an das östliche Reich offen und ihre Heere streiften bis an Syrien und Cappadocien. Es folgte nun eine Zeit voll Jammer und Elend, man nennt sie die Periode der dreißig Tyrannen, weil zugleich mit Gallien fast in allen Provinzen Gegenkaiser von den Soldaten ausgerufen wurden, worunter auch Barbaren und sogar ein paar Frauen genannt werden. Dennoch ist es unpassend, diese römischen Kaiser mit jenen dreißig Tyrannen, die nach dem peloponnesischen Kriege Athen beherrschten, zu vergleichen, weil jene nicht von den Athenern gewählte, sondern von den Spartanern aufgedrungene Obrigkeiten waren; auch beläuft sich die Zahl der Kaiser, die vom J. 260 bis 270 zu gleicher Zeit regierten, doch nur auf neunzehn, worunter auch Odenatus, König von Palmyra, war, der die Perser mit tapferer Hand zu-

Aufgethan iſt das weite Theater, es ſtürze durch ſeine
Sieben Mündungen ſich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Oreſt folge der grauſende Chor.
Wohin führet der Bogen des Sieg's? Erkennt ihr das Forum?
Was für Geſtalten ſind das auf dem curuliſchen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Seſſel beſteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmälere Weg neben den Häuſern ſich hin.
Schützend ſpringen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einſamen Hof heimlich und traulich ſich her.
Oeffnet die Läden geſchwind und die lange verſchütteten Thüren,
In die ſchaudrige Nacht falle der luſtige Tag.
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke ſich dehnen,
Wie von buntem Geſtein ſchimmernd das Eſtrich ſich hebt!
Friſch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben,
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben den Pinſel hinweg!
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen,
Faſſet der munt're Feſton reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor vorüber,
Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.
Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf Einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an.
Knaben! Was ſäumt ihr? Herbei! Da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre,
Friſch, ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug.
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchon geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sklaven! Beſtellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Waage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe ſich an.
Was verwahret dieß Käſtchen? O ſeht, was der Bräutigam ſendet;
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Paſten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier ſtehn noch die Salben,
Schminke ſind' ich noch hier in dem gehöhlten Cryſtall.
Aber, wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln,
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten ſie ſtellen ſich ein, es finden ſich alle
Götter wieder, warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang ſchon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

§ 11. Die guten Kaiser im zweiten Jahrhundert.

Der Ausbruch des Vesuvs war nicht das einzige Unglück, das während der Regierung Titus des Gütigen Rom heimsuchte; eine Feuersbrunst wüthete im folgenden Jahre in Rom und legte viele Prachtgebäude in Asche, und gleich darauf folgte eine furchtbare Pest. Ueberall zeigte Titus seine Menschenfreundlichkeit und Güte, indem er unermüdet war, das Elend zu mildern, zu trösten und zu helfen. Leider starb dieser Kaiser schon nach einer Regierung von zwei Jahren, und es ging die Sage, daß ihn sein bösartiger Bruder Domitian vergiftet habe. Dieser Wütherich unterbrach nun die Reihe guter Kaiser und erneuerte wieder in den fünfzehn Jahren seiner Regierung alle die Gräuel der Tyrannen aus dem Hause der Livia. Es war dieß ein leeres und wüstes Gemüth, das nur durch Schaugepränge, Hinrichtungen und Schmeicheleien befriedigt werden konnte. Um sich einen unverdienten Heldenruhm zu erwerben, befahl er in allen Grenzen des Reichs den Legionen, in die Länder der Barbaren einzubrechen; da aber der Krieg mit wenig Verstand und Tapferkeit geführt wurde, diente er nur dazu, die zahllosen Völker, welche um das römische Reich herumlagerten, aufzureizen, und blutige Kriege konnten erst im zweiten Jahrhundert die Grenzen wieder sicher stellen. Zum ersten Male mußten die Römer den Frieden mit einem Tribut erkaufen, und dessenungeachtet feierte Domitian einen Triumph. Der elende Mensch, der sich oft Tage lang die Zeit mit Fliegenfangen vertrieb, wurde endlich, als er eben seine Gemahlin und mehrere Hofleute wollte hinrichten lassen, von einem Verschworenen mit vielen Dolchstichen ermordet. Nach seinem Tode begann nun die glücklichste Zeit für das römische Reich, welche die Träume eines goldenen Weltalters wahr gemacht hätte, wäre nicht durch die schlechten Regierungen des ersten Jahrhunderts alle Tugend ausgerottet und alle Empfänglichkeit für einen bessern Zustand erstickt worden. Der alte Nerva war der erste edle Kaiser, der die verhaßten Majestätsgerichte abschaffte, die Abgaben verminderte, dürftige Bürger mit Land beschenkte und arme Kinder erziehen ließ. Alles lebte wieder auf, nur die Prätorianer, die nicht mehr als Werkzeuge kaiserlicher Schandthaten belohnt wurden, haßten ihn. Er regierte nur ein Jahr, und ihm folgte, wie er selbst gewollt hatte, der Spanier Trajanus (vom J. 98—117), ein Fürst, der im Frieden und im Kriege groß war und überall bessere Ordnung und einen humanen Geist verbreitete, so daß der Senat noch zweihundert Jahre nachher jedem neuerwählten Kaiser zurief: Sei glücklicher als Augustus, besser als Trajanus! Er gestattete wieder dem Senat freie Berathung und dem Volke die alten Wahlversammlungen, und unterwarf sich selbst den Gesetzen des Staats, lebte einfach und sparsam, war aber glänzend freigebig, wo es galt, nützliche Anstalten zu gründen. Im Heere führte er wieder strenge Kriegszucht ein, und erweiterte in glücklichen Feldzügen die Grenzen des Reiches bis über die Donau und den Euphrat. Zuerst bekriegte er in Europa die mächtigen Dacier (im heutigen Siebenbürgen), erbaute eine steinerne Brücke über die Donau, schlug den König Decebalus und machte Dacien zur römischen Provinz;

die heutigen Walachen sind Nachkommen der mit Römern vermischten Dacier. Straßen, Schanzen und Ruinen aller Art sind Denkmäler aus jener Zeit. Volk und Senat erbauten dem Kaiser für diese Siege die 115 Schuh hohe Säule, die noch heute steht, und in deren Innerm eine Treppe bis zur Spitze führt, wo Trajans Bildsäule von Erz stand (jetzt aber des Apostels Petrus). In Asien besiegte er die kriegerischen Parther und drang bis an den Euphrat vor, erkrankte aber auf diesem Feldzuge und starb auf dem Rückwege in Asien. Ihm folgte sein Verwandter Hadrian, ebenfalls ein Spanier, doch in Rom von dem griechischen Geschichtschreiber Plutarchus erzogen. Auch dieser Fürst regierte löblich, und durchreiste, um Alles mit eigenen Augen zu sehen, den größten Theil seiner Länder, machte wieder die Donau und den Euphrat zu Grenzen des Reichs, weil er einsah, daß es schwer zu werden anfing, es gegen die Einfälle der Barbaren zu vertheidigen. Unter ihm wurde, wie schon erzählt, der falsche Messias Bar Kochba besiegt *). Trefflich sorgte er noch sterbend für Rom, daß er den von gallischen Vorfahren abstammenden Titus Aurelius Antoninus adoptirte und zum Thronfolger bestimmte. Dieser bekam gleich im Anfange seiner Regierung den Namen Pius **), der Kindlichfromme, weil er seinen Adoptivvater, dem der Senat die gewöhnliche Vergötterung versagen wollte, gegen alle Beschuldigungen vertheidigte. Diesen Namen verdiente er aber bald im ganzen Sinne des Wortes, denn er war einer der edelsten Menschen, der tugendhafteste Kaiser, und seine 23jährige Regierung war die ruhigste und glücklichste für alle Stände und Unterthanen. Dabei sorgte er auch für den Bestand solcher Wohlfahrt, indem er allen Verschwendungen auf Kosten des Staates und des Volkes steuerte; er lebte also selbst höchst einfach, nahm aber auch Personen, die gar keine oder sehr geringe Verdienste um das Vaterland hatten, die Ruhegehalte (Pensionen). „Denn," sprach er, „unverantwortlich ist es und niedrig, ohne Verdienst den Staat zu benagen." Ihm folgten wieder die Adoptivsöhne: Marcus Aurelius und Lucius Verus, die beide den beliebten Namen Antoninus annahmen und die Regierung gemeinschaftlich führten. Beide waren sich jedoch sehr unähnlich. Marcus Aurelius (gewöhnlich Marc Aurel der Philosoph genannt) hatte sich der Philosophie (und zwar der stoischen) nicht ohne Nutzen gewidmet; denn er lebte eines Weisen würdig, ernst und streng gegen sich selbst und immer zum Bessern strebend. Wie menschlich er in Allem gewesen, beweist der Befehl, den er in Hinsicht der Schauspiele gab, daß die Gladiatoren künftig nur mit stumpfen Waffen kämpfen sollten. Lucius Verus dagegen war ein ausschweifender Herr, der sich wenig um die Regierungsgeschäfte bekümmerte. Zum Glück für Rom stand ihm

*) Sein prächtiges Grabmal, Moles Hadriani, ist so groß und stark gebaut, daß es später zu einem Vertheidigungsplatze diente, und dann mit Mauern und Gräben umgeben die Citadelle von Rom unter dem Namen Engelsburg bildet.

**) Pius heißt bei den Römern derjenige, der Gott, seine Eltern, Gatten, Geschwister und Verwandten ehrt, wird aber auf Alles, was pflichtmäßig ist, übertragen, so daß man es recht gut mit unserm fromm übersetzen kann.

ſein Adoptivbruder an der Seite; auch ſtarb er ſchon im achten Jahre ihrer gemeinſchaftlichen Regierung. Wir wenden uns alſo nur zum Marc Aurel, dem Alles, was Gutes und Großes zu der Zeit geſchah, zu verdanken war. So ſehr er den Frieden liebte, wurde er doch, ſo lange er regierte, faſt beſtändig genöthigt, zu Felde gegen die Barbaren zu liegen. Kaum war der parthiſche Krieg glücklich beendigt, ſo brach in Europa ein furchtbarer Krieg aller germaniſchen Völker vom Rhein bis zur Donau aus. Die Feſtungen der Römer wurden niedergeriſſen, Pannonien verheert und ſelbſt Italien bedroht. Die Urheber dieſes allgemeinen Aufſtandes waren die Markomannen in Böhmen und Mähren und die Quaden im heutigen Ungarn zwiſchen Pannonien und Dacien. Im erſten Feldzuge war auch noch Lucius Verus mit, ſtarb aber auf der Heimkehr, nachdem die beſiegten Feinde Frieden ſchließen mußten. Doch ſchon im dritten Jahre brach der Krieg wieder aus, und Marc Aurel unternahm den zweiten Feldzug; die römiſche Coloniestadt Carnuntum (zwiſchen Wien und Preßburg) war ſein Standquartier, von wannen er nach vielen blutigen Schlachten in das Land der Quaden eindrang. Hier wurde ſein Heer in der Nähe des Fluſſes Gran in Ungarn eingeſchloſſen und litt Waſſermangel, daß es, bis zur Verzweiflung gebracht, alle römiſche und fremde Gottheiten um Rettung anflehte. Ein plötzlicher Regen erquickte darauf die verſchmachtenden Römer, und ſie ſchlugen ſich unter dem Donnern eines Gewitterſturmes glücklich durch die Feinde durch. Die chriſtlichen Legendenſchreiber erzählen dieſen Vorfall als ein Wunder, und ſchreiben die Rettung einer Legion zu, welche den Beinamen der blitzenden hatte; ſie beſtand nämlich aus lauter Chriſten, und ihr eifriges Gebet ſoll beſonders den Regen erfleht haben. Bald nach dieſem Ereigniſſe ſchloß Marc Aurel einen günſtigen Frieden und kehrte nach Rom zurück, konnte jedoch nicht lange der Ruhe genießen, weil ihn wieder eine Empörung eines herrſchſüchtigen Feldherrn nach Aſien rief. Und als die Ruhe wieder hergeſtellt und er zurückgekehrt war, mußte er zum dritten Male gegen die Markomannen zu Felde ziehen. Dieſen Krieg brachte er jedoch nicht zu Ende, er ſtarb in einem hohen Alter zu Vindobona (Wien) im J. 108, und ſeine Zeitgenoſſen glaubten allgemein, daß er zu den Göttern zurückgekehrt und in den Himmel aufgenommen worden ſei. Er hinterließ ein treffliches Buch, worin die reinſte Moral enthalten iſt, unter dem Titel: Selbſtbetrachtungen. Leider können wir ſeiner Gemahlin Fauſtina nicht gleiches Lob, wie ihm, ertheilen, welche gleich ihrer Mutter Fauſtina, der Gemahlin des Antoninus Pius, leichtſinniger und ungebundener lebte, als es ſich für die Gattin eines ſolchen Fürſten geziemte. Der Sohn und Nachfolger Lucius Commodus glich mehr der Mutter, als dem Vater; ja es ſchien, als ob wieder die Zeit der tollen Kaiſer rückkehren ſollte. Er erkaufte den Frieden von den Markomannen, um in der Hauptſtadt ſchwelgen zu können, hatte aber dabei einen unſinnigen Hang zu Fechterſpielen und Thierhetzen, in welchen er ſelbſt öffentlich als Mitkämpfer auftrat; denn eine ungewöhnliche Leibesſtärke war die einzige männliche Eigenſchaft, wodurch er ſich auszeichnete. Sein Tod war ſeines Lebens würdig; er wurde von einer Hetäre vergiftet, und,

weil das Gift nicht wirken wollte, von den Mitverſchwornen erdroſſelt. Nach ſeinem Tode gewann wieder die kaiſerliche Leibwache die Oberhand, welche von nun an die Krone den Meiſtbietenden verkaufte, aber auch keinen Befehl, der ihre Macht beſchränkte, weiter achten wollte. Die gute Zeit hatte mit dem zweiten Jahrhundert ein Ende, und näher und näher rückten die Barbaren, das ausgeartete Volk der Römer zu züchtigen und zu vertilgen.

§ 12. Zuſtand des römiſchen Reichs im zweiten Jahrhundert.

Ehe wir zu den ſchlimmen Zeiten übergehen, wollen wir noch einen Blick zurückwerfen auf das römiſche Reich, wie es war und blühte unter den trefflichen Kaiſern des zweiten Jahrhunderts. Nie hat ein größeres Reich ſo planmäßig verwaltet und ſo bis auf jeden Winkel benutzt, bevölkert und bebaut beſtanden, als dieſes. Die Provinzen deſſelben waren Luſitanien (Portugal), Spanien, Gallien, Belgien, Britannien bis an die ſchottiſchen Grenzen, das cis-alpiniſche Gallien oder Italien, Rhätien (Savoyen), Helvetien, Vindelicien (ein Theil von Schwaben, Tirol und Baiern), Pannonien, Dacien, Moeſien (Bulgarien und Serwien), Illyrien, Macedonien, Griechenland, Klein-Aſien, Syrien und Paläſtina, Aegypten, Cyrenaica (in Nord-Afrika), Carthago, Numidien (Algier) und Mauritanien (Marokko). Aller Orten bauten die römiſchen Soldaten feſte Landſtraßen, Brücken, Waſſerleitungen, Grenzwälle und Feſtungen gegen die Einfälle der Barbaren; aller Orten lehrten ſie die Völker Acker- und Gartenbau, allerlei Künſte und Gewerbe des Friedens, und wo ſonſt Sümpfe und Waldungen das Land verödeten, entſtanden große Städte, Dörfer und Weiler, und nie, bis auf den heutigen Tag, blühten dieſe Länder herrlicher, als zu jenen Zeiten. Das fruchtbarſte und ſchönſte Land war z. B. Mauritanien und Numidien, wo es Gegenden gab, in denen das Korn 240fältig trug; jetzt ſind es größtentheils ungeheure Wüſten, in welchen die neuerlich eingedrungenen Franzoſen die Ruinen großer Städte bewundern. Ebenſo fruchtbar und bevölkert war auch Aegypten, wo die große Seeſtadt Alexandria der Mittelpunkt des Welthandels war, von wannen römiſche Handelsſchiffe alle Küſten des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres beſuchten, wohin die Karavanen über Arabien die Schätze und Gewürze Indiens brachten. In Syrien, dem Vaterlande des Weinſtocks, blühten alle Gewerbe, die dem Luxus dienen, und deſſen Hauptſtädte Antiochia und Seleucia waren der Sitz des feinſten Lebensgenuſſes. Mitten in einer Sandwüſte auf einer waſſerreichen Oaſe lag das ſtolze Palmyra, der Stapelplatz für den öſtlichen und weſtlichen Handel, reich an Paläſten, deren Ruinen noch heute Reiſende bewundern. So konnte man damals im römiſchen Reiche mehr als hundert Städte zählen, die an Pracht und Herrlichkeit Rom ſelber gleichkamen. „Ein herrlicheres Reich," ſagt Johannes Müller, „hatte nie geblüht; ſo mitten in den gemäßigten Erdſtrichen, unter dem mildeſten Himmel, in den fruchtbarſten Län-

dern, unter den thätigsten, gesittetsten Völkern; wie groß und schön unter Trajanus! Es war ein harter Schlag für die Menschheit, als dieses Reich fiel!“

Gleichen Schritt mit dem allgemeinen Wohlstande hielt auch, sobald die schweren Zeiten der Tyrannei vorüber waren, die Bildung in Kunst und Wissenschaft. Noch immer war Athen der Sammelplatz schöner und großer Geister, der Marktplatz, wie Cicero es hieß, gelehrter Kenntnisse, und nächst Athen waren es Apollonia (Pallina) in Illyrien, Rhodus auf der Insel gleichen Namens, Rom und Alexandria, wo Schulen für Redner und Philosophen blühten. So lebte denn wirklich noch wissenschaftlicher Geist und Geschmack; ja er war über die ganze römische Welt ausgebreitet, während im griechischen Blüthenalter die Bildung nur auf ein einziges Volk und auf wenige und kleine Länder beschränkt war. Indeß ist nicht zu läugnen, daß Neuheit, freier Aufschwung und Größe der Gedanken, wie auch natürliche Darstellung immer seltner wurden. Was die römische Literatur betrifft, so war sie noch zu jung, als der Staat schon zu altern begann, um sich kräftig zu entfalten. Keine römischen Dichter kamen mehr, welche sich mit den Augustischen messen konnten, und wenn auch Quintilian die Redekunst in Rom öffentlich lehrte, gab es doch keinen Cicero mehr; doch verdient alles Lob der ältere Plinius, derselbe, der beim Ausbruche des Vesuvs umgekommen, als Sammler und Ueberlieferer interessanter Nachrichten über Kunst, Natur und andere wissenschaftliche Gegenstände, und die Briefe seines Neffen, Plinius des jüngern, sind nebst seiner Lobrede auf Trajan wahre Muster zierlicher Schreibart. Recht anziehend für das weibliche Geschlecht dürften diejenigen Briefe sein, worin er seine Villen beschreibt, und uns die schönen Vorbilder edler Weiblichkeit in der Hispulla, die, eine Freundin seiner Mutter, so viel zu seiner Erziehung beigetragen, und in seiner zweiten Gemahlin Calpurnia, in der edlen Fannia und in der erlauchten Plotina, Gemahlin des Kaiser Trajanus vorführt. Noch mehr erhöht es den Werth dieses Schriftstellers, daß er selbst noch in den Zeiten des Wütherichs Domitianus den Muth hatte, seinen Freund und Lehrer, den Philosophen Artemidor, welcher auf des Kaisers Befehl mit allen übrigen Philosophen Landes verwiesen wurde, zu vertheidigen. In der Geschichte aber leisteten um diese Zeit die Römer das Meiste; Velleius, Suetonius und Curtius bleiben immer mustergiltige Schriftsteller; Tacitus aber kann beinahe dem Thucydides an die Seite gestellt werden; es ist dieß derselbe, der die alten Deutschen geschildert hat, und die Biographien des Plutarchus sind noch immer ihrer klaren und griechischen Darstellung wegen unerreicht geblieben. Die griechische Kunst ist wohl nicht auf die Römer übergegangen; allein griechische Baumeister, Bildhauer und Maler arbeiteten noch immer mit vielem Geschmack, und die meisten Kunstdenkmäler, die wir noch besitzen, sind aus dieser Zeit.

§ 13. Soldatenregierung und Verwirrung des römischen Reichs.

Im dritten Jahrhundert wird schon das römische Reich von Jahr zu Jahr wilder und verwirrter. Es herrschen die Soldaten und rufen nach Belieben Kaiser aus, die sie auch wieder nach Belieben ermorden. So gehen die römischen Kaiser in diesem Zeitraume schnell wie Schatten vorüber; tapfere Krieger sind fast alle, denn es war ja damals Tapferkeit beinahe die einzige Tugend, die noch Werth hatte, allein die übrigen guten Eigenschaften, die einen Fürsten zum Wohlthäter seines Volkes machen, fehlten den meisten. Wer wollte die Namen der blutdürstigen, habsüchtigen und in allen Lastern ausgezeichneten Imperatoren, die oft nur wenige Jahre, oft nur einige Monate auf dem Throne saßen, herzählen. Mit dem Brudermörder Caracalla und dem unsinnigen Verschwender Heliogabalus begann das dritte Jahrhundert, gerade als die Barbaren in Osten und Westen (dort die Parther, hier die Deutschen) ungestümer als je auf das römische Reich einstürzten. Zwar wurde das parthische Volk, der furchtbarste Römerfeind in Osten, um diese Zeit durch den Perser Ardschir oder Artaxerxes dem Namen nach vernichtet, weil dieser kühne Mann den letzten Partherkönig Ardaban in einem Aufstande besiegte; allein, was früher die Parther waren, wurden nun die Perser; denn dieses neupersische Reich erhob sich bald unter Ardschirs Nachfolger Sapor furchtbar in Mittelasien und bedrohte dort die römischen Provinzen. Zum Glück kam um's J. 222 ein trefflicher Kaiser Alexander Severus auf den Thron. Dieser Fürst hatte beschlossen, Alles in die frühere Ordnung zurückzuführen und die Spuren blutiger Tyrannei zu verwischen. Sechzehn bewährte Senatoren bildeten einen Reichsrath, bei den Truppen wurden strenge und kriegskundige Männer angestellt, die Soldaten selbst zum Gehorsam und zur Ordnung angehalten. Bei Allem diesem wirkte seine Großmutter Moesa und seine Mutter Mammäa mit, zumal Alexander bei seinem Regierungsantritt erst zwölf Jahre alt war. Und so genoß das Reich wieder dreizehn Jahre, so lange dieser Kaiser regierte, Ruhe und Sicherheit von innen, von außen aber hielten die nachdrücklichen und wohlberechneten Unternehmungen des römischen Heeres die Barbaren von den Grenzen ab. Die Perser wurden zuerst beschwichtigt, sodann wandte sich Alexander auch an den Rhenus, wo die Allemannen alle Städte und Lager der Römer angegriffen hatten. Auch hier begnügte er sich, einen vortheilhaften Frieden zu schließen, weil er einsah, daß dem römischen Reiche Friede und Ruhe besser sei, als blutige Kriege, in welchen die allgemeine Wohlfahrt in die Hände der Soldaten kam. Allein eben diesen gefiel die Mäßigung des edlen Kaisers nicht, und sie ermordeten ihn im Lager bei Mainz sammt seiner Mutter und riefen einen rohen Thracier, den Maximinus, zum Kaiser aus. Dieß war ein Viehhirt, der sich als gemeiner Soldat durch seine Größe und Stärke auszeichnete, denn er war ein Riese von neun und einem halben Fuß Länge, der täglich einen halben Centner Fleisch verzehren, einen Eimer Wein trinken, Bäume entwurzeln, beladene Frachtwagen fortziehen, Kie-

felsteine mit den Fingern zerreiben konnte. Eben so ungeheuer und wild war auch sein Gemüth; Morden und Mordenlassen war sein Regieren, und sein Kriegführen Verwüstung und Blutvergießen, wo er hin kam. Am schwersten traf sein Arm das deutsche Volk am Rhein, daß er bis in seine Wälder verfolgte und, so weit er gelangen konnte, auf's grausamste verheerte. Doch fiel auch er endlich unter den Schwertern der Soldaten, die seiner Grausamkeiten müde waren, und nachdem mehrere vom Senat erwählte Kaiser schnell nach einander gewechselt hatten, behauptete sich endlich der Feldherr Philipp, ein Araber, merkwürdig dadurch, daß er im Jahre 248 das tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom feierte. Drei Tage und drei Nächte dauerten die Schau- und Kampfspiele, Zechgelage und Gastmähler, wo nie gesehene Pracht und Aufwand herrschte. Elephanten, Tiger, Löwen, Leoparden, Hyänen, Giraffen, Elennthiere, sogar ein Nilpferd und ein Nashorn erschienen im Circus und ein Elephant tanzte auf dem Seile. Doch konnte auch diesen Mann weder seine Tapferkeit noch seine Freigebigkeit länger als fünf Jahre auf dem Throne erhalten, auch er war ein Opfer unbändiger Soldaten. Ehrenvoller starb sein Nachfolger Decius, er fiel mit seinem Sohne in der Schlacht gegen die Gothen bei Philippopolis an der Donau. Dieses germanische Volk hatte sich um diese Zeit aus dem nördlichen Europa, dem heutigen Schweden und Norwegen, herabgewälzt über Deutschland und Pannonien, bis an die Donau und das schwarze Meer, wo sie die Halbinsel Krim eroberten. Von diesem Lande aus überwältigten sie bald, eben so gut zu Schiffe, als zu Lande, die Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasien und im Westen drangen sie bis über die Donau. Bei ihrem kriegerischen Sinne, zu dem sie Freiheitsliebe und entstandener Mangel in ihrem alten Wohnsitze gebracht hatte, war nicht die Rohheit und Wildheit anderer Barbaren; der Norden und der unfruchtbare Boden mochte ihren Verstand geweckt, ihr Gemüth menschlicher gebildet haben; weßhalb sie auch hernach für die römische Civilisirung empfänglicher waren. Nun regten sich auch wieder die Perser; der sechzigjährige Kaiser Valerian zog gegen sie, wurde aber bei Edessa geschlagen und gefangen. Der Perserkönig Sapor behandelte den unglücklichen Greis auf das schmachvollste und ließ ihn die niedrigsten Sklavendienste verrichten. Gallienus, Valerians Mitregent und Nachfolger, that Nichts, um seinen Vater zu befreien, ja den Persern blieb von nun an das östliche Reich offen und ihre Heere streiften bis an Syrien und Cappadocien. Es folgte nun eine Zeit voll Jammer und Elend, man nennt sie die Periode der dreißig Tyrannen, weil zugleich mit Gallien fast in allen Provinzen Gegenkaiser von den Soldaten ausgerufen wurden, worunter auch Barbaren und sogar ein paar Frauen genannt werden. Dennoch ist es unpassend, diese römischen Kaiser mit jenen dreißig Tyrannen, die nach dem peloponnesischen Kriege Athen beherrschten, zu vergleichen, weil jene nicht von den Athenern gewählte, sondern von den Spartanern aufgedrungene Obrigkeiten waren; auch beläuft sich die Zahl der Kaiser, die vom J. 260 bis 270 zu gleicher Zeit regierten, doch nur auf neunzehn, worunter auch Odenatus, König von Palmyra, war, der die Perser mit tapferer Hand zu-

rückschlug und, von Gallienus selbst zum Mitregenten angenommen, beinahe den ganzen Orient beherrschte.

§ 14. Wiederhergestellte Einheit im römischen Reiche und völlige Ausbildung der Monarchie. Vom J. 270—305.

Erst dem tapfern Moesier Aurelianus, der um's Jahr 270 von den Legionen an der Donau zum Kaiser ausgerufen wurde, gelang es, alle Nebenkaiser zu beseitigen und das römische Reich unter einem Gebieter wieder herzustellen. Gleich nach seiner Erhebung begab er sich nach Rom, stellte hier das alte Ansehen des Senats und des Volkes wieder her. Sodann wandte er sich mit Blitzesschnelle gegen die äußern Feinde, die überall in die römischen Marken eingefallen waren. So hatten die Sueven und Allemannen Helvetien überwältigt und waren schon über die Alpen nach Italien gekommen. Glücklich schlug er sie bei Pavia und trieb sie zurück nach Deutschland, die Hauptstadt Rom selbst befestigte er auf's neue, weil es nun schon nicht mehr sicher war vor einem Einfall der Deutschen. Mit den Gothen, die mittlerweile das ganze dacische Reich erobert hatten, schloß er Friedensverträge, gab alles Land jenseits der Donau auf, weil er gleich dem Alexander Severus lieber das Reich mit engeren Grenzen sicher stellen, als auf die Gefahr, es zu versplittern, weit ausgedehnte Eroberungen machen wollte. Mit den Gothen schloß er um so lieber Frieden, weil sie, wie oben schon gesagt, für einen friedlichen Zustand geeigneter waren, als andere Barbaren, wie sie sich denn vertragsmäßig in Dacien jenseits der Donau niederließen und, von Ackerbau und Viehzucht lebend, sich aller Raubzüge in's römische Gebiet enthielten. Nicht so nachgiebig war er gegen die Königin Zenobia, die geistvolle und schöne Gemahlin des Odenatus, welcher in einem Soldatenaufstande sein Leben verlor. Diese kriegerische Frau behielt die Herrschaft im Orient auch als Wittwe noch, obgleich sie von Rom aus nicht anerkannt wurde, und eroberte sogar Aegypten. Da sie nun auch Kleinasien den Römern entreißen wollte, zog Aurelian gegen sie zu Felde, konnte sie aber erst nach zwei Jahren überwältigen, indem er Palmyra eroberte. Zenobia war auf einem Dromedar nach Persien entflohen, wurde aber von nachgeschickten Reitern eingeholt und gefangen vor den Kaiser geführt. Das erbitterte Heer forderte ihren Tod, doch hielt es der edle Aurelian unter seiner Würde, ein Weib zu tödten; er führte sie bloß — dieß Opfer mußte er dem gereizten Hasse der Römer bringen — im Triumphe nach Rom, dann aber behandelte er sie mit ausgezeichneter Güte, gab ihr ein schönes Landgut in der Nähe von Tibur (Tivoli) und verheirathete ihre Töchter mit vornehmen Römern. Palmyra aber, einst von Salomo unter dem Namen Thadmor (d. h. die Palmenstadt) gegründet, (1 B. der K. 9, 18.) wurde, weil sich die Einwohner nach seinem Abzuge empörten, zerstört. Später wurde es wieder bewohnt, aber im achten Jahrhundert durch die Saracenen ganz in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Ruinen wurden erst zu Ende des siebenzehnten

Jahrhunderts von zwei reisenden Engländern entdeckt. Aurelian unternahm sodann einen Feldzug gegen die Perser, um die Schmach des Kaisers Valerianus zu rächen, wurde aber auf Anstiften seines treulosen Geheimschreibers ermordet. Seine Soldaten bestraften die Mörder und gaben den schönsten Beweis, wie sehr sie ihren Kaiser geliebt, und von der neuen Kriegszucht, die er eingeführt, indem sie dem Senat die Ernennung eines Nachfolgers überließen. Nach Aurelians Tode brachen wieder die Deutschen verschiedener Stämme auf allen Punkten los, insbesondere wurden in Gallien durch die Franken, die um diese Zeit zum ersten Mal genannt werden, über sechzig Städte durch bloßen Schrecken eingenommen. Der treffliche Kaiser Probus, ein Pannonier, zog dahin, schlug die Feinde über den Rhein zurück und verfolgte sie bis in ihr Land, so daß sie um Frieden bitten und sechzehntausend Mann für das römische Heer stellen mußten, welche er, damit sie nicht gefährlich würden, in die verschiedenen Provinzen des Reichs vertheilte. Um dann das Reich gegen fernere Einbrüche zu sichern, erweiterte und erneuerte er die Grenzwälle, die unter den Namen Teufelsmauer, Pfalgraben, Völlriegel, Steinmauern, Schnackendöbeln, Pohlgraben, und Heidengraben noch heut zu Tage von der Donau bei Regensburg bis an die Gegenden am Neckar reichen. Dieser gegen 70 deutsche Meilen lange Grenzwall bestand theils aus hohen Mauern und Gräben, je von einer halben Stunde Wegs zur andern mit runden Thürmen versehen, theils aus Pallisadengehägen hinter Gräben und in einiger Entfernung davon aufgeführten Castellen. Vom Rhein zog Probus nach Asien und sicherte auch im Osten die Grenze. Als er so das Reich beruhigt sah, wollte er die Soldaten an Werke und Arbeiten des Friedens gewöhnen, weil es doch gefährlich schien, sie auseinander zu lassen. Er baute zerstörte Städte wieder auf, desgleichen Brücken und Heerstraßen, trocknete Sümpfe aus, und legte in Gallien am Rhein und in Pannonien Weinberge an. Die Soldaten, welche an Müßiggang im Frieden gewöhnt waren, empörten sich und ermordeten den trefflichen Kaiser. Wiederum folgten zwei Jahre blutiger Soldatenaufstände, in welchen mehrere Kaiser ausgerufen und wieder ermordet wurden, bis der große Diocletianus, auf den Kaiserthron erhoben, dieser Soldatendespotie auf immer ein Ende machte. Diocletianus, ein Dalmatier, sah, wie unmöglich es in diesen Zeiten war, das ganze Reich mit Würde und Glück zu beherrschen. Darum veränderte er die ganze bisherige Staatsverfassung, so daß die alten Formen der Republik, die noch immer wenigstens scheinbar fortbestanden, aufhörten, und unterdrückte mit der Aufhebung des Senats jeden Ausbruch der alten Freiheitsliebe, an dessen Stelle er einen Reichsrath von mehreren Ministern bildete. Einer leichtern Uebersicht wegen wählte er sich den tapfern Maximianus zum Mitregenten oder Augustus und ernannte noch außerdem für sich und seine Collegen die Nachfolger, welche den Namen Cäsaren führten. So enstanden nun im Reiche vier kaiserliche Hofhaltungen, wo sich die Herrscher mit orientalischem Gepränge umgaben und fast göttliche Verehrung von Soldaten und Volke verlangten. Schon Aurelian hatte sich ein goldenes Diadem zum beständigen Kopfschmuck gewählt, woraus dann die Kronen entstanden sind.

wie sie die morgenländischen Fürsten zu tragen pflegten. Die bisherigen Kaiser trugen sich meist wie einfache Krieger, ohne viel Prunk und Aufwand; Diocletian und seine Mitregenten zeigten sich nie anders, als in seidenen Gewändern voll Gold, Perlen und Edelsteinen, sie waren von zahlreichen Höflingen umgeben, und wer sich ihnen nahte, mußte fußfällig die Göttlichkeit der Majestät anbeten. Weil Diocletian die Frechheit des römischen Pöbels kannte und in der alten Hauptstadt sein Ansehen nicht behaupten zu können glaubte, verlegte er seine Residenz nach Nicomedien, einer Stadt in Kleinasien, Byzanz gegenüber, welche an Pracht und Größe bald Rom erreichte. Sein Mitkaiser wohnte in Mailand; Galerius, einer der Cäsaren, in Sirmium (bei Mitrovitz in Slavonien); der andere Cäsar, Constantius, in Trier und häufig auch in Eborakum (York), der größten Stadt des damaligen Britanniens. So ward nun eine feste und unbeschränkte Monarchie gegründet; freilich aber war es nicht denkbar, daß immer die zwei Kaiser einig sein und die Cäsaren ruhig den Abtritt ihrer Vorgänger abwarten würden! Diocletian legte zuerst die Regierung selbst nieder und lebte von nun an als Privatmann auf einem schönen Landgute zu Salona in Dalmatien. Er nöthigte auch seinen Collegen Maximian, abzutreten, und die beiden Cäsaren Galerius und Constantius ergriffen nun als Augusti die Zügel der Regierung und wählten sich auch wieder zwei Thronfolger. Aber schon mit des Constantius Tode erhob sich neuer Bürgerkrieg, weil die Soldaten desselben in Britannien seinen Sohn Constantin zum Kaiser ausriefen.

§ 15. Sitten und Religion im dritten Jahrhundert.

In dieser eisernen Zeit mußte, wie leicht zu denken ist, die Blüthe der Humanität allmählig ersterben. Glücklicherweise wurden zarte Keime derselben von der zunehmenden Gemeinde der Christen im Stillen aufbewahrt. Ihr Glaube war ja aufs innigste mit der Sittenlehre verbunden, mit der Sittenlehre, welche die Guten und Stillen im Lande durch das Gebot der Liebe zu einem gemeinschaftlichen Zusammenleben vereinigte, worin sie sich von dem wilden Treiben der ausgearteten Welt hinflüchteten, um sich in Geduld und Demuth zu üben, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten und sich selbst durch ein frommes und tugendhaftes Leben für die Ewigkeit vorzubereiten. In den ersten Zeiten versammelten sich die Christen täglich, später aber meist nur am Sabbathe und den darauf folgenden Sonntag, und zwar in den Synagogen der Juden, in Privathäusern und in eigens dazu eingerichteten Gebäuden oder Kirchen. Zur Zeit der Verfolgung wurden die Versammlungen in unterirdischen Höhlen, Kellern, Wäldern und dergleichen meist nur zur Nachtzeit oder vor Tagesanbruch gehalten. Hier beteten und sangen die Brüder und Schwestern gemeinschaftlich, und sodann wurde von einem der Aeltesten Etwas aus dem Neuen Testamente vorgelesen und darüber eine ungekünstelte Ermahnungsrede gehalten. Den Beschluß machte das

Liebesmahl, wobei ohne Unterschied des Standes Alle Antheil nahmen, und zur Erinnerung an den Heiland reichten die Aeltesten das gesegnete Brod und den gesegneten Kelch im Kreise herum, welches sie nahmen zur Stärkung im Glauben und der Hoffnung auf ein ewiges Leben. Gingen sie nun mit gottseligen Gedanken auseinander, ein Jeglicher in sein Haus, so waren sie eifrig und fleißig in ihrem Berufe, lebten mäßig, ordentlich, friedfertig und aller Welt dienstfertig, besuchten auch die Kranken und Armen und brachten ihnen milde Gaben. Die Aufnahme in die Gemeinde geschah, wie Jesus befohlen, durch die Taufe, doch so, daß nicht das Haupt, sondern der ganze Körper im Wasser untergetaucht wurde. Ein schönes Sinnbild der Seelenreinheit, die als die Quelle aller Tugenden von einem Christen gefordert wurde. Priester und Opfer hatten sie nicht, die Aeltesten und Weisesten unter ihnen führten die Aufsicht über die Gemeinde, womit auch das Lehramt verbunden war. Sie hießen Aufseher oder griechisch Episkopi (daher das deutsche Wort Bischöfe), Aelteste oder Presbyteren (daher das deutsche Wort Priester), Pastoren oder Hirten, Papä oder Väter, Diacone und Diaconissinnen, die den Kirchendienst besorgten, den Abwesenden das Liebesmahl brachten, Kranke pflegten u. dgl. m. Katecheten, welche die jungen Christen und auch Neubekehrte vor der Taufe im Worte Gottes unterrichteten; denn die Kindertaufe ist erst in spätern Zeiten aufgekommen. Alle diese Kirchenbeamten wurden wohl von der Gemeinde hochgeachtet, hatten aber keinen besondern Vorrang vor den Uebrigen, bezogen auch keinen Gehalt, sondern nährten sich wie Andere von ihrer Hände Arbeit oder irgend einem andern Erwerbszweige, denn in den ersten Jahrhunderten war das Christenthum nur in den ärmern Klassen anzutreffen. Nach und nach, als die Gemeinden größer wurden und auch Vornehmere beitraten, genossen auch diese Männer, die das geistliche Wohl der Brüder zu besorgen hatten, allmählig besonders in Hauptstädten mehr Ansehen, und weil sie durch's Loos (griechisch Kleros) erwählt wurden, verstand man bald unter dem Namen Clerus einen eigenen, von den gemeinen Christen, den Laien (vom griech. Worte Laos, das Volk) abgesonderten Stand. Dieser Clerus wachte besonders über die Sittenreinheit der Gemeinde und strafte Fehlende mit strengen Bußpredigen, ja sie legten ihnen auch allerlei Büßungen auf. Die größte Strafe war der Kirchenbann (Excommunication, Anathema), wodurch die Schuldigen entweder auf kurze Zeit, bis sie sich gebessert hätten, oder auch auf immer von den Versammlungen der Gemeinde ausgeschlossen wurden. Allerdings war es in damaligen Zeiten nicht so leicht, ein Christ zu sein, denn es wurde die strengste Erfüllung aller menschlichen und bürgerlichen Pflichten, beinahe völlige Entsagung irdischer Glückseligkeit und gänzliche Ergebung in die Fügungen Gottes ohne Murren und Ungeduld gefordert; und so streng auch die Moral der Stoiker war, hat doch die christliche sie bei weitem übertroffen; und je zügelloser die Heiden waren, desto heiliger zeigten sich die Christen. Dieser hohe sittliche Vorzug, der auch nicht selten mit verletzendem Tugendstolze gepaart sein mochte, veranlaßte auch frühzeitig Neid, Haß und Verfolgung aller derjenigen, die nicht an Christum glaubten. Dazu kam die Tyrannei der römischen Kaiser, we

Nichts so sehr fürchteten, als tugendhafte und freigesinnte Menschen, und am wenigsten große Verbrüderungen und Gesellschaften dulden wollten, deren Zweck sie nicht begreifen konnten. Darum erschienen so oft kaiserliche Befehle und Verordnungen, die Christen einzuziehen, und, wenn sie ihren Glauben nicht abschwören wollten, an Leib und Leben zu strafen. Dazu kam noch der allgemeine Haß der Römer gegen die Juden, welche ihre Freiheit so hartnäckig und standhaft vertheidigten. Nun hielt man die Christen für eine jüdische Secte, und sie mußten alle die Verfolgungen mitdulden, welche über die Juden verhängt wurden. Die erste große Verfolgung brach, wie schon erzählt worden ist, unter Kaiser Nero aus, der die Christen für die Urheber der großen Feuersbrunst in Rom ausgab. Wie es der Kirche unter der Regierung des menschenfreundlichen Trajanus ergangen sei, erhellt aus einem Briefe des jüngern Plinius und der darauf erfolgten Antwort des Kaisers, welche wir beide hersetzen wollen. Merkwürdig ist, daß ein so hochgebildeter und gelehrter Mann, wie Plinius war, so irrige Begriffe vom Christenthum hatte; allein er mochte wohl nur nach der äußeren Gestaltung und dem Gottesdienste urtheilen, während die einfachen Lehrer ohne Gelehrsamkeit über das wahre Wesen der göttlichen Lehre dem Römer nicht genügenden Aufschluß geben konnten.

Plinius an den Kaiser Trajanus.

Ich machte es mir zum feierlichen Gesetze, Herr, mich in allen bedenklichen Fällen an Dich zu wenden. Denn wer könnte mich sicherer leiten, wenn ich zweifelhaft, oder unterrichten, wenn ich unwissend bin? Den gerichtlichen Untersuchungen wider die Christen habe ich nie beigewohnt; daher weiß ich nicht, worüber und wiefern sie bestraft oder zur Verantwortung gezogen werden, auch habe ich nicht wenig angestanden, ob man nicht einen Unterschied unter dem Alter machen, oder ob man gegen schwächere oder stärkere Personen auf einerlei Art verfahren müsse? Soll man dem verzeihen, der sich reuig bekennt? Oder soll es dem, der einmal ein Christ gewesen, nichts helfen, wenn er dem Christenthume entsagt? Soll man den bloßen Namen, ohne andere persönliche Verbrechen, oder die mit dem Namen verknüpften Verbrechen bestrafen? Inzwischen habe ich es mit denen, die bei mir als Christen angegeben worden sind, auf folgende Art gehalten. Ich fragte sie, ob sie Christen wären? Antworteten sie, Ja! so fragte ich sie zum andern und dritten Male, und bedrohete sie mit der Todesstrafe. Beharrten sie auf der ersten Aussage, so ließ ich die Strafe vollziehen. Denn ich glaubte, was auch ihr Geständniß sein möchte, daß wenigstens ihre Hartnäckigkeit und unbiegsame Halsstarrigkeit bestraft werden müsse. Andere waren mit eben dem Unsinne angesteckt, die ich, weil sie römische Bürger waren, aufschreiben ließ, um sie nach Rom zu schicken. Während der Untersuchung breitete sich das Verbrechen, wie es zu geschehen pflegt, bald weiter aus, und es ereigneten sich mehrere Fälle. Es wurde eine Schrift ohne Namen des Urhebers eingegeben, wo viele als

Christen angeklagt wurden, welche läugneten, daß sie es wären, oder gewesen wären. Denn sie riefen nach der Formel, die ich ihnen vorsagte, die Götter an, opferten Weihrauch und Wein Deinem Bildnisse, das ich deßhalb mit den Bildnissen der Götter hatte herbringen lassen, und lästerten außerdem Christum: lauter Dinge, wozu sich wirkliche Christen nicht sollen zwingen lassen. Ich hielt es also für billig, sie wieder loszulassen. Andere, die bei mir angegeben worden, sagten anfangs, daß sie Christen wären, und bald darauf läugneten sie es; sie gestanden, sie wären es zwar gewesen, aber wieder abtrünnig geworden, einige vor drei, andere vor mehreren Jahren, und manche sogar vor zwanzig Jahren. Alle diese Leute beteten Dein Bild und die Bilder der Götter an, und lästerten Christum. Sie versicherten aber, daß ihr ganzes Verbrechen oder Versehen darin bestanden hätte, daß sie an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgange zusammengekommen wären, und Christo zu Ehren, als einem Gotte, unter einander ein Lied gesungen; daß sie sich eidlich verbunden hätten, nicht etwa zu einem Laster, wie einen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen; ihr Versprechen zu halten, und was ihnen in Verwahrung gegeben worden, nicht abzuläugnen. Darauf wären sie auseinander gegangen, bald aber wieder zusammengekommen, um einige unschuldige Speisen mit einander zu genießen; auch dieß hätten sie nach meinem Edicte, worin ich auf Deinen Befehl alle öffentliche Zusammenkünfte verboten hatte, unterlassen. Für desto nöthiger hielt ich's, von zwei Mägden, die Diaconissinnen genannt wurden, die Wahrheit durch die Tortur herauszubringen. Aber ich entdeckte nichts Andres, als einen verkehrten und übertriebenen Aberglauben. Ich habe daher keinen Ausspruch thun, sondern eilen wollen, Dich vorher um Rath zu fragen. Die Sache hat mir Deiner Ueberlegung würdig geschienen, besonders wegen der Menge derer, die in die Gefahr verwickelt sind. Denn viele Personen, von jedem Alter und Stande, und von beiden Geschlechtern, gerathen in Gefahr und werden hineingerathen. Denn die Seuche dieses Aberglaubens hat nicht allein Städte, sondern auch Flecken und Dörfer angesteckt. Doch glaube ich, daß man ihr noch Einhalt thun und abhelfen könne. Wenigstens weiß ich gewiß, daß die öden Tempel wieder angefangen besucht zu werden, daß die feierlichen Opfer, die eine Zeitlang aufgehört hatten, wieder gebracht werden; und daß man Opferthiere, die zeither sehr wenig Käufer fanden, wieder verkauft. Hieraus kann man sehen, wie viel Menschen zurecht gebracht werden können, wenn man ihre Reue stattfinden lasse.

Antwort des Kaisers.

Du bist, mein lieber Plinius, in der gerichtlichen Untersuchung derer, die bei Dir als Christen sind angegeben worden, der rechten Art zu verfahren gefolgt. Denn es läßt sich hier keine allgemeine und förmliche Vorschrift geben. Aufsuchen muß man sie nicht; wenn sie aber angegeben und überführt werden, so muß man sie bestrafen: doch mit der Ausnahme, daß diejenigen, welche läugnen, Christen zu sein, un-

es durch Anrufung unſerer Götter bezeugen, wegen ihrer Reue Vergebung erlangen, wenn ſie ſich auch vorher noch ſo verdächtig gemacht hätten. Anklagen ohne Unterſchrift des Verfaſſers dürfen, worin auch die Beſchuldigung beſtehen mag, nicht angenommen werden. Denn dieß würde ſchlimme Folgen haben und den Grundſätzen unſerer Regierung nicht gemäß ſein.

Größere Verfolgungen ſind nach der Zeit vorzüglich unter den Kaiſern Decius und Diocletianus ausgebrochen, worin Chriſten beiderlei Geſchlechts als Märtyrer, d. h. Zeugen der Wahrheit, beiſpielloſen Muth und heldenmäßige Standhaftigkeit bezeigten. Daraus iſt denn die Verehrung der Heiligen entſtanden, weil man ſolche Opfer ihres Glaubens nach ihrem Tode in der Gemeinde pries und ihre Thaten dichteriſch ausgeſchmückt in Legenden und in Bildern verherrlichte.

§ 10. Die Wiſſenſchaften in dem dritten Jahrhundert.

Die chriſtliche Religion half demnach nur ſehr langſam dem Verfall der Sitten im römiſchen Reiche wieder auf, weil ſie ſich anfangs nur bei gemeinen Leuten und mehr in den Provinzen, als in Italien ſelbſt verbreitete. Mißlicher aber ſtand es noch mit der wiſſenſchaftlichen Bildung, die ſchon ſeit dem zweiten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung immer mehr zu ſinken begann. In den guten Zeiten der Griechen war das Studiren nichts Anderes, als ein Beſtreben, Geiſt und Herz harmoniſch auszubilden und ſich durch Leſen guter Bücher, Nachdenken, Schreiben und Sprechen, mündliche Unterhaltung und Betrachtung der Natur und ſchöner Kunſtwerke für ein menſchenwürdiges Leben vorzubereiten. Nicht alſo die Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftliche Fertigkeiten (Leſen, Schreiben, Rechnen, Meſſen und dergl.) — ſondern die Bildung ſelbſt war der Zweck des Studirens, und man brauchte nicht Vielerlei zu lernen und viele Bücher zu leſen, ſondern oft aus einem einzigen Buche das zu lernen, was zur Kenntniß des Wahren, Guten und Schönen hinreiche. Dieſe Art zu ſtudiren geſtaltete ſich aber ſchon nach Alexanders des Großen Tode allmählig anders. Zu dieſer Zeit hatte nämlich der neue König von Aegypten, Ptolemäus, die meiſten Gelehrten nach Alexandria gezogen, wo er ſie in einem herrlichen Gebäude, dem ſogenannten Muſeum, mit königlichem Aufwande unterhielt, zwei große Bücherſammlungen errichtete, damit ſie da ganz den Wiſſenſchaften in ungeſtörter Muße und ohne Nahrungsſorgen leben könnten. Der Philoſoph, aus deſſen Werken ſich damals die gelehrte Welt, insbeſondere die alexandriniſche, belehrte, war, nächſt Plato, Ariſtoteles. Dem hohen Fluge des Erſtern konnten nur Wenige nachfolgen, und ſeine Schriften wurden vielmehr eine Quelle überſchwänglicher Schwärmerei, als wahrer Erkenntniß, weil die Meiſten ſeine dichteriſchen Ideale für wirkliche Vorſtellungen hielten. Mit der Freiheit Griechenlands war auch der hohe Geiſt untergegangen, und es fand ſich bei den Gelehrten

Nichts weiter als gemeine Denkfähigkeit (Verstand), die wohl zum alltäglichen Leben hinreicht, nicht aber geeignet ist, höhere Dinge, Ideen des Schönen, Wahren und Guten richtig aufzufassen. Dafür hatte ihnen Aristoteles einen trefflichen Dienst geleistet, daß er alles Wissenswerthe in Ordnung (System) brachte und in abgesonderte Wissenschaften trennte, so daß es nun eine Rede- und Dichtkunst, eine Sitten- und Staatslehre, eine Verstandes- und Ideenwissenschaft gab. Der große Denker hatte dieses gethan, um eine Uebersicht von der gesammten Gelehrsamkeit zu geben und somit das Auffassen zu erleichtern. Allein die alexandrinischen Schüler desselben hielten das System, die wissenschaftliche Form für das Wesentliche, und während sie dasselbe mühsam dem Gedächtnisse einprägten, vernachlässigten sie das eigene Nachdenken. Dazu kam noch der Einfluß der Sitten einer so großen Handelsstadt, wie Alexandria war, deren leichtfertige und üppige Bewohner wenig Werth auf tiefe Forschungen und erhabene Denkart legten, mehr aus Neugierde als aus Wißbegierde Etwas lernten, anstatt bei Einzelnen länger zu verweilen, lieber über Vieles spielend hineilten, und ganz vorzüglich auf die Berichte dunkler und wunderbarer Dinge, die ihre Einbildungskraft mächtig anregten, ausgingen. Eben so waren die Könige aus dem Hause der Ptolemäer, meist doch nur aus Eitelkeit, so freigebig gegen die Gelehrten, um Beförderer der Künste und Wissenschaften zu heißen, und weil es sie ergötzte, dieselben über spitzfindige und verwickelte Fragen streiten und disputiren zu sehen. Nun war es ein wahres Unglück für das Christenthum, daß sich eben von diesen gelehrten Vielwissern ohne Geist und Herz so viele schon im dritten Jahrhundert zu demselben bekannten und ihren Wortkram in die einfache und klare Lehre Jesu mengten, mißverstandene platonische Ideen, vermengt mit spitzfindigen und verworrenen Meinungen der Morgenländer und Alles das systematisch aufgebaut zu einem Lehrgebäude, in welchem mehr von der Person Jesu, als von seiner Lehre gehandelt wurde. Das Schlimmste war dabei, daß sich viele Kirchenlehrer erlaubten, um bei entstandenen Streitigkeiten ihre Meinung zu bekräftigen, den Text des Neuen Testaments zu verfälschen, d. i. ganz neu verfaßte Sprüche hineinzuschieben, oder auch nur einzelne Sätze willkührlich zu verändern. Ueberdieß erklärten sie das heilige Buch bald ganz buchstäblich, bald wieder zu geheimnißvoll, und so geschah es, daß schon im dritten Jahrhundert viel Aberglauben in die Lehre kam, welche Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit heischte. So war denn wieder Aegypten das Land, wo zwar Kunst und Wissenschaft während stürmischer Zeiten fortlebten, aber auch neuer Aberglaube, Unduldsamkeit und Schwärmerei entstand. Denn die verschiedenen Meinungen entzweiter Kirchenlehrer und Gemeinden und die Streitigkeiten wurden auf den Kirchenversammlungen (Concilien), die sie beilegen sollten, nur noch immer heftiger. Was aber die fanatischen Morgenländer irgend wo ersonnen, um Gott zu verehren, Fasten, Geißeln, Rosenkranz und stundenlanges Beten, Wallfahrten, Ehelosigkeit u. dergl. m., wurde auch in die christliche Kirche und Sittenzucht aufgenommen. In Aegypten gab es denn auch die ersten Mönche, Eremiten oder Einsiedler, von denen sich dann

später mehrere vereinigten und Klöster stifteten; ja selbst Jungfrauen, die doch von Natur zum geselligen Umgang geschaffen sind, verfielen auf diese Schwärmerei und lebten entweder einsam in Wäldern oder auch in Klöstern; sie bekamen den Namen der Nonnen, welches ein ägyptisches Wort ist und Mütter bedeutet*). Nicht zu läugnen ist aber, daß durch die Mönche oft in die wildesten Gegenden und Einöden, oder in dichte Wälder, wohin sie ihre Hütten und Klöster bauten, Feldbau und überhaupt menschliche Bildung gekommen sei. Denn rings um solche Klöster herum siedelten sich allmählig neubekehrte Christen an, die gleich den betriebsamen Mönchen das Land urbar machten und Gärten anlegten, so daß aus solchen Ansiedlungen in kurzer Zeit Dörfer, ja später sogar Städte entstanden.

§ 17. Die Erhebung des Christenthums zur herrschenden Kirche unter Kaiser Constantin. Reg. vom J. 307 — 337.

Mit dem vierten Jahrhundert beginnt für das römische Reich und alle Völker, die theils dazu gehörten, theils mit demselben in Berührung standen, eine neue Epoche. Constantin, des Kaisers Constantin Chlorus Sohn, ward im J. 307 von dem Heere in Britannien zum Kaiser ausgerufen, allein es waren zu gleicher Zeit, wie bisher üblich gewesen, mehrere Mitkaiser im Besitze der höchsten Macht. Der neue Kaiser hatte aber den Plan gefaßt, sich aller dieser Herrschergehilfen zu entledigen und den Kaiserthron für sich allein zu behaupten. Er hatte seine Jugend bei dem Vater in Britannien zugebracht und dort bei einem Volke, welches noch unverdorben und kräftig war, einsehen gelernt, daß an dem Verfalle der römischen Macht nur der Verfall der alten Sitten Schuld sei; darum beschloß er, durch eine Umgestaltung der Regierung sowohl, als der Kriegszucht die alte römische Kraft wieder zu erwecken. Zugleich bemerkte er, daß unter den Christen, die schon damals sehr zahlreich waren und auch häufig im Kriegsheere dienten, mehr Tugend und Tapferkeit zu finden war, als bei den Heiden. Darum beschloß er, der christlichen Kirche alle Freiheit zu geben, um durch diese Religion die stockenden Triebräder des römischen Staats wieder in Gang zu bringen. Als er nun gegen den Mitkaiser Maxentius, der in Rom residirte, zu Felde zog, benutzte er, wie es scheint, ein feuriges Meteor, das sich am Himmel in der Gestalt eines Kreuzes zeigte, auf folgende Weise. Er behauptete in einer Anrede an das Kriegsheer, in welchem die Mehrzahl Christen waren, er habe in dem Kreuze die Worte gelesen: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ Dieß verfehlte seine Wir-

*) Zu empfehlen ist für einen ausführlichen Unterricht in der Kirchengeschichte: Sackreuter christl. Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien zur Erweckung und Bewahrung evangl. Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit. 2 Bände. Darmstadt 1835.

kung nicht; die Christen, welche schon damals viel auf Wunder hielten, glaubten mit Gewißheit, daß ihnen der Heiland beistehen werde, stürzten sich begeistert auf den Feind und rissen auch zu gleicher Tapferkeit ihre heidnischen Kameraden mit fort, so daß nach einer blutigen Schlacht ein herrlicher Sieg erfochten wurde. Maxentius stürzte auf der Flucht mit der zusammenbrechenden Brücke in die Tiber, und Constantin zog als Sieger in Rom ein. Eben so glücklich hatte der andere Mitkaiser, Licinius, die Cäsaren im Morgenlande besiegt und sich durch die Vermählung mit Constantins Schwester diesem befreundet. Beide erließen im J. 313 zu Mailand das kaiserliche Edict: „jeder dürfe sich zu der Religion bekennen, die er für die wahre halte, damit jede Gottheit, die unter ihrer Herrschaft angebetet würde, ihnen gnädig sei. Auch das Christenthum könne bekennen, wer wolle. Die allgemeine Religionsfreiheit sei für die öffentliche Ruhe zweckmäßig. Alle den Christen abgenommenen Bethäuser sollten ihn wieder zurückgegeben werden."

Zehn Jahre regierten also Constantin und Licinius gemeinschaftlich, allein es kam bald zu Mißhelligkeiten und zum Kriege zwischen Beiden. Constantin besiegte auch diesen letzten Nebenkaiser, seinen Schwager, und wies ihm zu Thessalonich seinen Aufenthalt unter strenger Aufsicht an. Nun erst (im J. 323) war er Alleinherrscher und konnte nun seine weitaussehenden Pläne durchsetzen. Er richtete nämlich Hof und Regierung auf morgenländische Weise ein, Statthalter wurden in alle Provinzen eingesetzt, doch ohne Kriegsheer, dieses wollte er in seiner Gewalt behalten und stellte es unter besondere Feldherrn. Die kaiserliche Residenz verlegte er auf immer von Rom nach Byzanz, welche Stadt prächtig aufgebaut wurde und den Namen Constantinopel erhielt. Sieben Minister bildeten den innern und geheimeren Rath, der Hof selbst, von unzähligen hohen und niedern Dienern besetzt, war glänzend und prächtig, zahllose Beamten im ganzen Lande, die die Abgaben, die immer drückender wurden, eintrieben und den größten Theil derselben für sich brauchten. So hatte Constantin ein Heer besoldeter Machthaber, die gleich den Soldaten seine Herrschaft stützten, weil ihr eigener Vortheil auf's engste damit verbunden war. Die christliche Kirche wurde nun auch öffentlich und mit Hintansetzung des alten Götterdienstes erhoben. Die prächtigen Tempel wurden den Versammlungen der Gemeinde eingeräumt, die Götterstatuen mit kleinen Umgestaltungen in Standbilder Jesu und seiner Apostel verwandelt. Auch wurden den Geistlichen reichliche Einkünfte, Würde und Ansehen gegeben, und es entstand bald unter ihnen eine Rangordnung und kirchliche Regierung (Hierarchie), so daß die Bischöfe die Oberaufsicht ganzer Kirchensprengel hatten, die Diacone und Presbyter, ihnen untergeordnet, das Lehramt und den Gottesdienst der einzelnen Gemeinden besorgten. Die Bischöfe der Hauptstädte erhoben sich bald über die übrigen und hießen Patriarchen. Da Constantin dergestalt die Christen begnadigte, bekannten sich alle Hofleute und Staatsbeamte zur neuen Lehre, doch war freilich diese Bekehrung aus irdischen Zwecken nicht mit christlicher Veredelung verbunden und die schwelgerische und lasterhafte Lebensart war am Hofe, wie zuvor, einheimisch; gab ja doch der Kaiser, der es nicht einmal

der Mühe werth hielt, sich öffentlich als Christen zu bekennen und taufen zu lassen, das schlechteste Beispiel. Seine Herrschaft zu befestigen, ließ er seinen Schwager Licinius in Thessalonich vergiften, seinen Sohn Crispus auf bloße Verleumdung hinrichten, dasselbe Schicksal hatte seine Gattin Fausta und fast alle seine Anverwandten, die ihm verdächtig schienen. Nichts desto weniger bekümmerte er sich gleichsam als Oberpriester (denn das waren ja die römischen Kaiser ehedem) auch um die inneren Angelegenheiten und Religionsstreitigkeiten der Christen. Eben damals führte Athanasius, der gelehrte, aber herrschsüchtige Diacon von Alexandrien, einen Streit mit dem Presbyter Arius, der da nicht glauben wollte, daß Jesus eines Wesens mit Gott Vater sei. Constantin veranstaltete eine Versammlung der Clerisei zu Nicäa in Bithynien, auf welcher Arius seiner geistlichen Würde entsetzt, seine Schriften verbrannt, und er sammt seinen Anhängern, die man Arianer hieß, für Ketzer (Heterodoxen, Andersgläubige) erklärt wurden. Hier entstand auch nach dem Vorbilde des apostolischen Glaubensbekenntnisses das Athanasianische, jedoch mit manchen Zusätzen, welches von nun an als Vorschrift für alle Rechtgläubigen (Orthodoxen) Geltung und Ansehen bekam. Letztere bildeten nun auch die sogenannte katholische, d. i. allgemeine oder herrschende Kirche, welche sich das Recht anmaßte, jede abweichende Meinung für Ketzerei zu erklären und mit kirchlichen und weltlichen Strafen, ja mit Feuer und Schwert zu ahnden. Aenderte sich auch der Sinn Constantins später, indem er den Arius wieder begnadigte und sich sogar kurz vor seinem Tode, vermuthlich in der Hoffnung, sein Leben zu fristen, von einem römischen Bischofe taufen ließ, so gewann doch unter seinen drei nachfolgenden Söhnen: Constantin, Constantius und Constans die katholische Partei wieder die Oberhand.

Der Nachtheil aber, der daraus, daß die christliche Kirche herrschend geworden war, entstand, hat bald den Gewinn weit überwogen, denn Uneinigkeit, Unduldsamkeit, Heuchelei, Aberglauben aller Art und Lasterhaftigkeit entstellten die göttliche Religion bis zum Unkenntlichen; ja wir werden sehen, wie in den nächstfolgenden Jahrhunderten Priesterherrschaft und Fanatismus eben so viel Blutvergießen und Gräuel der Verwüstung herbeigeführt haben, als die Wildheit heidnischer Barbaren. Eins dankt die Menschheit dem Kaiser Constantin, daß er die blutigen Fechterspiele und Thierhetzen abstellte. Mehr dankt die fromme Christenheit seiner Mutter Helena, welche am ganzen Hofe dem Christenthum am eifrigsten ergeben war und voll des kindlichen Aberglaubens damaliger Zeit nach Jerusalem reiste, um das Grab Christi ausfindig zu machen. Sie glaubte es wirklich gefunden zu haben und stiftete dort ein Gotteshaus. Auch das Kreuz Christi kam zum Vorschein, es soll nebst zwei andern unter dem Hügel Golgatha herausgegraben worden sein. Dieses Kreuz wurde nun als ein Symbol oder bildliches Zeichen der christlichen Religion verehrt, und bald verfertigte man Crucifixe, d. h. Kreuze mit dem Bildnisse Jesu, die in christlichen Häusern und Kirchen, wie vordem die Laren oder Hausgötter, aufgestellt wurden. Von derselben Helena soll auch die fromme Schwärmerei, nach Ueberbleibseln oder Reliquien zu suchen, herrühren.

Nach dem Tode der Söhne Constantins kam wieder das alte Heidenthum in dem Kaiserreiche auf. Ein Neffe Constantins, Julianus der Abtrünnige (Apostata), der in seiner Jugend von dem argwöhnischen Oheim theils in den Kerker geworfen, theils in's Exil verwiesen, viel leiden mußte und von dem Christenthume nichts Anderes kennen lernte, als die scheinheilige Frömmigkeit der kaiserlichen Familie und des Hofes, womit sie die schändlichsten Laster gar schlecht zu verbergen wußten, bekannte sich, als er zum Kaiser ausgerufen wurde, wieder zum alten Gottesdienste Jupiters. Zugleich unterdrückte er das Christenthum, zwar nicht mit äußerer Gewalt, doch so, daß er dessen Erbfeinde, die Juden, begünstigte und christlichen Schulunterricht verbot und besonders den Aberglauben, die Heuchelei der damaligen Christen mit Spottschriften geißelte. Er selbst war ein edler Mann, der griechische Bildung mit altrömischer Sittenstrenge vereinte und das Reich mit tapferer Hand gegen die eindringenden Barbaren vertheidigte. In einer Schlacht gegen die Perser, die damals das Reich hart bedrängten, fiel er, und nach seinem Tode kam wieder das Christenthum zu seinem vorigen Ansehen, auch waren von dieser Zeit an fortwährend christliche Kaiser auf dem Thron.

§ 18. Die Völkerwanderung.

Wir haben gesehen, wie die griechisch-römische Menschheit, anstatt von der christlichen Lehre gebessert und veredelt zu werden, vielmehr diese selbst mit ihrer Unlauterkeit und ihrem Aberglauben befleckte und so an die Stelle des sinnlichen Heidenthums zwar das Christenthum, allein ein sinnliches auf- und annahm. Denn all' der Pomp griechisch-römischer Processionen, Priester in bunten prächtigen Kleidern, mit Weihrauch umnebelter Gottesdienst, Bilder und Bildsäulen Gottes Jehovah und Jesu, der Apostel und anderer um die christliche Kirche verdienter Männer, die als heilig verehrt wurden, ja selbst ein Opfer hatte statt, als man die Abendmahlsfeier zu einem Meßopfer umwandelte. Eine andere, weniger dem Spiele sinnlicher Eindrücke ergebene Menschheit sollte auf den Weltschauplatz treten, das Christenthum im Geist und in der Wahrheit aufzunehmen und dazu anzuwenden, wozu es gegeben worden, — zur Veredelung des Menschengeschlechts. Dieß waren die Deutschen. Schon aus der Schilderung, die Tacitus von ihnen macht, erhellt, daß es keineswegs rohe und stupide Barbaren waren, sondern ein Volk von körperlicher und geistiger Urkraft und so weit aus sich herausgebildet, daß es, seiner zwiefachen Ueberlegenheit sich bewußt, das tolle Wesen der Römer begriff und voll Zuversicht und mit bewunderungswürdiger Einsicht ihr Reich anfiel, sobald es für nöthig fand, seine bisherigen Sitze zu verlassen. Denn auch das hatte es nicht mit andern Barbaren gemein, daß es nur der Beute wegen und ohne Noth in fremdes Land einfiel; die Germanen waren tapfer im Kriege, hielten aber auch gern Frieden und waren gute Nachbarn, wenn man sie nicht etwa reizte. Als die edelste Völkerschaft der Deutschen, wie schon oben gesagt worden, rühmt man die Gothen, welche in zwei Stämme, in West-

und Oſtgothen, zerfielen; die Weſtgothen wohnten in Dacien und an der Theiß und Donau, wo jetzt Ungarn, Siebenbürgen, die Wallachei und Moldau iſt; die Oſtgothen weiter hinter dem Dnieper im ſüdlichen Rußland am ſchwarzen Meere bis zum Don, ja ihr Reich erſtreckte ſich nordweſtlich bis an die Oſtſee und Weichſel. Die nächſten an der römiſchen Grenze waren demnach die Weſtgothen, welche ſich auch, außer unbedeutenden Grenzſtreitigkeiten, ziemlich mit den Römern vertrugen, ja ſie baten den Kaiſer Valens ſelbſt, er möchte ihnen Apoſtel ſchicken, die ſie im Chriſtenthum, von dem ſie ſo viel hörten, unterrichteten. Damals befand ſich zu Conſtantinopel ein Weſtgothe, Ulphilas oder Wulfilas (Wölflein), der noch ſehr jung als Geiſel dahingekommen, daſelbſt zurückgeblieben und in aller griechiſchen und chriſtlichen Weisheit unterrichtet, auch getauft und in den geiſtlichen Stand aufgenommen wurde. Dieſer unternahm es, aus Liebe zu ſeinem Volke, das Neue Teſtament in's Gothiſche zu überſetzen, und mit dieſem Buche ausgerüſtet und wahrſcheinlich von mehreren Geiſtlichen begleitet zog er im J. 374 als Biſchof über die Donau zu ſeinen Landsleuten. Merkwürdig, daß dieſer Mann ſich nicht begnügte, die Gothen bloß nach einer mündlichen Belehrung über die Perſon Chriſti zu taufen, wie die meiſten Heidenbekehrer damals beliebten, ſondern es für nöthig fand, dieſelben gründlich und durch das geſchriebene Wort über die Lehre ſelbſt zu unterweiſen, und ein denkendes Volk, dem Schrift und Bücher nicht ganz unbekannt waren, mußten dieſe Weſt- oder Möſogothen (wie ſie von dem Lande Möſien, Bulgarien und Serbien, wo ſie ſpäter wohnten, benannt wurden) ſein, weil er ihnen ein Buch anbot, woraus ſie ſich ſelbſt belehren konnten. Dieſe Ueberſetzung iſt das älteſte deutſche Buch, das wir, freilich nur in Bruchſtücken und zwar in drei Abſchriften aus ſpäterer Zeit, beſitzen; eine derſelben befindet ſich auf der Univerſitätsbibliothek von Upſala in Schweden, eine zweite in Wolfenbüttel, eine dritte in Mailand. Hier theilen wir, um die deutſche Sprache damaliger Zeit kennen zu lernen, das Vaterunſer mit:

Atta unsar thu in himinam. weihrai namo thein. Quimai thiudinassus
Vater unſer du im Himmel! Geweiht ſei Name dein. Komme Reich
theins. wairthai wilja theins. swe in himina jah ana airthai. Hlaif
dein. Werde Wille dein. wie im Himmel alſo auf Erden. Brod
unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah aflet uns thatei
unſer das tägliche gib uns heute. Und vergib uns daß wir
skulans sijaima. swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim.
ſchuldig ſind. So wie auch wir vergeben den Schuldigern unſern.
Jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thamma
Und nicht bring uns in Verſuchung. Sondern löſe uns von dem
ubilin. unte theina ist thiudangardi. jah mahts. jah wulthus. in
Uebel. Denn dein iſt das Reich. Und Macht. Und Herrlichkeit. In
aiwins. amen.
Ewigkeit. Amen.

Doch konnte dieſe Saat chriſtlicher Veredlung noch nicht den Deutſchen ihre heilſamen Früchte bringen; zwei Jahre nach Ulphila's Erſcheinung unter ſeinen Landsleuten (im J. 376) brach eine Bewegung unter den Völkern von Oſteuropa aus, die jede friedliche Entwickelung edler Bildungskeime auf lange Zeit hin gewaltſam hemmte. Das war die große Völkerwanderung, in der ſich mehrere Völker aus Hochaſien (alſo von Oſten gegen Weſten) nach Europa wälzten, ſo daß ein Volk das andere weiter nach Weſten oder Süden fortdrängte. Dieſe Bewegung ſoll ſchon im erſten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung begonnen haben. Die Hiongnu, ein barbariſches Jägervolk, nämlich, das in der heutigen Mongolei hauſte, ſtürmte ſeit lange an die chineſiſche Mauer an, bis es von den Chineſen eine große Niederlage erlitt. Die Barbaren flohen ſodann in die große Wüſte von Hochaſien, wo ſie aber auf die Siengpi und Topa, ein mächtiges Volk, ſtießen, von dem ſie großentheils vernichtet wurden. Der übrige Theil zog nun nach Weſten fort, da ihm nach Süden durch die kriegeriſchen Perſer, die damals bis über's kaſpiſche Meer hin herrſchten, der Weg verſperrt war. Im vierten Jahrhundert erſchienen ſie unter dem Namen der Hunnen an der Wolga und am Don. Hier fanden ſie die Alanen und verdrängten ſie aus ihren Weideplätzen. Die Alanen ſtürzten ſich wieder auf die Oſtgothen, die unter ihrem Könige Hermanrich von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere hin wohnten. Bald kamen auch die wilden Hunnen nach und ſchlugen die Oſtgothen am Don; der alte hundertjährige Hermanrich entleibte ſich, um nicht die Schmach zu überleben, daß ſeine Gothen beſiegt worden ſeien. Die geſchlagenen Oſtgothen zogen ſich darauf in ihr nördliches Gebiet, und nun kam die Reihe auch an die Weſtgothen, denen ſchon der Krieg aufgehört hatte Bedürfniß zu ſein, weil ſie ſich durch Feldbau nährten. Eben darum wurden ſie leichter von dem ungeſtümen Reitervolke überwunden, und baten den Kaiſer Valens, ihnen Wohnſitze einzuräumen jenſeits der Donau in Möſien und Thracien, und verſprachen, dafür dem Kaiſer Kriegsdienſte zu leiſten und die Grenzen zu vertheidigen. Nach erfolgter Bewilligung zogen ſie nun mit Weib und Kind und aller beweglichen Habe, die ſie noch vor den räuberiſchen Hunnen gerettet hatten, über die Donau. Als aber die bedrängten Gothen in unzähliger Menge mit Weib und Kind, vom langen Marſche müde und ausgehungert, an dem Ufer der Donau ſich lagerten, war bald allgemeines Schreien nach Brod und Speiſe. Der Kaiſer hatte wohl befohlen, ſie mit allem Nöthigen auf dem Marſche zu verſehen; allein die Statthalter der Provinz und ihre Beamten glaubten die Gelegenheit nicht verſäumen zu dürfen, die Flüchtlinge theils ihrer wenigen Habe zu berauben, theils aus ihnen Sklaven zu bekommen. Es wurden alſo wohl Lebensmittel herbeigeſchafft, doch in ſo geringer Menge, daß das Schlechteſte theuer bezahlt wurde. Da ließen die Römer geſchlachtete Hunde bringen, für welche ſie von den aus Hunger bis zur Verzweiflung Getriebenen Menſchen eintauſchten; als aber die Römer auch an die Jungfrauen, welche dieſem Volke ſo werth und theuer waren, Hand anlegten, um ſich für ſchlechte Waare bezahlt zu machen, da ergrimmten die Gothen, und nur

durch Verheißung eines ſchönen Landes, in das man ſie führen wollte, wurden ſie von Mord und Todtſchlag abgehalten. Der Zug ging in kurzen Tagereiſen weiter nach Süden fort, und vor der Stadt Marcianopel wurde wieder Raſt gehalten. Die Fürſten der Gothen wurden mit einem kleinen Gefolge von dem Statthalter zu einem Gaſtmahle geladen und eingelaſſen, das übrige Volk aber mußte draußen auf dem Felde bleiben. Da es aber gewaltſam eindrang, um ſich Vorrath einzuhandeln, und von den Römern zurückgetrieben wurde, kam es zum Gefechte, worauf der Statthalter das Gefolge der Fürſten, welches zum Schutze derſelben vor dem Hauſe Wache hielt, niederhauen ließ. Die Fürſten, auf die Nachricht des Handgemenges, ohne noch die Ermordung ihres Gefolges zu wiſſen, brachen ſchnell auf, ſtiegen zu Roſſe, mit dem Verſprechen, den Tumult zu beſchwichtigen. Als ſie aber den Verrath und die Leichen ihrer Leibwache ſahen, führten ſie ſelbſt ihr Volk gegen die Römer, eroberten die Stadt, erſchlugen die Beſatzung und rächten ſo die Treuloſigkeit. Als Kaiſer Valens von dieſem Unfalle hörte, eilte er mit vielen Truppen aus Aſien herbei, wurde aber von den Gothen bei Adrianopel geſchlagen; verwundet floh er in eine Hütte, die verfolgenden Gothen zündeten dieſe an, und Valens verbrannte daſelbſt auf jammervolle Weiſe. Nun ſtand das ganze Land den Gothen offen, und Conſtantinopel wäre damals in ihre Hand gefallen, hätte nicht Dominica, die Wittwe des Kaiſers, dieſe Hauptſtadt muthvoll vertheidigt. Indeſſen verwüſteten die Gothen ganz Möſien und Thracien, und erſt Kaiſer Theodoſius konnte ſie nach zwei Jahren beruhigen, indem er den alten Vertrag mit ihnen erneuerte, ſo daß er ihnen für verheißene Kriegsdienſte Wohnſitze in Möſien und Thracien bewilligte.

§ 19. Theilung des römiſchen Reichs in das abend- und morgenländiſche, oder lateiniſche und griechiſche. 395.

Währenddem durch deutſche Krieger die römiſchen Heere verſtärkt, und die alte Kriegszucht gleichſam wiedergeboren wurde, half auch die chriſtliche Religion der geſunkenen Sittlichkeit immer wieder auf. Gleich den Hohenprieſtern und Propheten der Hebräer überwachten die Biſchöfe die Gemeinde, und beſchützten ſie mit kühnem Muthe ſogar gegen die Kaiſer, wenn dieſe ſich Grauſamkeit und Bedrückung erlaubten. In der griechiſchen Stadt Theſſalonich war wegen Gefangennehmung eines beim Volke beliebten Wagenlenkers ein Aufſtand ausgebrochen, wobei mehrere Beamte und ſelbſt der Statthalter um's Leben kamen. Theodoſius ſtellte ſich, als wolle er die Frevel verzeihen, ließ aber das Volk zu einem großen Schauſpiele laden und es dort von eindringenden Soldaten ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts ermorden. Als dieſes der Biſchof von Mailand, Ambroſius, den die fromme Nachwelt den Heiligen nannte, hörte, erfaßte ihn gerechter Unwille, und er hatte den Muth, dem Kaiſer alſo zu ſchreiben: „Ich habe die Unthat vernommen, welche von einem chriſtlichen Kaiſer verübt worden iſt. Weil ich aber

höre, daß Du zu uns kommen wolleſt, ſo melde ich Dir, daß es Dir nicht einfallen möge, dem heiligen Meßopfer der Gemeinde beizuwohnen. Wenn es mir Sünde wäre, ſo ich in Gegenwart des Mörders eines einzigen Unſchuldigen die heiligen Myſterien feiern wollte, wie könnte ich es in Gegenwart eines Fürſten, der von einer Schlachtbank herkommt, auf der ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen ward? Um Theil zu nehmen am Leibe Jeſu Chriſti, warte, bis Du in einer ſolchen Verfaſſung biſt, daß Deine Hoſtie Gott angenehm iſt. Bis dahin begnüge Dich mit dem Opfer Deiner Thränen und Gebete."

Theodoſius erkannte ſein Unrecht, und begab ſich, dieſer Abmahnung ungeachtet, nach Mailand, um bei dem frommen Biſchofe Buße zu thun. Als er ſich aber mit ſeinem Gefolge der Domkirche näherte, trat ihm Ambroſius im biſchöflichen Schmucke und von der Cleriſei begleitet an der Thür entgegen, und verwehrte ihm den Eingang mit den Worten: „Dein Zorn hat ſich wohl gelegt, aber Deine Macht und Dein Stolz als Kaiſer verdunkelt noch Deine Vernunft; darum mußt Du erſt durch Faſten und Beten Dein Gemüth und Deine Seele reinigen, ehe Du dieſes heilige Haus betrittſt." Der Kaiſer fügte ſich und trat zurück, und erſt nach acht Monaten erhielt er die Erlaubniß, ſeine Schuld öffentlich in der Kirche zu bekennen und am Mahle des Herrn Theil zu nehmen. Milder, doch nicht minder wirkſam verfuhr bei einer ähnlichen Gelegenheit der Biſchof von Antiochia, Flavianus. Auch dieſe Stadt hatte ſich drückender Auflagen wegen empört, den Kaiſer öffentlich geſchmäht und die Bildſäule der Kaiſerin umgeſtürzt. Als nun aber die Rebellen wieder zur Beſinnung kehrten und die That bereuten, baten ſie den frommen Biſchof, bei dem Kaiſer für ſie zu bitten. Flavianus reiſte zu ihm, wurde gütig aufgenommen, allein ſeine Fürſprache blieb ohne Wirkung. Da wandte ſich der Biſchof an den Hofbeamten, welcher die Tafelmuſik des Kaiſers zu beſtellen hatte, und erſuchte ihn, die Bitten der Antiochier, welche er in zierliche Verſe gebracht hatte, von den Sängerknaben abſingen zu laſſen. Das geſchah, und Theodoſius wurde ſo gerührt, daß er die Trinkſchaale, die er eben in der Hand hielt, mit Thränen benetzte und alſogleich erklärte: es ſollte Alles vergeben und vergeſſen ſein.

Uebrigens war Theodoſius der letzte Kaiſer, der das Reich trotz der Empörungen im Innern und der anſtürmenden Barbaren von Außen erhielt. Doch ſah er ein, daß dieß ein Mann nicht länger mehr werde thun können, und darum theilte er das Reich unter ſeine beiden Söhne Arcadius und Honorius, ſo daß Erſterer das morgenländiſche oder griechiſche mit der Hauptſtadt Conſtantinopel, der Andere das abendländiſche oder lateiniſche Kaiſerthum beſitzen ſollte. Da die Prinzen noch ſehr jung, Arcadius 17, Honorius 11 Jahre alt waren, beſtellte ihnen der Vater kurz vor ſeinem Tode Reichsverweſer; dem Aeltern den Gallier Rufinus, dem Jüngern den Vandalen Stilicho. Beide waren tapfere und ſtaatskluge Männer, würdig ſolcher Ehrenämter, nicht unähnlich den Helden des alten Roms; doch meinte es Stilicho, ein Deutſcher, redlicher mit ſeinem Kaiſer und dem Reiche. Rufinus war nur mehr auf ſeinen Vortheil bedacht; und voll Neid und Eiferſucht

gegen Stilicho, beredete er die Westgothen, welche in Thracien und Möſien dem Hofe von Conſtantinopel ſchon läſtig und gefährlich zu ſein anfingen, nach Italien zu ziehen. Die Westgothen gingen in den Vorſchlag ein, und wählten den Fürſten Alarich, mit dem Beinamen Baltha (d. i. der Kühne), und zogen über Griechenland nach Illyrien. Stilicho ging ihnen entgegen; allein Arcadius, dem er von Rufinus verdächtig gemacht worden war, verbot ihm, mit einem Heere in ſeine Provinzen zu kommen, und ernannte den Alarich zum Statthalter von Illyrien. Inzwiſchen entſtand ein Aufruhr der Oſtgothen, die ſich zahlreich in dem römiſchen Heere befanden, in welchem Rufinus erſchlagen wurde. Ihm folgte als Reichsverweſer der heimtückiſche Eutropius, der dieſelbe Geſinnung hegte und den Kaiſer dahin brachte, den Stilicho, welcher ſich nicht abhalten ließ, die Westgothen mit Gewalt abzuwehren, für einen Feind des Vaterlandes zu erklären. So wurde Stilicho's wackeres Beſtreben, Rom zu retten, auf jede Weiſe gehindert, und bei Pollentia kam es zur Schlacht (403), worin Alarich den Sieg behauptete, und nur durch Jahrgelder zurückgehalten werden konnte, auf Rom loszugehen. Während ſich aber Alarich nach Illyrien vertragsmäßig zurückgezogen hatte, kam ein anderer Haufe, man weiß nicht ob hunniſchen oder deutſchen Geſchlechts, über die Tyroler Alpen, 200,000 Mann ſtark, nach Italien. Der tapfere Stilicho ſchlug ſie aber auf den Bergen bei Fäſulä (Fieſoli), daß nur Wenige entrinnen konnten. Allein das Andrängen der Barbaren auf die römiſchen Provinzen wurde immer gewaltiger und ſtürmiſcher; ſchon war Portugal und Spanien von den Sueven, Vandalen und Allemannen, das nördliche Gallien von den Burgundern und Franken erobert; und nicht ſo ſchonend, als die Gothen, gingen dieſe Barbaren, die überdieß noch Heiden waren, zu Werke. Das Land wurde mit Feuer und Schwert verwüſtet; die herrlichen Werke römiſcher Kunſt, die Waſſerleitungen, Brücken und ganze Städte zerſtört. Die Nachrichten von dieſen Gräueln erfüllten die Römer mit Schrecken, und die heimlichen Widerſacher Stilicho's, die dieſen um ſeinen Ruhm und ſeine Größe beneideten, nutzten dieſe Gelegenheit, die Schuld alles Unglücks auf ihn zu wälzen. Obwohl nun Stilicho eine Nichte des Kaiſers Theodoſius, die edle Serena, zur Gattin hatte, und ſeine ſchöne Tochter Maria dem Kaiſer Honorius vermählt war, gelang es den Ohrenbläſern doch, ihn bei Hofe in Verdacht zu bringen; und als Alarich die rückſtändigen Jahrgelder fordern ließ, brach das Gewitter über den Reichsverweſer aus. Der Senat, dem trotz ſeiner Erbärmlichkeit doch noch der alte römiſche Stolz geblieben war, gegen ihn als einen Ausländer aufgereizt, klagte ihn des Verraths an, und Olympius, ein frömmelnder Heuchler, überredete den Kaiſer, Stilicho's, ſeines Schwiegervaters, Hinrichtung zu befehlen. Mit Stilicho ſollten alle Deutſchen, die im römiſchen Heere dienten, fallen; man hatte die Soldaten gegen ſie aufgereizt, und ein fürchterliches Blutbad entſtand, aus welchem nur Wenige entrannen, die dann zu Alarich kamen, ſeinen Beiſtand und ſeine Rache anzuflehen.

§ 20. Alarich erobert Rom.

Alſo hatte ſich Rom ſeines tapferſten Vertheidigers beraubt, und Alarich, das Blut der Deutſchen zu rächen, fiel wieder in Oberitalien ein, zog über den Po, an Ravenna vorüber, gerade nach Rom. Der Schrecken in der Hauptſtadt war groß; Honorius hatte ſich nach der befeſtigten Stadt Ravenna begeben, nur ſeine Schweſter Placidia war da geblieben, leider auch ihre Baſe Serena, die Wittwe des ermordeten Stilicho. Gegen die Letztere erhob ſich nun die Wuth des bis zur Verzweiflung geängſteten Volkes, weil der Feige immer die Schuld ſeiner Unglücksfälle auf Andere zu ſchieben pflegt. Man behauptete, ſie habe, den Tod ihres Gatten zu rächen, den Alarich nach Rom gerufen; Volk und Senat verlangten mit Ungeſtüm ihren Tod, und ſelbſt die Prinzeſſin Placidia, ihre Nichte, gab ihre Zuſtimmung, und ſo wurde auch ſie, ſo wie früher alle Verwandten und Freunde Stilicho's, grauſam hingerichtet. Indeſſen nahm Hunger und Seuche in der ſchlecht befeſtigten Hauptſtadt immer zu, und da kein hilfreiches Heer erſchien, kaufte der Senat vom Alarich den Frieden, und zahlte ihm fünftauſend Pfund Gold, dreißigtauſend Pfund Silber, viertauſend ſeidene Gewänder, dreitauſend purpurfarbige Häute und dreitauſend Pfund Pfeffer, der damals noch ſehr koſtbar war; außerdem entliefen gegen vierzigtauſend Sklaven ihren Herren und gingen zu den Gothen über. Alarich verſchonte dießmal die Stadt, nur die Prinzeſſin Placidia nahm er als Geiſel mit ſich, begegnete ihr aber nach germaniſcher Weiſe mit aller Ehrerbietung; als aber Honorius den Frieden nicht beſtätigen wollte, nahm endlich Alarich die Stadt Rom ein, und hauſte darin als Herr und Sieger. Jedoch zeigte er auch jetzt noch Mäßigung und Menſchlichkeit; wohl ließ er den kaiſerlichen Palaſt und die Häuſer der Großen plündern, doch die Kirchen ſchonte er, und keine Kunſtdenkmale wurden von ihm und ſeinen Leuten zerſtört, auch kein Blut vergoſſen. Von dannen zog er nach Unteritalien, wo er aber (in Coſenza), erſt 34 Jahre alt, plötzlich ſtarb. Die Weſtgothen beklagten ihn wie einen Vater, und leiteten den Fluß Buſento in einen Canal ab, begruben ihn in der Tiefe des Bettes, und gaben dann dem Fluſſe wieder ſeinen Lauf, ſo daß der Große bedeckt mit den Fluthen ruhe von ſeinen Siegen, und nicht entdeckt werden konnte von römiſcher Habſucht oder Neugierde.

Das Grab im Buſento.

Vom Grafen von Platen.

Nächtlich am Buſento liſpeln, bei Coſenza, dumpfe Lieder,
Aus den Waſſern ſchallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes beſten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten ihn ſie hier begraben,
Während noch die Jugendlocken ſeine Schultern blond umgaben.

Und am Ufer des Buſento reihten ſie ſich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben ſie ein friſches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten ſie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüſtung, auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und ſeine ſtolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächſe wüchſen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette ſchäumten die Buſentowogen;
Und es ſang ein Chor von Männern: „Schlaf in Deinen Heldenehren!
Keines Römers ſchnöde Habſucht ſoll Dir je Dein Grab verſehren!“
Sangen's, und die Lobgeſänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze ſie, Buſentowelle, wälze ſie von Meer zu Meere!

Die Gothen führte dann ſein Schwager Adolf, der ſchönſte Mann im Volke, als König nach Rom zurück, wo allerdings von den Weſtgothen, vielleicht als Sühn- und Leichenmahl Alarichs, wilder gehauſt wurde, als vorher, bis Honorius, ſeine Hauptſtadt wieder zu gewinnen, die Jahrgelder endlich zahlte und dem König Adolf die Provinz Oſt-Gallien überließ, wenn er Italien ihm räumte. Adolf willigte ein, vermählte ſich zur Beſiegelung des Vertrages mit des Kaiſers Schweſter Placidia, und zog ſofort mit den Weſtgothen nach Gallien, wo er das weſtgothiſche Reich ſtiftete, das bis über die Pyrenäen hinüberreichte und deſſen Hauptſtadt Toulouſe war. Nach Adolfs Tode, der bald nach ſeiner Ankunft in Gallien erfolgte, kehrte Placidia wieder zu ihrem Bruder zurück, der ſie aber zwang, den mächtigen Statthalter von Weſt-Gallien, Conſtantius, zu heirathen, weil er ihn gern zum Freunde haben wollte. Als darauf Beide, ſowohl Honorius als Conſtantius, mit Tode abgingen, ſetzte man dem Sohne des Letztern und der Placidia, Valentinian III., einem Knaben von ſieben Jahren, die Kaiſerkrone auf.

§ 21. Untergang des weſtrömiſchen Reichs.

Ein Kind auf dem Throne war in dieſer ſtürmiſchen Zeit nicht im Stande, das ſinkende Reich aufzurichten. Zwanzig Jahre nach Roms Einnahme durch Alarich fiel auch Carthago. Geiſerich, König der Vandalen, eroberte dieſe vom Kaiſer Auguſtus wieder auferbaute Stadt, welche an Pracht und Größe bald alle übrigen Städte der Welt übertraf. So hatten die Vandalen, der vorderſte Germanenſtamm in der großen Völkerwanderung, ihren Zug von Oſten gegen Weſten vollendet und waren aus Spanien (alſo dem äußerſten Weſten Europa's) in das reiche und blühende Afrika gekommen, wo Stadt an Stadt, herrliche Landſtraßen, wohlgebaute Landſtriche und eine ſolche Ergiebigkeit des Bodens war, daß das Korn 240fältige Früchte trug.

Nach Pannonien und Dacien, an die Stelle der Oſtgothen, die ſich nach Abzug der Weſtgothen über die Donau in die Provinzen des griechiſchen Reichs ergoſſen, waren die Hunnen gezogen. Dieſe Barbaren erſchienen viel unbändiger und wilder, als die Gothen und andere germaniſche Völker; ſchon in Pannonien, wo ſie ſich lagerten, zerſtörten ſie Alles, was römiſche Cultur gebaut und gepflanzt hatte; denn nicht in Städten waren ſie gewohnt zu wohnen, ſondern gleich andern aſiatiſchen Nomaden liebten ſie es, mit ihren Pferden auf großen Weideplätzen oder in ſogenannten Ringen, d. i. verſchanzten Lagern, zu hauſen. Attila oder Etzel war damals ihr König, der mit Verachtung und Barbarenſtolz auf die feige und weichliche Römerwelt niederblickte und ſich eine Geißel Gottes nannte, ihre Laſterhaftigkeit zu ſtrafen. Schon hatte er den griechiſchen Kaiſern Jahrgelder abgezwungen, nun ſtürmte er über Deutſchland bis nach Gallien hin, und in ſeinem Gefolge waren viele Könige und Fürſten mit ihren Völkern, die er ſich unterworfen hatte. In Gallien behauptete ſich noch damals neben den Burgundern und Weſtgothen in einem kleinen Landſtriche der römiſche Feldherr Aëtius. Dieſer tapfere Mann vermochte alle Nachbarn, beſonders die Weſtgothen, König Dietrich oder Theodorich, den Hunnen entgegen zu ziehen. Auf dem weiten Felde bei Catalaunum (Chalons) kam es zur blutigen Schlacht, wo bis in die Nacht hinein gefochten wurde, ſo daß Bäche von Blut floſſen und Alles mit Leichen überſäet war; allein der Sieg war den Verbündeten geblieben, obwohl Dietrich ſelbſt im Kampfe gefallen war, und Attila mußte mit Schmach bedeckt nach Pannonien zurückziehen. Es war dieß wieder ein Tag, wie der im Teutoburger Walde, wo deutſche Tapferkeit verhinderte, daß nicht Europa zum Lagerplatze mongoliſcher Nomaden geworden iſt. Doch ſchon im folgenden Jahre kam Attila über Illyrien nach Italien, um die Schmach auszutilgen und Rom ſelbſt anzugreifen. Zuerſt erſtürmte er die große und reiche Stadt Aquileja, von welcher Handelsſtraßen über die Alpen nach allen Weltgegenden hin ausliefen, ſodann zerſtörte er, unaufhaltſam vordringend, Padua, Vicentia, Verona, Mailand, Pavia und alle Städte Oberitaliens, die nie wieder ſo herrlich erſtanden, als ſie waren. Tauſende von geflüchteten Bewohnern ſchifften auf die Lagunen*) des adriatiſchen Meeres, und legten dort den Grund zu Venedig, in welchem nach Jahrhunderten jene mächtige Republik, ein Abbild der altrömiſchen Ariſtokratie, zum Staunen der Welt emporſtieg. Kaiſer Valentinianus war von Ravenna nach Rom geflüchtet, und ſandte dem Hunnenkönig den römiſchen Biſchof Leo entgegen. Dieſer beredte Mann ſoll den Barbaren durch die Vorſtellung zum Rückzug bewogen haben, daß Rom eine heilige Stadt ſei, und daß Alarich darum ſo plötzlich geſtorben, weil er ſie erobert habe. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ein beträchtliches Jahrgeld und die Annäherung des tapfern Aëtius, der mit einem friſchgeworbenen Heere aus Thracien herbei eilte, dieß bewirkt habe. Zum Glück für die Römer ſtarb Attila bald darauf, wie man ſagt, bei ſeiner Hochzeit, und ſein Reich wurde ſo-

*) Sumpfinſeln.

gleich von Gepiden, Herulern und Rugiern, Völkern, die aus Pommern und der Insel Rügen kamen, erobert, das Volk selbst, bis auf kleine Haufen, die nach Asien entrannen, vertilgt.

Damals ging auch Britannien auf immer für Rom verloren; denn als die Römer diese Insel verließen, weil man die Legionen in Gallien und Italien brauchte, brachen die kriegerischen Pikten und Skoten aus Schottland in das Land der Britten, und diese, schon mehr an friedliches Leben gewöhnt, vermochten nicht zu widerstehen. Darum riefen sie die in der Nordsee kreuzenden Angelsachsen zu Hilfe. Diese kamen im Jahre 449 unter ihren Herzögen Hengist und Horsa, vertrieben die nördlichen Barbaren, bemächtigten sich aber zugleich des Landes. Da erhob sich das Volk der Britten, um sich die Freiheit, die sie wieder gekostet hatten, zu behaupten. Die Sage nennt unter andern Helden den König Arthur, der lange sein Vaterland vertheidigte und in die Gebirge von Wales Christenthum und Freiheit rettete. Noch bis auf diesen Tag wohnen dort die Ueberbleibsel des brittischen Volkes und sprechen die alte brittische Sprache. Andere Britten zogen über's Meer nach Gallien, und bevölkerten das Küstenland, das bis heute unter dem Namen Bretagne oder Kleinbritannien bekannt ist, während im alten oder Großbritannien die Sachsen sieben mächtige Reiche gründeten.

Dem tapfern Aëtius wurde indessen schlecht gelohnt; die Höflinge verleumdeten ihn bei dem Kaiser, und dieser stieß das Schwert, das er nie gegen Feinde gezogen hatte, in die Brust des edlen Feldherrn. Doch auch Valentinian fiel bald darauf durch die Hand des Senators Petronius Maximus, der an der Spitze des aufrührischen Heeres den Tod des Aëtius rächte und zum römischen Kaiser ausgerufen wurde. Maximus, um seiner Herrschaft einen Schein des Rechts zu geben, vermählte sich mit der Kaiserin Eudoxia, der Wittwe Valentinians, doch rief diese aus Rache den Vandalenkönig Geiserich aus Afrika zu Hilfe. Dieser kam mit einer mächtigen Flotte und vielem Kriegsvolke, das sich um die alte Roma lagerte. Sogleich war wieder in der Stadt Rathlosigkeit, Verwirrung und Empörung, der wüthende Pöbel erschlug den Kaiser, weil er ihn für die Ursache dieses neuen Unheils hielt. Verrätherei und Feigheit öffnete sodann den Barbaren die Thore, und dieß war die zweite Einnahme Roms im J. 455 n. Chr., aber sie war schrecklicher und verheerender als die erste, denn vierzehn Tage lang wurde geplündert, Vieles von Denkmälern und Gebäuden verwüstet; die Kunstschätze vom Capitol nahm Geiserich alle mit, und das Meiste davon ging mit einem Schiffe bei der Heimfahrt unter. Noch jetzt nennt man muthwillige und rohe Zerstörung edler Kunstwerke Vandalismus. Als darauf Geiserich wieder reich beladen nach Afrika, das schöner damals war als das zerfallende Rom und das verwüstete Italien, zog, dauerte zwar das Kaiserreich noch 21 Jahre lang fort, in welchen 8 Kaiser von den Soldaten ein- und abgesetzt wie Schatten auf und niedergingen; bis im J. 476 n. Chr. der Knabe Romulus Momyllus, mit dem Spottnamen Augustulus, zu Ravenna dem Könige der Heruler die Kaiserkrone auf den Knieen übergab und von diesem Leben und Unterhalt auf einem

alten Schlosse erhielt. Es war aber dieser Odoaker, ein kühner deutscher Fürst, in dessen Gefolge sich aus allerlei deutschen Völkern, besonders Herulen und Rugier, streitbare Männer gesammelt hatten, die durch die Länder, welche von den Hunnen verödet worden waren, zogen und sich eine wohnliche Heimath suchten. Da kam er in Oberbaiern zu dem frommen Einsiedler Severinus, der damals in jener Gegend das Christenthum lehrte. Es ist unbekannt, ob er schon früher Christ war oder erst bei dieser Gelegenheit bekehrt wurde; das ist gewiß, daß Severinus in dem hochgewachsenen Jüngling, der sich beim Weggehen bücken mußte, um nicht mit dem Scheitel an die obern Querbalken der Thür zu stoßen, ein frommes Gemüth und einen rüstigen Herrscher erkannte, denn er entließ ihn mit diesen Worten: „Ziehe hin nach Italia, ziehe hin, Odoaker, der du jetzt mit einem gemeinen Pelze gekleidet bist, bald wirst du Größeres und Kostbareres, bald wirst du Purpur und Seide Andern schenken.“ So zog denn Odoaker auf der Alpenstraße nach Italien und verlangte nur den dritten Theil des Landes zum Wohnsitz für sein Volk. Doch Oreste, der Vater des jungen Kaisers, trat ihm gerüstet bei Pavia entgegen, verlor aber Schlacht und Leben. Da kam Romulus Augustulus aus Ravenna demüthig zu dem Sieger hinaus und legte vor ihm sein kaiserliches Purpurkleid ab und übergab die Krone und Regierung. Mit ihm hörte die Macht des römischen Staats und des Volkes, Kaiser zu ernennen, auf, und das weströmische Reich, das seit der Erbauung Roms 1229 Jahre gedauert, hörte auf, während das oströmische noch nahe an 1000 Jahre fortbestand. Dem Arcadius folgte in Constantinopel dessen Sohn Theodosius II., der, in Persien erzogen, den ganzen Hof asiatisch, prunkvoll und üppig einrichtete und seine Schwester Pulcheria regieren ließ, während er sich mit Calligraphie beschäftigte und Buchstaben malte. Nach ihm folgte Marcianus, der Gatte der Pulcheria, und dann Leo der Große, den der Patriarch von Constantinopel krönte, woher dann die Sitte, daß alle Kaiser von Bischöfen gesalbt und gekrönt wurden. Als Rom unterging, saß Zeno der Isaurier auf dem griechischen Throne; er konnte das Unglück Roms nicht abwehren, und ertheilte dem Odoaker die Patricierwürde.

§ 22. Sitten und Leben zu Ende dieser Periode.

Zugleich mit dem römischen Reiche ging auch das sittliche Leben, Kunst, Wissenschaft und allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Denn so wie im Getümmel beständiger Kriege Land und Städte, Straßen, Brükken, Wasserleitungen, Felder und Gärten und Alles, was fleißige Menschenhand gebaut und gepflanzt, verwüstet wurde, verschwand auch allmählig das stille häusliche Leben, in welchem der Quell aller Sittlichkeit fließt, es verschwand die öffentliche Sicherheit und Gesetzlichkeit. In Rom und in allen Provinzen, die den Barbaren am meisten ausgesetzt waren, hörte sogar auf geraume Zeit, oft auch auf immer, aller Feldbau, Gewerbsfleiß und Handel auf. Vernachlässigt wurde die Erziehung der Kinder, die Schulen standen verlassen, denn unter Waffen schweigen

die Musen; Elend und Jammer allenthalben! Jene schreckliche Zeit, die man mit Recht das finstere Mittelalter nennt, beschreiben einige Kirchenväter wie folgt:

„Bald brachen unzählbare Schwärme, Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Sachsen, Gepiden, Heruler, Allemannen, Burgundier, von allen Seiten los und zogen über den Rhein. Da wurde die Bürgerschaft von Mainz, in die vornehmste Kirche fliehend, am Fuße der Altäre niedergehauen; da wurde nach tapfern Widerstand Worms das Opfer ihrer Wuth; Speier, Straßburg, Rheims, Arras, Amiens, Tournay, die Städte in den Niederlanden, die Lyoner, die Narbonner Provinz, Novempopulanien (die heutige Provinz Gascogne), Septimanien (das heutige Languedoc) ist alles ein unübersehbarer Ruin; wo kein Schwert gewüthet, gab Hungersnoth langsamen Tod. Als auch ganz Spanien ausgeplündert und verbrannt wurde, nährten Mütter die letzten Augenblicke des verschmachtenden Lebens mit dem Fleisch ihrer Kinder; wilde Thiere, von Leichnamen genährt, wenn Schwert und Pest und Hunger einen Augenblick Ruhe gestattete, kamen ohne Scheu in die wehrlosen Städte. Dreimal erlitt Trier, die glänzendste Stadt des belgischen Galliens, oft Residenz der Kaiser, reich an Denkmälern römischer Kunst und Verfeinerung, die fürchterlichste Zerstörung durch die Franken, so daß die ganze Stadt eine Brandstätte war. Viele Menschen kamen um vor Hunger, Kälte, in Nacktheit und Elend dem Tode hingegeben. Leichen lagen auf den Straßen, nackt und angefressen von Vögeln und Hunden, und verbreiteten neue Seuchen. Aber mitten in diesem Jammer und Elend verlangten noch einige Vornehme, die dem Verderben entgangen waren, gleichsam zur Entschädigung für die Zerstörung der Stadt — wer sollte es glauben — circensische Spiele! —"

Doch nicht nur die Einfälle der Barbaren und die blutigen Kriege häuften das menschliche Elend in dieser Zeit, auch in friedlichen Zwischenräumen, so kurz sie auch waren, und in Gegenden, die noch unter römischer Herrschaft standen, war und ging es nicht besser. Salvianus, Presbyter zu Marseille, aus dem fünften Jahrhundert, gibt uns von der traurigen Lage seines Vaterlandes (Gallien) und von dem Elende, dessen Augenzeuge er war, eine treue Schilderung. „Doch die Rohheit der Sachsen," schreibt er, „die Räubereien der Alanen, die Wuth berauschter Allemannen, die gefühllosen Grausamkeiten der Gepiden, die Treulosigkeiten der Franken, bei welchen Eidschwur die gewöhnliche Rede ist, alle diese Gräuel sind Nichts gegen das, was wir von den rechtgläubigen Römern zu leiden haben. Wenn unsere ungerechten Richter die Unschuld nicht offenbar zu unterdrücken wagen, so haben sie die Kunst, die einfachsten Dinge zu verwickeln, so in die Länge zu ziehen, daß an Rechtshilfe nicht zu denken ist. Wenn die Kaiser einen Günstling belohnen wollen, überlassen sie ihm einen Theil der Einkünfte; dann wird er die Pest auch des elendesten Dorfes: es ist so weit gekommen, daß, wer nicht selbst schlecht ist, nicht sicher sein kann."

Gleichen Schritt mit dem Sittenverderbniß und dem allgemeinen Elende hielt auch der Verfall von Kunst und Wissenschaft. Nur im griechischen Reiche, besonders in Constantinopel, wurde noch etwas Kunst

getrieben, allerlei Prunkgeräthe aus Gold und Silber, Bilder heiliger Märtyrer und dergleichen wurden verfertigt, aber in allen dgl. Werken war mehr Künstlichkeit als wahre Kunst. Dasselbe gilt auch von der byzantinischen Baukunst. Zur Verzierung der Kirchen und Paläste wurde nun auch die Mosaik oder Malerei durch Zusammensetzung bunter Steine und gefärbter Glas- oder Thonstifte angewendet. Wie wenig der Geist der Zeit der Kunst zuträglich gewesen, erhellt aus den Schriften des Kirchenvaters Tertullian, der ein Priester in Carthago im dritten Jahrhundert lebte und die Künste „Erfindungen des Teufels" nannte, ja des Glaubens war, daß die heidnischen Götterstatuen von bösen Geistern besessen seien, woher es denn kam, daß der rohe Pöbel, durch fanatische Mönche aufgereizt, die schönsten Werke alter Kunst zerstörte.

Dasselbe Schicksal wie die Kunst hatte auch die Wissenschaft, von welcher schon oben erzählt worden, wie zu Alexandria alle Gelehrsamkeit eine falsche Richtung bekam. Weder bei den Griechen, noch bei den Römern gab es einen ausgezeichneten Dichter, etwa den Claudius Claudianus ausgenommen, welcher die letzte Zeit des weströmischen Reiches, besonders die Regierung Stilicho's verherrlichte. Verewigt hat dieser geistreiche Dichter auch die Frauen des damaligen Hofes, die edle Serena und die Kaiserin Maria.*) In beiden Reichen gab es zwar noch einige treffliche Redner, Geschichtschreiber und andere Schriftsteller menschlicher und göttlicher Weisheit, worunter sich vorzüglich die Kirchenväter Augustinus und Hieronymus auszeichneten; allein sie waren auch die letzten, welche noch ein reines Latein und Griechisch geschrieben und Geist verrathen. „Die edelsten sogar scheuten die Anstrengung des Studirens und verachteten die Vortheile desselben," wie der Historiker Ammianus Marcellinus erzählt, „und die einzigen Bücher, die sie etwa noch lasen, waren die Satyren des Juvenalis und eine Art geschmackloser und fabelhafter Geschichten, welche damals in Gebrauch kamen. Die Büchersammlungen, „fährt er fort," die sie von ihren Vätern ererbt haben, werden, gleich schauderhaften Grabstätten, vor dem Lichte des Tages verschlossen. Dafür lassen sie sich ungeheure große Harfen- und Wasserorgeln verfertigen und betäuben sich mit Vokal- und Instrumentalmusik bei ihren Trinkgelagen."

So verschwanden denn alle Reste des alten fröhlichen Griechenlebens zugleich mit den olympischen Göttern, und in der allgemeinen Noth suchte man Trost in dunkeln Kirchen, wo die Hymnen gleich ägyptischen Todtengesängen zu Gott erheben sollten. Also ist nicht das Christenthum Ursache an dieser Verwüstung, sondern die Drangsale der Zeit sind Ursache, daß die frohe Botschaft (das Evangelium) Jesu zu einem trübseligen Gottesdienste, der, anstatt zu erheben, niederdrücken mußte, verwandelt wurde. Erfreulich ist es, in solcher Zeit auf freigesinnte Männer zu stoßen, wie Pelagius und Cölestius waren. Diese christ-

*) Claudianus literarischer Briefwechsel mit einer Freundin von K. F. Kretschmann. Zittau, Schöps. 797. 8. (18 gr.)

lichen und Kirchenlehrer ſtammten aus Britannien, wo bei friſchen Volksſitten das Chriſtenthum auch friſcheren Boden gefunden hatte, ſo daß ſchon um dieſe Zeit allenthalben Kirchen, Schulen und Gemeinden blühten. Sie lehrten unter andern: „Der Menſch könne durch eigene Kraft und Willen zur Tugend ſich erheben," wurden aber von der katholiſchen Partei, dem Biſchofe von Rom, wo ſie ſich zur Zeit des Kaiſers Honorius aufhielten, deßhalb für Ketzer erklärt, weil ihre Lehre dem Glaubensſatze der Erbſünde widerſprach. Bei dem Einbruche Alarichs in Rom wanderten ſie nach Afrika aus, wurden aber auch dort von dem heiligen Auguſtinus, Biſchof von Hippo, verdammt. Merkwürdig iſt, daß ſich ſchon damals die römiſchen Biſchöfe als Prieſter der alten Hauptſtadt eine Herrſchaft über ſämmtliche chriſtliche Gemeinden anmaßten, die zum Theile auch von den Kaiſern und Concilien anerkannt wurde. Sie ſuchten vor Allem den rechten (katholiſchen, oder gemein zu geltenden, wie ſie ihn nannten) Glauben in der Kirche zu bewahren; wie verſchieden aber ihre Meinungen ſchon damals geweſen ſeien, beweiſt die Pelagianiſche Streitigkeit. Während Innocenz die frommen und tugendhaften Männer verdammte, ſprach ſie deſſen Nachfolger auf dem römiſchen Biſchofsſtuhle, Zoſimus, los und ließ den h. Auguſtinus hart an, „weil," wie er ſagte, „Unterſuchungen über Gnade und Erbſünde zu den nichtigſten Ausgeburten eines frevelhaften Vorwitzes und einer zügelloſen Schreib- und Zankſucht gehörten."

Und ſo mußte ſich im Chriſtenthum, ganz der milden Lehre Jeſu zuwider, die keine Gewalt, nur Liebe empfahl, Prieſterherrſchaft (Hierarchie) bilden und dieſe mußte in Rom ihren Sitz haben, damit ſich an dem Felſen Petri (wie die römiſchen Biſchöfe ihr Bisthum nannten), die Wogen des wilden Völkerſturms brächen und die europäiſche Menſchheit wieder zur Einheit und zum Frieden gelangte. Denn die naturkräftige und edle Art der germaniſchen Völker verwilderte allmählig, ſo wie ſich ihr Zug nach Süden hinabſenkte und die Laſter der römiſchen Welt, mit der ſie in Berührung kamen, Rache und in der Rache Raub und Mordluſt erzeugte. Ein ſchauerliches Gemälde dieſer Zeit, in welchem die ſteinernen Geſtalten des finſtern Mittelalters Blut beſpritzt an uns vorüberſchreiten, bietet uns das Nibelungenlied dar. Wohl mögen die einzelnen Sagen vom burgundiſchen König Günther, von der Königin Brunhild in Iſenland, vom Hunnenkönig Attila (Etzel), vom Helden Siegfried und vom Gothenkönig Dietrich und von dem nordiſchen Rieſenſtamme der Nibelungen ſchon im ſechſten Jahrhundert im Munde des Volkes leben, doch hat erſt ein ſpäterer Minneſänger im elften oder zwölften Jahrhundert ſie geſammelt und in ſchwäbiſcher Mundart herausgegeben. Wir entlehnen als Ueberſicht des ganzen Gedichtes aus Bachs deutſchem Leſebuche für Gymnaſien die Sage vom edlen Siegfried.*)

---

*) Der ganze Titel des Buches iſt: Deutſches Leſebuch für Gymnaſien. Von Dr. Nicolaus Bach, in vier Abtheilungen. Leipzig 1841. Verlag von Wilhelm Einhorn.

Siegfried der edle Held.

Nach der Nibelungensage.

Zu Worms, dem alten Königssitze der Burgunder am Rhein, lebte eine schöne Jungfrau Kriemhild; ihre Brüder waren König Gunther, Gernot und Giselher. Einst träumte ihr, wie sie einen wilden Falken erzogen, den ihr zwei Aare griffen. Als sie diesen Traum ihrer Mutter Ute erzählte, deutete ihn diese: „Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann, den wolle Gott behüten, sonst wär's um ihn geschehen." Dieser Mann aber war Siegfried, König Siegmunds und Siegelindens Sohn zu Santen unten an dem Rhein, welcher von Kriemhilds außerordentlicher Schönheit und Anmuth hörte und darum den kühnen Entschluß faßte, nach Worms zu ziehen. Von zwölf Rittern begleitet kam er dort an. König Gunther sammt seinen Brüdern und Rittern hieß den jungen Helden willkommen, und fragte ihn nach dem Grunde seiner Reise. Der aber antwortete unverzagt: „Mir ward in meines Vaters Lande erzählt, daß hier die kühnsten Ritter wären, die je ein König gewann, deßhalb will ich mich in einen Kampf mit euch einlassen und mir euer Land und eure Burgen unterwerfen; aber auch mein Erbe, erwirbst du's mit Stärke, soll dir unterthänig sein." Doch Gernot trat vermittelnd ein: „Wie geziemte es sich für uns, mit einem so tapfern Helden zu streiten? Seid uns mit euern Kampfgenossen willkommen, und wisset, daß wir euch gerne dienen." Als nun auch noch der König sich erbot, Alles mit Siegfried, so oft es ihm beliebe, zu theilen, da ward er schon sanfter gestimmt. Man erwies ihm die größte Auszeichnung und veranstaltete ihm zu Ehren Ritterspiele und die glänzendsten Festlichkeiten.

Um dieselbe Zeit, wo Siegfried in Worms war, fielen Lüdeger, Fürst von Sachsen, und Lüdegast, König von Dänen, in das burgundische Gebiet ein, zum großen Schrecken König Gunthers. Als sich aber der kühne Siegfried aus freien Stücken erbietet, in's Feld zu ziehen und den übermüthigen Feind zu züchtigen, da fassen die Burgunder wieder Muth: er besiegt den Feind in einer hitzigen Schlacht und macht beide Fürsten zu Gefangenen, die aber nachmals großmüthig freigegeben wurden. Als hierauf ein glänzendes Fest veranstaltet wurde, erschienen auch die Frauen des Hofes, und Siegfried sah zum ersten Mal mit leiblichen Augen die edle Königstochter, deren Liebe er schon so lange im Herzen trug. Aber auch Kriemhild ward von Bewunderung und Liebe für den tapfern Helden erfüllt.

Die Schönheit und Stärke einer andern Königstochter Brunhild in Isenland war weit und breit berühmt; wer aber ihre Hand gewinnen wollte, mußte vorher einen dreifachen Kampf mit ihr bestehen, Schießen, Steinwerfen und Springen. Obschon mancher Freier seine Werbung mit dem Tode gebüßt hatte, wollte gleichwohl König Gunther einen Versuch machen. Da er sich aber selbst zu schwach fühlte, sagte er Siegfrieden seine Schwester Kriemhild als Gemahlin zu, wenn er

ihm zur Bekämpfung Brunhilds verhelfen wollte. Beide unternahmen mit noch zwei andern Recken des burgundischen Reiches, Hagen und Dankwart, die Fahrt auf dem Rhein nach dem Schlosse der nordischen Heldenjungfrau: Siegfried war Steuermann, der König selbst nahm ein Ruder. Am zwölften Morgen näherten sie sich der Burg Isenstein und erkannten bald unter den übrigen Frauen, welche niederschauten auf die Fluth, Brunhild in schneeweißem Gewande. Als sie ausgestiegen waren, ging ihnen die Königin selbst entgegen und sprach: „Sei willkommen, Siegfried, hier in diesem Land, was bedeutet eure Fahrt? Das möcht' ich gern wissen." Siegfried deutete aber auf den König, für dessen Lehnsmann er sich ausgab, der aus Liebe zu ihr hergekommen sei. Sie antwortete: „Will er mein Spiel bestehen und behält die Meisterschaft, so werd' ich sein Weib; gewinn' aber ich, es geht euch Allen an den Leib." Da trat Siegfried zu dem verzagten König und hieß ihn gutes Muths sein, entfernte sich derweile, um die Tarnkappe zu holen, in welche schlüpfend, er sich ganz unsichtbar machen konnte, und erschien dann zur rechten Zeit wieder auf dem Kampfplatz. Als sodann vier Männer Brunhilds Waffen herbeibrachten, verlor Gunther erst vollends den Muth; Siegfried aber, in seine Tarnkappe gehüllt, nahm den Schild und führte den Kampf, während der König nur die Gebärde dazu machte. Brunhild schoß den Speer mit solcher Wucht, daß das Feuer vom Stahle sprang, als ob es wehte der Wind. Von dem Schusse stürzten beide Degen nieder, und Siegfrieden brach das Blut aus dem Munde; er ermannte sich aber bald wieder und warf denselben Spieß auf Brunhild zurück, den sie ihm durch den Schild gestoßen hatte: ihr reichten nicht die Kräfte, vor solchem Schuß zu stehen; zornerfüllt aber erhob sie einen gewaltigen Stein und schwang ihn mit unermeßlicher Kraft zwölf Klafter weit von der Hand und sprang dann noch nach dem Wurfe, daß laut erklang ihr Rüstgewand. Hin eilte der schnelle Siegfried, wo der Stein lag, Gunther mußt' ihn wägen, Siegfried schleuderte ihn noch weiter und trug dazu im Sprunge den König. Da sprach die Königin laut zu ihren Leuten: „Ihr sollt dem König Gunther alle werden unterthan." Sie aber nahm Gunthern bei der Hand und übergab ihm die Herrschaft ihres ganzen Landes. Siegfried trug mittlerweile die Tarnkappe wieder nach dem Schiffe und begab sich darauf in den Saal, wo die Uebrigen ihn erwarteten. Brunhild jedoch, ehe sie sich zur Reise nach Worms anschickte, versuchte noch eine List, und berief ihre Vasallen, vorgebend, sie wolle von ihnen Abschied nehmen. Als Siegfried den wahren Grund merkte, fuhr er in das Land der Nibelungen, um Hilfe zu holen. Er kam zu einem Berge, worauf eine Burg lag, und klopfte an das Thor, welches inwendig von einem Riesen bewacht wurde, der rief: „Wer pocht so heftig draußen an das Thor?" Siegfried antwortete mit verstellter Stimme: „Ich bin ein Recke, schließ mir auf das Thor, sonst erzürn' ich heute Manchen noch davor." Das ergrimmte den Pförtner, der das Thor aufstieß und den Helden wüthend anlief. Siegfried ward im Kampfe hart bedrängt, überwand aber doch zuletzt den ungefügen Gegenstreiter. Sie kämpften so gewaltig, daß die Burg widerhallte und man das Tosen im Nibelungen-

saal vernahm: Zwerg Alberich rüstete sich mit Helm und Panzer, und trug eine schwere Geißel von Gold in seiner Hand, woran sieben schwere Knöpfe hingen; damit zersplitterte er Siegfrieds Schild und brachte ihn selbst in große Lebensgefahr. Da griff er bei dem Barte den altgreisigen Mann, daß laut er schrie vor Schmerz. Als Siegfried sich zu erkennen gab, da weckten Beide, Zwerg und Riese, die Nibelungen auf. Die sprangen von den Betten und waren gleich bereit, tausend schnelle Helden begrüßten ihren Herrn, der sprach: „Ihr sollt von hinnen mit folgen über Fluth." So fuhren sie gen Isenstein, worauf sich Brunhild zur Reise nach Worms entschloß: hier ward die Doppelhochzeit gefeiert, Gunthers mit Brunhild und Siegfrieds mit Kriemhild.

Nach Ablauf des Festes zog Siegfried mit seiner Gemahlin heim nach Santen, und erhielt bald von seinem Vater das Reich, worin er zehn Jahre lang glücklich lebte. Einstmals äußerte Brunhild ihr Staunen, daß Siegfried, als Gunthers vermeintlicher Dienstmann, nie am Hofe erscheine, um dem König zu huldigen und seine Kriegsdienste anzubieten: Gunther ließ sie in Ungewißheit, lud aber bald nachher Siegfried und Kriemhild zu einem Ritterfeste nach Worms ein. Da gab es Spiele und Feierlichkeiten aller Art, und bis zum elften Tage lebte Alles in vollster Freude und Eintracht, als die beiden Königinnen in einen Wettstreit über die Vorzüge ihrer Gatten geriethen. Kriemhild pries Siegfrieds unüberwindliche Tapferkeit, Brunhild dagegen erhob Gunthers königliche Macht und Hoheit, dessen Dienstmann jener wäre. Solch ein Vorwurf kränkte auf's tiefste: beim nächsten Kirchgang maßte sich daher Kriemhild mit ihrem Hofe den Vortritt an und erregte dadurch Brunhilds unaustilgbaren Neid. Sie weinte bitterlich und sann auf blutige Rache, wozu ihr der finstere und mißgünstige Hagen seinen Beistand versprach, der längst schon eifersüchtig Siegfrieds ritterliche Vorzüge mit scheelen Augen betrachtet hatte. Da es aber Keiner in offnem und redlichem Kampfe mit Siegfried aufzunehmen wagte, so suchte man ihn hinterlistig aus dem Wege zu räumen.

Es erschienen plötzlich verkleidete Boten an Gunthers Hof mit der Nachricht, der frühere Feind aus Sachsen und Dänemark wolle das burgundische Reich wieder mit Krieg überziehen. Als Siegfried des Königs und seiner Genossen Traurigkeit, die nur verstellt war, gewahrte, fragte er nach der Ursache und bot sich abermals an, den Feind allein zurückzuschlagen. Der tückische Hagen, welcher mit ausziehen wollte, wußte, als er sich bei Kriemhild verabschiedete, ihr unter dem Scheine freundlicher und aufrichtiger Theilnahme ein Geheimniß abzulocken, dessen Enthüllung Siegfrieds Untergang herbeiführen sollte. Als Knabe schon hatte Siegfried einen Lindwurm erschlagen und sich in dessen heißem Blute gebadet, wodurch seine Haut hörnern und unverwundbar wurde: aber unglücklicherweise war ihm auf die Achsel ein Lindenblatt gefallen, so daß er nur an dieser kleinen Stelle verwundet werden konnte. Das schaffte jetzt der edlen Kriemhild Sorge und Leid, wenn der kühne Held in der Hitze des Kampfes zu weit vordringen und, von einem Regen feindlicher Geschosse überschüttet, gerade an jenem verhängnißvollen Fleck getroffen werden sollte. Heimtückisch und verschmitzt, wie er war, rieth

ihr Hagen, an jener Stelle mit feiner Seide ein Kreuz in's Gewand zu nähen, damit er dieſelbe deſto zuverläſſiger vor der Gewalt des Feindes ſchützen könnte. Die Königin wähnte in der Gutmüthigkeit und Unſchuld ihres Herzens, das ſollte Siegfrieds Frommen ſein; aber es war ſein Verrath.

Als der tapfere Held eben mit tauſend Mann in den Krieg ziehen wollte, brachten andere Boten Friedenskunde von Lüdeger und Lüdegaſt; es waren aber, wie auch das erſte Mal, nicht wirkliche Boten, ſondern Hagens vermummte Diener. Statt der Feldſchlacht ließ nun der König eine Jagd ausrüſten, an welcher Siegfried, nichts Arges ahnend, gern Theil nahm. „Gott laſſe mich dich, Frau," ſprach er, von Kriemhild ſich verabſchiedend, „noch wieder ſehn geſund und mich auch deine Augen. Mit deinen holden Freunden verkürze dir derweil die Stunden." Da gedachte ſie der Mähre, die ſie an Hagen verrathen, und von bangen Ahnungen gequält, ſuchte ſie ihren Friedel, wie ſie ihn ſo traulich nannte, von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten; ſie weinte und klagte und ſprach von ängſtlichen Träumen: „Mir träumte heut von Leide, wie dich zwei wilde Schweine auf der Heide jagten, da wurden Blumen roth, ich fürchte ſehr und bange vor heimlichem Verrath, bleib hier, mein holder Friedel, mit Treue rath ich das." Er aber: „Meine liebe Traute, ich kehr' in kurzer Friſt, ich weiß nicht, daß hier Jemand mir Haß trüg' oder Neid, deine lieben Freunde ſind allzumal mir hold, wie ich's von ihnen auch nicht anders verdient habe." — „Nicht doch, lieber Siegfried, wohl fürcht' ich deinen Fall, mir träumte, wie über dir fielen zwei Berge, daß ich dich nie mehr ſah, und willſt du von mir ſcheiden, das thut mir inniglich weh." Siegfried umarmte küſſend das tugendreiche Weib und ſchied in kurzer Stund. Sie ſollte ihn nimmermehr wieder am Leben ſehn.

Die Ritter zogen über den Rhein, um dort zu jagen. Siegfried trug überall den Preis davon. Nachdem er Wölfe, Büffel, Auerochſen und anderes Wild erlegt hatte und ſchon das Horn zum Mahle blies, da erjagte er noch einen Bären, den er an den Sattel ſeines Roſſes gebunden lebendig nach dem Zelte des Königs brachte. Da ſprang er ab und band das Thier wieder los. Die Hunde bellten, und der Bär wollte zurück in den Wald, gerieth aber durch den Lärm in die Küche, verrückte manchen Keſſel und zerzerrte manchen Brand. Jetzt wurden die Hunde gegen ihn losgelaſſen. Kein Jäger konnte ihm folgen, außer Siegfried, der erlief ihn mit dem Schwerte und ſchlug ihn zu Tode. Dann ſetzten ſich die Ritter zum Mahle nieder, und als Siegfried den Wein vermißte, entſchuldigte ſich Hagen, er habe geglaubt, die Jagd ſolle im Speſſart ſein, wohin er das Getränk entſandt. „Aber," fuhr er heimtückiſch fort, „ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell, da rath' ich hinzugehn; ich hörte jederzeit, es könne Niemand Siegfrieden folgen, wenn er rennen wolle: möchte er uns das ſehen laſſen!" Da ging Siegfried in der Unbefangenheit ſeines Gemüths einen Wettlauf mit Hagen ein, und erbot ſich dabei, ſeine ganze Rüſtung im Laufe zu tragen. Wie zwei wilde Panther liefen ſie durch den Klee, Siegfried aber ſtand zuerſt bei dem Brunnen. So ſehr es ihn auch dürſtete, doch

trank er eher nicht, als bis der König getrunken, der ſich hierauf zuerſt niederneigte zu der Fluth und aus dem kühlen lautern Quell trank. Indem nun Siegfried ebenfalls ſich bückte, um zu trinken, brachte Hagen eilends Bogen und Schwert beiſeite, ergriff den Wurfſpieß und ſah nach einem Zeichen an Siegfrieds Gewand, und während dieſer aus dem Brunnen trank, ſchoß er ihn meuchlings durch das Kreuz, daß das Blut aus dem Herzen weithin ſpritzte. Hagen ließ ihm den Spieß im Herzen ſtecken und floh eilig, wie er wohl noch nie auf Erden vor einem Manne gelaufen war. Siegfried dagegen, als er die große Wunde gewahrte, ſprang tobend auf und wähnte ſeine Waffen neben ſich zu finden. Jetzt griff er nach dem Schilde und rannte Hagen an, und ſelbſt todtwund ſchlug er noch kräftig auf ihn ein. Aber bald ſchwand ſeine Kraft, ſeine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr ſtehn. Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann und begann zu ſchelten auf die Ungetreuen, die ihm den Tod bereitet: „Ja ihr böſen Zagen, was helfen meine Dienſte, da ihr mich habt erſchlagen?“ Seine Freunde trauerten aus ganzer Seele; auch Gunther wollte zuletzt noch klagen, aber Siegfried meinte, der brauche nicht zu weinen, der den Meuchelmord gerathen, und gedachte dann noch mit den rührendſten Worten ſeiner zurückbleibenden Gattin und ihres gemeinſchaftlichen Sohnes. Und ſo haucht der edelſte und reinſte Held in der Blüthe ſeiner Jugend das theure Leben aus. Kriemhild aber verſinkt in namenloſen Schmerz, den ſie bis an's Ende ihres Daſeins in der Bruſt trägt und pflegt und keine Luſt der Welt erſticken kann.

2. Periode.

Von Odoaker bis auf Karl den Großen; von dem Untergange des weström. Reiches bis zur Wiederherstellung desselben durch römisch-deutsche Kaiser.

Vom J. 476 bis 800.

§ 1. Allgemeine Uebersicht.

Diesen Zeitraum nennt man mit Recht das Zeitalter der Barbarei, denn bis auf wenige Ueberreste war alle alte Bildung damals untergegangen, und im öffentlichen und häuslichen Leben zeigte sich Rohheit und Unwissenheit, ja oft verstandloses Wüthen; denn fremde Völker hatten das römische Reich größtentheils, sowohl in Osten als Westen erobert, und waren auch, dort die Perser, hier die Gothen und übrigen Deutschen, nicht geradezu Wilde, so hat doch die Völkerwanderung, die beständigen Feldzüge, die Vermischung ganz fremdartiger Sitten, beide, sowohl Römer als Barbaren verwildert. Auf dem Schauplatz der Weltgeschichte aber erscheinen:

1) Die verschiedenen deutschen Stämme, wie sie sich das westliche Europa unterjochen und diejenigen neuen Staaten bilden, die bis heute bestehen.
2) Das fortbestehende oströmische Reich, das immer mehr morgenländisch wurde.
3) Das Volk der Araber, und mit ihm eine neue Religion, der Islam.
4) Im Hintergrunde die Slaven, die auf ihrem Zuge von Osten nach Westen fortwährend den Deutschen nachrücken.

§ 2. Die Ostgothen.

Das Reich der Hunnen wurde nach Attila's Tode von den Ostgothen zertrümmert, welche von der Zeit an wieder selbständig in dem Lande zwischen den Karpathen, der Donau und der Theiß, im heutigen Ungarn wohnten. Ihr Fürst Theudomir hatte mit dem griechischen Hofe einen Vertrag geschlossen, kraft dessen er demselben mit seinen

Leuten Kriegsdienste leisten wollte; dafür erhielt er namhafte Geschenke und gab seinen und Ehrliebs, seines Weibes, Sohn, Dietrich oder Theoderich, zur Geisel. Dieser kam als 18jähriger Jüngling zurück zu seinem Volke, wohlgebildet und in römischer Kriegs- und Staatskunst unterrichtet, und folgte nach seines Vaters Tode als Fürst der Gothen. Rühmlich focht er an den Grenzen gegen unfriedliche Barbaren für den Kaiser Zeno, der ihn dafür zum Consul ernannte und einen Triumph in Constantinopel feiern ließ. Als aber das von den Hunnen ausgesogene und verwüstete Land nicht zureichen wollte, das Volk und seine Heerden zu erhalten, trat Dietrich vor den Kaiser und sprach: „Laß uns nach Italien ziehen, welches Land Odoaker ohne Fug und Recht erobert und den Römern entrissen hat." Zeno war froh, diesen tapfern und allgemein gefeierten Helden los zu werden, mit dem er vielleicht in der Folge den Thron hätte theilen müssen. So fielen die Gothen in Italien ein, schlugen die Heruler, und nach dreijähriger Belagerung Ravenna's und nach Odoakers Ermordung nimmt Dietrich Besitz von dem römischen Reiche in Italien (im J. 493), legt den römischen Purpur an und nennt sich Theoderich, König der Römer. Der Senat und das Volk in Rom empfingen ihn mit Ehrfurcht, und durch seine Klugheit und Menschenfreundlichkeit regiert, wurde Italien wieder ruhig und auf kurze Zeit glücklich. Aber auch über die Grenzen seines Reiches erstreckte sich seine Macht und sein wohlthätiger Einfluß auf allgemeine Wohlfahrt, indem er mit vielen Fürsten in Verwandtschaft trat. Seine Gemahlin war Chlodwigs, Königs der Franken, Schwester, zwei seiner Töchter waren an die Könige von Burgund und dem westgothischen Spanien vermählt, seine Schwestern an die Könige der Vandalen und Thüringer. Alle diese Fürsten verehrten ihn wie einen Vater, und als einst Zwist und Streit unter ihnen ausbrach, schrieb er an sie: „Ihr alle habt Liebes und Gutes von mir empfangen; ihr seid junge Helden; mir kommt es zu, euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich, und es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von Leidenschaften beherrschen lasset."

Auch für Kunst und Wissenschaft hatte Dietrich Sinn und Liebe; die gelehrten Römer Cassiodorus und Boethius waren nicht nur seine Rathgeber, sondern auch seine Freunde. Schade, daß Religionsstreitigkeiten diesen trefflichen Fürsten zu einer Grausamkeit verleiteten, die nicht in seinem Wesen lag. In Constantinopel regierte nämlich zu der Zeit Justinus, ein roher und unwissender Mann, der sich vom Viehhirten zum Anführer der Leibwache und in einem Alter von 68 Jahren durch eine mächtige Hofpartei, worunter besonders viele Geistliche waren, sogar auf den Kaiserthron erhoben hatte. Diesem Manne wurde nun begreiflich gemacht, wie alles Heil des Staats und auch das seinige von der Aufrechthaltung der Rechtgläubigkeit abhänge, und es wurden die strengsten und härtesten Gesetze gegen die sogenannten Ketzer, besonders die Arianer, verordnet. Justinus ließ auch dem König Dietrich, der mit allen Gothen ein Arianer war, schreiben, er möchte gleichfalls auch in Italien die katholische Glaubenslehre einführen und die Arianer abschaffen. Der verständige Gothe antwortete ihm wie folgt:

„Da die Gottheit es duldet, daß mehrere Religionen bestehen, sol-

len wir es nicht wagen, eine aufzudringen. Denn wir erinnern uns wohl, geleſen zu haben, daß man dem Herrn aus freiem Willen opfern ſolle, nicht durch irgend einen Befehl gezwungen. Sollte aber Jemand das Gegentheil verſuchen, der handelt offenbar den göttlichen Geboten zuwider."

Allein Juſtinus ruhte nicht und erregte ſogar Aufruhr in Rom und eine Verſchwörung, an deren Spitze der edle Boethius ſtand. Theoderich, der alle Religionsſtreitigkeiten aus der Wurzel vertilgen wollte, glaubte in dieſer Abſicht ſelbſt die bisherige Freiheit der chriſtlichen Kirche ſeinem Machtgebote unterwerfen zu dürfen, und um ein warnendes Beiſpiel jeder Widerſetzlichkeit zu geben, ließ er den edlen Boethius hinrichten. Allein die innere Ruhe wurde dadurch nicht hergeſtellt, weil Theoderich ſelbſt bald darauf ſtarb und ſeine Tochter Amalaſwinde ſowohl als ihr Sohn, die er zu Nachfolgern beſtellt hatte, mit Tode abgingen. Sein Großneffe Theudod, Amalaſwinde's Mörder, wurde zwar auf den Thron erhoben, aber Kaiſer Juſtinianus unter dem Vorwande, Dietrichs Tochter zu rächen, ſandte Kriegsvölker, um Italien den Gothen zu entreißen.

§ 3. Die Byzantiner, Juſtinian, Beliſar, Narſes.

Das oſtrömiſche Reich, welches meiſt von der Hauptſtadt das byzantiniſche genannt wird, hatte ſich bisher unter tüchtigen Kaiſern noch immer erhalten und begriff außer Thracien, Möſien, Macedonien, Illyrien und Griechenland auch noch ganz Kleinaſien bis auf den Euphrat hin, desgleichen Syrien, Paläſtina und Aegypten. Im J. 527 folgte hier der Neffe des Juſtinus, Uprauda, Abkömmling des deutſchen Geſchlechts, das ſich in Thracien niedergelaſſen hatte, als Kaiſer. Er nahm den Namen Juſtinianus an, und ſo unwiſſend und laſterhaft er auch war, hatte er doch denjenigen Unternehmungsgeiſt, der wahres Herrſchertalent erſetzt, wenn nur die rechten Männer gewählt werden, die entworfenen Plane auszuführen, wie es hier wirklich der Fall war. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung fielen die Perſer in Meſopotamien ein, wurden aber durch den tapfern Beliſar, einen Thracier, zum Frieden genöthigt. Allein gefährlicher als alle Kriege waren die Unruhen, die um dieſe Zeit die Hauptſtadt in Bewegung ſetzten und erſchütterten. Noch immer dauerten nämlich die Zänkereien der Orthodoxen oder Katholiſchen und Heterodoxen oder Freidenkenden fort, und der Hof nahm thätigen Antheil, ſo wenig wahres Chriſtenthum und Sittlichkeit auch dort zu Hauſe war. Juſtinian ſelbſt liebte ein ſchwelgeriſches Leben, worin er ſich auch keinen Zwang anthat. Schon als Cäſar, noch bei Lebzeiten ſeines Oheims, heirathete er eine gewiſſe Theodora, welche eine Schauſpielerin von den verworfenſten Sitten war. Doch eben dieſes Weib wußte ſich die orthodoxe Cleriſei durch Scheinheiligkeit, Schmeicheleien und Geſchenke zu gewinnen, und unterdrückte eben darum die entgegengeſetzte Partei, welche ihr hinwiederum die größte Verachtung bezeigte; denn ſo wie immer, war auch hier vernünftiger Glaube mit

Tugend vereinigt, und dem sittenlosen Hofe mußten diese Feinde des Aberglaubens und der Lasterhaftigkeit nothwendig furchtbar sein. Mit derselben Wuth, als man in Constantinopel die Glaubenslehre behandelte, wurden auch die Circensischen Spiele, eine herrschende Leidenschaft des Volkes und des Hofes, behandelt, und auch hier trennten sich die Parteien, welche nach den Farben ihrer Wagenlenker benannt wurden. Die Orthodoxen bildeten nämlich die Partei der Blauen, die Heterodoxen wiederum die der Grünen. Fast jedes Wettrennen endete mit einem Blutbade, an welchem die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Antheil nahm. Durch die Begünstigung der Kaiserin gewannen bald die Blauen die Oberhand, so daß sie fünf Jahre hindurch ungestraft mit Mord, Plünderung und zügelloser Willkühr gegen die Grünen wütheten. Endlich ergriff eine allgemeine Feuersbrunst die ganze Stadt, das schwergereizte Volk rief einen Gegenkaiser aus, und Justinian war schon im Begriff, sich durch die Flucht zu retten: da gelang es der entschlossenen Theodora, den Feldherrn Belisarius zu vermögen, mit 3000 Veteranen aufzutreten und den Aufruhr zu beschwichtigen. 30,000 Menschen sanken unter den Schwertern der Soldaten, der Gegenkaiser und mehrere Große starben auf dem Schaffote, und Theodora konnte wieder nach Willkühr herrschen, während ihr Gemahl seinen lasterhaften Neigungen lebte. Das Volk wurde mit Abgaben gedrückt, Armuth und Elend herrschte allenthalben, der Kaiser ließ prächtige Paläste und Kirchen bauen, auf Processionen und Wettrennen wurden Millionen verschwendet und obendrein kostspielige Kriege in allen Theilen und an allen Grenzen des Reiches unternommen, denn man hatte den großen Entwurf gefaßt, die verloren gegangenen Provinzen des weströmischen Reiches zu erobern und so das alte römische Reich wieder ganz herzustellen. Wirklich eroberte Belisar Carthago und machte dort dem vandalischen Reich ein Ende. Bald darauf segelte derselbe Feldherr nach Italien, eroberte Sicilien und Neapel und bald darauf auch Rom; Theudod, der Ostgothen König, wurde von den Römern ermordet, und bald darauf fiel auch sein Nachfolger Vitiges mit Ravenna in die Hand des Siegers. Allein Justinian beneidete Belisars Ruhm und rief ihn zurück; doch erfocht dieser bald neue Lorbeern im Kriege gegen die Perser, deren König Cosron wieder heranstürmte. Währenddem hatte Totila, der Nachfolger des Vitiges, Rom von neuem erobert, und Belisar wurde dahin gesandt. Mit 1000 Reitern eroberte er Rom zurück, wurde aber ohne Geld und ohne Heer gelassen und hatte den Schmerz, wie einst Hannibal dieses Land seines Ruhmes in den Händen der Feinde lassen und auf den Befehl des Kaisers nach Constantinopel zurückkehren zu müssen. Ein anderer Feldherr, Narses, kam mit einem großen Heere nach Italien, besiegte den Totila, der in der Schlacht von Rimini den Heldentod starb, eroberte auch Rom, und mit dem Tode des letzten Gothenkönigs Teja hatte das Reich der Ostgothen in Italien nach sechzigjähriger Dauer (v. 493—553) ein Ende. Ganz Italien ward nun eine Provinz des byzantinischen Reiches, welche Narses unter dem Namen eines Exarchen verwalten sollte; weil aber Rom durch die Belagerungen und Eroberungen verwüstet und zerstört war, erhob man Ra-

venna zur Hauptstadt von Italien. Belisar, dem man eigentlich die Wiedereroberung Italiens verdankte, lebte in schmachvoller Vergessenheit und hatte noch obendrein den Schmerz, daß seine Gemahlin Antonia, von der Kaiserin, ihrer Freundin, in das schamlose Hofleben hineingerissen, ihn auf's empfindlichste zu kränken suchte. Doch wurde ihm schon im hohen Alter das Glück zu Theil, seine graue Stirne noch einmal mit frischen Lorbeern zu bekränzen und alle seine Feinde und Neider zu beschämen. Justinian war von Alter und Wollust bereits ganz entnervt, seine lasterhafte Gemahlin gestorben, als ein neues Volk, welches bisher noch nicht auf dem großen Weltschauplatz aufgetreten war, in Macedonien und Thracien einfiel. Das war das Volk der Bulgaren, die Vorläufer des großen slavischen Völkerstammes, an deren Spitze Zabergan bis Constantinopel vordrang. Da zitterte der Kaiser und die Hauptstadt; kein Heer, kein Muth, Angst und Verwirrung allenthalben. Endlich fiel es dem Kaiser ein, den verstoßenen Helden aus seinem Winkel hervorzurufen und ihm die Rettung des Reichs aufzutragen. Belisar, der Heldengreis, stellte sich an die Spitze weniger entschlossener Bürger, und mit Muth und Unerschrockenheit schlug er die Barbaren vor den Thoren Constantinopels und brachte sie durch geschickte Wendungen und Märsche in solche Noth, daß Zabergan in größter Unordnung in seine vorigen Wohnsitze an der Donau zurückfloh. Allein auch diese That wurde ihm schlecht gelohnt; es brach eine Verschwörung gegen des Kaisers Leben aus, und man beschuldigte ihn der Theilnahme und schickte ihn in's Gefängniß, aus welchem er doch noch kurz vor seinem Tode, da seine Unschuld anerkannt wurde, loskam. Die traurigen Schicksale dieses Mannes hat später ein Grieche beschrieben, worin aber vieles Erdichtete vorkommt, z. B. seine Blendung. In neueren Zeiten hat Marmontel sein Leben für sittlich: Zwecke bearbeitet; ergreifender aber ist Schink's Trauerspiel.

Auch Justinian starb in demselben Jahre (565), und seine Leiche begleitete der Fluch des Volkes, das er trotz alles äußern Glanzes in den 38 Jahren seiner Regierung elend gemacht hatte. Wohlthätig wirkte indeß das Gesetzbuch, welches unter ihm verfertigt und dann später die Quelle aller Gesetzgebungen der neuen germanischen Reiche wurde. Wohlthätig war auch die Einführung der Seidencultur; bis dahin kamen nämlich alle Seidenstoffe aus Indien, daher sie äußerst kostbar waren; erst unter Justinianus Regierung brachten zwei Mönche Seidenraupeneier nach Constantinopel, wodurch denn ein neuer und äußerst reicher Erwerbungsquell für Europa eröffnet wurde. Die Eroberungen aber gingen größtentheils schon unter seinen nächsten Nachfolgern wieder verloren. Nach Italien kam damals das tapfere Volk der Longobarden, ein deutscher Stamm, welcher lange in Pannonien gesessen hatte und bald nach Justinians Tode den größten Theil von Oberitalien einnahm. Unter dem Kaiser Mauricius, der zuerst am Hof und in allen Geschäften des Staats die griechische Sprache einführte, so daß die römischen Kaiser von nun an die griechischen genannt wurden, erholte sich das Reich wieder. Noch mehr war dieß der Fall unter dem tapfern

Kaiser Heraclius, der über alle seine Feinde siegte, nur die Religionsstreitigkeiten, welche den Staat immer mehr zerrütteten, nicht beilegen konnte.

§ 4. Die Longobarden und die Franken.

Die Longobarden, die nun Besitz von Oberitalien genommen hatten, waren bei all' ihrer Kraft und Stärke menschlich gesinnt und zerstörten nicht, sondern bauten vielmehr Zerstörtes wieder auf und auch viel Neues. Außer Pavia, wo Dietrich am Zusammenfluß des Po und Ticino seinen prächtigen Palast errichtet hatte und das der Hauptsitz der longobardischen Könige war, entstanden noch andere große, mehr stark und fest als schön gebaute Städte, auch Klöster und Kirchen, Straßen und Durchgangpässe bis in die Schweiz hinein und bis Tyrol; man hält auch die Teufelsbrücke für ein Werk der Longobarden. Nebst Viehzucht trieb dieses Volk auch Ackerbau, und das Land erblühte schön und üppig unter seinen Händen. Der König hatte keine andern Einkünfte als den Ertrag seiner Landgüter, zog auf den Meiereien umher und lebte in der Einfalt eines Hausvaters mit der Würde eines Heerführers und obersten Richters. Den vornehmsten Männern des Volkes, meist solchen, die schon von ihren Vätern Tapferkeit geerbt hatten, waren auch große Ländereien eingeräumt, die sie selbst, gleich den alten römischen Senatoren, mit ihren Knechten bearbeiteten. Das waren die Fürsten des Volkes, die meist auch Hofämter bei dem Könige hatten. Kleinere Besitzungen bekamen vom Könige oder von den Fürsten geringere Männer, das waren die freien Landsassen. Das Land war in Gaue eingetheilt, deren jeder seinen Heermann oder Ammann (Landmann) hatte, die Richter hießen Schultheiße. Ueber mehrere Heermanne war ein Graf (ein Grauer, Alter, Senator), über mehrere Grafen ein Herzog gesetzt, über alle stand der König, den das ganze Volk (die Knechte freilich nicht mitgerechnet) wählte, oder die Fürsten allein, wenn es ihnen das Volk überließ. Bei den Longobarden gab es schon frühzeitig geschriebene Gesetze, und im Eingange des longobardischen Gesetzbuches heißt es: „Seine Excellenz, Rothar, siebzehnter König der Longobarden, in dem achtunddreißigsten Jahr Ihres Alters, haben in Erwägung, daß der geringe Mann zu seinem Schutz gegen den Geiz der Amtleute allgemein bekannter Gesetze bedarf, mit Rath und Willen der vornehmsten Richter, das Gesetzbuch erneuert."

Ein anderes germanisches Volk waren die Franken, welche lange in Norddeutschland wohnten, aber schon im dritten Jahrhundert in zwei Stämme, in den salischen und ripuarischen, getheilt, die römischen Grenzen am Rhein überschritten. Diese waren unter allen Deutschen die unternehmendsten und glücklichsten, denn die von ihnen gegründeten Staaten dauern bis auf den heutigen Tag noch fort, während die mächtigern Reiche der Ost- und Westgothen, der Vandalen und der Longobarden entweder ganz untergegangen oder nur mehr mit andern Stämmen vermischt, zerstückelt und unter andern Namen bestehen. Sie waren noch Heiden, als sie sich im fünften Jahrhundert neben den Bur-

ihm zur Bekämpfung Brunhilds verhelfen wollte. Beide unternahmen mit noch zwei andern Recken des burgundischen Reiches, Hagen und Dankwart, die Fahrt auf dem Rhein nach dem Schlosse der nordischen Heldenjungfrau: Siegfried war Steuermann, der König selbst nahm ein Ruder. Am zwölften Morgen näherten sie sich der Burg Isenstein und erkannten bald unter den übrigen Frauen, welche niederschauten auf die Fluth, Brunhild in schneeweißem Gewande. Als sie ausgestiegen waren, ging ihnen die Königin selbst entgegen und sprach: „Sei willkommen, Siegfried, hier in diesem Land, was bedeutet eure Fahrt? Das möcht' ich gern wissen." Siegfried deutete aber auf den König, für dessen Lehnsmann er sich ausgab, der aus Liebe zu ihr hergekommen sei. Sie antwortete: „Will er mein Spiel bestehen und behält die Meisterschaft, so werd' ich sein Weib; gewinn' aber ich, es geht euch Allen an den Leib." Da trat Siegfried zu dem verzagten König und hieß ihn gutes Muths sein, entfernte sich derweile, um die Tarnkappe zu holen, in welche schlüpfend, er sich ganz unsichtbar machen konnte, und erschien dann zur rechten Zeit wieder auf dem Kampfplatz. Als sodann vier Männer Brunhilds Waffen herbeibrachten, verlor Gunther erst vollends den Muth; Siegfried aber, in seine Tarnkappe gehüllt, nahm den Schild und führte den Kampf, während der König nur die Gebärde dazu machte. Brunhild schoß den Speer mit solcher Wucht, daß das Feuer vom Stahle sprang, als ob es wehte der Wind. Von dem Schusse stürzten beide Degen nieder, und Siegfrieden brach das Blut aus dem Munde; er ermannte sich aber bald wieder und warf denselben Spieß auf Brunhild zurück, den sie ihm durch den Schild gestoßen hatte: ihr reichten nicht die Kräfte, vor solchem Schuß zu stehen; zornerfüllt aber erhob sie einen gewaltigen Stein und schwang ihn mit unermeßlicher Kraft zwölf Klafter weit von der Hand und sprang dann noch nach dem Wurfe, daß laut erklang ihr Rüstgewand. Hin eilte der schnelle Siegfried, wo der Stein lag, Gunther mußt' ihn wägen, Siegfried schleuderte ihn noch weiter und trug dazu im Sprunge den König. Da sprach die Königin laut zu ihren Leuten: „Ihr sollt dem König Gunther alle werden unterthan." Sie aber nahm Gunthern bei der Hand und übergab ihm die Herrschaft ihres ganzen Landes. Siegfried trug mittlerweile die Tarnkappe wieder nach dem Schiffe und begab sich darauf in den Saal, wo die Uebrigen ihn erwarteten. Brunhild jedoch, ehe sie sich zur Reise nach Worms anschickte, versuchte noch eine List, und berief ihre Vasallen, vorgebend, sie wolle von ihnen Abschied nehmen. Als Siegfried den wahren Grund merkte, fuhr er in das Land der Nibelungen, um Hilfe zu holen. Er kam zu einem Berge, worauf eine Burg lag, und klopfte an das Thor, welches inwendig von einem Riesen bewacht wurde, der rief: „Wer pocht so heftig draußen an das Thor?" Siegfried antwortete mit verstellter Stimme: „Ich bin ein Recke, schließ mir auf das Thor, sonst erzürn' ich heute Manchen noch davor." Das ergrimmte den Pförtner, der das Thor aufstieß und den Helden wüthend anlief. Siegfried ward im Kampfe hart bedrängt, überwand aber doch zuletzt den ungefügen Gegenstreiter. Sie kämpften so gewaltig, daß die Burg widerhallte und man das Tosen im Nibelungen-

saal vernahm: Zwerg Alberich rüstete sich mit Helm und Panzer, und trug eine schwere Geißel von Gold in seiner Hand, woran sieben schwere Knöpfe hingen; damit zersplitterte er Siegfrieds Schild und brachte ihn selbst in große Lebensgefahr. Da griff er bei dem Barte den altgreisigen Mann, daß laut er schrie vor Schmerz. Als Siegfried sich zu erkennen gab, da weckten Beide, Zwerg und Riese, die Nibelungen auf. Die sprangen von den Betten und waren gleich bereit, tausend schnelle Helden begrüßten ihren Herrn, der sprach: „Ihr sollt von hinnen mir folgen über Fluth." So fuhren sie gen Isenstein, worauf sich Brunhild zur Reise nach Worms entschloß: hier ward die Doppelhochzeit gefeiert, Gunthers mit Brunhild und Siegfrieds mit Kriemhild.

Nach Ablauf des Festes zog Siegfried mit seiner Gemahlin heim nach Santen, und erhielt bald von seinem Vater das Reich, worin er zehn Jahre lang glücklich lebte. Einstmals äußerte Brunhild ihr Staunen, daß Siegfried, als Gunthers vermeintlicher Dienstmann, nie am Hofe erscheine, um dem König zu huldigen und seine Kriegsdienste anzubieten: Gunther ließ sie in Ungewißheit, lud aber bald nachher Siegfried und Kriemhild zu einem Ritterfeste nach Worms ein. Da gab es Spiele und Feierlichkeiten aller Art, und bis zum elften Tage lebte Alles in vollster Freude und Eintracht, als die beiden Königinnen in einen Wettstreit über die Vorzüge ihrer Gatten geriethen. Kriemhild pries Siegfrieds unüberwindliche Tapferkeit, Brunhild dagegen erhob Gunthers königliche Macht und Hoheit, dessen Dienstmann jener wäre. Solch ein Vorwurf kränkte auf's tiefste: beim nächsten Kirchgang maßte sich daher Kriemhild mit ihrem Hofe den Vortritt an und erregte dadurch Brunhilds unaustilgbaren Neid. Sie weinte bitterlich und sann auf blutige Rache, wozu ihr der finstere und mißgünstige Hagen seinen Beistand versprach, der längst schon eifersüchtig Siegfrieds ritterliche Vorzüge mit scheelen Augen betrachtet hatte. Da es aber Keiner in offnem und redlichem Kampfe mit Siegfried aufzunehmen wagte, so suchte man ihn hinterlistig aus dem Wege zu räumen.

Es erschienen plötzlich verkleidete Boten an Gunthers Hof mit der Nachricht, der frühere Feind aus Sachsen und Dänemark wolle das burgundische Reich wieder mit Krieg überziehen. Als Siegfried des Königs und seiner Genossen Traurigkeit, die nur verstellt war, gewahrte, fragte er nach der Ursache und bot sich abermals an, den Feind allein zurückzuschlagen. Der tückische Hagen, welcher mit ausziehen wollte, wußte, als er sich bei Kriemhild verabschiedete, ihr unter dem Scheine freundlicher und aufrichtiger Theilnahme ein Geheimniß abzulocken, dessen Enthüllung Siegfrieds Untergang herbeiführen sollte. Als Knabe schon hatte Siegfried einen Lindwurm erschlagen und sich in dessen heißem Blute gebadet, wodurch seine Haut hörnern und unverwundbar wurde: aber unglücklicherweise war ihm auf die Achsel ein Lindenblatt gefallen, so daß er nur an dieser kleinen Stelle verwundet werden konnte. Das schaffte jetzt der edlen Kriemhild Sorge und Leid, wenn der kühne Held in der Hitze des Kampfes zu weit vordringen und, von einem Regen feindlicher Geschosse überschüttet, gerade an jenem verhängnißvollen Fleck getroffen werden sollte. Heimtückisch und verschmitzt, wie er war, rieth

ihr Hagen, an jener Stelle mit feiner Seide ein Kreuz in's Gewand zu nähen, damit er dieſelbe deſto zuverläſſiger vor der Gewalt des Feindes ſchützen könnte. Die Königin wähnte in der Gutmüthigkeit und Unſchuld ihres Herzens, das ſollte Siegfrieds Frommen ſein; aber es war ſein Verrath.

Als der tapfere Held eben mit tauſend Mann in den Krieg ziehen wollte, brachten andere Boten Friedenskunde von Lüdeger und Lüdegaſt; es waren aber, wie auch das erſte Mal, nicht wirkliche Boten, ſondern Hagens vermummte Diener. Statt der Feldſchlacht ließ nun der König eine Jagd ausrüſten, an welcher Siegfried, nichts Arges ahnend, gern Theil nahm. „Gott laſſe mich dich, Frau," ſprach er, von Kriemhild ſich verabſchiedend, „noch wieder ſehn geſund und mich auch deine Augen. Mit deinen holden Freunden verkürze dir derweil die Stunden." Da gedachte ſie der Mähre, die ſie an Hagen verrathen, und von bangen Ahnungen gequält, ſuchte ſie ihren Friedel, wie ſie ihn ſo traulich nannte, von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten; ſie weinte und klagte und ſprach von ängſtlichen Träumen: „Mir träumte heut von Leide, wie dich zwei wilde Schweine auf der Heide jagten, da wurden Blumen roth, ich fürchte ſehr und bange vor heimlichem Verrath, bleib hier, mein holder Friedel, mit Treue rath ich das." Er aber: „Meine liebe Traute, ich kehr' in kurzer Friſt, ich weiß nicht, daß hier Jemand mir Haß trüg' oder Neid, deine lieben Freunde ſind allzumal mir hold, wie ich's von ihnen auch nicht anders verdient habe." — „Nicht doch, lieber Siegfried, wohl fürcht' ich deinen Fall, mir träumte, wie über dir fielen zwei Berge, daß ich dich nie mehr ſah, und willſt du von mir ſcheiden, das thut mir inniglich weh." Siegfried umarmte küſſend das tugendreiche Weib und ſchied in kurzer Stund. Sie ſollte ihn nimmermehr wieder am Leben ſehn.

Die Ritter zogen über den Rhein, um dort zu jagen. Siegfried trug überall den Preis davon. Nachdem er Wölfe, Büffel, Auerochſen und anderes Wild erlegt hatte und ſchon das Horn zum Mahle blies, da erjagte er noch einen Bären, den er an den Sattel ſeines Roſſes gebunden lebendig nach dem Zelte des Königs brachte. Da ſprang er ab und band das Thier wieder los. Die Hunde bellten, und der Bär wollte zurück in den Wald, gerieth aber durch den Lärm in die Küche, verrückte manchen Keſſel und zerzerrte manchen Brand. Jetzt wurden die Hunde gegen ihn losgelaſſen. Kein Jäger konnte ihm folgen, außer Siegfried, der erlief ihn mit dem Schwerte und ſchlug ihn zu Tode. Dann ſetzten ſich die Ritter zum Mahle nieder, und als Siegfried den Wein vermißte, entſchuldigte ſich Hagen, er habe geglaubt, die Jagd ſolle im Speſſart ſein, wohin er das Getränk entſandt. „Aber," fuhr er heimtückiſch fort, „ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell, da rath' ich hinzugehn; ich hörte jederzeit, es könne Niemand Siegfrieden folgen, wenn er rennen wolle: möchte er uns das ſehen laſſen!" Da ging Siegfried in der Unbefangenheit ſeines Gemüths einen Wettlauf mit Hagen ein, und erbot ſich dabei, ſeine ganze Rüſtung im Laufe zu tragen. Wie zwei wilde Panther liefen ſie durch den Klee, Siegfried aber ſtand zuerſt bei dem Brunnen. So ſehr es ihn auch dürſtete, doch

trank er eher nicht, als bis der König getrunken, der ſich hierauf zuerſt niederneigte zu der Fluth und aus dem kühlen lautern Quell trank. Indem nun Siegfried ebenfalls ſich bückte, um zu trinken, brachte Hagen eilends Bogen und Schwert beiſeite, ergriff den Wurfſpieß und ſah nach einem Zeichen an Siegfrieds Gewand, und während dieſer aus dem Brunnen trank, ſchoß er ihn meuchlings durch das Kreuz, daß das Blut aus dem Herzen weithin ſpritzte. Hagen ließ ihm den Spieß im Herzen ſtecken und floh eilig, wie er wohl noch nie auf Erden vor einem Manne gelaufen war. Siegfried dagegen, als er die große Wunde gewahrte, ſprang tobend auf und wähnte ſeine Waffen neben ſich zu finden. Jetzt griff er nach dem Schilde und rannte Hagen an, und ſelbſt todtwund ſchlug er noch kräftig auf ihn ein. Aber bald ſchwand ſeine Kraft, ſeine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr ſtehn. Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann und begann zu ſchelten auf die Ungetreuen, die ihm den Tod bereitet: „Ja ihr böſen Zagen, was helfen meine Dienſte, da ihr mich habt erſchlagen?“ Seine Freunde trauerten aus ganzer Seele; auch Gunther wollte zuletzt noch klagen, aber Siegfried meinte, der brauche nicht zu weinen, der den Meuchelmord gerathen, und gedachte dann noch mit den rührendſten Worten ſeiner zurückbleibenden Gattin und ihres gemeinſchaftlichen Sohnes. Und ſo haucht der edelſte und reinſte Held in der Blüthe ſeiner Jugend das theure Leben aus. Kriemhild aber verſinkt in namenloſen Schmerz, den ſie bis an's Ende ihres Daſeins in der Bruſt trägt und pflegt und keine Luſt der Welt erſticken kann.

2. Periode.

Von Odoaker bis auf Karl den Großen; von dem Untergange des weströmischen Reiches bis zur Wiederherstellung desselben durch römisch-deutsche Kaiser.

Vom J. 476 bis 800.

§ 1. Allgemeine Uebersicht.

Diesen Zeitraum nennt man mit Recht das Zeitalter der Barbarei, denn bis auf wenige Ueberreste war alle alte Bildung damals untergegangen, und im öffentlichen und häuslichen Leben zeigte sich Rohheit und Unwissenheit, ja oft verstandloses Wüthen; denn fremde Völker hatten das römische Reich größtentheils, sowohl in Osten als Westen erobert, und waren auch, dort die Perser, hier die Gothen und übrigen Deutschen, nicht geradezu Wilde, so hat doch die Völkerwanderung, die beständigen Feldzüge, die Vermischung ganz fremdartiger Sitten, beide, sowohl Römer als Barbaren verwildert. Auf dem Schauplatz der Weltgeschichte aber erscheinen:

1) Die verschiedenen deutschen Stämme, wie sie sich das westliche Europa unterjochen und diejenigen neuen Staaten bilden, die bis heute bestehen.
2) Das fortbestehende oströmische Reich, das immer mehr morgenländisch wurde.
3) Das Volk der Araber, und mit ihm eine neue Religion, der Islam.
4) Im Hintergrunde die Slaven, die auf ihrem Zuge von Osten nach Westen fortwährend den Deutschen nachrücken.

§ 2. Die Ostgothen.

Das Reich der Hunnen wurde nach Attila's Tode von den Ostgothen zertrümmert, welche von der Zeit an wieder selbständig in dem Lande zwischen den Karpathen, der Donau und der Theiß, im heutigen Ungarn wohnten. Ihr Fürst Theudomir hatte mit dem griechischen Kaiser einen Vertrag geschlossen, kraft dessen er demselben mit seinen

Leuten Kriegsdienste leisten wollte; dafür erhielt er namhafte Geschenke und gab seinen und Ehrliebs, seines Weibes, Sohn, Dietrich oder Theoderich, zur Geisel. Dieser kam als 18jähriger Jüngling zurück zu seinem Volke, wohlgebildet und in römischer Kriegs- und Staatskunst unterrichtet, und folgte nach seines Vaters Tode als Fürst der Gothen. Rühmlich focht er an den Grenzen gegen unfriedliche Barbaren für den Kaiser Zeno, der ihn dafür zum Consul ernannte und einen Triumph in Constantinopel feiern ließ. Als aber das von den Hunnen ausgesogene und verwüstete Land nicht zureichen wollte, das Volk und seine Heerden zu erhalten, trat Dietrich vor den Kaiser und sprach: „Laß uns nach Italien ziehen, welches Land Odoaker ohne Fug und Recht erobert und den Römern entrissen hat." Zeno war froh, diesen tapfern und allgemein gefeierten Helden los zu werden, mit dem er vielleicht in der Folge den Thron hätte theilen müssen. So fielen die Gothen in Italien ein, schlugen die Heruler, und nach dreijähriger Belagerung Ravenna's und nach Odoakers Ermordung nimmt Dietrich Besitz von dem römischen Reiche in Italien (im J. 493), legt den römischen Purpur an und nennt sich Theoderich, König der Römer. Der Senat und das Volk in Rom empfingen ihn mit Ehrfurcht, und durch seine Klugheit und Menschenfreundlichkeit regiert, wurde Italien wieder ruhig und auf kurze Zeit glücklich. Aber auch über die Grenzen seines Reiches erstreckte sich seine Macht und sein wohlthätiger Einfluß auf allgemeine Wohlfahrt, indem er mit vielen Fürsten in Verwandtschaft trat. Seine Gemahlin war Chlodwigs, Königs der Franken, Schwester, zwei seiner Töchter waren an die Könige von Burgund und dem westgothischen Spanien vermählt, seine Schwestern an die Könige der Vandalen und Thüringer. Alle diese Fürsten verehrten ihn wie einen Vater, und als einst Zwist und Streit unter ihnen ausbrach, schrieb er an sie: „Ihr alle habt Liebes und Gutes von mir empfangen; ihr seid junge Helden; mir kommt es zu, euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich, und es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von Leidenschaften beherrschen lasset."

Auch für Kunst und Wissenschaft hatte Dietrich Sinn und Liebe; die gelehrten Römer Cassiodorus und Boethius waren nicht nur seine Rathgeber, sondern auch seine Freunde. Schade, daß Religionsstreitigkeiten diesen trefflichen Fürsten zu einer Grausamkeit verleiteten, die nicht in seinem Wesen lag. In Constantinopel regierte nämlich zu der Zeit Justinus, ein roher und unwissender Mann, der sich vom Viehhirten zum Anführer der Leibwache und in einem Alter von 68 Jahren durch eine mächtige Hofpartei, worunter besonders viele Geistliche waren, sogar auf den Kaiserthron erhoben hatte. Diesem Manne wurde nun begreiflich gemacht, wie alles Heil des Staats und auch das seinige von der Aufrechthaltung der Rechtgläubigkeit abhänge, und es wurden die strengsten und härtesten Gesetze gegen die sogenannten Ketzer, besonders die Arianer, verordnet. Justinus ließ auch dem König Dietrich, der mit allen Gothen ein Arianer war, schreiben, er möchte gleichfalls auch in Italien die katholische Glaubenslehre einführen und die Arianer abschaffen. Der verständige Gothe antwortete ihm wie folgt:

„Da die Gottheit es duldet, daß mehrere Religionen bestehen, sol-

len wir es nicht wagen, eine aufzudringen. Denn wir erinnern uns wohl, geleſen zu haben, daß man dem Herrn aus freiem Willen opfern ſolle, nicht durch irgend einen Befehl gezwungen. Sollte aber Jemand das Gegentheil verſuchen, der handelt offenbar den göttlichen Geboten zuwider."

Allein Juſtinus ruhte nicht und erregte ſogar Aufruhr in Rom und eine Verſchwörung, an deren Spitze der edle Boethius ſtand. Theoderich, der alle Religionsſtreitigkeiten aus der Wurzel vertilgen wollte, glaubte in dieſer Abſicht ſelbſt die bisherige Freiheit der chriſtlichen Kirche ſeinem Machtgebote unterwerfen zu dürfen, und um ein warnendes Beiſpiel jeder Widerſetzlichkeit zu geben, ließ er den edlen Boethius hinrichten. Allein die innere Ruhe wurde dadurch nicht hergeſtellt, weil Theoderich ſelbſt bald darauf ſtarb und ſeine Tochter Amalaſwinde ſowohl als ihr Sohn, die er zu Nachfolgern beſtellt hatte, mit Tode abgingen. Sein Großneffe Theudod, Amalaſwinde's Mörder, wurde zwar auf den Thron erhoben, aber Kaiſer Juſtinianus unter dem Vorwande, Dietrichs Tochter zu rächen, ſandte Kriegsvölker, um Italien den Gothen zu entreißen.

§ 3. Die Byzantiner, Juſtinian, Beliſar, Narſes.

Das oſtrömiſche Reich, welches meiſt von der Hauptſtadt das byzantiniſche genannt wird, hatte ſich bisher unter tüchtigen Kaiſern noch immer erhalten und begriff außer Thracien, Möſien, Macedonien, Illyrien und Griechenland auch noch ganz Kleinaſien bis auf den Euphrat hin, desgleichen Syrien, Paläſtina und Aegypten. Im J. 527 folgte hier der Neffe des Juſtinus, Uprauda, Abkömmling des deutſchen Geſchlechts, das ſich in Thracien niedergelaſſen hatte, als Kaiſer. Er nahm den Namen Juſtinianus an, und ſo unwiſſend und laſterhaft er auch war, hatte er doch denjenigen Unternehmungsgeiſt, der wahres Herrſchertalent erſetzt, wenn nur die rechten Männer gewählt werden, die entworfenen Plane auszuführen, wie es hier wirklich der Fall war. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung fielen die Perſer in Meſopotamien ein, wurden aber durch den tapfern Beliſar, einen Thracier, zum Frieden genöthigt. Allein gefährlicher als alle Kriege waren die Unruhen, die um dieſe Zeit die Hauptſtadt in Bewegung ſetzten und erſchütterten. Noch immer dauerten nämlich die Zänkereien der Orthodoxen oder Katholiſchen und Heterodoxen oder Freidenkenden fort, und der Hof nahm thätigen Antheil, ſo wenig wahres Chriſtenthum und Sittlichkeit auch dort zu Hauſe war. Juſtinian ſelbſt liebte ein ſchwelgeriſches Leben, worin er ſich auch keinen Zwang anthat. Schon als Cäſar, noch bei Lebzeiten ſeines Oheims, heirathete er eine gewiſſe Theodora, welche eine Schauſpielerin von den verworfenſten Sitten war. Doch eben dieſes Weib wußte ſich die orthodoxe Cleriſei durch Scheinheiligkeit, Schmeicheleien und Geſchenke zu gewinnen, und unterdrückte eben darum die entgegengeſetzte Partei, welche ihr hinwiederum die größte Verachtung bezeigte; denn ſo wie immer, war auch hier vernünftiger Glaube mit

Tugend vereinigt, und dem sittenlosen Hofe mußten diese Feinde des Aberglaubens und der Lasterhaftigkeit nothwendig furchtbar sein. Mit derselben Wuth, als man in Constantinopel die Glaubenslehre behandelte, wurden auch die Circensischen Spiele, eine herrschende Leidenschaft des Volkes und des Hofes, behandelt, und auch hier trennten sich die Parteien, welche nach den Farben ihrer Wagenlenker benannt wurden. Die Orthodoxen bildeten nämlich die Partei der Blauen, die Heterodoxen wiederum die der Grünen. Fast jedes Wettrennen endete mit einem Blutbade, an welchem die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Antheil nahm. Durch die Begünstigung der Kaiserin gewannen bald die Blauen die Oberhand, so daß sie fünf Jahre hindurch ungestraft mit Mord, Plünderung und zügelloser Willkühr gegen die Grünen wütheten. Endlich ergriff eine allgemeine Feuersbrunst die ganze Stadt, das schwergereizte Volk rief einen Gegenkaiser aus, und Justinian war schon im Begriff, sich durch die Flucht zu retten: da gelang es der entschlossenen Theodora, den Feldherrn Belisarius zu vermögen, mit 3000 Veteranen aufzutreten und den Aufruhr zu beschwichtigen. 30,000 Menschen sanken unter den Schwertern der Soldaten, der Gegenkaiser und mehrere Große starben auf dem Schaffote, und Theodora konnte wieder nach Willkühr herrschen, während ihr Gemahl seinen lasterhaften Neigungen lebte. Das Volk wurde mit Abgaben gedrückt, Armuth und Elend herrschte allenthalben, der Kaiser ließ prächtige Paläste und Kirchen bauen, auf Processionen und Wettrennen wurden Millionen verschwendet und obendrein kostspielige Kriege in allen Theilen und an allen Grenzen des Reiches unternommen, denn man hatte den großen Entwurf gefaßt, die verloren gegangenen Provinzen des weströmischen Reiches zu erobern und so das alte römische Reich wieder ganz herzustellen. Wirklich eroberte Belisar Carthago und machte dort dem vandalischen Reich ein Ende. Bald darauf segelte derselbe Feldherr nach Italien, eroberte Sicilien und Neapel und bald darauf auch Rom; Theudod, der Ostgothen König, wurde von den Römern ermordet, und bald darauf fiel auch sein Nachfolger Vitiges mit Ravenna in die Hand des Siegers. Allein Justinian beneidete Belisars Ruhm und rief ihn zurück; doch erfocht dieser bald neue Lorbeern im Kriege gegen die Perser, deren König Cosron wieder heranstürmte. Währenddem hatte Totila, der Nachfolger des Vitiges, Rom von neuem erobert, und Belisar wurde dahin gesandt. Mit 1000 Reitern eroberte er Rom zurück, wurde aber ohne Geld und ohne Heer gelassen und hatte den Schmerz, wie einst Hannibal dieses Land seines Ruhmes in den Händen der Feinde lassen und auf den Befehl des Kaisers nach Constantinopel zurückkehren zu müssen. Ein anderer Feldherr, Narses, kam mit einem großen Heere nach Italien, besiegte den Totila, der in der Schlacht von Rimini den Heldentod starb, eroberte auch Rom, und mit dem Tode des letzten Gothenkönigs Teja hatte das Reich der Ostgothen in Italien nach sechzigjähriger Dauer (v. 493—553) ein Ende. Ganz Italien ward nun eine Provinz des byzantinischen Reiches, welche Narses unter dem Namen eines Exarchen verwalten sollte; weil aber Rom durch die Belagerungen und Eroberungen verwüstet und zerstört war, erhob man Ra-

venna zur Hauptstadt von Italien. Belisar, dem man eigentlich die Wiedereroberung Italiens verdankte, lebte in schmachvoller Vergessenheit und hatte noch obendrein den Schmerz, daß seine Gemahlin Antonia, von der Kaiserin, ihrer Freundin, in das schamlose Hofleben hineingerissen, ihn auf's empfindlichste zu kränken suchte. Doch wurde ihm schon im hohen Alter das Glück zu Theil, seine graue Stirne noch einmal mit frischen Lorbeern zu bekränzen und alle seine Feinde und Neider zu beschämen. Justinian war von Alter und Wollust bereits ganz entnervt, seine lasterhafte Gemahlin gestorben, als ein neues Volk, welches bisher noch nicht auf dem großen Weltschauplatz aufgetreten war, in Macedonien und Thracien einfiel. Das war das Volk der Bulgaren, die Vorläufer des großen slavischen Völkerstammes, an deren Spitze Zabergan bis Constantinopel vordrang. Da zitterte der Kaiser und die Hauptstadt; kein Heer, kein Muth, Angst und Verwirrung allenthalben. Endlich fiel es dem Kaiser ein, den verstoßenen Helden aus seinem Winkel hervorzurufen und ihm die Rettung des Reichs aufzutragen. Belisar, der Heldengreis, stellte sich an die Spitze weniger entschlossener Bürger, und mit Muth und Unerschrockenheit schlug er die Barbaren vor den Thoren Constantinopels und brachte sie durch geschickte Wendungen und Märsche in solche Noth, daß Zabergan in größter Unordnung in seine vorigen Wohnsitze an der Donau zurückfloh. Allein auch diese That wurde ihm schlecht gelohnt; es brach eine Verschwörung gegen des Kaisers Leben aus, und man beschuldigte ihn der Theilnahme und schickte ihn in's Gefängniß, aus welchem er doch noch kurz vor seinem Tode, da seine Unschuld anerkannt wurde, loskam. Die traurigen Schicksale dieses Mannes hat später ein Grieche beschrieben, worin aber vieles Erdichtete vorkommt, z. B. seine Blendung. In neueren Zeiten hat Marmontel sein Leben für sittlich: Zwecke bearbeitet; ergreifender aber ist Schink's Trauerspiel.

Auch Justinian starb in demselben Jahre (565), und seine Leiche begleitete der Fluch des Volkes, das er trotz alles äußern Glanzes in den 38 Jahren seiner Regierung elend gemacht hatte. Wohlthätig wirkte indeß das Gesetzbuch, welches unter ihm verfertigt und dann später die Quelle aller Gesetzgebungen der neuen germanischen Reiche wurde. Wohlthätig war auch die Einführung der Seidencultur; bis dahin kamen nämlich alle Seidenstoffe aus Indien, daher sie äußerst kostbar waren; erst unter Justinianus Regierung brachten zwei Mönche Seidenraupeneier nach Constantinopel, wodurch denn ein neuer und äußerst reicher Erwerbungsquell für Europa eröffnet wurde. Die Eroberungen aber gingen größtentheils schon unter seinen nächsten Nachfolgern wieder verloren. Nach Italien kam damals das tapfere Volk der Longobarden, ein deutscher Stamm, welcher lange in Pannonien gesessen hatte und bald nach Justinians Tode den größten Theil von Oberitalien einnahm. Unter dem Kaiser Mauricius, der zuerst am Hof und in allen Geschäften des Staats die griechische Sprache einführte, so daß die römischen Kaiser von nun an die griechischen genannt wurden, erholte sich das Reich wieder. Noch mehr war dieß der Fall unter dem tapfern

Kaiser Heraclius, der über alle seine Feinde siegte, nur die Religionsstreitigkeiten, welche den Staat immer mehr zerrütteten, nicht beilegen konnte.

§ 4. Die Longobarden und die Franken.

Die Longobarden, die nun Besitz von Oberitalien genommen hatten, waren bei all' ihrer Kraft und Stärke menschlich gesinnt und zerstörten nicht, sondern bauten vielmehr Zerstörtes wieder auf und auch viel Neues. Außer Pavia, wo Dietrich am Zusammenfluß des Po und Ticino seinen prächtigen Palast errichtet hatte und das der Hauptsitz der longobardischen Könige war, entstanden noch andere große, mehr stark und fest als schön gebaute Städte, auch Klöster und Kirchen, Straßen und Durchgangpässe bis in die Schweiz hinein und bis Tyrol; man hält auch die Teufelsbrücke für ein Werk der Longobarden. Nebst Viehzucht trieb dieses Volk auch Ackerbau, und das Land erblühte schön und üppig unter seinen Händen. Der König hatte keine andern Einkünfte als den Ertrag seiner Landgüter, zog auf den Meiereien umher und lebte in der Einfalt eines Hausvaters mit der Würde eines Heerführers und obersten Richters. Den vornehmsten Männern des Volkes, meist solchen, die schon von ihren Vätern Tapferkeit geerbt hatten, waren auch große Ländereien eingeräumt, die sie selbst, gleich den alten römischen Senatoren, mit ihren Knechten bearbeiteten. Das waren die Fürsten des Volkes, die meist auch Hofämter bei dem Könige hatten. Kleinere Besitzungen bekamen vom Könige oder von den Fürsten geringere Männer, das waren die freien Landsassen. Das Land war in Gaue eingetheilt, deren jeder seinen Heermann oder Ammann (Landmann) hatte, die Richter hießen Schultheiße. Ueber mehrere Heermanne war ein Graf (ein Grauer, Alter, Senator), über mehrere Grafen ein Herzog gesetzt, über alle stand der König, den das ganze Volk (die Knechte freilich nicht mitgerechnet) wählte, oder die Fürsten allein, wenn es ihnen das Volk überließ. Bei den Longobarden gab es schon frühzeitig geschriebene Gesetze, und im Eingange des longobardischen Gesetzbuches heißt es: „Seine Excellenz, Rothar, siebzehnter König der Longobarden, in dem achtunddreißigsten Jahr Ihres Alters, haben in Erwägung, daß der geringe Mann zu seinem Schutz gegen den Geiz der Amtleute allgemein bekannter Gesetze bedarf, mit Rath und Willen der vornehmsten Richter, das Gesetzbuch erneuert."

Ein anderes germanisches Volk waren die Franken, welche lange in Norddeutschland wohnten, aber schon im dritten Jahrhundert in zwei Stämme, in den salischen und ripuarischen, getheilt, die römischen Grenzen am Rhein überschritten. Diese waren unter allen Deutschen die unternehmendsten und glücklichsten, denn die von ihnen gegründeten Staaten dauern bis auf den heutigen Tag noch fort, während die mächtigern Reiche der Ost- und Westgothen, der Vandalen und der Longobarden entweder ganz untergegangen oder nur mehr mit andern Stämmen vermischt, zerstückelt und unter andern Namen bestehen. Sie waren noch Heiden, als sie sich im fünften Jahrhundert neben den Bur-

gundern im nördlichen Gallien ausbreiteten, welches noch unter der Herrschaft römischer Statthalter stand, die nur, um einen Schein des Rechts zu haben, von den römischen Kaisern Würde und Amt annahmen, während sie wirkliche und unabhängige Herren des Landes waren, da die letzten römischen Kaiser, wie wir schon gesehen, wenig Macht über ihre Statthalter hatten. Als aber Odoaker das römische Reich einnahm, gaben die entfernten byzantinischen Kaiser gerne den gallischen Statthaltern alle Macht und Gewalt, um diesem Usurpator, wie sie ihn nannten und wofür sie ihn hielten, Schranken zu setzen. Als im J. 486 Syagrius Statthalter in Gallien war, kam Chlodwig, König der salischen Franken, in das römische Gebiet und schlug bei Soissons den Römer, worauf in kurzer Zeit alle römischen Städte im nördlichen Gallien ihm zufielen. Die Gallier waren froh, von der römischen Herrschaft befreit zu sein, unter welcher sie doch nur als Unterthanen lebten, da Chlodwig hingegen sie als freie Leute behandelte. Eben so leicht fügten sich die Römer selbst, weil er ihnen auch ihre Verfassung und Ländereien ließ; er begnügte sich mit den Gütern der Erschlagenen und Entflohenen. Indessen ruhte Chlodwig noch nicht, bis er das ganze Gallien unter seinen Zepter vereinigt hatte. Zuerst schlug er die Allemannen, welche von Deutschland her in das süeliche Gallien herüber gezogen waren. Bei der Stadt Zülpich kam es zur Schlacht, viel Blut wurde vergossen, und der heilige Remigius, römischer Bischof von Rheims, betete für die Franken. Es war nämlich die gesammte Clerisei von Gallien gleich vom Anfang fränkischer Regierung dem Chlodwig geneigt, weil sie längst schon von dem Byzantinerhofe, der oft harte Religionsedicte ergehen ließ, frei sein wollte. Auch hofften sie, die Franken selbst zur katholischen Kirche zu bekehren und endlich durch sie die gothischen Arianer ausgerottet zu sehen. Deßwegen hatte auch der heilige Remigius längst schon dem Könige zugeredet, das Christenthum anzunehmen, und Chlodwig vertraute seiner, dem Christenthum ergebenen, Gemahlin Chlotilde, daß er in der Schlacht bei Zülpich vergebens die alten Götter angefleht habe; sobald er aber das Gelübde gethan, selbst an den Gott der Christen zu glauben, wenn er ihm den Sieg verschaffte, hätten die Feinde plötzlich die Flucht genommen. Wie nun nach der Niederlage der Allemannen das Ansehen Chlodwigs bei seinem Volke sich hob, wagte er es wirklich in der Nationalversammlung die Annahme des Christenthums vorzutragen. Er fand Gehör und ließ sich mit vielen tausend Franken am Weihnachtsfeste zu Rheims vom Bischof Remigius taufen. Es geschah also auch diese Bekehrung aus politischen Gründen, wie so viele andere, und Chlodwig fuhr nun als christlicher König fort, sein Reich zu vergrößern. Zuerst machte er die Burgunder zinsbar, dann überwältigte er die Westgothen und drängte sie über die Pyrenäen, sodann aber suchte er durch Trug und List, Meuchelmord und Hinrichtungen die Könige der übrigen Franken, seine Vettern und Verwandten aus dem Wege zu räumen, so daß er um's Jahr 509 alleiniger Herr von ganz Gallien, das von nun an Frankreich heißt, geworden. Als der byzantinische Kaiser Anastasius dieß hörte, sandte er nach Gallien und ließ Chlodwig zum römischen Patricier oder kaiserlichen Statt-

halter ernennen, wozu denn auch als Ehrenzeichen Purpurmantel und Krone überreicht wurden. Die Absicht des Kaisers war dabei, das römische Recht auf Gallien in Erinnerung zu bringen, und Chlodwig nahm dieses Geschenk gerne an, da er dadurch in den Augen der alten römischen Unterthanen rechtmäßiger Besitzer des eroberten Landes wurde und auch bei seinen Franken durch solchen äußern Glanz mehr Ansehen erhielt. Die Gesandtschaft traf ihn zu Tours, und er empfing sie mit großem Gepränge, legte darauf die erhaltene Kleidung an, setzte die Krone auf und ritt in diesem Aufzuge durch die Straßen bis zur Hauptkirche, während unter das Volk Geld ausgeworfen wurde.

Nach seinem Tode wurde aber das fränkische Reich verschiedene Male getheilt, und als schwache Könige aus dem Hause Chlodwigs sich zu behaupten Mühe hatten, bemächtigten sich die Hausmaier (eigentlich Minister) aus der Familie Pipins der höchsten Gewalt, während die Könige selbst nur den Namen führten und die zu einem bequemen Leben nöthigen Einkünfte bezogen. Sie ließen sich nur dann öffentlich sehen, wenn fremde Gesandte kamen, denen sie die von den Hausmaiern vorgeschriebenen Antworten ertheilten, oder wenn sie auf einem von Ochsen gezogenen Wagen langsam in den Straßen der Hauptstadt herumfuhren. Großen Einfluß hatten auch die Königinnen, weil man den Frauen ihrer sanften Klugheit wegen schon in den ältesten Zeiten die Kunst zutraute, allzuheftige Entschließungen der Männer zu mildern.

§ 5. Muhamed.

Während sich in Europa durch Christenthum und römische Bildung neue Reiche gestalteten und so die Völkerwanderung ein Ende hatte, begann auch in Asien eine gewaltige Umwandelung der Dinge. Zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen liegt die große Halbinsel Arabien, meist wüste, viele Tagereisen weit ohne Pflanzenwuchs und ohne Wasser, brennende Sonnenhitze das ganze Jahr hindurch. Auch die Berge, von den Winden wie geschunden, sind kahl und bieten eine Aussicht in die unermeßliche Ebene, die das Herz mit Grauen erfüllt. Hie und da mitten in der Steppe, in dem Schatten einsamer Palmwäldchen, rinnt ein im Sande bald versiegender Bach. Da wohnt der freie Araber unter Zelten, dahin führt er seine Schätze und Sklaven, welche er den Karawanen abgenommen, die ohne hinlängliches Geleite durch die Wüste kamen. Denn seit den ältesten Zeiten ist dieses Land unabhängig, das Volk lebt unter erblichen Fürsten oder Emiren frei, weder Perser, noch Alexandrer, noch Römer konnten es überwältigen. Theils sind es Nomaden, die vom Kameele leben, theils kühne Räuber, die von den Schätzen durchziehender Karawanen leben, die sie als gutwillig angebotene Abgabe oder gewaltsam nehmen.

Wunderbar gattete sich bei diesem Volke Heldenmuth mit Dichtergabe, denn was sie auf ihren Abenteuern thaten, das besangen sie auch. Ihre Poesie aber war ähnlich der indischen, weich und phantastisch, und auf den langen Zügen durch die Wüste erzählten sie sich wunderbare Mähr-

chen von Zauberern und Feen, auch die Natur mit allen ihren geheimen Kräften, die Sternen- und Pflanzenwelt wurde beſungen, nur dadurch unterſchied ſich die arabiſche Poeſie von der indiſchen, daß ſie aus Heldenſeelen entquollen, kräftiger und männlicher war. Auch eine Dichterin wird genannt unter den alten arabiſchen Sängern, ſie hieß gewöhnlich Elchanſa oder die Stumpfnaſige. Ihr Zeitgenoſſe Dſcherir wurde einſt gefragt, wer der erſte Dichter ſei; er antwortete, ich würde der erſte ſein, wenn dieſe Stumpfnaſige nicht wäre. Und als man ihn fragte, womit ſie ihn übertroffen, ſprach er ihre Verſe auf den Tod ihres Bruders Sacher, worin es heißt:

„O Sacher! wenn du machſt mein Auge weinen,
Doch machteſt du's einſt lachen lange Zeit.
Ich weine dich im Klagechor der Frauen,
Und habe beßres Recht, als ſie zum Leid.
Abwandeſt du mir Schweres, da du lebteſt;
Wer ſoll jetzt wenden meine Schwierigkeit?
Ob ſchön nicht ſtehe Klag' um Kampfgefallnen,
Doch Klag' um dich ſteht ſchön wie ein Geſchmeid.
Mich mahnt die Sonne, wenn ſie ſteigt, an Sacher,
An Sacher mich, wenn ſich der Abend röthet,
Und wären Viele nicht um mich, die weinen
Um Brüder auch, ſo hätt' ich mich getödtet."

Dieſe alten arabiſchen Dichter wurden im 9ten Jahrhundert geſammelt und es heißt dieſe Blumenleſe auf Arabiſch die Hamaſſah.

An der ſüdweſtlichen Spitze der Halbinſel liegt das ſogenannte glückliche Arabien oder Jemen, wo ſchon in älteſten Zeiten freundliche Gärten blühten, Zimmet, Kaffee, Balſam, Weihrauch und Datteln wuchſen, wo heitere Städte, munteres Leben freier und wohlgeſitteter Menſchen. Nördlicher am arabiſchen Meerbuſen, umgeben von Bergen und am Ausgang der Wüſte, lagen die Städte Mecca und Jatreb, beide frei und unabhängig, doch in gegenſeitiger grimmiger Feindſchaft. Jatreb neidete dem Nachbarſtaate den Beſitz der heiligen Kaaba, welches ein ſchwarzer Stein iſt, den die Araber als den Urſtoff der ganzen Schöpfung ſeit undenklichen Zeiten verehrten, dahin ſie wallfahrteten und wo ſie reiche Geſchenke niederlegten. Hier in Mecca wurde im ſechſten Jahrhundert Muhamed geboren, aus einem Stamme, der dem Lande viele Vorſteher und tapfere Männer gegeben hatte. Von Jugend auf zeigte der Jüngling Geiſt und feurige Einbildungskraft und eindringliche Beredtſamkeit, ſchenkte gerne, was er hatte, war mitleidig, aber auch reizbar und heftig und in Geſtalt und Antlitz voll der morgenländiſchen Würde und von einnehmenden Zügen. Nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters kam er in das Haus ſeines Oheims, Abu Taleb, des geiſtlichen und weltlichen Fürſten von Mecca, wo ſein Gemüth für göttliche Dinge eingenommen und ſein Geiſt zum ernſten Nachdenken geweckt wurde. Darauf übergab ihm die reiche Wittwe Chadidſcha ihre Handelsgeſchäfte, und er machte Reiſen in alle Weltgegenden. Als er zurück-

kehrte, reichte ſie ihm die Hand, und er lebte von nun an im Beſitze großer Reichthümer in glücklicher Muße und überdachte Alles, was er auf Reiſen geſehen und erfahren, und wurde ergriffen von dem ſchönen Gefühle edler Seelen: ſeines Vaterlandes Wohlfahrt zu begründen, welches von den alten Sitten abgefallen und in Aberglauben und Laſter verſunken war. Seine Mutter Emina war eine Jüdin, und von ihr hatte er vernommen, daß ihr Volk auf den Meſſias warte; von einem chriſtlichen Mönche hatte er auf einer ſeiner Reiſen die Lehre Jeſu kennen gelernt (freilich nur von einem Mönche des ſechſten Jahrhunderts, wie war da die göttliche Lehre ſchon verunſtaltet!), der ſagte ihm, daß Jeſus allen denen, die ihn lieben, einen Tröſter ſenden werde. Nun erfaßte den jungen Mann die feurige Einbildungskraft mit aller Gewalt, und er bildete ſich bald ein, daß er der verheißene Tröſter, der wahre und letzte Prophet Gottes ſei, der die Menſchen leiten müſſe in alle Wahrheit. Alſobald begab er ſich in Einſamkeit und brütete ſeinen ſchwärmeriſchen Träumen nach, und ſah in Stunden der Verzückung Erſcheinungen, wie die des Engels Gabriel, der ihn zum Propheten berufen. Zuerſt entdeckte er Alles dieſes ſeiner Gemahlin und ſeinem Vetter Waraka, und zwar mit der ihm eigenen Beredtſamkeit, und „ſein Spruch war Feuer (heißt es im Buche Koran), er entflammte, ſie ſchwuren: Bei dem, in deſſen Hand die Seele der Chadidſcha und Warakas iſt! Muhamed iſt Prophet.“ Hierauf glaubte der junge Ali, Enkel des Fürſten Abu Taleb; Muhamed gab ihm ſeine Tochter; nach dieſem fiel der verehrte Greis Abu Bekr, der Gerechte, ihm bei. Oeffentlich trat Muhamed nun auf und redete mit dichteriſcher Begeiſterung von dem Glauben an einen Gott, den er Allah nannte, der ein Feind der Lüge und des Diebſtahls ſei und aller wilden Begierden; ja ſo entartet unmenſchlich waren die Araber, daß er gegen die Sitte predigen mußte, ihre Kinder unzubringen. Seine gewaltigen Reden machten viel Volk gläubig. Auch die aus Jatreb gekommen waren, anzubeten die heilige Kaaba, hörten ihn und wurden gläubig und kehrten mit dem Glauben heim und erzählten, was ſie gehört, und ganz Jatreb wurde ergriffen von der Lehre Muhameds, ſo daß er mehr Anhänger hatte in der fernern, feindlichen Stadt, als in Mecca. Hier traten aber die Vornehmſten der Stadt wider ihn auf und verhöhnten und beſchimpften ihn als einen Thoren und bald als einen Betrüger. Wohl hat ihn die Bosheit der Feinde genöthigt, in der Folge durch Liſt und Täuſchung ſein Werk auszuführen, allein in Redlichkeit hat er es angefangen, und er ſelbſt nur ward getäuſcht durch ſeine zügelloſe Phantaſie. So lange noch der fromme Abu Taleb lebte, war er geſchützt gegen offenbare Gewalt; als aber dieſer und bald auch ſeine Chadidſcha ſtarb, wagten ſeine Feinde jeden Unglimpf. Die Erbſchaft Chadidſcha's entriſſen ihm die Anverwandten gewaltſam, er hoffte Abu Talebs Nachfolger als Aufſeher der h. Kaaba zu werden, allein die Feinde thaten einen gräßlichen Schwur, das Volk gegen ihn aufzuwiegeln und im Aufruhr ihn durch einen gemeinſchaftlichen Todesſtoß zu ermorden, damit die Blutſchuld unter Viele gleich vertheilt die Rache der Gläubigen unmöglich mache. Schon war das Haus Muhameds von der Rotte und dem toſenden Volke umlagert, als ſich Muhamed durch Geiſtesge-

genwart und List zu Abu Bekr rettete und dann aus der Stadt heimlich entwich, um nach Jatreb zu fliehen. Zu Rosse jagten ihm die Verwegensten nach, er entging ihnen in einer Höhle, wo er 3 Tage lang verborgen blieb. Eine Spinne spannte ihr Netz am Eingange aus, als er hineingegangen; dieß, wie die Sage meldet, rettete ihm das Leben, denn die Nachfolger, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, meinten die Spur verloren zu haben, weil er doch in die Höhle nicht habe eingehen können, ohne das Spinnengewebe zu zerreißen. Darum ist den Muhamedanern die Spinne heilig.

Als er der Gefahr entronnen war, gründete er auf dem Wege, als er schon Jatreb in der Ferne erblickte, zwei Meilen von der Stadt, ein Bethaus seiner Gemeinde, arabisch Mesdschid, woraus das Wort Moschee entstanden. In Jatreb selbst wurde er und mit ihm alle Gläubigen (Moslemin, woraus Muselmann) mit Jubel empfangen. Noch war für seinen Glauben kein Tropfen Blutes geflossen, doch jetzt entstand in der Brust der Araber das Rachegefühl, und beschlossen ward, mit dem Schwerte auszurichten, was des Wortes Kraft nicht vermochte. Es begann demnach eine blutige Fehde, in welcher Muhamed mit gewaffneten Schaaren aus Jatreb über die Männer von Mecca herfiel, sobald sie sich in der Wüste sehen ließen. Auch sandte er an alle benachbarte Völker Gesandte, sie zu seinem Glauben, dem Islam, einzuladen. Viele wurden gläubig, viele antworteten trotzig, und so kam es zu neuen Kriegen, in denen, bei Sieg und Niederlage, Muth und Kraft der Moslemimen wuchs. Auch Kaiser Heraclius bekam einen Aufruf von Muhamed, und er antwortete ausweichend zwar, doch verbindlich, denn er wollte den Mann nicht beleidigen, der die Perser, die Erbfeinde des römischen Reiches, in Schrecken setzte. Endlich acht Jahre nach seiner Flucht nahm Muhamed Mecca ein, nachdem in der Stadt selbst Zwietracht und Bürgerkrieg ausgebrochen, so daß seine erbittertsten Feinde ermordet wurden. Er zog also fast ohne Schwertstreich mit seiner grünen Schaar, die gleich einer Leibwache bisher unüberwindlich allen Feinden ein Schrecken war, in Mecca ein. Großmüthig verzieh er allen seinen noch lebenden Feinden, wallte in frommer Ehrfurcht zur h. Kaaba, warf zwar die Götzenbilder aus dem Hause derselben, betete aber sodann darin und weihte den alten Stein für immer als ein Heiligthum der Moslemin. Von nun an sandte er in alle Theile der Halbinsel, um alle Araber gläubig zu machen; wo er Widerstand fand, da zog er aus mit großem Kriegsheere, und meist gelang es, die Feinde durch Schrecken und Furcht zu überwinden.

Seine Lehre, die nach seinem Tode in dem Buche Koran aufgezeichnet worden, stellt J. Müller mit wenigen Zügen also dar:

„Das ist aber der Islam, die Religion, die er gab: daß ein Einiger Gott, und Mohamed sein Prophet ist, durch den das Gesetz Mosis und Jesu die Vollendung erwarb. Nicht eine neue Lehre gab er, sondern eine den Begriffen, Vorurtheilen und Neigungen der morgenländischen Völker angemessene Ausmalung der Lehre, die so alt ist, als die Welt. Weiter gab er das Gebot vieler Waschungen, den Sitten und Bedürfnissen warmer Länder gemäß; das Gebot fünf täglicher Ge-

bete, auf daß der Mensch über sich und die sinnliche Welt sich emporschwingen lerne; die Ramadhanfasten; das Almosen eines hundertsten Theils vom Vermögen; die Wallfahrt nach Mecca, wovon Allem die Anlage oder Sitte bei den Arabern längst schon war. So ist die Untersagung des Weins oder Schweinfleisches, die Beschneidung, die Feier des Freitages theils älter, theils neuer, oder mehr angerathen, als geboten. Er gab den Umständen gemäße Gesetze, eine Religion für Länder, welchen die Wärme und Hoheit des Islams größern Eindruck machte, als die Streitfragen der damaligen Theologen der christlichen Kirche. Die Begeisterung theilte sich mit und erhob die Gläubigen über alle Sichtbarkeit, über alle Macht vergänglicher Dinge, über den Tod selbst. Gleich wie der Aberglaube die Unterthanen des griechischen Kaiserthums niederschlug, so entbrannte der Araber durch die hohe Einfalt seiner, die Leidenschaften weniger einschränkenden Lehre."

„Selig wurde gepriesen, wer für seinen Glauben gestorben; gingen diese nicht ein in die ewige Wollust schön bewässerter, schattiger Gärten, zum unaussprechlichen Genusse der schwarzäugigen Jungfrauen? Duftete nicht das Wasser der Paradiesesrosen ihnen aus den Perlmutterschaalen der himmlischen Jünglinge entgegen?"

So bereitete sich denn Muhamed nicht nur ein geistliches, sondern auch ein weltliches Reich, denn er wurde Gebieter von ganz Arabien. Gerne weilte er in Jatreb und kehrte meist nach gefahrvollen Feldzügen dahin zurück, und bewies also der Stadt seinen Dank, weil sie ihn aufgenommen hatte, als er noch ein geringer Mann und ein Flüchtling war. Hier starb er auch im J. 632, nachdem er zuvor, schon im Gefühle des herannahenden Todes, sich auf den Markt tragen ließ und dort Abschied nahm von seinen Gläubigen. Er entschlief sodann unter Gebet in den Armen seiner Geliebten Aischa, die er nach Chadidscha Tode geheirathet, und wurde prächtig begraben daselbst und die Stadt bekam den Namen Medina, d. i. die Ruhe des Propheten.

§ 6. Das Reich der Chalifen.

Es hatte aber der Islam so viel Kraft und Stärke, daß das Reich Muhameds auch nach seinem Tode fortbestand. An seine Stelle trat sein Schwiegervater Abu Bekr, der nebst allen folgenden geistlichen und weltlichen Oberherren der Araber den bescheidenen Namen eines Chaliphen, d. i. Nachfolgers, führte. Abu Bekr setzte durch seinen Feldherrn Chaled die Eroberungen fort; bis nach Persien und Syrien drangen die siegreichen Waffen der Araber, und Damaskus fiel in ihre Hände. Unter ihm wurde auch der Koran herausgegeben, ein Buch, worin, außer der heil. Geschichte des Alten Testaments, lyrische Ergüsse der Frömmigkeit und die besonderen Lehren des Propheten, meist in poetischem Gewande, aufgezeichnet sind. Als Probe der Sprache und des Inhalts mögen hier Bruchstücke aus der Schilderung des Paradieses stehen:

Die Gerechten trinken Wein, gemiſcht mit Fluth vom Kampherquell.
Davon trinken die Diener Gottes, das Waſſer leitend von Stelle zu Stell',
Die ihr Wort hielten, und den Tag fürchteten, deſſen Uebel weit wird kreiſen,
Die aus Liebe Gottes ſpeiſ'ten die Armen, Sklaven und Waiſen,
Sagend: wir ſpeiſen euch Gottes wegen, und wollen weder Dank noch Lohn,
Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Trotz und Hohn.
Deßwegen ſchirmte ſie der Herr vor'm Uebel dieſes Tags, gab ihnen heiteres Geſicht und Freude,
Er lohnte ihre Geduld mit dem Paradies und mit Seide.
Dort ruhen ſie auf weichen Matten, fühlen weder Froſt noch Hitze,
Es wallen über ihnen kühle Schatten,
Und Früchte neigen ſich von der Bäume Spitze.
Es kreiſen Schaalen aus Silber und Becher aus Glas,
Gefäße von Silber von gehörigem Maaß.
Im Kleide aus grüner Seide, mit Gold geſtickt,
Sind ſie mit ſilbernen Armbändern geſchmückt,
Es tränket ſie der Herr mit reinem Trank,
Das iſt ihr Lohn, das iſt für ihre Mühe der Dank.

Aus allen dieſem erhellt, wie dieſer Glaube zwar beſſer war, als die alte Abgötterei der Araber, doch ſinnlich und phantaſtiſch der ruhigen Vernunft ermangelte und der göttlichen Weiſe, die ſowohl Juden- als Chriſtenthum auszeichnet, und die urſprüngliche Humanität deſſelben verlor ſich auch bald im wilden Eroberungskriege, der ein ganzes Jahrhundert und drüber dauerte. Auch lag in ihm der Keim zu der Erſchlaffung der aſiatiſchen Menſchheit, da er den Deſpotismus begünſtigte, die Willensfreiheit beeinträchtigte und das weibliche Geſchlecht in Knechtſchaft ſtieß. Omar, Osman, Ali waren die Nachfolger Abu Bekrs aus dem Hauſe Muhameds, und ihr Reich erſtreckte ſich ſchon über Perſien, Aegypten und Kleinaſien, als das Haus Omaijah eine alte Erbfeindſchaft erneuerte und mit Ali das Haus Muhamed zu vertilgen begann. Moavijah war der erſte Omaijade, der das Chalifat erhielt; er und ſeine Nachfolger aus dieſem Hauſe, (die von 660 bis 750 regierten) verlegten ihre Reſidenz nach Damaskus. Allein durch dieſen Wechſel der regierenden Häuſer entſtand die erſte große Spaltung unter den Moslemin, denn ſie zerfielen in zwei Secten, in die Schiiten oder Anhänger des Hauſes Muhamed in Perſien, und die Sunniten, welche dem Hauſe Omaijah ergeben waren und außer dem Koran auch die Sunna, d. i. Ueberlieferung ſpäterer Lehrer und Chalifen, annahmen. Unaufhaltſam ſtürmten indeß die Feldherren der Chalifen fort und eroberten in einem Zeitraume von 80 Jahren ein Reich, das ſich in drei Welttheilen vom Indus bis nach Liſſabon erſtreckte. Die größten Eroberungen geſchahen unter dem Chalifen Walid, welcher vom J. 705 bis 715 regierte. Im Oſten drangen ſeine Feldherren bis in die

Bucharei und nach Indien und in Westen gingen sie aus Afrika nach Europa hinüber und eroberten Spanien. In diesem Lande hatten die aus Gallien von den Franken verdrängten Westgothen ein mächtiges Reich gegründet, welches aber unter beständiger Widersetzlichkeit der Großen des Reichs geschwächt wurde. Im J. 711 machte Uneinigkeit dem Reiche gar ein Ende. Es war nämlich daselbst König Witiza gestorben, und dessen Erbfeind Roderich schwang sich auf den Thron. Der Erzbischof Oppas von Sevilla und dessen Bruder Graf Julian, Brüder des verstorbenen Königs, nahmen sich der Söhne Witiza's an und riefen gegen Roderich die Araber aus Afrika herüber zu Hilfe. Diese kamen und landeten bei dem Vorgebirge Kalpe, wo die alte Stadt Heraclea stand, welcher der arabische Feldherr Tarek den Namen Djebel al Tarek (Felsen des Tarek) gab, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Bei der Stadt Xeres unweit Cadiz kam es zur Schlacht, wo die Gothen vier Tage lang unter Roderichs Anführung heldenmüthig kämpften, allein durch die Verrätherei des Grafen Julian genöthigt wurden, die Flucht zu ergreifen. Roderich ertrank auf der Flucht; sein Diadem, seine Rüstung und sein Schlachtroß fand man an den Ufern.

Doch hatten weder Julian noch Witiza's Söhne Vortheil von diesem Siege; die Araber eroberten das Land binnen 5 Jahren, und die Westgothen unterwarfen sich ihnen als zinspflichtige Unterthanen, wofür sie aber auch ungestört in ihrem Glauben und ihren Sitten leben durften. Einige Tausende der edelsten Männer schaarten sich aber zusammen und zogen, Freiheit und Selbständigkeit zu retten, unter der Anführung ihres Fürsten Pelagius in die Gebirge von Asturien, wo sie sich unter beständigen Kämpfen erhielten, bis sie im elften Jahrhundert wieder herabstiegen von den Gebirgen und allmählig den Feinden ein Land um das andere zu entreißen begannen. Bald zogen die Araber auch über die Pyrenäen und hätten beinahe Gallien erobert, wäre ihnen nicht bei Tours der fränkische Hausmaier Karl Martell mit einem Heere entgegengetreten. Die Franken siegten und verhinderten also an einem blutigen Tage, daß nicht Europa dem Islam unterworfen wurde. Diese Schlacht geschah im J. 732. Achtzehn Jahre später brach in Aegypten die furchtbare Empörung der Abbassiden aus. Abul Abbas Saffah, d. h. der Blutvergießer, aus dem Hause Muhameds, erhob sich mit den Anhängern Ali's gegen den Chalifen Mervan II., besiegte und ermordete ihn, worauf dann das ganze Haus Omaijah vertilgt wurde bis auf einen Mann Abd-er-Rhaman, welcher mit seinem Anhange nach Spanien flüchtete, wo er, unabhängig von dem Chalifen im Morgenlande, das Chalifat von Cordova gründete. Mit ihm kamen Kunst und Wissenschaft in das fruchtbare Land. 12000 Dörfer mitten in herrlich bebauten Feldern und Gärten erhoben sich, und nie haben die Gestade des Quadalquivir in so üppiger Fülle geblüht als damals. Gold und Silber erglänzte in den Sälen seiner Paläste, 12000 junge Ritter in prachtvoll kriegerischer Rüstung, Säbel mit goldnen Handgriffen an der Seite, bildeten seine Leibwache.

Prächtige Moscheen, Paläste und Lustschlösser, Wasserleitungen, Brücken und dergl. wurden errichtet, gleich einem Zauberer verwandelte

er Alles und ſchaffte allenthalben Leben und Wohlfahrt, wo noch kurz vorher Elend und Verödung ſtattfand. Aber auch das große Chalifat in Aſien erhob ſich nach langwierigen Kämpfen und Empörungen unter den Abbaſſiden (ſo hießen die Chalifen von dem erſten Chalifen Abdul Abbas aus dem Hauſe Muhameds). Der Chalife Al Manſur machte Bagdad zur Reſidenz, und nachdem der wilde kriegeriſche Geiſt unter den Arabern ſich gelegt und ſie Feldbau, Handwerke und Handel fleißig zu treiben begannen, fand auch Kunſt und Wiſſenſchaft bei ihnen freundliche Aufnahme. Viel trugen dazu bei die Barmekiden, eine perſiſche Familie, welche die alte perſiſche Dichtkunſt auf arabiſchen Boden verpflanzte und aus welcher große Staatsmänner am Hofe der Chalifen ſich erhoben. Der größte Chalife damaliger Zeit war Zarun al Raſchid vom J. 768—809, das Bild eines ausgezeichneten morgenländiſchen Fürſten. Ihm glich ſein Sohn und Nachfolger Al Mamun vom J. 813—833; Beider Ruhm iſt bis Europa gedrungen und dieß war die Zeit, die ſchöne Zeit der Barmekiden, welche noch immer in den Liedern der Perſer und Araber geprieſen wird, weil ſie Dichtkunſt und Wiſſenſchaft hegte und pflegte, während in der ganzen übrigen Welt Finſterniß und Rohheit herrſchte.

§ 7. Die Slaven.

Im fünften Jahrhundert, zur Zeit, als das weſtrömiſche Reich unterging, trat auch zuerſt das Volk der Slaven in Europa auf den Schauplatz. Dieſe ſcheinen, mit den Deutſchen einerlei Urſtammes, aus Hochaſien gekommen zu ſein. Auch hielt man die alten Scythen der urälteſten Zeit für Slaven, und nach Chriſtus die Sarmaten an der Weichſel. Sie rückten immer den Germanen in Europa nach, ſo daß ſie alle Länder ſogleich beſetzten, die jene verlaſſen hatten. Es waren aber die älteſten Sclaven friedfertige Leute, die ſchon damals nebſt Viehzucht und Feldbau manche Gewerbe trieben, Muſik liebten und unter Geſang und heiterm Lebensgenuß lieber bauten, als zerſtörten, und den Krieg nicht aufſuchten, doch heldenmüthig ſtanden und abwehrten, wo ihnen Trotz geboten oder Unrecht gethan wurde. Es geht eine alte Sage, daß von dem Hochgebirge drei Brüder gekommen ſeien mit Weib und Kind und Roß und Mann, Czech (Tſchech), Lech und Ruß hießen ſie. Sie ritten auf ſchönen Roſſen einher in der Mitte von 600 Begleitern; vor ihnen trug man ein gelbes Banner, wo auf weißem Schilde ein ſchwarzer Adler war. Die drei Brüder ſiegten allenthalben, wohin ſie kamen, und ſtifteten drei Reiche: Czech Böhmen an der Moldau, Lech Polen an der Weichſel, Ruß Rußland an der Wolga. Das mächtigſte Reich aber war Böhmen. Im ſiebenten Jahrhundert, beiläufig um die Zeit, als Muhamed den Islam ſtiftete, und der fränkiſche Pipin, der erſte Hausmaier, das Land regierte, erkannten die Slaven in Böhmen, die von ihrem erſten Fürſten, Czech, gemeinſchaftlich Czechen genannt werden, der Franken Oberhoheit an. Da kamen aber die Avaren, ein neues Volk (weder deutſchen, noch germaniſchen Stam-

mes, etwa Mongolen, wie die Hunnen), nach Europa, und lagerten ſich im heutigen Ungarn zwiſchen der Donau und Theiß. Dieß waren wilde Jäger und Nomaden, die nur vom Raube lebten, in das benachbarte Mähren und Böhmen einfielen und die Czechen beraubten und ihnen Weiber und Kinder wegſchleppten. Als nun von den Franken keine Hilfe kam, ſtand unter den Czechen ein Erretter mit Namen Sámo auf, der zuerſt die Avaren aus dem Lande jagte, und dann alle benachbarte Slaven, die Moravanen in Mähren, die Sleſen in Schleſien, die Luſitzer in der Lauſitz und die Serben (Sorben) in Meißen vereinigte und vom König Dagobert der Franken begehrte, nicht als Unterthan, ſondern als freier Bundesgenoſſe gehalten zu werden. Dagobert antwortete: „Chriſten und Gottesdiener können mit Heiden und Hunden nicht Freundſchaft pflegen.“ Darauf erwiederte Sámo: „Wir Hunde werden euch mit den Zähnen zerreißen, wenn ihr Diener Gottes gegen ihn handelt.“ Alſo begann der Krieg, und die Czechen ſiegten in einer großen Schlacht; denn ſie fochten für eigene Heerde, und waren von nun an frei und ſelbſtändig. Bald darauf wurden aber die Slaven uneins, und fünf Stämme wanderten aus nach Süden und ſtifteten die Reiche: Croazien, Slavonien, Serbien, Bosnien und Raſcien. Sámo aber regierte 34 Jahre gleich einem König und hinterließ 22 Söhne. Einer derſelben, Krok, wurde von dem verſammelten Volke am Grabe Czechs zum Fürſten gewählt; man ſetzte ihn auf einen Stuhl, bedeckte ſein Haupt mit des Stammvaters Mütze und gab ihm in die Hand den Stab, an welchem Czech in ſeinem Alter herumgegangen. Krok war ein weiſer Fürſt; er ließ viele Wälder mit Feuer ausſengen und Felder anbauen, und befahl dem Volke, die Waldhütten zu verlaſſen und hölzerne Häuſer an wohlgeeigneten Orten und an Flüſſen anzulegen. Nach ſeinem Tode, um das J. 700, wählten die Czechen ſeine Tochter Libuſſa zur Fürſtin. Sie war ſtark an Leib und Seele wie ein Mann, aber auch ſchön und weich von Gemüthe wie ein Weib, und nach dem Wunſche des Volkes nahm ſie einen Landmann, Przemyſl, was in der Sprache der Czechen „der Gedankenbeſchäftigte“ bedeutet, zum Gatten. Denn als ihm die Geſandtſchaft die Wahl der Königin zu melden kam, ſaß er im Felde und verzehrte ſein Mittagsbrod auf der umgeſtürzten Pflugſchar und ſchien in tiefes Nachſinnen verſunken. Er gründete Prag, und von ihm ſtammen alle Herzoge und Könige von Böhmen bis Wäceſlaw (Wenzel) III., die vom Jahre 722 bis 1306 regierten. Merkwürdig iſt die Sage von dem böhmiſchen Mädchenkriege, den Przemyſl nach Libuſſa's Tode zu beſtehen hatte. Die Zofen oder Mägde Libuſſa's, heißt es, heldenmüthig und frei geſinnt, wie ihre Herrin, wollten ſich dem Herzoge nicht unterwerfen, und vertheidigten ſich unter Anführung der Heroin Wlaſta ſieben Jahre lang auf dem feſten Schloſſe Djewin, bis die Wlaſta endlich überwältigt und ſie alle erſchlagen wurden. Ein treffliches Epos hat Egon Ebert über dieſen Mägdekrieg gedichtet*). Herrliche Sagen ſind in alten böhmiſchen Chroniken zu leſen, und zum Theil

*) Wlaſta, nationales Heldengedicht, Prag, bei Calve 1829. Siehe auch in Muſäus deutſchen Volksmährchen die Sage von der Libuſſa.

ſind ſie noch im Munde des Volkes, das immer Dichtung und Geſang mit Liebe hegte. Hier die berühmte Sage

Von der Fürſtentafel.

Ueberſetzt von Herder.

Wer iſt Jene, die auf grüner Haide
Sitzt in Mitte von zwölf edeln Herren?
Iſt Libuſſa, iſt des weiſen Kroks
Weiſe Tochter, Böhmenlandes Fürſtin,
Sitzet zu Gericht und ſinnt und richtet.

Aber jetzo ſpricht ſie ſcharfes Urtheil
Rotzan, einem Reichen. Und der Reiche
Fähret auf im Grimme, ſchläget dreimal
Mit dem Speer den Boden und ruft alſo:
„Weh' uns, Böhmen, weh' uns, tapfre Männer!
Die ein Weib verjochet und betrüget,
Weib mit langem Haar und kurzen Sinnen —
Lieber ſterben, als dem Weibe dienen.“

Und Libuſſa hört's, und ob es freilich
Tief ſie kränkt in ihrem ſtillen Buſen,
Denn des Landes Mutter, aller Guten
Und Gerechten Freundin war ſie immer,
Dennoch lächelt ſie und redet gütig:

„Weh' denn euch, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Daß ein lindes Weib euch liebt und richtet:
Sollet einen Mann zum Fürſten haben,
Einen Geier ſtatt der frommen Taube.“

Und ſtand auf voll ſchönen ſtillen Zornes,
„Morgen iſt der Tag, wenn ich Euch rufe,
Sollt ihr haben, was ihr wünſchet.“

Alle
Blieben ſtumm und tief beſchämet ſtehen,
Fühlten Alle, wie ſie übel lohnten
Ihrer Treu' und Mutterlieb' und Weisheit;
Doch geſprochen war's und Alle lüſtern,
Auf den Morgen, auf den Mann und Fürſten,
Gehn mit hellen Haufen auseinander.

Lange hatten viele reiche Herren
Nach Libuſſens Hand und Thron getrachtet,
Sie gelockt mit Schmuck und Schmeicheleien,

Reichem Gut und Heerden. Doch Libuſſa
Wollte nie ſich Hand und Thron verkaufen.
Wen nun wird ſie wählen? Alle Edeln
Schlafen unruhvoll und hoffen Morgen.

Morgen kommt. Die Seherin Libuſſa
Iſt noch ohne Schlaf und ohne Schlummer,
Iſt auf ihrem hohen, heil'gen Berge,
Fragt die Göttin Klimba, bis die Göttin
Endlich ſpricht und öffnet Reiches Zukunft:

„Auf! wohlauf Libuſſa, ſteige nieder,
Hinter'm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll dein weißes Roß den Fürſten finden,
Der Gemahl dir ſei und Stammes Vater,
Fährt da emſig mit zwei weißen Stieren,

In der Hand die Ruthe ſeines Stammes
Und hält Tafel da auf eiſern'm Tiſche.
Eile, Tochter, Schickſalsſtunde eilet."

Schwieg die Göttin und Libuſſa eilet,
Sammlet ihre Böhmen, legt die Krone
Nieder auf die Erde und ſpricht alſo:

„Auf! wohlauf, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Hinter'm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll mein weißes Roß den Fürſten finden,
Der Gemahl mir ſei und Stammes Vater,
Fährt da emſig mit zwei weißen Stieren,
In der Hand die Ruthe ſeines Stammes,
Und hält Tafel da auf eiſern'm Tiſche.
Eilet, Kinder, Schickſalsſtunde eilet."

Und ſie eilten, nahmen Kron' und Mantel
Und das Roß vor ihnen, wie der Wind ſchnell,
Und ein weißer Adler über ihnen —
Bis an Bila's Ufer über'm Berge
Stand das Roß und wiehert einem Manne,
Der den Acker pflüget. Tiefverwundert
Stehen ſie. Er ſchreitet in Gedanken,
Pflüget emſig mit zwei weißen Stieren,
In der Rechten eine dürre Ruthe.

Und ſie boten laut ihm guten Morgen.
Stärker treibt er ſeine weißen Stiere,
Höret nicht. „Sei uns gegrüßet, Fremder,
Du der Götter Liebling, unſer König!"

Treten zu ihm, legen ihm den Mantel
Um die Schulter und die Königskrone
Auf sein Haupt. „O hättet ihr mich immer
Pflügend meinen Acker lassen enden!
Spricht er, eurem Reiche sollt's nicht schaden —
Doch es ist des schnellen Schicksals Stunde."

Und steckt ein die Ruthe in die Erde,
Band die weißen Stiere los vom Pfluge:
„Geht, woher ihr kamet!" Plötzlich hoben
Sich die weißen Stiere in die Luft hin,
Gingen ein zu jenem nahen Berge,
Der sich schloß, und aus ihm sprang ein faules
Wasser, das noch jetzo springet. Plötzlich
Grünete die Ruthe aus dem Boden,
Sprießet oben in drei Zweige. Staunend
Sehn sie Alles. Und Przemysl, der Denker,
(Also war sein Name) kehrt den Pflug um,
Langet Käs' und Brod aus seiner Tasche,
Heißt sie niedersitzen auf die Erde,
Legt die Mahlzeit auf den Pflug mit Eisen:
„Haltet denn mit eurem Fürsten Tafel."

Und sie staunen ob des Schicksalsspruches
Wahrheit, sehn den Eisentisch vor ihnen
Und die Ruthe grünen. Und o Wunder,
Schnell vertrocknen zwei der dreien Zweigen,
Und der dritte blühet. Endlich können
Sie nicht schweigen, und der Pflüger redet:
„Staunet nicht, ihr Freunde, diese Blüthe
Ist mein Königsstamm. Es werden Viele
Wollen herrschen und verdorren. Einer
Wird nur König sein und blühen."

„„Aber
Herr, wozu der sondre Tisch von Eisen?""
„Und ihr wisset nicht, auf welchem Tische
Stets ein König isset. Eisen ist er,
Ihr die Stiere, die sein Brod ihm pflügen."

„„Aber Herr, ihr pflügetet so emsig.
Zürnetet, den Acker nicht zu enden.""
„O hätt' ich ihn enden können, hätte
Euch Libussa später mir gesendet;
Niemals würde dann, so spricht das Schicksal,
Eurem Reiche süße Frucht ermangeln.
In den Bergen sind nun meine Stiere."

Damit ſtand er auf, und ſtieg auf's ſchöne
Weiße Roß, das ſcharrt und triumphiret.
Seine Schuhe waren Lindenrinde
Und mit Baſt von ſeiner Hand genähet,
Und ſie legen an ihm Fürſtenſchuhe.
„Laſſet," ruft der Fürſt vom weißen Roſſe,
„Laßt mir meine Schuh von Lindenrinde,
Und mit Baſt von meiner Hand genähet,
Daß es meine Söhn' und Enkel ſehen,
Wie ihr Königsvater einſt gegangen!"
Küßt' die Schuh, und barg ſie in den Buſen.
Und ſie reiten und er ſpricht ſo gütig
Und ſo weiſe, daß in ſeinem langen
Kleide ſie faſt einen Gott erblickten.

Und ſie kamen zu Libuſſens Hofe,
Die ihn froh empfing mit ihren Jungfraun,
Und das Volk, es rief ihn aus zum Fürſten,
Und Libuſſa wählt ihn ſich zum Gatten,
Und regierten gut und froh und lange,
Gaben treffliche Geſetz' und Rechte,
Bauten Städte und die Ruthe blühte,
Und die Schuhe blieben Angedenken,
Und die Pflugſchar ſäumte nicht, ſo lange
Primiſlaus und Libuſſa lebten.

* * *

Weh, ach weh, die Ruthe iſt verdorret,
Und die armen Schuhe ſind geſtohlen,
Und der Eiſentiſch iſt güldne Tafel.

Przemyſls weiſe Regierung wurde oft zurückgerufen unter hab- und herrſchſüchtigen Regenten. So, heißt es in der Sage, hat Herzog Krzeſomyſl, um Gold und Silber zu gewinnen, alle Berge durchwühlt und dadurch den Ackerbau zerſtört, weil die meiſten Felder unbebaut liegen blieben. Da hat Horymir, ein Edler des Landes, von dem Geiſte Przemyſls ermuntert, die Berggruben verſchüttet, und iſt, als er vom Herzoge deßhalb zum Tode verurtheilt worden, auf Libuſſa's weißem Roſſe Schemik über Thor und Riegel in den Lüften davongeflogen.

Hier folgt die Sage ſelbſt:

Das Roß aus dem Berge.

Glänzend anzuſchauen ſind der Erde
Mond und Sonne, ſchönes Gold und Silber.

Prächtig funkeln ſie hervor, und ſchmücken,
Und ſind köſtlich, Alles zu erkaufen,
Nur nicht Leben und Geſundheit. Mächtig
Ziehet an ihr Glanz, daß nur der Arme
Wagt, ſie zu entbehren, und der Reiche
Stets, je mehr er hat, je mehr er lüſtet.

Alſo reich war Böhmenlandes Herzog
Krzeſomyſl. Sein Land war zwiſchen Bergen,
Die ihm Bäume, Gold und Silber ſproßten
Und die Flüſſe goſſen Goldeskörner,
Die die Armen wuſchen und ihm zollten.

Aber er grub tiefer in der Berge
Bauch, und holt der alten Mutter Erde
Eingeweid' hervor; erbeutet Stücke
Gold und Silber, ſchwerer als er ſelbſt war,
Und legt Berge ſeinem Abgott nieder;
Doch je mehr er hat, je mehr ihm fehlet.
Land und Acker liegen ungebauet;
Alles Volk, verbannt in grauſe Tiefen,
Wühlt die Erd' auf, ſeufzet auf zum Fürſten:
Doch wo hört ein Fürſt des Volkes Seufzer
Tief im Bauch der Erde?

Und der Himmel
Höret ſie; und plötzlich wird der Himmel,
Wie des Fürſten Herz, von Erz und Eiſen,
Denn es regnet nicht. Aus dürrem Boden
Steigt hervor der Hunger, blaß und gräßlich;
Würget Haufen, arme Haufen nieder,
Und begräbt ſie tief im Bauch der Erde.

Und es wallen Haufen, arme Haufen
Hungernder, Verſchmachtender zum Fürſten:
„Vater, gib uns Brod für unſre Kinder,
Und für uns. Wir ſterben! Laß uns lieber
Unſre Aecker bauen ſtatt der Berge,
Statt der Gruben uns in Hütten wohnen!
Vater, höre deine Kinder! höre!"
Und es höret ſie ein andrer Vater,
Der ſchon lang' in ſeinem Berge wohnte,
Und ſich oft des Volkes Noth erbarmte —
Hört die Wunderſage!

Einſt am Abend
Ging ein Edler, der des Landes Jammer
Tief im Herzen fühlte, der zum Fürſten

Oftmals trat, und immer bat vergebens,
Er, der Armen Zuflucht, er ein heller
Stern im Dunkeln, der sein letztes Brod nun
Unter seine Mitgenossen theilte,
Horymjr ging traurig in der Wüste,
Und sprach bei sich also: „Wohin soll ich? —
Wiederkehren in mein Haus des Elends,
Jetzt des Hungers und des Todes Wohnung;
Oder —"

Und ein Mann stand plötzlich vor ihm,
Hoch und Greis. Er hielt ein Roß am Zaume,
Rosses Augen funkelten wie Blitze,
Seine Nase sprühte Feuerfunken,
Und das Roß war weiß. Der greise Mann sprach:
„Horymjr, du Guter, nimm das Roß hier;
Schemjk ist sein Name, bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird dir helfen.
Aber jetzt geh' und verschütte eilig
Alle Bergesklüfte. Aus den Klüften
Steigt ein Dampf gen Himmel, Pest den Armen." —

Also sprach der Mann, und ihm vor Augen
Ging er in den Berg; der Berg verschloß sich.
Und mit hellen Augen stand das Roß da,
Wieherte und scharrte. Zitternd faßt es
Horymjr, und streichelt es gar freundlich:
„Schemjk, lieber Schemjk, bei dem Namen
Nenn' ich dich; du sollst, du wirst mir helfen!"
Schwang sich drauf; das Roß flog wie der Wind schnell
Hin zum Goldgebirge. Plötzlich wiehert,
Stampft das Roß, und tausend Bergegeister,
Alfen, Zwerge kommen ihm zu Hilfe;
Tief aufheulend fiel die graufe Kluft zu.

Mitternacht war's, und der Mond am Himmel
Leuchtet' freundlich. Wie der Pfeil im Winde
Flog das Roß, und trug ihn hin zum Palast
Krzesomysl's. Es dämmert kaum der Morgen;
Horymjr ist da und dient dem Fürsten;
Seine Feinde, die die Botschaft bringen,
Kommen eilend erst den zweiten Tag an.
Weh nun, weh dem gräulichen Verwüster,
Der dem Könige sein Herz geraubt hat!
Für ihn bitten seine treuen Freunde:
„Herr, ist er nicht gestern hier gewesen?
Und wer kann im Fluge dort und hier sein?
Welches Mannes Hand vermag in Einer

Die Gerechten trinken Wein, gemiſcht mit Fluth vom Kampherquell.
Davon trinken die Diener Gottes, das Waſſer leitend von Stelle zu Stell',
Die ihr Wort hielten, und den Tag fürchteten, deſſen Uebel weit wird kreiſen,
Die aus Liebe Gottes ſpeiſ'ten die Armen, Sklaven und Waiſen,
Sagend: wir ſpeiſen euch Gottes wegen, und wollen weder Dank noch Lohn,
Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Trotz und Hohn.
Deßwegen ſchirmte ſie der Herr vor'm Uebel dieſes Tags, gab ihnen heiteres Geſicht und Freude,
Er lohnte ihre Geduld mit dem Paradies und mit Seide.
Dort ruhen ſie auf weichen Matten, fühlen weder Froſt noch Hitze,
Es wallen über ihnen kühle Schatten,
Und Früchte neigen ſich von der Bäume Spitze.
Es kreiſen Schaalen aus Silber und Becher aus Glas,
Gefäße von Silber von gehörigem Maaß.
Im Kleide aus grüner Seide, mit Gold geſtickt,
Sind ſie mit ſilbernen Armbändern geſchmückt,
Es tränket ſie der Herr mit reinem Trank,
Das iſt ihr Lohn, das iſt für ihre Mühe der Dank.

Aus allen dieſem erhellt, wie dieſer Glaube zwar beſſer war, als die alte Abgötterei der Araber, doch ſinnlich und phantaſtiſch der ruhigen Vernunft ermangelte und der göttlichen Weiſe, die ſowohl Juden- als Chriſtenthum auszeichnet, und die urſprüngliche Humanität deſſelben verlor ſich auch bald im wilden Eroberungskriege, der ein ganzes Jahrhundert und drüber dauerte. Auch lag in ihm der Keim zu der Erſchlaffung der aſiatiſchen Menſchheit, da er den Deſpotismus begünſtigte. die Willensfreiheit beeinträchtigte und das weibliche Geſchlecht in Knechtſchaft ſtieß. Omar, Osman, Ali waren die Nachfolger Abu Bekrs aus dem Hauſe Muhameds, und ihr Reich erſtreckte ſich ſchon über Perſien, Aegypten und Kleinaſien, als das Haus Omaijah eine alte Erbfeindſchaft erneuerte und mit Ali das Haus Muhamed zu vertilgen begann. Moavijah war der erſte Omaijade, der das Chalifat erhielt; er und ſeine Nachfolger aus dieſem Hauſe, (die von 660 bis 750 regierten) verlegten ihre Reſidenz nach Damaskus. Allein durch dieſen Wechſel der regierenden Häuſer entſtand die erſte große Spaltung unter den Moslemin, denn ſie zerfielen in zwei Secten, in die Schiiten oder Anhänger des Hauſes Muhamed in Perſien, und die Sunniten, welche dem Hauſe Omaijah ergeben waren und außer dem Koran auch die Sunna, d. i. Ueberlieferung ſpäterer Lehrer und Chalifen, annahmen. Unaufhaltſam ſtürmten indeß die Feldherren der Chalifen fort und eroberten in einem Zeitraume von 80 Jahren ein Reich, das ſich in drei Welttheilen vom Indus bis nach Liſſabon erſtreckte. Die größten Eroberungen geſchahen unter dem Chalifen Walid, welcher vom J. 705 bis 715 regierte. Im Oſten drangen ſeine Feldherren bis in die

Bucharei und nach Indien und in Westen gingen sie aus Afrika nach Europa hinüber und eroberten Spanien. In diesem Lande hatten die aus Gallien von den Franken verdrängten Westgothen ein mächtiges Reich gegründet, welches aber unter beständiger Widersetzlichkeit der Großen des Reichs geschwächt wurde. Im J. 711 machte Uneinigkeit dem Reiche gar ein Ende. Es war nämlich daselbst König Witiza gestorben, und dessen Erbfeind Roderich schwang sich auf den Thron. Der Erzbischof Oppas von Sevilla und dessen Bruder Graf Julian, Brüder des verstorbenen Königs, nahmen sich der Söhne Witiza's an und riefen gegen Roderich die Araber aus Afrika herüber zu Hilfe. Diese kamen und landeten bei dem Vorgebirge Kalpe, wo die alte Stadt Heraclea stand, welcher der arabische Feldherr Tarek den Namen Djebel al Tarek (Felsen des Tarek) gab, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Bei der Stadt Xeres unweit Cadiz kam es zur Schlacht, wo die Gothen vier Tage lang unter Roderichs Anführung heldenmüthig kämpften, allein durch die Verrätherei des Grafen Julian genöthigt wurden, die Flucht zu ergreifen. Roderich ertrank auf der Flucht; sein Diadem, seine Rüstung und sein Schlachtroß fand man an den Ufern.

Doch hatten weder Julian noch Witiza's Söhne Vortheil von diesem Siege; die Araber eroberten das Land binnen 5 Jahren, und die Westgothen unterwarfen sich ihnen als zinspflichtige Unterthanen, wofür sie aber auch ungestört in ihrem Glauben und ihren Sitten leben durften. Einige Tausende der edelsten Männer schaarten sich aber zusammen und zogen, Freiheit und Selbständigkeit zu retten, unter der Anführung ihres Fürsten Pelagius in die Gebirge von Asturien, wo sie sich unter beständigen Kämpfen erhielten, bis sie im elften Jahrhundert wieder herabstiegen von den Gebirgen und allmählig den Feinden ein Land um das andere zu entreißen begannen. Bald zogen die Araber auch über die Pyrenäen und hätten beinahe Gallien erobert, wäre ihnen nicht bei Tours der fränkische Hausmaier Karl Martell mit einem Heere entgegengetreten. Die Franken siegten und verhinderten also an einem blutigen Tage, daß nicht Europa dem Islam unterworfen wurde. Diese Schlacht geschah im J. 732. Achtzehn Jahre später brach in Aegypten die furchtbare Empörung der Abbassiden aus. Abul Abbas Saffah, d. h. der Blutvergießer, aus dem Hause Muhameds, erhob sich mit den Anhängern Ali's gegen den Chalifen Mervan II., besiegte und ermordete ihn, worauf dann das ganze Haus Omaijah vertilgt wurde bis auf einen Mann Abd-er-Rhaman, welcher mit seinem Anhange nach Spanien flüchtete, wo er, unabhängig von dem Chalifen im Morgenlande, das Chalifat von Cordova gründete. Mit ihm kamen Kunst und Wissenschaft in das fruchtbare Land. 12000 Dörfer mitten in herrlich bebauten Feldern und Gärten erhoben sich, und nie haben die Gestade des Quadalquivir in so üppiger Fülle geblüht als damals. Gold und Silber erglänzte in den Sälen seiner Paläste, 12000 junge Ritter in prachtvoll kriegerischer Rüstung, Säbel mit goldnen Handgriffen an der Seite, bildeten seine Leibwache.

Prächtige Moscheen, Paläste und Lustschlösser, Wasserleitungen, Brücken und dergl. wurden errichtet, gleich einem Zauberer verwandelte

er Alles und ſchaffte allenthalben Leben und Wohlfahrt, wo noch kurz vorher Elend und Verödung ſtattfand. Aber auch das große Chalifat in Aſien erhob ſich nach langwierigen Kämpfen und Empörungen unter den Abbaſſiden (ſo hießen die Chalifen von dem erſten Chalifen Abdul Abbas aus dem Hauſe Muhameds). Der Chalife Al Manſur machte Bagdad zur Reſidenz, und nachdem der wilde kriegeriſche Geiſt unter den Arabern ſich gelegt und ſie Feldbau, Handwerke und Handel fleißig zu treiben begannen, fand auch Kunſt und Wiſſenſchaft bei ihnen freundliche Aufnahme. Viel trugen dazu bei die Barmekiden, eine perſiſche Familie, welche die alte perſiſche Dichtkunſt auf arabiſchen Boden verpflanzte und aus welcher große Staatsmänner am Hofe der Chalifen ſich erhoben. Der größte Chalife damaliger Zeit war Zarun al Raſchid vom J. 768—809, das Bild eines ausgezeichneten morgenländiſchen Fürſten. Ihm glich ſein Sohn und Nachfolger Al Mamun vom J. 813—833; Beider Ruhm iſt bis Europa gedrungen und dieß war die Zeit, die ſchöne Zeit der Barmekiden, welche noch immer in den Liedern der Perſer und Araber geprieſen wird, weil ſie Dichtkunſt und Wiſſenſchaft hegte und pflegte, während in der ganzen übrigen Welt Finſterniß und Rohheit herrſchte.

§ 7. Die Slaven.

Im fünften Jahrhundert, zur Zeit, als das weſtrömiſche Reich unterging, trat auch zuerſt das Volk der Slaven in Europa auf den Schauplatz. Dieſe ſcheinen, mit den Deutſchen einerlei Urſtammes, aus Hochaſien gekommen zu ſein. Auch hielt man die alten Scythen der älteſten Zeit für Slaven, und nach Chriſtus die Sarmaten an der Weichſel. Sie rückten immer den Germanen in Europa nach, ſo daß ſie alle Länder ſogleich beſetzten, die jene verlaſſen hatten. Es waren aber die älteſten Sclaven friedfertige Leute, die ſchon damals nebſt Viehzucht und Feldbau manche Gewerbe trieben, Muſik liebten und unter Geſang und heiterm Lebensgenuß lieber bauten, als zerſtörten, und den Krieg nicht aufſuchten, doch heldenmüthig ſtanden und abwehrten, wo ihnen Trotz geboten oder Unrecht gethan wurde. Es geht eine alte Sage, daß von dem Hochgebirge drei Brüder gekommen ſeien mit Weib und Kind und Roß und Mann, Czech (Tſchech), Lech und Ruß hießen ſie. Sie ritten auf ſchönen Roſſen einher in der Mitte von 600 Begleitern; vor ihnen trug man ein gelbes Banner, wo auf weißem Schilde ein ſchwarzer Adler war. Die drei Brüder ſiegten allenthalben, wohin ſie kamen, und ſtifteten drei Reiche: Czech Böhmen an der Moldau, Lech Polen an der Weichſel, Ruß Rußland an der Wolga. Das mächtigſte Reich aber war Böhmen. Im ſiebenten Jahrhundert, beiläufig um die Zeit, als Muhamed den Islam ſtiftete, und der fränkiſche Pipin, der erſte Hausmaier, das Land regierte, erkannten die Slaven in Böhmen, die von ihrem erſten Fürſten, Czech, gemeinſchaftlich Czechen genannt werden, der Franken Oberhoheit an. Da kamen aber die Avaren, ein neues Volk (weder deutſchen, noch germaniſchen Stam-

mes, etwa Mongolen, wie die Hunnen), nach Europa, und lagerten ſich im heutigen Ungarn zwiſchen der Donau und Theiß. Dieß waren wilde Jäger und Nomaden, die nur vom Raube lebten, in das benachbarte Mähren und Böhmen einfielen und die Czechen beraubten und ihnen Weiber und Kinder wegſchleppten. Als nun von den Franken keine Hilfe kam, ſtand unter den Czechen ein Erretter mit Namen Sámo auf, der zuerſt die Avaren aus dem Lande jagte, und dann alle benachbarte Slaven, die Moravanen in Mähren, die Sleſen in Schleſien, die Luſitzer in der Lauſitz und die Serben (Sorben) in Meißen vereinigte und vom König Dagobert der Franken begehrte, nicht als Unterthan, ſondern als freier Bundesgenoſſe gehalten zu werden. Dagobert antwortete: „Chriſten und Gottesdiener können mit Heiden und Hunden nicht Freundſchaft pflegen.“ Darauf erwiederte Sámo: „Wir Hunde werden euch mit den Zähnen zerreißen, wenn ihr Diener Gottes gegen ihn handelt.“ Alſo begann der Krieg, und die Czechen ſiegten in einer großen Schlacht; denn ſie fochten für eigene Heerde, und waren von nun an frei und ſelbſtändig. Bald darauf wurden aber die Slaven uneins, und fünf Stämme wanderten aus nach Süden und ſtifteten die Reiche: Croazien, Slavonien, Serbien, Bosnien und Raſcien. Sámo aber regierte 34 Jahre gleich einem König und hinterließ 22 Söhne. Einer derſelben, Krok, wurde von dem verſammelten Volke am Grabe Czechs zum Fürſten gewählt; man ſetzte ihn auf einen Stuhl, bedeckte ſein Haupt mit des Stammvaters Mütze und gab ihm in die Hand den Stab, an welchem Czech in ſeinem Alter herumgegangen. Krok war ein weiſer Fürſt; er ließ viele Wälder mit Feuer ausſengen und Felder anbauen, und befahl dem Volke, die Waldhütten zu verlaſſen und hölzerne Häuſer an wohlgeeigneten Orten und an Flüſſen anzulegen. Nach ſeinem Tode, um das J. 700, wählten die Czechen ſeine Tochter Libuſſa zur Fürſtin. Sie war ſtark an Leib und Seele wie ein Mann, aber auch ſchön und weich von Gemüthe wie ein Weib, und nach dem Wunſche des Volkes nahm ſie einen Landmann, Przemyſl, was in der Sprache der Czechen „der Gedankenbeſchäftigte“ bedeutet, zum Gatten. Denn als ihm die Geſandtſchaft die Wahl der Königin zu melden kam, ſaß er im Felde und verzehrte ſein Mittagsbrod auf der umgeſtürzten Pflugſchar und ſchien in tiefes Nachſinnen verſunken. Er gründete Prag, und von ihm ſtammen alle Herzoge und Könige von Böhmen bis Wäceſlaw (Wenzel) III., die vom Jahre 722 bis 1306 regierten. Merkwürdig iſt die Sage von dem böhmiſchen Mädchenkriege, den Przemyſl nach Libuſſa's Tode zu beſtehen hatte. Die Zofen oder Mägde Libuſſa's, heißt es, heldenmüthig und frei geſinnt, wie ihre Herrin, wollten ſich dem Herzoge nicht unterwerfen, und vertheidigten ſich unter Anführung der Heroin Wlaſta ſieben Jahre lang auf dem feſten Schloſſe Djewin, bis die Wlaſta endlich überwältigt und ſie alle erſchlagen wurden. Ein treffliches Epos hat Egon Ebert über dieſen Mägdekrieg gedichtet*). Herrliche Sagen ſind in alten böhmiſchen Chroniken zu leſen, und zum Theil

*) Wlaſta, nationales Heldengedicht, Prag, bei Calve 1829. Siehe auch in Muſäus deutſchen Volksmährchen die Sage von der Libuſſa.

ſind ſie noch im Munde des Volkes, das immer Dichtung und Geſang mit Liebe hegte. Hier die berühmte Sage

Von der Fürſtentafel.

Ueberſetzt von Herder.

Wer iſt Jene, die auf grüner Haide
Sitzt in Mitte von zwölf edeln Herren?
Iſt Libuſſa, iſt des weiſen Kroks
Weiſe Tochter, Böhmenlandes Fürſtin,
Sitzet zu Gericht und ſinnt und richtet.

Aber jetzo ſpricht ſie ſcharfes Urtheil
Rotzan, einem Reichen. Und der Reiche
Fähret auf im Grimme, ſchläget dreimal
Mit dem Speer den Boden und ruft alſo:
„Weh' uns, Böhmen, weh' uns, tapfre Männer!
Die ein Weib verjochet und betrüget,
Weib mit langem Haar und kurzen Sinnen —
Lieber ſterben, als dem Weibe dienen.“

Und Libuſſa hört's, und ob es freilich
Tief ſie kränkt in ihrem ſtillen Buſen,
Denn des Landes Mutter, aller Guten
Und Gerechten Freundin war ſie immer,
Dennoch lächelt ſie und redet gütig:

„Weh' denn euch, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Daß ein lindes Weib euch liebt und richtet:
Sollet einen Mann zum Fürſten haben,
Einen Geier ſtatt der frommen Taube.“

Und ſtand auf voll ſchönen ſtillen Zornes,
„Morgen iſt der Tag, wenn ich Euch rufe,
Sollt ihr haben, was ihr wünſchet.“

Alle
Blieben ſtumm und tief beſchämet ſtehen,
Fühlten Alle, wie ſie übel lohnten
Ihrer Treu' und Mutterlieb' und Weisheit;
Doch geſprochen war's und Alle lüſtern,
Auf den Morgen, auf den Mann und Fürſten,
Gehn mit hellen Haufen auseinander.

Lange hatten viele reiche Herren
Nach Libuſſens Hand und Thron getrachtet,
Sie gelockt mit Schmuck und Schmeicheleien,

Reichem Gut und Heerden. Doch Libuſſa
Wollte nie ſich Hand und Thron verkaufen.
Wen nun wird ſie wählen? Alle Edeln
Schlafen unruhvoll und hoffen Morgen.

Morgen kommt. Die Seherin Libuſſa
Iſt noch ohne Schlaf und ohne Schlummer,
Iſt auf ihrem hohen, heil'gen Berge,
Fragt die Göttin Klimba, bis die Göttin
Endlich ſpricht und öffnet Reiches Zukunft:

„Auf! wohlauf Libuſſa, ſteige nieder,
Hinter'm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll dein weißes Roß den Fürſten finden,
Der Gemahl dir ſei und Stammes Vater,
Fährt da emſig mit zwei weißen Stieren,

In der Hand die Ruthe ſeines Stammes
Und hält Tafel da auf eiſern'm Tiſche.
Eile, Tochter, Schickſalsſtunde eilet."

Schwieg die Göttin und Libuſſa eilet,
Sammlet ihre Böhmen, legt die Krone
Nieder auf die Erde und ſpricht alſo:

„Auf! wohlauf, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Hinter'm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll mein weißes Roß den Fürſten finden,
Der Gemahl mir ſei und Stammes Vater,
Fährt da emſig mit zwei weißen Stieren,
In der Hand die Ruthe ſeines Stammes,
Und hält Tafel da auf eiſern'm Tiſche.
Eilet, Kinder, Schickſalsſtunde eilet."

Und ſie eilten, nahmen Kron' und Mantel
Und das Roß vor ihnen, wie der Wind ſchnell,
Und ein weißer Adler über ihnen —
Bis an Bila's Ufer über'm Berge
Stand das Roß und wiehert einem Manne,
Der den Acker pflüget. Tiefverwundert
Stehen ſie. Er ſchreitet in Gedanken,
Pflüget emſig mit zwei weißen Stieren,
In der Rechten eine dürre Ruthe.

Und ſie boten laut ihm guten Morgen.
Stärker treibt er ſeine weißen Stiere,
Höret nicht. „Sei uns gegrüßet, Fremder,
Du der Götter Liebling, unſer König!"

Treten zu ihm, legen ihm den Mantel
Um die Schulter und die Königskrone
Auf sein Haupt. „O hättet ihr mich immer
Pflügend meinen Acker lassen enden!
Spricht er, eurem Reiche sollt's nicht schaden —
Doch es ist des schnellen Schicksals Stunde."

Und steckt ein die Ruthe in die Erde,
Band die weißen Stiere los vom Pfluge:
„Geht, woher ihr kamet!" Plötzlich hoben
Sich die weißen Stiere in die Luft hin,
Gingen ein zu jenem nahen Berge,
Der sich schloß, und aus ihm sprang ein faules
Wasser, das noch jetzo springet. Plötzlich
Grünete die Ruthe aus dem Boden,
Sprießet oben in drei Zweige. Staunend
Sehn sie Alles. Und Przemysl, der Denker,
(Also war sein Name) kehrt den Pflug um,
Langet Käs' und Brod aus seiner Tasche,
Heißt sie niedersitzen auf die Erde,
Legt die Mahlzeit auf den Pflug mit Eisen:
„Haltet denn mit eurem Fürsten Tafel."

Und sie staunen ob des Schicksalsspruches
Wahrheit, sehn den Eisentisch vor ihnen
Und die Ruthe grünen. Und o Wunder,
Schnell vertrocknen zwei der dreien Zweigen,
Und der dritte blühet. Endlich können
Sie nicht schweigen, und der Pflüger redet:
„Staunet nicht, ihr Freunde, diese Blüthe
Ist mein Königsstamm. Es werden Viele
Wollen herrschen und verdorren. Einer
Wird nur König sein und blühen."

„„Aber
Herr, wozu der sondre Tisch von Eisen?""
„Und ihr wisset nicht, auf welchem Tische
Stets ein König isset. Eisen ist er,
Ihr die Stiere, die sein Brod ihm pflügen."

„„Aber Herr, ihr pflügetet so emsig.
Zürnetet, den Acker nicht zu enden.""
„O hätt' ich ihn enden können, hätte
Euch Libussa später mir gesendet;
Niemals würde dann, so spricht das Schicksal,
Eurem Reiche süße Frucht ermangeln.
In den Bergen sind nun meine Stiere."

Damit ſtand er auf, und ſtieg auf's ſchöne
Weiße Roß, das ſcharrt und triumphiret.
Seine Schuhe waren Lindenrinde
Und mit Baſt von ſeiner Hand genähet,
Und ſie legen an ihm Fürſtenſchuhe.
„Laſſet," ruft der Fürſt vom weißen Roſſe,
„Laßt mir meine Schuh von Lindenrinde,
Und mit Baſt von meiner Hand genähet,
Daß es meine Söhn' und Enkel ſehen,
Wie ihr Königsvater einſt gegangen!"
Küßt' die Schuh, und barg ſie in den Buſen.
Und ſie reiten und er ſpricht ſo gütig
Und ſo weiſe, daß in ſeinem langen
Kleide ſie faſt einen Gott erblickten.

Und ſie kamen zu Libuſſens Hofe,
Die ihn froh empfing mit ihren Jungfraun,
Und das Volk, es rief ihn aus zum Fürſten,
Und Libuſſa wählt ihn ſich zum Gatten,
Und regierten gut und froh und lange,
Gaben treffliche Geſetz' und Rechte,
Bauten Städte und die Ruthe blühte,
Und die Schuhe blieben Angedenken,
Und die Pflugſchar ſäumte nicht, ſo lange
Primiſlaus und Libuſſa lebten.

* * *

Weh, ach weh, die Ruthe iſt verdorret,
Und die armen Schuhe ſind geſtohlen,
Und der Eiſentiſch iſt güldne Tafel.

Przemyſls weiſe Regierung wurde oft zurückgerufen unter hab- und herrſchſüchtigen Regenten. So, heißt es in der Sage, hat Herzog Krzeſomyſl, um Gold und Silber zu gewinnen, alle Berge durchwühlt und dadurch den Ackerbau zerſtört, weil die meiſten Felder unbebaut liegen blieben. Da hat Horymir, ein Edler des Landes, von dem Geiſte Przemyſls ermuntert, die Berggruben verſchüttet, und iſt, als er vom Herzoge deßhalb zum Tode verurtheilt worden, auf Libuſſa's weißem Roſſe Schemjk über Thor und Riegel in den Lüften davongeflogen.

Hier folgt die Sage ſelbſt:

Das Roß aus dem Berge.

Glänzend anzuſchauen ſind der Erde
Mond und Sonne, ſchönes Gold und Silber.

Prächtig funkeln ſie hervor, und ſchmücken,
Und ſind köſtlich, Alles zu erkaufen,
Nur nicht Leben und Geſundheit. Mächtig
Ziehet an ihr Glanz, daß nur der Arme
Wagt, ſie zu entbehren, und der Reiche
Stets, je mehr er hat, je mehr er lüſtet.

Alſo reich war Böhmenlandes Herzog
Krzeſomyſl. Sein Land war zwiſchen Bergen,
Die ihm Bäume, Gold und Silber ſproßten
Und die Flüſſe goſſen Goldeskörner,
Die die Armen wuſchen und ihm zollten.

Aber er grub tiefer in der Berge
Bauch, und holt der alten Mutter Erde
Eingeweid' hervor; erbeutet Stücke
Gold und Silber, ſchwerer als er ſelbſt war,
Und legt Berge ſeinem Abgott nieder;
Doch je mehr er hat, je mehr ihm fehlet.
Land und Acker liegen ungebauet;
Alles Volk, verbannt in grauſe Tiefen,
Wühlt die Erd' auf, ſeufzet auf zum Fürſten:
Doch wo hört ein Fürſt des Volkes Seufzer
Tief im Bauch der Erde?

Und der Himmel
Höret ſie; und plötzlich wird der Himmel,
Wie des Fürſten Herz, von Erz und Eiſen,
Denn es regnet nicht. Aus dürrem Boden
Steigt hervor der Hunger, blaß und gräßlich;
Würget Haufen, arme Haufen nieder,
Und begräbt ſie tief im Bauch der Erde.

Und es wallen Haufen, arme Haufen
Hungernder, Verſchmachtender zum Fürſten:
„Vater, gib uns Brod für unſre Kinder,
Und für uns. Wir ſterben! Laß uns lieber
Unſre Aecker bauen ſtatt der Berge,
Statt der Gruben uns in Hütten wohnen!
Vater, höre deine Kinder! höre!“
Und es höret ſie ein andrer Vater,
Der ſchon lang' in ſeinem Berge wohnte,
Und ſich oft des Volkes Noth erbarmte —
Hört die Wunderſage!

Einſt am Abend
Ging ein Edler, der des Landes Jammer
Tief im Herzen fühlte, der zum Fürſten

Oftmals trat, und immer bat vergebens,
Er, der Armen Zuflucht, er ein heller
Stern im Dunkeln, der sein letztes Brod nun
Unter seine Mitgenossen theilte,
Horymjr ging traurig in der Wüste,
Und sprach bei sich also: „Wohin soll ich? —
Wiederkehren in mein Haus des Elends,
Jetzt des Hungers und des Todes Wohnung;
Oder —"

Und ein Mann stand plötzlich vor ihm,
Hoch und Greis. Er hielt ein Roß am Zaume,
Rosses Augen funkelten wie Blitze,
Seine Nase sprühte Feuerfunken,
Und das Roß war weiß. Der greise Mann sprach:
„Horymjr, du Guter, nimm das Roß hier;
Schemjk ist sein Name, bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird dir helfen.
Aber jetzt geh' und verschütte eilig
Alle Bergesklüfte. Aus den Klüften
Steigt ein Dampf gen Himmel, Pest den Armen." —

Also sprach der Mann, und ihm vor Augen
Ging er in den Berg; der Berg verschloß sich.
Und mit hellen Augen stand das Roß da,
Wieherte und scharrte. Zitternd faßt es
Horymjr, und streichelt es gar freundlich:
„Schemjk, lieber Schemjk, bei dem Namen
Nenn' ich dich; du sollst, du wirst mir helfen!"
Schwang sich drauf; das Roß flog wie der Wind schnell
Hin zum Goldgebirge. Plötzlich wiehert,
Stampft das Roß, und tausend Bergegeister,
Alfen, Zwerge kommen ihm zu Hilfe;
Tief aufheulend fiel die grause Kluft zu.

Mitternacht war's, und der Mond am Himmel
Leuchtet' freundlich. Wie der Pfeil im Winde
Flog das Roß, und trug ihn hin zum Palast
Krzesomysl's. Es dämmert kaum der Morgen;
Horymjr ist da und dient dem Fürsten;
Seine Feinde, die die Botschaft bringen,
Kommen eilend erst den zweiten Tag an.
Weh nun, weh dem grämlichen Verwüster,
Der dem Könige sein Herz geraubt hat!
Für ihn bitten seine treuen Freunde:
„Herr, ist er nicht gestern hier gewesen?
Und wer kann im Fluge dort und hier sein?
Welches Mannes Hand vermag in Einer

Nacht ſie zu verſchütten dieſe Klüfte?“
All' umſonſt! „Er ſterbe! Morgen ſterb' er!“

Morgen kommt, und ſeines Todes wartend
Steht der Gute; als das Wort des Mannes
Aus dem Berge wie ein Blitz ihn durchfuhr:
„Schemjk iſt ſein Name. Bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird dir helfen.“

„Herzog,“ ſpricht er, „eh' ich ſterbe, gönne
Mir noch eine kleine Freud' und Bitte,
Laß mein Roß mich, meinen Freund im Leben,
Einmal noch auf dieſem Platze tummeln.“
Deſſen lacht der Fürſt. Verriegelt werden
Alle Pforten. Jetzt, du Bergverwüſter,
Wird die Thorenbitte dir gewähret.

Horymjr geht ängſtlich zu dem Stalle,
Wo ſein Roß mit hellen Augen traurig
Steht und harret, als ob es ihm ſpräche:
„Haſt du mein vergeſſen?“ Ihn erblickend,
Wiehert's auf, und beut ihm ſeinen Rücken:
„Schemjk, lieber Schemjk, hilf, o hilf mir!“

Kaum hat er das ſtille Wort geſaget,
Iſt es in der Luft, und trägt ihn über
Thor und Riegel, hin zu ſeinem Schloſſe,
Wo ihn tauſend Gute froh empfangen,
Folgend ihm, wie Bienen ihrem Weiſer.
Aber Schemjk ſtehet traurig, neiget
Matt das Haupt; ſein Auge glänzet dunkel,
Und o Wunder! es erhebt die Stimme:
„Sterben muß ich, muß ein Raub der Wölfe,
Muß ein Aas für Hund' und Geier werden,
Wenn du eilig mich zu meinem Berge
Nicht geleiteſt. Mein Werk iſt vollendet.“

Eilig führet er's zu ſeinem Berge,
Der ſich aufthut, und es ſtand der Mann da;
Freudig wiehert ihm das Roß mit hellen
Augen, neuverjüngt. Der Mann ſprach freundlich:
„Wohl dir, daß du thateſt, was zu thun war!
Dafür wird es deinen Söhnen wohlgehn,
Und du wirſt des Landes Retter heißen.
Premyſlaus iſt mein Name, Böhmens
Erſter Fürſt bin ich und Stammes Vater;
Dieſes Roß, es iſt das Roß Libuſſens,
Das, auf welchem oft ſie ihre Kinder ſtehet,
Und aus Noth errettet.“ Alſo ſprach er,
Nahm das Roß, und ging hinein zum Berge.

§ 8. Die römischen Päpste.

Wenden wir uns hierauf zu den Sitzen alter Bildung, nach Constantinopel und Rom, so finden wir, daß dort alles poetische Leben, ja auch die übrigen Künste und alle wissenschaftliche Thätigkeit erstorben, und auch Gesittung und Tugend in äußern Prunk und Lasterhaftigkeit ausgeartet war. Die größte Sittenlosigkeit herrschte am byzantiner Hofe, wo nach Heraclius, der das Reich so tapfer gegen Perser und Araber vertheidigte, meist schwache und grausame Kaiser in schnellem Wechsel nacheinander folgten. Noch immer dauerten die ärgerlichen Glaubensstreitigkeiten fort und die Wettkämpfe in dem Circus, welche nicht selten in Kämpfe auf Tod und Leben sich verwandelten. Constans II. im J. 662 wollte wieder ganz Italien erobern und zog selbst mit einem Heere dahin gegen die Longobarden. Anstatt aber die Barbaren aus den Provinzen zu jagen, plünderte er die Hauptstadt Rom aus und that dasselbe auch mit den übrigen Städten, so daß er den Künsten des Alterthums unersetzlicheren Verlust zufügte als die Vandalen. Ganze Schiffe ließ er mit Kunstwerken aus Gold und Silber, mit Marmorsäulen, Gemälden u. dergl. m. beladen, um sie nach Constantinopel zu bringen; allein sie wurden von den Arabern aufgefangen und nach Alexandria geführt; Niemand weiß, wie sie da zu Grunde gingen. Constans blieb noch sechs Jahre in Sicilien, wo er endlich von einem Sklaven im Bade mit einem Wassereimer erschlagen wurde. Nach ihm folgten binnen fünfzig Jahren sieben Kaiser unter beständigen Empörungen, Hinrichtungen und andern Gräueln, bis endlich im J. 718 Leo der Isaurier zur Regierung kam, der wieder dem Kaiserthrone und dem Reiche Ansehen und Würde verschaffte. Schon ehe er Kaiser wurde, hatte er als Feldherr die Araber, die um diese Zeit öfter die Provinzen des griechischen Reiches und selbst Constantinopel bedrohten, glücklich zurückgeschlagen. Auch als Kaiser verfolgte er seine Siege gegen die Bulgaren, Perser und Araber. Letztere kamen wieder mit 1800 Schiffen und belagerten Constantinopel zwei Jahre lang. Das sogenannte griechische Feuer, welches wahrscheinlich aus einer Art von Racketen, die mit brennbarem Stoffe gefüllt waren, bestand, zerstörte wieder die furchtbare Flotte der Sarazenen, Kälte und Krankheit rieb ihr Heer vollends auf. Eben so muthig und standhaft wie im Kriege gegen äußere Feinde, war er auch bei den Religionsstreitigkeiten. Es war nämlich schon zu der Zeit in der christlichen Kirche die Sitte aufgekommen, Bilder der Heiligen zu verehren, ja anzubeten. Den freisinnigen Kaiser und mehrere Geistliche ärgerte dieser heidnische Gebrauch, und er gab einen Befehl heraus, kraft dessen alle Bilder aus den Kirchen geschafft werden sollten. Dieser Befehl erregte nun großen Widerstand, Aufruhr und Empörung. An der Spitze der Aufwiegler sah man die Mönche, welche sich bisher mit Malerei dieser Heiligenbilder viel Geld verdienten, und es dauerte dieser Bilderkrieg an die 60 Jahre. Leo ließ sich nicht abschrecken, sondern befahl, alle Malereien in den Kirchen auszukratzen, die Gemälde, welche man hinwegnehmen konnte, zu verbrennen, ja sogar die Crucifixe und die vor den Kirchen und an den Straßen aufgerichteten Kreuze um-

zuſtürzen. Da ſchalten ihn die Mönche einen Antichriſt, einen zweiten Julian, und Blut floß in den Straßen der Hauptſtadt. Leo aber entſetzte den Patriarchen ſeiner Würde, ließ die aufrühreriſchen Mönche einfangen und an Leib und Leben ſtrafen. So gelang es ihm endlich, die beſſergeſinnte Geiſtlichkeit zu gewinnen und in Conſtantinopel wenigſtens ſeinen Befehl durchzuſetzen. Allein in Rom fand dieſer Befehl weit größeren Widerſtand, und es war dieſer Streit die Veranlaſſung, daß Italien auf immer für die Byzantiner verloren ging.

In Rom war bei allem Verfalle der Sitten doch noch durch den Einfluß germaniſcher Einfalt und Kräftigkeit mehr Tugend und auch mehr Frömmigkeit zu Hauſe, als in der morgenländiſch verweichlichten Hauptſtadt am Bosporus. Beſonders zeichneten ſich die Biſchöfe daſelbſt durch ächten Glaubenseifer und unbeſcholtenen Lebenswandel aus, wodurch ſie nicht nur in Rom, ſondern bis in die entfernteſten Länder des europäiſchen Weſten, in großem Anſehen und im Rufe der Heiligkeit ſtanden. Gregor I., der v. J. 590—604 während der Regierung des griechiſchen Kaiſers Mauritius römiſcher Biſchof war, ſtrebte mit allem Fleiße, gute Sitten wieder herzuſtellen. Er hielt die Geiſtlichen zum Studiren an und ließ ſie im Geſange unterrichten. Er ſelbſt ein Dichter, ſuchte durch poetiſche Erhebung des Gottesdienſtes auf das Volk zu wirken; darum wurden die Pſalmen nach griechiſchen Melodien in den chriſtlichen Kirchen von dem Chore der jungen Cleriſei abgeſungen, und ſo auch die Gemeinde gewöhnt, mitzuſingen. Mit Recht ehrt man ihn demnach als den Gründer der Kirchenmuſik, und das h. Gregorfeſt in der römiſchkatholiſchen Kirche am 12. März wird noch immer zu ſeinem Andenken gefeiert. Von ſeinen Poeſien hier eine Probe:

Morgenlied des Papſtes Gregor I.

Sieh', die Nacht läßt ſchon ihre Schatten bleichen,
Während röthlich ſchimmert des Lichtes Aufgang.
Jetzt mit Inbrunſt laſſet den allgewaltigen
Vater uns anflehn,

Daß er uns barmherzig die Seelenunruh'
Ganz verſcheuch', und himmliſchen Frieden ſende,
Und den Tag zurüſte, wo ſeinen Heil'gen
Diene der Erdkreis.

Dieß verleih' uns heute die ſel'ge Gottheit,
Die in Einheit Vater und Sohn und Geiſt iſt,
Deren Ruhm aufdonnert in Ewigkeit von
Pole zu Pole.

Wären doch die nachfolgenden Päpſte alle den Weg gegangen, als fromme Seelenhirten das Volk zu leiten und durch Veredlung des Gei-

ſtes und Gemüths zur wahren Anbetnng zu führen! Allein die meiſten waren herrſchſüchtige Männer, die als Biſchöfe der Hauptſtadt auch über alle übrigen Biſchöfe der Chriſtenheit gebieten wollten. Wirklich ließ ſich ſchon Bonifacius II. (v. J. 605—607) den allgemeinen Biſchof oder Papa, d. h. Vater nennen, woraus denn das Wort Papſt entſtanden. Doch wurden dieſe Päpſte noch immer von der römiſchen Gemeinde gewählt und von dem griechiſchen Kaiſer, dem Oberherrn Roms, beſtätigt. Der Bilderſtreit aber machte ſie bald zu weltlichen Herren und unabhängig von Conſtantinopel. Als nämlich Kaiſer Leo den Bilderdienſt in Conſtantinopel abſchaffte, und das Verbot durch den kaiſerlichen Exarchen von Ravenna in Rom bekannt gemacht wurde, ſaß Gregor II. auf dem päpſtlichen Stuhle. Dieß war ein herrſchſüchtiger Mann, der ſich ſogleich dem Befehle widerſetzte und auch das geſammte Volk auf ſeiner Seite hatte. Vergebens wiederholte Leo ſein Verbot, vergebens drohte der Exarch. Gregor II. ging ſo weit, alle Bilderfeinde und Bilderſtürmer, wie ſeine Partei ſie nannte, auf einer Kirchenverſammlung in Bann zu legen. Daſſelbe that auch ſein Nachfolger Gregor III., und der Exarch konnte ihn deßhalb nicht beſtrafen, weil die Longobaden zu gleicher Zeit in das Gebiet von Ravenna fielen und ſogar die Stadt eroberten, welche nur mit Mühe zurückgenommen werden konnte. Mit Leo zugleich ſtarb auch Gregor III. (im J. 741), und Zacharias, der neue Papſt, ſchien anfangs willfähriger, erkannte aber bald, daß es für die Macht des römiſchen Stuhls dienlicher ſei, mit Conſtantinopel ganz zu brechen. Gerne wären ihm hierin die Longobarden behilflich geweſen, die ſchon lange daran arbeiteten, die Griechen gänzlich aus Italien zu vertreiben; allein auch dieſe wollte er nicht zu Nachbarn haben, weil er von ihnen nichts Anderes als Unterjochung erwarten konnte. Er wandte daher ſeine Blicke nach Weſten, wo Pipin, der Kleine genannt, Alles vermögender Hausmaier Childerichs, Königs der Franken, war. Dieſer kühne Mann war es müde, eines ſchwachen Fürſten Diener zu heißen, und legte dem Papſte Zacharias, der ſchon längſt freundliche Annäherung verſuchte, die Frage vor: „wer des königlichen Namens würdig ſei, welcher ſorglos auf dem Throne ſitze, oder der, welcher das Land wirklich regiere?“ Zacharias bedurfte ſeines Arms gegen die läſtigen Longobarden und antwortete, wie jener wünſchte. Das bewog die Cleriſei, mit einzuſtimmen, als Pipin auf einem Reichstage zu Soiſſons im J. 752 die Abſetzung Childerichs betrieb. Sogleich wurde Pipin zum Könige ausgerufen und vom h. Bonifacius geſalbt und gekrönt, und die Verbindung Roms mit Frankreich war eingeleitet. Noch in demſelben Jahre ſtarb Zacharias und hatte zum Nachfolger Stephan II. Dieſer kam bald in harte Bedrängniß und mußte die gewonnene Freundſchaft Pipins in Anſpruch nehmen. Aiſtulf, König der Longobarden, fiel nämlich wieder in das Exarchat ein, eroberte Ravenna und machte, weil die byzantiniſchen Kaiſer anderweitig und beſonders gegen die Araber beſchäftigt waren, der griechiſchen Herrſchergewalt in Italien ein Ende. Vergebens hoffte Stephan die übrigens frommen Longobarden durch ſein geiſtliches Anſehen zu bewegen, dieſe Eroberung wieder herauszugeben; er reiſte ſelbſt nach Pavia zu Aiſtulf,

fand aber kein Gehör. Da reiſte er nach Frankreich zu Pipin und bat dieſen um Hilfe gegen die Longobarden. Pipin verſprach ſie, zog ſogleich mit einem Heere nach Italien und zwang den König Aiſtulf, indem er ihn in Pavia belagerte, das Exarchat wieder zurückzugeben. Ja er unternahm noch einen zweiten Feldzug dahin, als Aiſtulf ſeine Zuſage nicht hielt und Rom belagerte. Dießmal mußten die Longobarden ſogar Tribut verſprechen und in ihre Länder am Po zurückgehen. Das Exarchat aber ſchenkte Pipin als ein erobertes Land dem Papſte, der auf dieſe Weiſe (im J. 755) ein weltlicher Herr und Gebieter über Land und Leute wurde. Der Kaiſer Conſtantin V., Leo's Sohn und Nachfolger, that zwar ſeines Rechtes wegen Einſprache und verlangte Ravenna als ſein Eigenthum zurück; allein Pipin antwortete: „er ſei nicht des Kaiſers Kriegsknecht und habe auch nicht das Land für ihn erobert.“ Conſtantin V., der, wie ſchon oben geſagt, mit andern Feinden vollauf zu thun hatte und auch gleich ſeinem Vater den Bilderdienſt leidenſchaftlich verfolgte, wodurch ihm ſeine ganze Regierung in Unruhe verſetzt wurde, — verglich ſich bald mit Pipin, und man hat die ſichere Nachricht, daß er ihm nachher einmal bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft eine Orgel zum Geſchenke ſchickte. Dieß muſikaliſche Inſtrument war erſt damals im Morgenlande erfunden worden und wurde nun zum erſten Male im Abendlande bekannt, eine wahre Harfe Gottes, die zur Verherrlichung des Gottesdienſtes und Erhebung der Andacht trefflich diente. Rom ſelbſt war jedoch nicht in der Schenkung Pipins mit einbegriffen; ſo groß war noch die Achtung für die alte Republik, daß man ſie noch fortbeſtehen ließ, frei und unabhängig; der Papſt ſollte keine Gewalt über ſie haben, Pipin ſelbſt nannte ſich nur einen Verweſer oder Patricier von Rom und behielt ſich bloß die Oberlandesherrlichkeit vor.

§ 9. Die Heidenbekehrer.

Indeſſen war das Anſehen des römiſchen Papſtes nirgends weniger begründet als in Rom ſelbſt, wo der alte republikaniſche Stolz noch immer in einigen vornehmen Familien fortlebte und ſelbſt das Volk in ihm nur einen Stadtpfarrer, nicht einen Biſchof aller Biſchöfe erkannte. Das größte Gewicht verſchafften den Päpſten die Heidenbekehrer, Geiſtliche, meiſt Mönche, die den heidniſchen Völkern das Evangelium gleich Apoſteln predigten. Dieſe Männer voll frommen Eifers redeten nun zu den Barbaren von Jeſu, dem Heilande, für deſſen Lehre ſie begeiſtern wollten, und erwähnten dabei der Apoſtel, beſonders des heil. Petrus, der nach der Sage oder nach der mißverſtandenen Stelle Matth. 16, v. 18. zum Stellvertreter Chriſti beſtellt worden ſei, ferner, daß Petrus (auch nach der Sage) in Rom als Statthalter Chriſti gelebt habe und daſelbſt geſtorben ſei, und daß ſein Nachfolger in dieſem Amte der jeweilige römiſche Biſchof ſei. So erſchien denn dieſes ſichtbare Oberhaupt der Kirche den neubekehrten Chriſten in der Ferne als ein wirklicher Apoſtel, ja als ein ſichtbarer Chriſtus, und es begaben ſich ſchon damals

fromme Männer und Frauen aus allen Ständen, ja sogar Könige und Königinnen nach Rom, um den heil. Vater, wie er bereits hieß, von Angesicht zu Angesicht zu schauen und seinen Segen zu empfangen. Unter den neubekehrten Völkern zeichnete sich aber ganz vorzüglich das kriegerische Volk der Angelsachsen in Britannien aus. Dieses Volk hatte auf der eroberten Insel sieben Reiche unter sieben verschiedenen Königen gestiftet, die erst Egbert im neunten Jahrhundert zu einem Königreiche vereinigte. Bis in's sechste Jahrhundert waren sowohl Könige als Volk noch Heiden, um's J. 560 regierte in Kent der wackere Ethelbert, welcher Bertha, die Tochter des fränkischen Königs Charibert, heirathete. Mit dieser Prinzessin, welche sich wie die meisten Franken schon zum Christenthum bekannte, kamen nun die ersten Geistlichen nach Britannien. Die weitere Verbreitung des Christenthums betrieb sodann Gregor I. Noch ehe er Papst geworden, sah er einst auf dem Sklavenmarkte zu Rom Jünglinge von außerordentlichem Wuchs und großer Schönheit des Gesichts zum Verkaufe ausgestellt. Er trat zu ihnen und befragte sie um ihre Herkunft; als er hörte, daß sie Angeln wären, rief er begeistert aus: ja ihr sollt Angeli, d. h. Engel, Genossen in dem himmlischen Reiche sein, denn ihr traget ein englisches Antlitz. Darauf kaufte er sie los, unterrichtete sie im Christenthume und wollte mit ihnen nach England ziehen, um dort das Volk der Angelsachsen zu bekehren. Allein er konnte die Erlaubniß hiezu vom heiligen Vater nicht erhalten, denn man wollte diesen eben so geistreichen als eifrigen Mann nicht von Rom weglassen. Als er aber selbst Papst wurde, sandte er den Abt Augustinus (nicht zu verwechseln mit dem Kirchenvater Augustinus, Bischof aus Hippo in Afrika, von dem schon früher die Rede war) mit 40 andern Geistlichen nach Britannien. Sie wurden von der Königin Bertha freundlich aufgenommen, und ihre Lehre fand bald so viel Eingang, daß sich der König und gegen 10000 Angelsachsen taufen ließen und Augustin zum Erzbischof von Canterbury ernannt wurde. Nun entstanden in Britannien und im benachbarten Irland allmählig viele Klöster mit großen und prächtigen Kirchen. Die Mönche aber waren auf diesen Inseln viel eifriger, mäßiger und den Wissenschaften ergebener, als in den warmen Ländern, wo das sinnliche Leben der Weltmenschen auch in die Klöster eingedrungen war. Nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Kenntnisse suchten sich diese angelsächsischen und irischen Mönche zu erwerben, und weil großer Mangel an Büchern war, holten sie sich Handschriften römischer und griechischer Classiker aus Italien und schrieben sie mit unermüdetem Fleiße ab. So kam es, daß, während um diese Zeit im ganzen Abendland, ja selbst in Rom Unwissenheit und Mangel an Gelehrsamkeit herrschte, in Britannien Schulen und Wissenschaften blüheten. Das größte Verdienst um die Wissenschaft und das Christenthum hat der ehrwürdige Beda aus Durham, der in einem hohen Alter und schon erblindet, nicht aufhörte zu lehren und zu predigen, und dessen lateinische Werke wir noch heute mit Bewunderung lesen. Es kamen auch die meisten Heidenbekehrer nach Gallien und Deutschland dort her. Wir nennen deren nur einige: Columbanus, Gallus, Kilian, Willibrod, welche alle in Deutschland, Helvetien,

und letzterer im Lande der Friesen das Wort Gottes verbreiteten. Der thätigste aber war der angelsächsische Mönch Winfried aus Wessex, welcher vom J. 680 — 755 lebte und mit Recht der Apostel der Deutschen genannt wird. Frühzeitig verließ er seine Heimath und kam herüber nach Frankreich, reiste nach Rom, wo ihm Papst Gregor II. förmlich die Bekehrung der heidnischen Völker in Deutschland auftrug. Nun half er eine Zeit lang dem Willibrod in der Bekehrung der Friesen, zog dann nach Thüringen, taufte unzähliges Volk und bildete die gelehrigen Jünglinge zu Mönchen, für die er an mehreren Orten, Klöster anlegte, durch welche dann Bildung im Allgemeinen und insbesondere das Christenthum verbreitet wurde. Denn rings um ein solches Kloster siedelten sich gewöhnlich viele Neubekehrte an, bauten sich Hütten und bearbeiteten nach dem Beispiel der Mönche das angrenzende Feld, so daß in kurzer Zeit um jedes Kloster ein Dorf entstand, woraus in spätern Zeiten meist eine ganze Stadt geworden ist. Denn die Barbaren kamen aus ihren Wäldern herbeigezogen, um diese frommen Männer zu sehen. Daß diese mitunter auch durch Heilung der Kranken und andere Thaten, welche die rohe Menge als Wunder anstaunte, ihr Ansehen vermehrten und sich wohl auch manchen frommen Betrug, wie man Kinder zu täuschen pflegt, erlaubten, ist nicht zu läugnen. Gregor II. hatte große Freude an diesen Bekehrungen und rief den frommen Winfried wieder nach Rom, gab ihm den Namen Bonifacius (der Gutthätige), weihte ihn zum Bischof und ließ ihn am Grabe des Apostels Petrus schwören, „auf keine Weise von der römischkatholischen Kirche abzuweichen.“ Darauf begab sich Winfried, der nun Bonifacius hieß, nach Hessen, wo er aber wenig Glauben fand. Bei Geismar stand eine uralte Eiche, welche von den Heiden für unverletzlich gehalten wurde. Bonifacius, um diesen Aberglauben zu vertilgen, nahm eine Axt und fing an, die Eiche umzuhauen, während die Heiden um ihn her auf den Augenblick warteten, wo der Donnergott diesen Frevler erschlagen würde. Als aber das nicht erfolgte und die Eiche niedergestreckt am Boden lag, erstaunten sie über die Kühnheit des Mannes und erkannten die Nichtigkeit ihrer Götter und ließen sich taufen. Sein Ruhm wurde bald in allen Landen bekannt, am meisten in seiner Heimath, und auf seinen Ruf kamen dort her noch mehrere fromme Männer und sogar Frauen, um in seinem Werke ihn zu unterstützen. Die Geschichte nennt eine heil. Thecla, Lioba, Walpurgis, welche Bonifacius zu Vorsteherinnen seiner Nonnenklöster bestellte. Zum dritten Mal reiste Bonifacius nach Rom und wurde von Gregor III. zum Erzbischof aller deutschen Gemeinden erhoben. Nun ordnete er, als er dahin zurückgegangen war, die Kirchen und Gemeinden auf's beste, stiftete vier Bisthümer, hielt Kirchenversammlungen und verbot den Geistlichen Jagd und Krieg bei Strafe der Absetzung. Vor Allem aber schärfte er den Bischöfen ein, daß sie den römischen Papst als Statthalter Christi verehren sollten. Er kam auch nach Frankreich öfter, wurde vorzüglich von Pipin sehr hoch gehalten und zum Erzbischof von Mainz erwählt, welche Wahl auch der Papst bestätigte. Als darauf Pipin König wurde, hat Bonifacius, wie schon erzählt worden, die Krönung vollzogen. Das größte Kloster, das er stif-

tete, war an dem Flusse Fulda, wo anfangs nur sieben Mönche und noch bei seinen Lebzeiten über 400 sich niederließen. Selbst im hohen Alter konnte er nicht ruhen und zog mit 70 Mönchen in das Land der Friesen, die noch immer dem Christenthume widerstrebten. Hier war er unermüdet, das wilde Volk durch Predigen zu überreden; als er aber eines Tages mit seinen Begleitern auf freiem Felde ausruhete, wurde er von einem Schwarme heidnischer Friesen überfallen und mit Allen, die mit ihm waren, erschlagen. Erst später wurden diese Friesen und die angrenzenden Sachsen zum Christenthume bekehrt, und im neunten Jahrhundert geschah dasselbe auch mit den Normannen in Dänemark, Norwegen und Schweden.

Das Leben und Wirken dieser Heidenbekehrer und treuen Nachfolger der Apostel ist in zahllosen heil. Sagen oder Legenden bis auf unsere Tage gekommen und besonders unter dem römischkatholischen Volke allgemein bekannt und sogar ein Gegenstand kirchlicher Verehrung. Schade daß die Sammler dieser Sagen es für nöthig erachtet haben, sie mit Wundergeschichten zu durchflechten, da sie an sich schon rührend genug wären, christliche Frömmigkeit zu erwecken. Indessen hätten selbst solche Dichtungen ihren Nutzen, und haben auch ihre Wirksamkeit im Mittelalter, wo die europäische Christenheit noch im Alter der Kindheit war, bewiesen, wären sie nur nicht abgeschmackt und unschön. Wie trefflich sind z. B. manche Legenden von Herder, Kosegarten, Krummacher und Andern bearbeitet, deren wir nur zwei hierher setzen wollen.*)

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft, sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."

Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete,
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,

*) Lesenswerth ist die liebliche Dichtung Kosegartens: Die Inselfahrt oder Aloisius und Agnes.

Wie ſich's geziemt, gebetet und geſprochen:
„Dein iſt das Reich und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten,“
Da riefen rings im Thal viel tauſend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!

Der Knab' erſchrak; reumüthig kniet er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn, ſprach der Greis, haſt du denn nicht geleſen:
Wenn Menſchen ſchweigen, werden Steine ſchrei'n?
Nicht ſpotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig iſt es, kräftig, ſchneidet ſcharf,
Wie kein zweiſchneidig Schwert. Und ſollte gleich
Das Menſchenherz ſich ihm zum Trotz verſteinen,
So wird im Stein' ein Menſchenherz ſich regen!“

St. Gallus.

Sanct Gallus auf den Alpenhöh'n
Einſt voll Verwunderung blieb ſteh'n,
Da will ich meine Hütte bau'n,
Spricht er, und Gottes Allmacht ſchau'n.

Doch eh' er noch das Werk begann,
Kam ihm gar große Kälte an;
Er ſuchte Holz, legt' es zu Hauf',
Ein helles Feuer lodert auf.

Da kommt ein Bär aus fernem Wald,
Den frommen Pilger ſieht er bald;
Auf's Feuer, halb ſchon abgebrannt,
Kommt er in wilder Haſt gerannt.

Sanct Gallus ſieht das Unthier nah'n
Und ſpricht es kecklich alſo an:
Gerade recht kommſt du daher,
Sieh nur, das Feuer brennt nicht mehr.

Drum lauf zurück in dein Revier
Und bringe dürres Reiſig mir!
Geh', Landsmann, geh' in deinen Wald,
Und ſäum' nicht lange, komme bald!

Der dumme Bär hört, was er ſpricht,
Und ſieht ihn an, beſinnt ſich nicht,
Läuft ſtracks zurück in ſeinen Wald
Und kommt mit dürrem Reiſig bald.

Und zu dem Feuer lagern ſich
Sodann die Beiden brüderlich;
Nun war der Bär ſo recht und ſchlecht
Des frommen Mannes treuer Knecht.

---

§ 10. Das Lehnweſen oder Feudalſyſtem.

Es iſt nun der Ort, von derjenigen Einrichtung bürgerlicher Verhältniſſe zu ſprechen, durch welche ſich das Mittelalter ſo weſentlich von der alten römiſchen Welt unterſcheidet, d. i. vom Lehnweſen oder Feudalſyſtem, wie es lateiniſch oft auch in deutſchen Büchern heißt. Als die germaniſchen Völker in die Provinzen des römiſchen Reichs einfielen, beſtand daſelbſt das römiſche Recht und römiſche Verfaſſung unter der Regierung unumſchränkter Kaiſer, die das Volk, urſprünglich freie Bürger oder Freigelaſſene und Leibeigene beſteuerten und ihnen höchſtens den Schein der Freiheit ließen, ſich in ihren Städten die Gerichtsobrigkeit zu wählen, denn die Landpfleger und Statthalter ernannte der Kaiſer. Uebrigens beſaß jeder Unterthan ſein Vermögen als Eigenthum, das aber durch kein Geſetz geſichert war, wenn es ihm etwa ein kaiſerlicher Beamter oder die Soldaten oder das Machtwort des Kaiſers wegnahmen. Dieſe Verfaſſung wurde nun nach der Beſitznahme von den Germanen ganz verändert. Es beſtanden nämlich ſämmtliche Deutſche aus freien und unabhängigen Männern, die ſich, ehe ſie ihre Heimath verließen, gleich den Israeliten, als ſie in der Wüſte zogen, ein Oberhaupt oder einen Herzog wählten. Das Volk verſprach, dieſem auf dem Zuge treu zu folgen und zu gehorchen, der Herzog, die Beute und das eroberte Land gleich zu theilen, nur ward ihm ein größerer Antheil voraus bedungen. Das war nun die Bundesverfaſſung, man könnte ſie Eidgenoſſenſchaft nennen. Sobald nun ein Land erobert war, nahm ſich der Herzog ſein Stück Land, und das übrige wurde durch Looſe (altdeutſch Lode) unter die Kriegs- und Eidgenoſſen gleich vertheilt, und ſolch ein zugetheiltes Eigenthum hieß nun von dem altdeutſchen Worte Lode ein Allode (Allodium) oder Freigut. Sobald nun ein jeder freie Mann ſein Gut in Beſitz genommen, hörte auch die Verpflichtung der Kriegsgenoſſen auf, der Herzog hat nicht weiter als auf ſeinem Allode und etwa mit den Kriegsgefangenen, die gewöhnlich Knechte des Siegers wurden, zu befehlen. Wurde aber die ganze Eidgenoſſenſchaft in ihrem Gebiete von Feinden angegriffen, ſo berief der Herzog alle freie Männer, um in gemeinſchaftlicher Berathung den Krieg zu beſtimmen und entweder unter ihm oder einem andern Herzoge in's Feld zu ziehen. Demohngeachtet hatten die Herzoge bald Gelegenheit, ihre Macht zu erhöhen, denn es gab in den neueroberten Ländern auch außer den Kriegsgefangenen eine Art freier Inſaſſen, die ihnen, nach römiſchen Geſetzen, als den Fürſten der Sieger, unterthan waren, nämlich die Römer oder Provinzialen. Dieſen ließ man ihr Eigenthum entweder ganz oder doch größtentheils, doch ſo, daß ſie es verſteuern, d. h. Abgaben davon entrich-

ten und zugleich, wie ehemals unter römischer Verfassung, Kriegsdienste leisten mußten, so daß der Herzog ihr oberster Feldherr und Richter, (gleichsam Consul) war. Noch eine dritte Classe von Bewohnern gab es, die alten Eingebornen, z. B. in Frankreich die Gallier, die schon unter römischer Herrschaft zinspflichtige Unterthanen waren und jetzt viel rücksichtloser besteuert wurden, so daß ihr Loos weit beschwerlicher als das der Kriegsgefangenen und Leibeigenen war, die meist im Hause der Herren bei schwerer Arbeit doch reichliche Nahrung hatten; daher denn solche Eingeborne mit der Zeit immer mehr verarmend freiwillig für ihre Scheinfreiheit Leibeigenschaft wählten. Eben so begaben sich nicht selten freie Besitzer von Allodien ihres Eigenthumsrechtes, wenn sie, was in diesen Zeiten beständiger Kriege nicht selten geschah, von äußern Feinden angegriffen wurden; sie suchten nämlich den Schutz des Herzogs und versprachen dafür Kriegsdienste, so oft er ihrer bedürfte, und nahmen das Freigut als Lehn oder dienstpflichtiges Besitzthum (lat. Feudum) von ihm an. Mehr solcher Dienstmänner oder Leute, wie man sie nannte, auch Vasallen oder Gesellen erhielten die Herzoge, nachdem sie königlichen Titel annahmen und auch von den Römern königlichen Hofhalt kennen lernten und einführten. Es waren nämlich Hofleute oder Beamte, Marschälle oder Stallmeister, Pfalzgrafen oder Palastaufseher, Kämmerer, Schatzmeister und dgl. nöthig, die alle nebst der besondern Ehre, am königlichen Hofe zu leben, als Besoldung kleine Landgüter erhielten, die ebenfalls keine Allode, sondern Feude oder Lehen waren. An der Spitze dieser Hofleute standen bei den Franken die Hausmaier, und wir haben gesehen, wie sich diese zu Königen selbst erheben konnten. Sehr günstig war dem Lehnwesen die Kriegslust der Deutschen, denn ihr Freigut in Frieden anbauen war nicht ihre Sache, viel lieber zogen sie wieder aus auf neue Abenteuer. Die Fürsten benutzten dieß und nahmen die freien Männer, so viel sich einstellten, im Gefolge mit auf ihren Feldzügen und belehnten dann die Sieger mit den eroberten Ländereien unter der Bedingung, daß diese ihnen huldigten als ihren Lehnsherren und Treue und Kriegsdienste gelobten. Ein eigenes Verhältniß bildeten die Geistlichen, die Bischöfe, Aebte und andere Prälaten, welche meist noch aus der Römerzeit große Landgüter und obendrein den Zehent ihres Kirchensprengels hatten. Auch diese zogen die Könige an ihren Hof, wo sie besonders, weil nur sie lesen und schreiben konnten, die Kanzler und Geheimschreiber waren; auch wurden sie gleich Andern mit Gütern belehnt. Alle diese Lehnsmänner oder Vasallen belehnten wieder geringere Leute mit kleinern Besitzthümern, die hinwiederum sie als Waffenträger und Kriegsknechte begleiten, oder auch Frohnen, d. i. Feld- und andere Arbeiten, verrichten oder Abgaben an Früchten und dgl. zahlen mußten. So war also das Lehnwesen diejenige Verfassung, vermittelst welcher ein Landesfürst das Recht hatte, alles Land des Reiches unter freie Männer zu vertheilen, wofür sie ihm, als seine Vasallen, kriegspflichtig wurden, außer denen es noch im Volke auch Unterthanen, meist Leibeigene, gab, die den Vasallen sowohl als dem Landesherrn Frohnen leisteten und Abgaben entrichteten. In diesen Lehnstaaten gab es denn außer dem Könige:

1) Hofleute und Beamte; zu letztern rechnet man die Grafen, welche die einzelnen Provinzen verwalteten; Markgrafen hießen sie, wenn sie in Grenzprovinzen saßen.

2) Vasallen, die nur im Kriege dienten.

3) Die Geistlichkeit, die auch zugleich Hofleute und Vasallen zu sein pflegten. Die zwei ersten Stände bildeten das, was in der Folge, als sowohl Lehn- als Hofdienste erblich wurden, den Adel, mit dem der Clerus gleiche Rechte hatte.

Außerdem gab es noch freie unadelige Landbesitzer, die aber immer weniger wurden, weil sie von dem mächtigen Adel bald unterjocht und zinspflichtig gemacht wurden. Nicht bei allen deutschen Völkern war das Lehnwesen eingeführt; in seinem ganzen Umfange aber bildete es sich bei den Franken aus, und weil ihr Reich bald der Mittelpunkt aller europäischen Staaten geworden, hat sich auch die Lehnverfassung allmählig über ganz Europa verbreitet.

§ 11. Karl der Große, v. J. 768 — 814.

Karl, der Sohn Pipins, war der Mann, welcher das Reich der Franken zu dem mächtigsten Staat von Europa erhob und das alte weströmische Kaiserthum, freilich in veränderter Gestalt und unter deutscher Lehnsverfassung, wieder herstellte. Es umfaßte aber dieses Reich bei seinem Regierungsantritt ganz Frankreich mit Belgien, Deutschland jenseits und diesseits des Rheins, das Land der Allemannen (Schwaben), der Ostfranken am Main, der Thüringer und der Baiern, und außerdem gehörte dem Könige die Oberlehnsherrlichkeit über Rom und das ehemalige Exarchat von Ravenna, das, wie schon gesagt, der Papst als Lehnsmann besaß. In Spanien herrschten noch die Araber bis an die Pyrenäen, nur in den Gebirgen von Asturien christliche Westgothen. In Ober- und Unteritalien die Longobarden, in Norddeutschland und zwar im heutigen Niedersachsen und Westphalen die Sachsen, nördlich der Elbe die Dänen, welche gleich den Bewohnern von Norwegen und Schweden zu dem großen germanischen Stamme der Normannen gehörten. In Obersachsen, Pommern und Brandenburg, wie in Böhmen, Schlesien und Mähren Slaven; in Ungarn Avaren, ein asiatisches Volk, das Viele für stammverwandt mit den Hunnen halten. Bei allen den Völkern, die noch nicht zum fränkischen Reiche gehörten, den Dänen, Sachsen, Slaven und Avaren war noch Heidenthum und alte Bundverfassung. Nur die Longobarden waren Christen, hatten aber nicht das fränkische Lehnsrecht. In Pavia herrschten ihre Könige nach geschriebenen Gesetzen, und frei war das Volk, nur die daselbst wohnenden Römer waren Unterthanen. Außerdem hatten sich aber mehrere Herzoge von dem Longobardenreiche losgerissen und herrschten selbständig in Spoleto, Benevent, Friaul u. m. a. Hätte Pipin es nicht gehindert, schon Aistulf wäre es gelungen, ganz Italien den Longobarden zu unterwerfen, und Desiderius, Aistulfs Nachfolger, konnte die Einmischung der Franken in die Angelegenheiten dieser Halbinsel nicht ruhig ansehen; er gedachte de-

Papſt Hadrian I. auf ſeine Seite zu bringen. Dieſer verharrte aber bei den Grundſätzen ſeiner Vorgänger und blieb dem Bündniſſe mit den Franken getreu. Deſiderius fiel ſodann in das römiſche Gebiet ein, verheerte es und bedrohte ſchon Ravenna, als König Karl mit einem großen Heere über die Alpen herübereilte und ſo die Longobarden nöthigte, zur Vertheidigung ihres Landes zurückzukehren. Es begann nun ein gewaltiger Krieg, in welchem endlich Pavia erobert, König Deſiderius gefangen und das Reich der Longobarden den Franken unterworfen wurde. Karl verfuhr als Sieger mit vieler Schonung, er forderte blos von den Herzogen den Eid der Treue und ließ ſie bei ihren Geſetzen und ihrer alten Verfaſſung. Aber auch dadurch gelang es ihm nicht, die Longobarden auf die Dauer für die fränkiſche Monarchie zu gewinnen, die Herzoge ſtrebten immer nach Unabhängigkeit, ſträubten ſich gegen das Lehnweſen, und Karl hatte oft Empörungen zu bekämpfen, welche nach ſeinem Tode nur noch häufiger wurden; und hier liegt der Grund, daß Italien in ſo viele unabhängige Staaten zerfallen.

Blutiger und langwieriger als der longobardiſche Krieg war der ſächſiſche, der mit kurzen Unterbrechungen 30 Jahre fortdauerte. Es waren aber die Sachſen ein kriegeriſches und tapferes Volk, welches noch damals ganz den alten Göttern, Sitten und Gebräuchen des großen deutſchen Völkerſtammes, wie ihn Tacitus geſchildert hat, treu geblieben waren. Wittekind war ihr erwählter Herzog, welcher, ſo oft Gefahr drohte, durch den Heerbann das ganze Volk zu den Waffen rief. Das Lehnweſen und das Chriſtenthum der Franken ſahen ſie für eine Beſchränkung deutſcher Freiheit an und wollten es nicht dulden, wenn dieſe herrſchſüchtigen Nachbarn ihre Marken bis in das ſächſiſche Gebiet hinein ausdehnten. Daher immerwährende Fehde von jeher zwiſchen Sachſen und Franken, in welchen die an den Grenzen erbauten Kirchen und Klöſter den Verheerungen am meiſten ausgeſetzt waren. Da beſchloß König Karl, die Unterwerfung dieſes Volkes mit aller Gewalt durchzuſetzen und zugleich das Chriſtenthum, welches ihm nicht weniger als ſeine Herrſchaft am Herzen lag, unter demſelben zu verbreiten. Auf einem Reichstage zu Worms wurde der Krieg gegen die Sachſen beſchloſſen, und gleich im erſten Feldzuge brach er die ſächſiſche Veſte Eresburg, zertrümmerte die große Irmenſäule, ein coloſſales Götterbild, das im Lande an der Weſer ſtand, und zwang viele tauſend Sachſen zur Taufe. Der Herzog Wittekind entkam indeſſen nach Dänemark, kam aber immer wieder, ſobald die Franken das Land verließen. Vergebens ſuchte Karl dieſen Fürſten durch gute Worte und Geſchenke zu gewinnen, vergebens hielt er zu Paderborn einen Landtag, auf welchem er die edelſten Sachſen verſammelte und ihnen den völligen Beſitz alter Rechte und Freiheiten zuſicherte und nur Bekehrung zum Chriſtenthume und Lehnseid forderte; das herriſche Weſen Karls und ſeiner Vaſallen, die Kirchen und Klöſter, die in ihrem Lande erbaut wurden, und die Biſchöfe, denen ſie den Zehent von allen Früchten geben ſollten, ärgerte ſie, und immer waren ſie bereit, wenn Wittekind zum Heerbann rief, die Biſchofſitze und Klöſter zu zerſtören, die Burgen der Franken niederzureißen, die Beſatzungen und Geiſtlichen zu erſchlagen. Als einſt das ganze Volk der

Sachsen, welches Karl nach einem abermaligen Friedensschlusse schon ganz unterworfen wähnte, über die Franken herfiel und viele Tausende derselben erschlug, da ergrimmte Karl und zog mit einem gewaltigen Kriegsheer in ihr Land, bezwang das trotzige Volk in einer großen Schlacht und ließ über 4000 Kriegsgefangene grausam hinrichten, um so durch Schrecken endlich den langen Krieg zu schließen. Doch auch dieses Blutbad that nicht die gehoffte Wirkung, sondern erbitterte die Gemüther nur noch mehr; erst als Wittekind sich taufen ließ und zu Aachen den König Karl und dessen hohe Tugenden und Weisheit kennen lernte, so daß er sich ihm freiwillig als Lehnsmann unterwarf, wurde das Volk der Sachsen mit den Franken auf immer vereinigt und das Reich bis an die Weser und Elbe ausgedehnt. Noch weiter und größer wurde es durch die Besiegung des Dänenkönigs Gottfried und der Slaven und Avaren. Ersterer wurde über die Eider zurückgedrängt, und es ist dieser Fluß bis heutigen Tag die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark, zwischen hochdeutscher und dänischer oder altdeutscher Mundart. Als sodann Thessilo, Herzog der Baiern, sich empörte und Slaven und Avaren zu Hilfe rief, zwang Karl ihn zur Unterwerfung und besiegte die Czechen und die Wilzen in Böhmen und Brandenburg, so daß ihre Herzoge lehnspflichtig wurden, und die Avaren schlug er an der Rab und verdrängte dieß Volk bald ganz aus seinen Wohnsitzen an der Theiß und Donau, denn es verschwindet allmählig in der Geschichte und läßt keine Spur zurück. Gegen Westen gelang es am wenigsten, das Reich der Franken auszubreiten. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung kam zu Cöln ein arabischer Emir aus Spanien, um seinen Beistand gegen Abderrahman anzuflehen. Karl zog über die Pyrenäen und schlug die Araber am Ebro, eroberte Pampelona und Saragossa, würde aber durch schlimme Nachrichten aus Deutschland, wo die Sachsen wieder in seine Grenzen eingefallen waren und Alles mit Feuer und Schwert verwüstet hatten, zurückgerufen. Auf dem Rückzuge legten ihm die Basken oder Gascogner — ein spanisches Volk, welches in Biscaja und Navarra mitten in den Pyrenäen wohnte, und die noch von keinem Feinde bezwungen, Jeden, der ihr Gebiet betrat, feindselig mit Gewalt oder List aus dem Felde zu schlagen gewohnt waren, — einen Hinterhalt, und in einem Ueberfalle bei Roncesvalles erschlugen sie seine tapfersten Helden: Roland, Eckhart und Anshelm. Die Dichter haben nachher sowohl diesen Rückzug als besonders die Abenteuer Rolands*) vielfach besungen, und das Rolandlied ist lange der Schlachtgesang der Franken gewesen. Glücklicher war König Karl in Spanien in seinen spätern Jahren, wo er einen großen Theil des Landes an den Pyrenäen eroberte und unter dem Namen der spanischen Mark seinem Reiche einverleibte.

So erstreckte sich nun das Reich Karls, — den man mit vollem Rechte den Großen nennt, denn er war der größte Mann seines Zeitalters, — vom Ebro bis zu dem Vorgebirge des Hercules in Unteritalien.

*) Der rasende Roland, von dem italienischen Dichter Arioſto, ein treffliches Heldengedicht.

Und in diesem Reiche herrschte er, weil sein Reich noch gewaltiger war als sein Arm, beinahe unumschränkt. Wohl hielt er Reichstage; weil aber auch da sein Rath der weiseste und seine Absicht die redlichste war, so geschah meist sein Wille, und die allgemeinen Volksversammlungen wurden immer seltener. Jedoch versammelte er nach der Franken Weise alljährlich im Mai (in den ältesten Zeiten geschah dieß im März und hießen diese Versammlungen Märzfelder) diejenigen Vasallen, welche Hof- und Reichsämter führten, und die Bischöfe, im Herbste aber, wenn das Heer in die Winterrast ging, berieth er sich mit seinen auserwählten Räthen und den vornehmsten Herzogen und Grafen, welche als Statthalter die Provinzen verwalteten. Jeder Völkerschaft ließ er ihre eigene Verfassung, jedoch gab er in solchen Dingen, die das ganze Reich betrafen, Gesetze, die noch vorhanden sind.

§ 12. Karl der Große wird römischer Kaiser.

Gleichwie Karl sein Recht in allen deutschen Landen behauptete, that er es auch in Italien und in Rom. Die Schenkung Pipins bestätigte er zwar, doch blieb die alte Hauptstadt noch immer seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfen und der Papst sein Vasall. Im J. 800 war es, wo der Papst Leo III. zu ihm nach Sachsen in's Lager kam, um seinen Beistand zu bitten gegen eine feindlichgesinnte Partei in Rom, die ihn bei einer Procession vom Pferde gerissen und mißhandelt hatte, so daß er mit Mühe sein Leben retten konnte. Karl ließ ihn durch seine Kriegsleute zurückführen und folgte bald selbst nach, hielt ein strenges Gericht über die Empörer und stellte das Ansehen Leo's wieder her. Da es ihm stets in Rom, wo er schon einige Male war, sehr wohlgefiel, — weil diese Stadt trotz aller Verheerungen noch immer viel Pracht und Herrlichkeit zeigte und der Umgang mit den wohlgesitteten Römern viel Anmuth hatte, — blieb er auch bei dieser Gelegenheit länger daselbst, und als er am Weihnachtsfeste in der Peterskirche dem Gottesdienste beiwohnte und eben am Hochaltare kniete, erhob Leo eine Krone, zeigte sie dem Volke und setzte sie dem überraschten Könige auf das Haupt mit dem Ausrufe: Karolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg! und ein lautes: Lebehoch! des Volkes begrüßte ihn als Kaiser und Herrn. So wurde die römische Kaiserwürde wieder hergestellt, und es war kein leeres Schaugepränge, sondern es hatte hohe Bedeutung: ein Zeichen war es, daß die Macht des römischen Volkes, dessen Name noch immer allen Barbaren Ehrfurcht einflößte, auf die Deutschen übergegangen sei, und daß fortan auf den Trümmern des alten Roms germanisches Volksthum erwachsen solle, und ist auch in Folge der Zeit das große fränkische Reich in zwei große und viele kleine Reiche zerfallen, hat sich auch die alte germanische Sprache, verschmolzen mit der römischen und mancher andern, außer Deutschland in allen germanischen Ländern verändert, so ist doch deutscher Geist und deutsches Leben geblieben in ganz Europa bis auf diesen Tag, und unverkennbar lassen sich seine Spuren nach-

weisen in den Ländern von dem atlantischen Meere an bis zu dem Ausflusse der Donau, denn auch Völker ganz fremden Stammes, die Türken ausgenommen, haben sich desselben nicht erwehrt. Und das ist Karls des Großen großes Werk, und darum ist sein Name groß und herrlich in den Geschichten deutschen Volkes. Seine ganze Regierung zeigt auch von ächt deutschem Sinne, denn unverwandten Blickes hat er nur darauf gesehen, sein Volk durch Bildung glücklich zu machen und in die finstere Nacht der Barbarei Sonnen milder Gesittung zu werfen.

Darum war es seine eifrigste Sorge, sich selbst und sein Volk durch Wissenschaft und Christenthum auszubilden, und da nur die Geistlichen im Besitze gelehrter Kenntnisse waren, machte er diesen Stand in seinem Reiche reich und angesehen, ließ viele Kirchen und Klöster bauen und beschenkte sie mit Ländereien und großen Einkünften, forderte aber auch von ihnen, daß sie unsträflich wandelten, fleißig studirten und unermüdet das Volk belehrten. Zu dem Zwecke errichtete er auch viele Schulen, die er selbst häufig besuchte, um zum Lernen aufzumuntern. So kam er einst in eine solche Lehranstalt, und ließ die Schüler prüfen, und die Geschickten auf seine rechte, die Ungeschickten auf seine linke Seite treten. Als sich's aber fand, daß die Fleißigen meist Söhne armer Leute, die Nachlässigen hingegen vornehme Junkerchen waren, da wandte er sich zu den Erstern, die ihm zur Rechten standen, und sprach: „Ich freue mich, daß Ihr so gut bestanden seid, fahret nur so fort, ich werde Euer nicht vergessen, wenn Ihr einst Männer werdet und was Tüchtiges gelernt habt, dann will ich Euch wohl lohnen.“ Darauf wandte er sich mit zorniger Geberde zur Linken und sprach: „Ihr Söhne der Edlen, Ihr feinen Burschen, die Ihr Euch so vornehm dünket, daß Ihr nicht lernen zu müssen glaubet, Ihr faulen, unnützen Buben, ich sage Euch, Euer Adel und Eure hübschen Gesichter sollen Euch nichts helfen; denn wenn Ihr Euer Wesen nicht ableget und Euch bessert, so sollt Ihr Stallknechte werden, nicht Marschälle und Grafen, wie Eure Väter sind!“ Außer den Wissenschaften ließ er in den Schulen auch das Singen treiben, und die italienischen Singemeister hatten viel Mühe mit den rauhen Kehlen der deutschen Schüler, und einer derselben verglich ihren Gesang mit dem Gerumpel eines Lastwagens über einen Knüppeldamm. Seine eigenen Kinder ließ er gut erziehen und unterrichten; ihnen zum Lehrer berief er den gelehrten Mönch Alkuin aus England. Er selbst lernte noch in alten Tagen schreiben und sprach gut Latein, las auch griechische Bücher und unterhielt sich gern und oft mit eben diesem Alkuin, mit Eginhard, Angilbert und andern gelehrten Männern, so daß sich aus diesem Vereine eine Art gelehrter Gesellschaft gestaltete, in der sich Karl jede Berücksichtigung seiner königlichen Würde verbat. Alle Zeit, die dem rastlosen Fürsten von seinen Feldzügen und Regierungsgeschäften übrig blieb, verwendete er auf das Lesen guter Bücher und auf seine häusliche Wirthschaft. Denn auch darin war er ein ächtes Urbild deutscher Gesittung, daß er eben so eifrig für sein Haus, als für sein Reich sorgte, und daß seine Liebe für's Vaterland vom heimathlichen Heerde ausging, den er sich so zu-

richtete, daß er gern da verweilen mochte*). Am liebsten wohnte er in Aachen, hatte aber auch noch andere Schlösser am Rheine und dabei Meierhöfe mit Feldwirthschaft, die er selbst beaufsichtigte. Er ließ sich von seinen Beamten die Rechnungen vorlegen und überzählte fleißig Einnahme und Ausgabe, und setzte sich von dem ganzen Stand der Wirthschaft in Kenntniß, so daß er wußte, wie viel Vieh im Stalle sei, ja wie viel Eier gelegt wurden und was die Ernte betrug. Man hat noch von ihm Verordnungen und Anweisungen zur Landwirthschaft auf den königlichen Gütern, worin man die Einsicht des Mannes in dergleichen Dingen bewundern muß.

Außerdem lebte er höchst einfach; Speise und Trank genoß er mäßig, vier Gerichte genügten ihm, Trunkenheit aber war ihm ein Abscheu. Während der Mahlzeit ließ er sich die Geschichten alter Könige vorlesen. Auch seine Kleidung war einfach: ein leinenes Hemde, von seinen Töchtern gesponnen und gewebt, darüber ein Wamms, von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten, im Winter auch noch um Schultern und Brust ein Ueberwurf von Otterfell. Sein Oberkleid war ein kurzer Mantel. In Rom ließ er sich zweimal bewegen, das Kleid eines römischen Patriciers anzulegen.

Die Frömmigkeit wohnte bei ihm tief im Herzen, und es war nicht bloß Gewohnheit und Sitte bei ihm, wenn er täglich zwei- auch dreimal in die Kirche ging. An Arme theilte er mit eigener Hand Almosen aus und sandte deren in alle Länder, ja selbst zu den Arabern, damit sie daselbst unter Hilfsbedürftige vertheilt würden. Auch gegen die Geistlichen war er außerordentlich freigebig, verordnete aber auch, daß ein Theil des Zehnten den Armen gegeben werde. Denn er war keineswegs ein blinder Verehrer der Geistlichkeit, sondern wachte streng darüber, daß sich die geistliche Macht nicht in die weltliche einmische und überhaupt nicht zu weit greife, wie man aus folgenden Aeußerungen, die von ihm aufgeschrieben auf die Nachwelt gekommen sind, vernehmen kann.

„Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Verheißung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle einfältige Menschen ihres Vermögens beraubt, und sie überredet, Klöster zu bauen, so daß die rechtmäßigen Erben um das Ihrige kommen und aus Noth Diebe und Räuber werden?"

„Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern hat, und Menschen durch Geld zu Meineid und falschem Zeugniß verführt?"

„Mag doch ein Mönch immerhin ein schlechter Sänger sein, wenn er nur kein schlechtes Leben führt; reine und edle Sitten sind ja doch das Erste am Menschen!"

Karls Ruhm ging auch in alle Länder, ja sogar der berühmte Chalif von Bagdad Harun al Raschid hörte von seinen Thaten, und ließ ihm durch eine glänzende Gesandtschaft zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen. Bei dieser Gelegenheit sandte er ihm einen Elephanten

*) Das alte Sprichwort: „Schau in dein Haus, darnach heraus!"

(den ersten, der in Deutschland gesehen worden), außerdem die kostbarsten indischen Gewürze und verschiedene morgenländische Kunstarbeiten, darunter eine Wasseruhr von Metall, daran der Stundenwechsel durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, und durch kleine Reiter, die aus von selbst aufspringenden Thürmchen herauskamen, angezeigt wurde. Karl machte dem Chalifen ein Gegengeschenk von Pferden und Jagdhunden, wie auch feiner Leinwand und andern Weberarbeiten, welche fränkische und friesische Frauen sehr geschickt verfertigten.

Auch die byzantinischen Kaiser hatten große Achtung für ihn, und ließen es hingehen, daß er das römische Reich im Abendlande in Besitz nahm, indem ihnen nichts mehr als die Insel Sicilien und ein Theil von Unteritalien übrig blieb; ja die Kaiserin Irene bot ihm sogar, um beide Reiche zu vereinigen, ihre Hand an; allein eine Verschwörung, welche diese Kaiserin vom Throne stieß, verhinderte diese Verbindung.

Von seinen drei Söhnen blieb ihm nur einer, und leider der unfähigste übrig, das war Ludwig, der in der Geschichte der Fromme heißt. Kurz vor seinem Tode versammelte Kaiser Karl einen Reichstag zu Aachen, wo er die Einwilligung der Vasallen zur Krönung seines Sohnes einholte. Da ging er an einem Sonntage im kaiserlichen Ornate, begleitet von seinem Sohne und der ganzen Reichsversammlung, in die Kirche, und nachdem er das Gebet verrichtet, vermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme: Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote zu halten, die Kirche zu beschützen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen zu helfen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, Niemandem Ehrenamt oder Lehen ohne Ursache oder Untersuchung zu nehmen, selbst aber vor Gott und den Menschen unsträflich zu wandeln. Darauf fragte er ihn mit gerührter Stimme: „Willst Du das Alles halten, mein lieber Sohn?" Ludwig versprach es. „Nun wohl," setzte der Vater hinzu, „so nimm die Krone und setze sie Dir auf Dein Haupt, und denke stets, was Du versprochen." Darauf setzte sich Ludwig die Krone auf das Haupt, zum Zeichen, daß ein deutscher Kaiser und König, vom Volke gewählt, das Recht habe, sich selbst zu krönen. Im Jänner 814, dritthalb Monate nach dieser Krönung, verfiel Karl in ein Fieber, das bald, am 28. desselben Monats, seinem Leben im 72. Jahre seines Alters ein Ende machte. Allgemeines Wehklagen erfüllte das gesammte Volk in allen Theilen des Reiches, als ob es ahnete die schweren Zeiten, die da kommen sollten.

Seine Gestalt beschreibt sein Biograph Eginhard folgendermaßen: von Körper war Karl der Große voll und stark, von Wuchs erhaben, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, die Miene heiter und fröhlich, die ganze Gestalt sitzend und stehend voll hoher Würde. Der Gang war fest, die gerade Haltung des Körpers männlich.

So war der Mann, der die Zeit barbarischer Verwirrung, die 400 Jahre fortwährte, mit gewaltigem Arme endete, und Ordnung und

Geſetzlichkeit ſchuf, die ſich freilich nach ſeinem Tode nicht lange hielt, doch aber künftiger Jahrhunderte Zuſtände begründet hat.

§ 13. Die Frauen.

Ordnung und Geſetzlichkeit konnte Karl der Große in ſeinem Reiche ſchaffen, allein nicht jenes geiſtige Leben, das im Schönen, Wahren und Guten ſich bewegt, und wodurch einſt alle Ordnung und Geſetzlichkeit zum freien Ergebniß ſelbſtändiger Menſchen wird. Kunſt und Wiſſenſchaft, die im Abendlande zu Grabe gegangen waren, wollten, ſo ſehr auch Karl ſtrebte, nicht wieder auferſtehen. Nur bei den Arabern tönte Harfenſpiel und Poeſie, nur dort erhoben ſich zierliche Paläſte, nur dort forſchten Weiſe über wiſſenſchaftliche Dinge, nur dort ward die Natur unterthan dem Menſchen, während er noch im Reiche der Franken mit derſelben um Dach und Brod, um Leib und Leben kämpfen mußte.

Wo es ſo unfreundlich iſt und unſchön, da iſt auch die Frauenwelt nicht glücklich. So war es bei den Franken, die am wenigſten unter allen Deutſchen die Frauen ehrten. Schon das ſaliſche Geſetz: „daß kein Weib gebiete und Beſitzthum habe im Lande," zeigt die Stellung der Frauen bei dieſem Volke an. Brunehilde und Fredegunde konnten eben kein beſſeres Loos ihrem Geſchlechte verſchaffen; ſie ſcheinen die Verachtung verdient zu haben, mit der die Geſchichte ihre Namen nennt. War auch Karl menſchlicher und milder in Allem, als ſein Volk, in der Behandlung des weiblichen Geſchlechts ſcheint er eben nicht über ſeine Zeit erhaben geweſen zu ſein. Zwar iſt Alles, was man von ſeinen Frauen und Töchtern zu erzählen hat, nur mangelhafte und unverbürgte Nachricht; allein ſo viel leuchtet doch aus den vorhandenen Sagen ein, daß die Frauen wenig Einfluß auf ſeinen Hof und auf ſein Leben ſelbſt gehabt haben. Er ſoll viermal verheirathet geweſen ſein. Seine erſte Gattin war die Tochter des unglücklichen Königs Deſiderius, und wurde ihrem Vater mit Schimpf zurückgeſandt, weil ſie ihrem Gemahl keine Kinder brachte. Von den übrigen Frauen weiß man kaum die Namen; nur von der ſchönen und verſtändigen Hildegard, die Karl am meiſten liebte, weiß die Sage viel zu erzählen, was aber Karls Humanität nicht das günſtigſte Zeugniß gibt.

Hildegard, ſo lautet die Sage, war die Tochter des Herzogs Hildebrand von Schwaben. Als Karl einſt auszog gegen die Sachſen, übergab er ſie zum Schutze ſeinem Stiefbruder Thaland, welcher ſie zur Treuloſigkeit verleiten wollte und, weil ſie ihn zurückſtieß, ſie bei dem heimkehrenden Gemahl verleumdete. Karl glaubte ſeinem Bruder, und im Grimme befahl er ſeinen Dienern, ſie in's Waſſer zu ſtürzen. Allein ſie wurde wunderbar gerettet und wallfahrtete ſodann mit ihrer Freundin Roſina von Poltmann als Pilgerin nach Rom. Als ſie dort ankamen, bezogen ſie ein kleines Haus, lebten ſtill und eingezogen und ſuchten in der Gegend Kräuter. Aus dieſen bereiteten ſie köſtliche Salben und Arzneien und halfen vielen Kranken und Elenden, ſo daß

ihre Kunſt in der ganzen Stadt geprieſen wurde. Da geſchah es, daß Kaiſer Karl nach Rom kam und mit ihm ſein böſer Bruder Thaland, der war auf beiden Augen blind geworden und hatte am ganzen Leibe einen häßlichen Ausſatz, wovon er zu geneſen hoffte in der h. Stadt Rom. Als nun der Kaiſer nach einem berühmten Arzte fragte, wies man ihn in das Haus der frommen Pilgrinnen, wohin ſich auch Thaland begab, um unter ihrer Pflege zu geneſen. Hildegard erkannte ihn ſogleich, ließ aber nichts merken und ging, weil kein Rachegefühl Raum hatte in ihrem reinen Herzen, ſogleich an's Werk, um ihren Todfeind mit der Hilfe Gottes und ihrer Kunſt zu heilen. Es gelang, der Ausſätzige wurde rein und erlangte ſein Geſicht wieder. Darüber war König Karl hocherfreut und wünſchte den Arzt zu ſehen; als aber Hildegard kam, und Karl, ſie zu ehren und zu lohnen, ihr eine goldene Kette umhängen wollte, erkannte er nicht ohne Erſtaunen ſeine verſtoßene Gattin. Thaland, gerührt und erſchrocken, bekannte Alles und offenbarte die Unſchuld der Hildegard. Da fiel ihr der König um den Hals und küßte ſie tauſendmal und bat ſie, ihm ſeine Grauſamkeit und Härte zu verzeihen. Die gute Seele war glücklich und verzieh, bat auch, dem böſen Thaland zu verzeihen, und der h. Vater ertheilte ſeinen apoſtoliſchen Segen zu ihrer Wiedervereinigung; zurückgekehrt nach Deutſchland aber, erbaute ſie zum Preiſe Gottes, der alſo ihre Unſchuld an den Tag gebracht, in den Landen ihres Vaters, das herrliche Kloſter Kempten, wie zu leſen iſt in den alten Geſchichten.

Auch von Karls Töchtern gibt es Sagen; von der einen, Emma wird ſie genannt, heißt es, ſie habe ſich wider den Willen des Vaters mit einem Manne vermählt, der dieſem nicht recht war, darum ſei ſie ſammt ihrem Gatten vom Hofe verwieſen und ohne Zehrpfennig und Ausſteuer fortgeſchickt worden. Das unglückliche Ehepaar baute ſich in einem Walde eine Hütte und lebte da dürftig von Waidwerk und Fiſchfang. Da verirrte ſich einſt der König auf der Jagd und kam ohne alles Gefolge in die Hütte. Ohne die jungen Leute in ihrem ärmlichen Anzuge und den durch Kummer und Noth entſtellten Zügen zu erkennen, bat er um Obdach und einen Imbiß. Da bereitete ihm Emma, die ihn freilich ſogleich erkannt hatte, hurtig ſein Lieblingseſſen, und der König aß mit vielem Wohlbehagen und ſprach: „Seit meine Tochter mich verlaſſen, die eine feine Mundköchin war, habe ich ſo köſtlich nicht geſpeiſt.“ Er begleitete dieſe Rede mit einem Seufzer, ſo daß Emma merken konnte, ſie ſei nicht ganz aus dem Herzen ihres Vaters geriſſen, und darum faßte ſie Muth, und mit ihrem Gemahle zugleich fiel ſie Karln zu Füßen; er aber erkannte ſeine verſtoßene Tochter, das väterliche Gefühl erwachte, und er nahm Beide wieder in Gnaden auf an ſeinen Hof.

Aehnliche Geſchichten, wie geſagt, gibt es mehrere, wie auch die von ſeiner verſtoßenen Schweſter Bertha, von Uhland in der Ballade: Klein Roland, ſo trefflich nacherzählt.

Wenden wir uns nun zu dem griechiſchen Kaiſerhofe, wo die feinſte Bildung bereits in ſeine Laſterhaftigkeit übergegangen war, und wo die Frauen häufig das Regiment führten, ſo ſtoßen wir auf eine Kaiſerin, die mit allen Reizen körperlicher und geiſtiger Anmuth eine ſchwarze Seele

verband, — dieſelbe Irene, die dem Kaiſer Karl nach ſeiner geliebten Hildegard Tode die Hand anbot. Doch wird es nöthig ſein, vorher die Geſchichte des byzantiniſchen Hofes dieſer Zeit in kurzem Abriſſe zu geben.

Dem Kaiſer Leo III., dem Iſaurier, welcher die Bilder in den Kirchen abſchaffte, folgte im J. 741 ſein Sohn Conſtantin V., der nicht nur den Bilderdienſt ſtrenge verbot, ſondern auch die Klöſter aufhob, weil die Mönche immerwährende Unruhen ſtifteten, und ſowohl Bilder als Reliquien in's Meer werfen ließ. Er wollte dadurch das Chriſtenthum von dem Vorwurf der Abgötterei befreien, den ihm die Araber machten. Kräftig wußte er die Ruhe in ſeinem Reiche herzuſtellen und es auch gegen die Bulgaren und Araber zu vertheidigen, ſo daß die Zeiten des Heraclius wieder zu kommen ſchienen. Nichts deſtoweniger ſchildern ihn die Geiſtlichen in ihren Geſchichtbüchern als einen ſchändlichen Tyrannen. Im J. 769, (ein Jahr ſpäter als Karl der Große die Regierung antrat) vermählte Conſtantin ſeinen 20jährigen Sohn Leo IV. mit der ſchönen Athenienſerin Irene. Ihre Herkunft iſt unbekannt; doch muß ſie, ihrer feinen Erziehung nach zu urtheilen, von nicht geringen Eltern geweſen ſein. Sie wurde in einem prächtigen Schiffe von Athen abgeholt und in den Palaſt zu Hieria, auf einem Vorgebirge Conſtantinopel gegenüber, gebracht. In Schaaren ſtrömte das Volk, die Großen des Reichs und die Soldaten der kaiſerlichen Braut entgegen und wurden Alle von Erſtaunen und Entzücken ergriffen, als ſie ſie ſahen. Nach morgenländiſcher Weiſe huldigte man ihr wie einer Göttin, und ſie nahm ſolche Verehrung wohlgefällig, doch ohne Verwirrung an, als ob ſie eine geborene Prinzeſſin wäre. Am meiſten bezauberte ihr lebhafter athenienſiſcher Geiſt, denn noch immer war Athen der Sitz des feinſten Lebensgenuſſes, der Muſen und Grazien, und Irene hatte alle die Vorzüge ſich angeeignet, die eine ſolche Vaterſtadt mittheilen konnte.

In einem reichvergoldeten Schiffe mit ſeidenen Segeln wurde ſie nun nach Conſtantinopel geführt, begleitet von mehr als 100 Chalupen. Alle Einwohner der großen Kaiſerſtadt eilten dem Hafen zu, ihr Freudengeſchrei übertönte den Schall der Muſik und erfüllte die Lüfte. Sie wurde in den kaiſerlichen Palaſt geführt, vom Kaiſer und ſeinem Sohne auf's freundlichſte empfangen und die Hochzeit mit byzantiniſcher Pracht und wochenlangen Feſten und Luſtbarkeiten gefeiert. Irene empfing die Kaiſerkrone, mit welcher auch ihr Gemahl ſchon als Mitregent gekrönt worden war, und mußte einen Eid auf die heiligen Sacramente ablegen, dem Gebot der Kirchenverſammlung und des Kaiſers zufolge, den Bilderdienſt zu verwerfen. Obwohl ſie nun ſelbſt die Bilder verehrte, bedachte ſie ſich doch nicht lange, um zu herrſchen, und beſchwor, was ſie nicht zu halten gedachte. Sechs Jahre darnach ſtarb der alte Kaiſer an einer höchſt ſchmerzlichen Krankheit, und Leo IV. beſtieg den Thron. Er war wohlthätig gegen das Volk, beförderte den Ackerbau und that Alles, um ſein Reich glücklich zu machen; weil er aber ſtrenge bei dem Bilderverbot verharrte, vereitelten die Miniſter ſowohl als die Geiſtlichen ſeine beſten Abſichten, erregten Empörungen und nöthigten ihn, grauſam zu ſein. Irene ſelbſt war heimlich mit den Widerſachern

ihres Gemahls einverstanden und lebte in das Innerste des Palastes verschlossen, um den Schein zu haben, daß sie nicht Antheil nehme an dem gottlosen Wandel ihres Gatten, und die Geistlichen wußten unter dem Volke das Gerücht zu verbreiten, wie sie in ihrer Zurückgezogenheit dem Bilde der Mutter Gottes und den Heiligen Verehrung erweise, und alles Volk sah und hoffte auf sie, als die da, wenn Leo stürbe, die geliebten Bilder wieder herstellen werde. Indessen überraschte der Kaiser sie und mehrere Große des Reiches bei ihrem heimlichen Bilderdienste, und fand nach genauer Nachsuchung sogar das Bild des Heilands und seiner Mutter auf das Hauptkissen ihres Bettes gestickt. Darüber gerieth er in die ausgelassenste Wuth, warf Irenen ihre Herkunft vor und sagte, sie sei nicht werth, seine Gemahlin und Kaiserin zu sein. Da halfen weder Thränen noch Bitten, Leo ließ ihre Freunde in's Gefängniß werfen und ihr ankündigen, sie müsse den Hof verlassen und sich der Krone begeben. Allein der Kaiser empfand bald die Rache seiner Gegner; wenige Tage nach diesem Vorfall starb er plötzlich, und hat auch Irene nicht selbst das Gift gemischt, so wirft es doch unauslöschlichen Verdacht auf sie, daß sie sogleich nach dem Tode ihres Gemahls mit allem Glanze einer Kaiserin erschien und mit Wohlgefallen und sichtbarer Heiterkeit den lauten Jubel des Volkes aufnahm. Ihr zehnjähriger Sohn Constantin VI. (er hieß Porphyrogeneta, d. i. der im Purpur Geborne) wurde zum Kaiser ausgerufen, und sie sollte als Vormünderin die Regierung führen. Nun that sie Alles, um die Gunst des Volkes zu gewinnen; sie verminderte die Auflagen und öffnete die kaiserlichen Schätze und gab mit vollen Händen, durchreiste auch die Provinzen ihres Reiches und empfing überall die Huldigungen des Volkes. Als sie eine zerstörte Stadt wieder aufbauen ließ, fand ein Landmann in der Erde ein vermauertes Grab und in demselben eine Marmorplatte mit der Schrift: „Christus wird geboren werden von der Jungfrau Maria und ich glaube an ihn; Sonne du wirst mich noch einmal sehen unter der Regierung Constantins und Irenens."

Das Volk, welches hier keinen Betrug ahnete, schrie: Mirakel! und sah die Kaiserin als die Wiederherstellerin des wahren Glaubens, d. h. des Bilderdienstes an. Nun berief Irene eine Kirchenversammlung, auf welcher der Bilderdienst wieder feierlich eingeführt wurde. Der Jubel in der Hauptstadt und in den meisten Provinzen war grenzenlos, die Mönche hatten wieder vollauf zu thun, um Bilder zu malen, hätten sie es nur mit mehr Geschmack gethan! Indessen wurde Constantins Erziehung ganz vernachlässigt; seine Mutter wollte herrschen, darum sollte der Sohn ungeschickt bleiben, und der war es auch noch, als er schon das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte. Allein es gab doch Männer, welchen die Regierung dieses stolzen Weibes verhaßt war. Irene entdeckte bald eine Verschwörung zu Gunsten ihres Sohnes und bestrafte die Theilnehmer mit dem Tode, den jungen Kaiser selbst ließ sie mit Ruthen streichen. Eine zweite Empörung der ganzen Armee setzte den Sohn mit Gewalt auf den Thron; doch Irene wußte es durch Ränke und ihre Freunde dahin zu bringen, daß der schwachsinnige Constantin ihr bald selbst die Regierung abtrat. Als aber Constantins Gemahlin

Teudata, eben so herrschsüchtig wie Irene, sich und ihren Gemahl auf den Thron schwingen wollte und Alles zum Falle der Kaiserin schon eingeleitet war, vollbrachte diese eine That, vor welcher die Stimme der Natur und der Menschlichkeit zurückschaudert: sie unterdrückte alles Muttergefühl, ließ den Sohn heimlich überfallen, in ihren Palast bringen und in demselben Zimmer, wo er geboren wurde, blenden. Der Unglückliche starb einige Stunden nach dieser schmerzhaften Operation, und Irene bahnte sich durch neue Geschenke, die sie dem Volke ertheilte, den Weg zum Throne, auf dem sie aber nur noch vier Jahre saß. Der erste Taumel des Volks ging bald vorüber, und die Schönheit und die Freigebigkeit der Kaiserin hörten auf zu wirken, denn immer sah man nur die Mörderin des Sohnes in ihr. Vergebens suchte sie alle diejenigen Großen, die ihr verdächtig waren, aus dem Wege zu räumen; vergebens suchte sie, wie schon oben erzählt worden, eine Verbindung mit Karl dem Großen zu knüpfen, eine mächtige Verschwörung der vornehmsten Männer des Reiches beschloß, die Kaiserin abzusetzen und den Reichskanzler Nicephorus auf den Thron zu erheben. So geschah es auch, und Irene wurde gefangen genommen, Nicephorus aber empfing aus den Händen des Patriarchen in der Sophienkirche die Kaiserkrone, und das Volk rief freudetrunken: Es lebe der Kaiser! Irene aber wurde bald darauf auf einem Schiffe nach der Insel Lesbos gebracht. Dort lebte sie eingesperrt und scharf bewacht und durfte Niemand als ihre Wächter sehen. Im einundfünfzigsten Jahre ihres Lebens beschloß sie dort unter den Foltern eines marternden Gewissens und unter Entbehrungen, die ihr zarter Körperbau nicht vertragen konnte, ihr lasterhaftes Leben.

Wie ganz anders zeigt sich die weibliche Natur bei den rohen, doch kräftigen und unverdorbenen Normännern, die in Dänemark, Norwegen und Schweden und auf der fernern Insel Island wohnten. Unschuldig und sittsam waren dort die Weiber, gleich den Frauen der alten Deutschen, die uns Tacitus beschrieben hat, und die Männer ehrten sie hoch und begegneten ihnen auf eine Weise, die beide Geschlechter ehrt. Ist auch die Geschichte damaliger Zeiten in Dunkel gehüllt, so bestätigen dieß doch die alten Sagen, welche im Geschmack und Geist jener Zeiten und gewiß nicht ohne historische Grundlage gedichtet sind. Hier nur eine derselben:

In Norwegen und Schweden regierte zur Zeit, als Pipin König der Franken war, König Regner Lodbrog, der tapferste Held des Nordens, der zu Wasser und zu Lande unerhörte Thaten vollbrachte und sich die Hand der schönen Thora, der Tochter des Schwedenkönigs, und mit ihr das Reich selbst errang. Nach dem Tode seiner geliebten Thora landete er an der Küste Island, wo eben Aslauga, die schönste Schäferin der Insel, ihre Heerde weidete. Als sie die Flotte kommen sah, wusch sie sich Hände und Gesicht und schmückte ihr goldenes Haar, das bis auf die Ferse niederwallte. Alle Begleiter des Königs, die ausgestiegen waren und die Schäferin erblickten, wurden entzückt von ihrer Schönheit und priesen sie nach ihrer Rückkehr auf die Schiffe. Sobald der König dieses hörte, ließ er die Schäferin bitten, zu ihm auf sein

Schiff zu kommen. Allein sie weigerte sich, seinem Wunsche zu willfahren, bis er versprochen hätte, daß ihr Nichts widerfahren solle, was ihre Ehre verletzen könnte. Regner gab sein königliches Wort, und Aslauga kam herüber auf sein Schiff, wo der König von ihrem Anblicke ganz entzückt zu singen anfing, denn er war ein Dichter, wie folgt:

Mächtiger Odin!
Mächtiger Odin!
Wolltest du süßen
Trost mir und Freude
Liebreich gewähren,
O so gebiete,
Daß diese Hirtin,
Daß diese schöne
Blühende Jungfrau
Mir sich vereine
Zum ewigen Bund.

Die bescheidene Aslauga hielt es für Spott oder doch nur für Schmeichelei, was der König sagte, und sie antwortete in Versen, — (denn die isländischen Jungfrauen verstehen es noch bis auf heutigen Tag, ein Wechselgespräch in Versen zu führen), also:

Hüte dich, edler,
Tapferer Regner,
Daß dir ein Unfall
Nimmer begegne,
Würdest du brechen
Gegebenes Wort!
Nun ich den König
Habe gegrüßt,
Bitte ich flehend,
Wollest mich wieder
Zu meinen Schafen,
Zu meinen Eltern
Bringen zurück.

Das kluge, verschämte und würdige Betragen der Jungfrau vermehrte die Neigung des Königs immer mehr, und er bot ihr an, sie an seinen Hof mitzunehmen und zur Königin zu erheben. Zugleich überreichte er ihr ein prächtiges mit Silber gesticktes Kleid, das seine Gemahlin Thora getragen hatte. „Nimm," sprach er, „dieß kostbare Gewand, holdes Mädchen, das deiner Reize würdig ist. Die schönen Hände meiner Thora haben oft daran gearbeitet, und es wird demjenigen ewig theuer bleiben, den der ganze Norden den Fürsten der Helden nennt." „Nein," erwiederte Aslauga, „ich würde mich schämen, das Prachtkleid der Königin Thora zu tragen. Ich bin nicht werth, in so kostbaren Kleidern zu prangen. Ein schwarzes und grobes Tuch ist Al-

les, was einer armen Schäferin geziemt, die in einer niedrigen Hütte wohnt und auf dem Sande des Ufers wandelt, um ihre Schafe und Ziegen zu hüten." Als aber der König nicht nachließ und darauf bestand, daß sie ihm folge, verlangte sie, er möge zuerst den Heereszug vollenden, den er unternommen habe, und wenn er alsdann noch eben so gesinnt sei, als jetzt, so wolle sie ihm willig folgen und seine Gemahlin werden. Der König mußte in diese Bedingung einwilligen, er zog mit seinen Schiffen fort und erst nach einigen Monden kehrte er siegreich nach Island zurück, wo ihm Aslauga freundlich entgegen ging und auch unter der Bedingung mit in seine Heimath fuhr, daß die Vermählung erst nach ihrer Ankunft in Dänemark und zwar in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert werde.

§ 14. Lebensweise und Bildung.

Werfen wir noch einen Blick auf dieß Zeitalter der Barbarei zurück, so sehen wir, daß sich das Menschengeschlecht, aufgefrischt durch kräftige Naturvölker, zwar wieder von der Erschlaffung der römischen Lasterwelt erholt habe, aber auch zugleich durch verstandloses Wüthen und immerwährende Kriege verwildert sei. Es entstanden in dieser Verwilderung neue Laster, und alles Behagen eines friedlichen Zustandes, ja alle Sicherheit des Eigenthums und Lebens und das stille Glück ungestörter Betriebsamkeit war von der Erde gleichsam verschwunden. Denn wer mochte das Feld pflügen und ein Haus bauen, wenn bei dem nächsten Einfalle wilder Barbaren sowohl Ernte als Dach und Fach gefährdet waren; wer mochte Handel treiben, wenn er nicht sicher auf der Straße ziehen, nicht sicher in der Herberge rasten, nicht sicher auf dem Jahrmarkte seine Waaren feil bieten konnte?

Große Verdienste erwarben sich in dieser trübseligen Zeit die Mönche, welche, auch in's Abendland verpflanzt, Licht und Menschlichkeit zu verbreiten, wie schon bei Bonifacius angedeutet worden, nicht müde wurden. Benedictus von Nursia stiftete schon im sechsten Jahrhundert den nach ihm benannten Benedictinerorden, dessen Hauptsitz das berühmte Kloster auf Monte Cassino in Unteritalien war. Ueberall bei den Benedictinerklöstern wurden auch Schulen angelegt, worin weltliche und geistliche Kenntnisse nebst Singen und Beten gelehrt wurden. Freilich waren die Einsichten dieser Männer ziemlich beschränkt, wie das Beispiel des Papstes Zacharias beweist. Ein baierischer Priester, der kein Latein verstand, bediente sich folgender Taufformel: Baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritus Sancti (d. h. ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und heiliger Geist), wobei er also durch fehlerhafte Aussprache die Worte des Vaters und des Sohnes in Vaterland und Tochter verdrehte. Bonifacius, der in solchen Dingen genau war, verklagte den Mann bei dem heiligen Vater und meinte, eine solche Taufe sei ungiltig; Zacharias aber gab ihm die Weisung: „daß jede Taufformel, selbst von einem Ketzer ausgesprochen, giltig sei, wenn nur Beziehung auf den Namen der Dreieinigkeit stattgefunden

habe. Ein anderer Priester aus Baiern, Virgilius, behauptete, daß es noch eine andere Welt, d. h. noch andere Weltkörper und auch noch andere Menschen unter der Erde gebe, wobei er vermuthlich die Kugelgestalt der Erde und die Gegenfüßler oder Antipoden (auf der andern Erdhälfte wohnende Menschen) ahnete. Zacharias, als er davon hörte, befahl dem Bonifacius, die Sache auf einem Concilium zu untersuchen, wenn aber Virgilius von seiner gottlosen Lehre nicht abstehen würde, ihn entweder nach Rom zu senden, wo er eines Bessern belehrt werden sollte, oder aus der Kirche zu stoßen. Es konnte auch der Schulunterricht nur sehr wenig auf das Volk einwirken, da er in der lateinischen Sprache gegeben wurde, und so war Alles, das Beten wie das Lernen, nur elendes Gedächtnißwerk und geistloses Geplapper. Wirksamer war die Regierung Karls des Großen, der mit gewaltigem Geist und mit gewaltigem Arme Ordnung und Sicherheit in allen Ländern seines Reiches herzustellen bemüht war. Den innern Fehden machte er ein Ende, indem er bei Todesstrafe und Königsbann verbot, bewaffnet zur Gemeinde oder zu Gerichte zu kommen. Er theilte das Reich in kleine Landschaften oder Gauen ein, und bestellte in jedem derselben einen Grafen, der zugleich Anführer im Kriege und oberster Richter war. Bei Streitigkeiten trat ein Gericht von freien Männern zusammen, die man Schöffen nannte, weil sie das Urtheil zu schöpfen hatten. Indessen waren die Gesetze, nach denen gerichtet wurde, noch so unvollkommen, daß man in zweifelhaften Rechtsfällen die alten herkömmlichen Gottesurtheile beibehielt. Man glaubte nämlich an eine unmittelbar göttliche Mitwirkung zur Offenbarung der Gerechtigkeit und Wahrheit. Solche Gottesurtheile waren: die Feuer- und Wasserprobe und der Zweikampf. Wer z. B. durch Berührung des glühenden Eisens nicht beschädigt wurde; wer seine Hand unverletzt aus einem Kessel mit siedendem Wasser zog; wer in einen Strom geworfen nicht unterging, wer im Kampfe siegte, wurde für unschuldig erkannt. Nun erfand man bald geheime Mittel, diese Proben glücklich auszuhalten, und im Zweikampfe siegte oft der Schuldige, weil die Tugend nicht immer mit körperlicher Stärke und Gewandtheit verbunden ist. So vermengte sich alter Aberglaube mit Ränken römischer Sachwalter, ehrbare germanische Sitte mit Ausschweifungen römischer Verdorbenheit. Doch flossen alle Elemente deutscher Gesinnung in einer Tugend zusammen, die alle germanischen Stämme gemein haben. Das ist die Treue. Die Treue, mit welcher der Deutsche an seinem Weib und Kind und seinem Hause hängt, aber auch an seinem Fürsten, den er sich gewählt, so daß er sich gerne und freiwillig seiner Freiheit begibt, für jene zu sorgen und zu arbeiten, für diesen zu kämpfen. Freilich mußte der Fürst auch ein Mann sein, dem sich der Freie mit Ehren und ohne Erniedrigung unterwerfen konnte. Und solch ein Mann war Karl der Große, und darum gehorchte Alles, was ihm unterthan war, seinem Gesetze, und sein Wille war Gesetz, weil er fest stand und von sich selbst und Andern strenge das forderte, was recht und gut war.

3. Periode.

Von Karl dem Großen bis auf die Kreuzzüge oder Ausbildung des Feudalismus und der Hierarchie.

Vom J. 800 bis 1096.

§ 1. Eingang.

Es liegt ein Zeitraum von drei Jahrhunderten vor uns, in welchem wieder unter schwachen Regenten viel Unordnung und Gesetzlosigkeit aufkam, und erst gegen Ende desselben konnte die hervorbrechende Wildheit und Rohheit der Sitten durch die Schrecken zermalmender Herrschergewalt sowohl der Kaiser als der Päpste gezähmt werden. Außer Kaiserthum und Hierarchie erhob und entwickelte sich auch noch das Lehnwesen in seinem ganzen Umfange, so daß es bald feindselig gegen das Kaiser- und Königthum in allen Reichen auftrat. In diesem Getümmel streitender Kräfte zerfiel das fränkische Reich in mehrere Theile und hervortrat, gleichsam im Herzen Europas, das deutsche Reich, welches einer neuen Völkerwanderung im Osten Europas einen gewaltigen Damm setzte und auch die östlichen Völkerschaften der Slowenen und Magyaren zur Lagerung in festen Sitzen nöthigte. So mächtig war das deutsche Reich, welches die römische Kaiserkrone und die Landeshoheit über Rom selbst von Kaiser Karl dem Großen erbte. Doch daß es nicht, wie einst das römische, die halbe Welt unterjoche, hinderten die römischen Päpste und ein neues germanisches Volk aus Norden, die Normannen, welches in keiner Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche stand und selbständig in Frankreich, England und Italien neue Reiche gründete. Was Bildung, Kunst und Wissenschaft betrifft, war solche nur mehr kärglich in Griechenland und Constantinopel zu finden; üppig aber blühte geistiges Leben bei den Persern und Arabern. Durch die spanischen Araber kam ein Anflug dieser Bildung zu den europäischen Germanen, und in diesem Zeitraum sammelten sich allmählig die Keime europäischer Bildung, durch die Annäherung nördlicher und südlicher Menschheit, doch so, daß sich bei dieser Verschmelzung das Germanische in allen Ländern (auch außer dem eigentlichen Deutschland) zu einem besondern Volksthum gestaltete. Dieses besondere Volksthum, weil es sich in den Ländern bildete, wo noch viel römische Sitten und selbst

die römische Sprache übrig waren, nennt man das romanische, und es zeigte sich in Portugal und Spanien, in Frankreich und Italien, ja selbst in England.

§ 2. Frankreich und Deutschland.

Karl der Große hatte keinen würdigen Nachfolger, der sein ungeheures Reich erhalten und noch fester hätte begründen können. Ludwig der Fromme war nicht geeignet, ein Fürst zu sein, denn es fehlte ihm jener feste Wille und der unwiderstehliche Herrscherblick, durch welchen sein Vater die Vasallen Gehorsam lehrte. Sehr bald bemerkten diese die Schwäche ihres Herrn, und weil er nicht gebieten konnte, so nahmen sie sich das Recht heraus, es zu thun, anfangs um den einreißenden Unordnungen zu steuern, später um eigne Macht und Besitzthum zu vergrößern. Die Vasallen wurden nun Mitregenten des Kaisers, und auf den Reichstagen galt mehr ihr Wille, als der des Lehnsherrn. Desto härter aber drückten sie ihre Lehnsleute, d. i. die freien Männer, die sich in ihren Schutz begeben hatten, und manche derselben wurden in den niedrigen Stand der Leibeigenen hinabgedrückt. So stand denn das Feudal- oder Lehnwesen bald ganz ausgebildet da, und die Nachfolger Karls des Großen, welche noch 100 Jahre lang regierten, konnten dieser Gewalt nicht widerstehen, zumal sich auch die Brüder und Vettern der regierenden Könige zu den aufrührerischen Vasallen gesellten. Schon Ludwig der Fromme streute den Samen der Zwietracht unter die königliche Familie, indem er im Gefühle seiner Schwäche das Reich unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig theilte, so daß Lothar das Land zwischen Frankreich und dem Rhein, Pipin Westfranken oder das heutige Frankreich, Ludwig (daher er auch der Deutsche hieß) Ostfranken oder Deutschland erhielt. Er vermählte sich darauf noch einmal mit der herrschsüchtigen Judith, Tochter des Herzogs von Baiern, Welf. Diese bestand nun darauf, daß ihrem Sohne Karl dem Kahlen, welcher aus der zweiten Ehe des Ludwig entsprossen war, auch ein guter Theil des väterlichen Reichs eingeräumt werde, worauf die Söhne Ludwigs gegen den Vater selbst zu Felde zogen. Da war es, wo der römische Papst Gregor IV. nach Deutschland kam, um in dieser Angelegenheit Schiedsrichter zu sein. Er hielt es aber mit den Söhnen und bewirkte im Lager des Vaters, daß ihn alle Vasallen verließen, darum heißt das Feld bei Basel bis auf heutigen Tag das Lügenfeld, weil deutsche Treue da so schändlich gebrochen ward. Der Kaiser mußte sich aber den Söhnen gefangen geben, und später freigegeben kam er zum zweiten Male, weil Juditha Ränke nicht nachließen, in Gefangenschaft. Als aber der älteste Sohn Lothar, welcher das Land zwischen Frankreich und dem Rheine nebst Italien hatte (ein Theil dieses Reiches heißt bis heute Lotharingen oder Lothringen), den Vater, um ihn vor dem Volke recht herabzusetzen, zur öffentlichen Kirchenbuße zwang, da vereinigten sich Ludwig und Pipin gegen Lothar und erhoben den Vater wieder auf den Thron. Indessen lohnte der Kaiser seinen Söhnen

Ludwig und Pipin ſchlecht. Denn dieſer ließ ſich von ſeiner Gattin und Lothar ſo leiten, daß er nach Pipins Tode wieder eine neue Theilung vornahm, in welcher Lothar und Karl der Kahle am meiſten bedacht wurden, ſo daß Ludwig abermals gegen den Vater zu Felde zog. Der plötzliche Tod des Kaiſers machte dieſem Feldzuge bald ein Ende, und als nun Lothar die Kaiſerwürde annahm, Ludwig in Deutſchland, Karl in Frankreich unabhängig herrſchten, ſchien der Friede zwiſchen den Brüdern auf immer geſichert zu ſein. Allein Lothar zeigte ſich wieder ſo anmaßend, daß Ludwig und Karl ſich gegen ihn vereinigten. Sie kamen deßhalb im Jahre 842 zu Straßburg zuſammen und ſchwuren ſich einander einen feierlichen Eid, welcher damals wörtlich von einem Augenzeugen niedergeſchrieben wurde. Ludwig der Deutſche ſchwur vor dem verſammelten Kriegsvolk in dem ſich damals bildenden Franzöſiſch, damit Karls Heer ihn verſtehen konnte, folgendermaßen:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist; in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte ſich Karl der Kahle mit demſelben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs deutſchem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage framordes, so fram so mir god giwizzi indi maht furgibit, so hald ih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu thaz er mih so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce seadhen werdhen.

Beides bedeutet: aus Liebe gegen Gott und wegen des chriſtlichen Volks und unſer beiderſeitigen Erhaltung, von dieſem Tage an und fernerhin, ſo lange mir Gott Wiſſen und Vermögen verleiht, ſo halte ich aufrecht dieſen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe ſein in jeder Sache), ſo wie ein Menſch mit Recht ſeinem Bruder (helfen) ſoll, und damit er eben ſo thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre.

Wir ſehen aus dieſer Urkunde, wie ſehr ſich ſchon die Sprache der Weſt- und Oſtfranken unterſcheidet, ſo daß erſtere bereits eine romaniſche geworden und ſich dem heutigen Franzöſiſch nähert.

Nach dieſer eidlichen Verbindung rückten Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle gegen Lothar und nöthigten ihn nach einer ſiegreichen Schlacht zum Frieden, worin der berühmte Vertrag von Verdun beſtätigt wurde, in welchem Deutſchland und Frankreich auf immer von einander getrennt wurden. Die römiſche Kaiſerkrone blieb aber bei Lothars Hauſe, und es folgte ihm in dieſer Würde ſein Sohn Lothar II., und dieſem ſein Enkel Ludwig II., mit welchem auch dieſer Zweig des karolingiſchen Stammes ausſtarb. Die Kaiſerkrone erhielt hernach Karl der Kahle, König von Frankreich, und erſt nach deſſen Tode kam ſie auf einen Sohn Ludwig des Deutſchen, Karl den Dicken,

der auf kurze Zeit wieder die ganze Monarchie Karls des Großen unter seinem Scepter vereinigte. Allein die Geistesschwäche dieses Fürsten, unter welchem die Macht der Vasallen so stieg, daß sie dem königlichen Ansehen gleich kam, und die Einfälle der Normannen in Nordfrankreich bewirkten seine Absetzung im J. 887.

§ 3. Die letzten Karolinger.

In Frankreich regierte nach Karls des Dicken Absetzung ein Enkel Karls des Kahlen, welcher wegen geringer Geistes- und Thatkraft Karl der Einfältige genannt ward. Unter seiner Regierung kamen die Normannen, welche bereits die Normandie in Nordfrankreich erobert hatten, bis nach Clermont, und ihr Anführer Rollo konnte nur durch Dazwischenkunft der klugen Bischöfe von weiterm Vordringen abgehalten werden. Man suchte diesen rauhen und kriegerischen Mann erstlich mit dem Christenthum und dann mit dem Lehnwesen bekannt zu machen und zeigte ihm, welchen Vortheil er für sich und sein Volk gewinnen würde, wenn er die eroberte Normandie vom König von Frankreich als Lehn annähme und sich taufen ließe. Rollo ließ sich überreden und bekam in der Taufe den Namen Robert. So wurden die Normannen Vasallen Frankreichs und nahmen allmählig auch französische Sprache und Sitte an, ohne jedoch den festen Charakter ihres Stammes mit dem wandelbaren der Franzosen zu vertauschen. Auch war die Lehnsabhängigkeit von geringer Bedeutung und bestand beinahe nur in der feierlichen Handlung der sogenannten Huldigung, bei welcher der Vasall dem Lehnsherrn als Zeichen der Unterwürfigkeit den Fuß küssen mußte. Rollo hatte sich aber hierzu nicht bequemen wollen, und die Uebereinkunft wäre beinahe an diesem Umstande gescheitert. Die Bischöfe fanden jedoch einen Ausweg, indem sie dem Herzoge es freistellten, die Huldigung durch einen seiner Hauptleute verrichten zu lassen. Recht von übler Vorbedeutung war, was sich dabei zutrug. Der zur Huldigung beorderte Hauptmann wollte sich nämlich nicht so tief, als nöthig war, zur Erde bücken, und zog vielmehr den Fuß des Königs, um ihn zu küssen, so sehr in die Höhe, daß Karl das Uebergewicht bekam und der Länge nach zu Boden fiel. —

Treues Gefolge im Kriege war freilich die Pflicht der Vasallen, allein diese hielten die Herzoge der Normandie so wenig, als die übrigen Vasallen Frankreichs. Am trotzigsten waren die Grafen von Paris Odo und sein Bruder Robert, welche sich in offener Schlacht dem Könige widersetzten. Nach ihrem Tode setzte Roberts Sohn Hugo, genannt der Weiße, den Krieg fort, und dieser vereint mit Rudolph, Herzog von Burgund, besiegte Karl den Einfältigen, Rudolph wurde König von Frankreich und Karl starb in der Gefangenschaft. Darauf waren beständige Fehden unter den Vasallen und nach Rudolfs Tode bestrebten sich Ludwig IV., Lothar und Ludwig V. vergebens, durch Abtretung und Geschenke die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen. Diese unglücklichen Könige hatten sich am Ende ganz arm ge-

verband, — dieſelbe Irene, die dem Kaiſer Karl nach ſeiner geliebten Hildegard Tode die Hand anbot. Doch wird es nöthig ſein, vorher die Geſchichte des byzantiniſchen Hofes dieſer Zeit in kurzem Abriſſe zu geben.

Dem Kaiſer Leo III., dem Iſaurier, welcher die Bilder in den Kirchen abſchaffte, folgte im J. 741 ſein Sohn Conſtantin V., der nicht nur den Bilderdienſt ſtrenge verbot, ſondern auch die Klöſter aufhob, weil die Mönche immerwährende Unruhen ſtifteten, und ſowohl Bilder als Reliquien in's Meer werfen ließ. Er wollte dadurch das Chriſtenthum von dem Vorwurf der Abgötterei befreien, den ihm die Araber machten. Kräftig wußte er die Ruhe in ſeinem Reiche herzuſtellen und es auch gegen die Bulgaren und Araber zu vertheidigen, ſo daß die Zeiten des Heraclius wieder zu kommen ſchienen. Nichts deſtoweniger ſchildern ihn die Geiſtlichen in ihren Geſchichtbüchern als einen ſchändlichen Tyrannen. Im J. 769, (ein Jahr ſpäter als Karl der Große die Regierung antrat) vermählte Conſtantin ſeinen 20jährigen Sohn Leo IV. mit der ſchönen Athenienſerin Irene. Ihre Herkunft iſt unbekannt; doch muß ſie, ihrer feinen Erziehung nach zu urtheilen, von nicht geringen Eltern geweſen ſein. Sie wurde in einem prächtigen Schiffe von Athen abgeholt und in den Palaſt zu Hieria, auf einem Vorgebirge Conſtantinopel gegenüber, gebracht. In Schaaren ſtrömte das Volk, die Großen des Reichs und die Soldaten der kaiſerlichen Braut entgegen und wurden Alle von Erſtaunen und Entzücken ergriffen, als ſie ſie ſahen. Nach morgenländiſcher Weiſe huldigte man ihr wie einer Göttin, und ſie nahm ſolche Verehrung wohlgefällig, doch ohne Verwirrung an, als ob ſie eine geborene Prinzeſſin wäre. Am meiſten bezauberte ihr lebhafter athenienſiſcher Geiſt, denn noch immer war Athen der Sitz des feinſten Lebensgenuſſes, der Muſen und Grazien, und Irene hatte alle die Vorzüge ſich angeeignet, die eine ſolche Vaterſtadt mittheilen konnte.

In einem reichvergoldeten Schiffe mit ſeidenen Segeln wurde ſie nun nach Conſtantinopel geführt, begleitet von mehr als 100 Chalupen. Alle Einwohner der großen Kaiſerſtadt eilten dem Hafen zu, ihr Freudengeſchrei übertönte den Schall der Muſik und erfüllte die Lüfte. Sie wurde in den kaiſerlichen Palaſt geführt, vom Kaiſer und ſeinem Sohne auf's freundlichſte empfangen und die Hochzeit mit byzantiniſcher Pracht und wochenlangen Feſten und Luſtbarkeiten gefeiert. Irene empfing die Kaiſerkrone, mit welcher auch ihr Gemahl ſchon als Mitregent gekrönt worden war, und mußte einen Eid auf die heiligen Sacramente ablegen, dem Gebot der Kirchenverſammlung und des Kaiſers zufolge, den Bilderdienſt zu verwerfen. Obwohl ſie nun ſelbſt die Bilder verehrte, bedachte ſie ſich doch nicht lange, um zu herrſchen, und beſchwor, was ſie nicht zu halten gedachte. Sechs Jahre darnach ſtarb der alte Kaiſer an einer höchſt ſchmerzlichen Krankheit, und Leo IV. beſtieg den Thron. Er war wohlthätig gegen das Volk, beförderte den Ackerbau und that Alles, um ſein Reich glücklich zu machen; weil er aber ſtrenge bei dem Bilderverbot verharrte, vereitelten die Miniſter ſowohl als die Geiſtlichen ſeine beſten Abſichten, erregten Empörungen und nöthigten ihn, grauſam zu ſein. Irene ſelbſt war heimlich mit den Widerſachern

ihres Gemahls einverstanden und lebte in das Innerste des Palastes verschlossen, um den Schein zu haben, daß sie nicht Antheil nehme an dem gottlosen Wandel ihres Gatten, und die Geistlichen wußten unter dem Volke das Gerücht zu verbreiten, wie sie in ihrer Zurückgezogenheit dem Bilde der Mutter Gottes und den Heiligen Verehrung erweise, und alles Volk sah und hoffte auf sie, als die da, wenn Leo stürbe, die geliebten Bilder wieder herstellen werde. Indessen überraschte der Kaiser sie und mehrere Große des Reiches bei ihrem heimlichen Bilderdienste, und fand nach genauer Nachsuchung sogar das Bild des Heilands und seiner Mutter auf das Hauptkissen ihres Bettes gestickt. Darüber gerieth er in die ausgelassenste Wuth, warf Irenen ihre Herkunft vor und sagte, sie sei nicht werth, seine Gemahlin und Kaiserin zu sein. Da halfen weder Thränen noch Bitten, Leo ließ ihre Freunde in's Gefängniß werfen und ihr ankündigen, sie müsse den Hof verlassen und sich der Krone begeben. Allein der Kaiser empfand bald die Rache seiner Gegner; wenige Tage nach diesem Vorfall starb er plötzlich, und hat auch Irene nicht selbst das Gift gemischt, so wirft es doch unauslöschlichen Verdacht auf sie, daß sie sogleich nach dem Tode ihres Gemahls mit allem Glanze einer Kaiserin erschien und mit Wohlgefallen und sichtbarer Heiterkeit den lauten Jubel des Volkes aufnahm. Ihr zehnjähriger Sohn Constantin VI. (er hieß Porphyrogeneta, d. i. der im Purpur Geborne) wurde zum Kaiser ausgerufen, und sie sollte als Vormünderin die Regierung führen. Nun that sie Alles, um die Gunst des Volkes zu gewinnen; sie verminderte die Auflagen und öffnete die kaiserlichen Schätze und gab mit vollen Händen, durchreiste auch die Provinzen ihres Reiches und empfing überall die Huldigungen des Volkes. Als sie eine zerstörte Stadt wieder aufbauen ließ, fand ein Landmann in der Erde ein vermauertes Grab und in demselben eine Marmorplatte mit der Schrift: „Christus wird geboren werden von der Jungfrau Maria und ich glaube an ihn; Sonne du wirst mich noch einmal sehen unter der Regierung Constantins und Irenens.“

Das Volk, welches hier keinen Betrug ahnete, schrie: Mirakel! und sah die Kaiserin als die Wiederherstellerin des wahren Glaubens, d. h. des Bilderdienstes an. Nun berief Irene eine Kirchenversammlung, auf welcher der Bilderdienst wieder feierlich eingeführt wurde. Der Jubel in der Hauptstadt und in den meisten Provinzen war grenzenlos, die Mönche hatten wieder vollauf zu thun, um Bilder zu malen, hätten sie es nur mit mehr Geschmack gethan! Indessen wurde Constantins Erziehung ganz vernachlässigt; seine Mutter wollte herrschen, darum sollte der Sohn ungeschickt bleiben, und der war es auch noch, als er schon das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte. Allein es gab doch Männer, welchen die Regierung dieses stolzen Weibes verhaßt war. Irene entdeckte bald eine Verschwörung zu Gunsten ihres Sohnes und bestrafte die Theilnehmer mit dem Tode, den jungen Kaiser selbst ließ sie mit Ruthen streichen. Eine zweite Empörung der ganzen Armee setzte den Sohn mit Gewalt auf den Thron; doch Irene wußte es durch Ränke und ihre Freunde dahin zu bringen, daß der schwachsinnige Constantin ihr bald selbst die Regierung abtrat. Als aber Constantins Gemahlin

Teudata, eben so herrschsüchtig wie Irene, sich und ihren Gemahl auf den Thron schwingen wollte und Alles zum Falle der Kaiserin schon eingeleitet war, vollbrachte diese eine That, vor welcher die Stimme der Natur und der Menschlichkeit zurückschaudert: sie unterdrückte alles Muttergefühl, ließ den Sohn heimlich überfallen, in ihren Palast bringen und in demselben Zimmer, wo er geboren wurde, blenden. Der Unglückliche starb einige Stunden nach dieser schmerzhaften Operation, und Irene bahnte sich durch neue Geschenke, die sie dem Volke ertheilte, den Weg zum Throne, auf dem sie aber nur noch vier Jahre saß. Der erste Taumel des Volks ging bald vorüber, und die Schönheit und die Freigebigkeit der Kaiserin hörten auf zu wirken, denn immer sah man nur die Mörderin des Sohnes in ihr. Vergebens suchte sie alle diejenigen Großen, die ihr verdächtig waren, aus dem Wege zu räumen; vergebens suchte sie, wie schon oben erzählt worden, eine Verbindung mit Karl dem Großen zu knüpfen, eine mächtige Verschwörung der vornehmsten Männer des Reiches beschloß, die Kaiserin abzusetzen und den Reichskanzler Nicephorus auf den Thron zu erheben. So geschah es auch, und Irene wurde gefangen genommen, Nicephorus aber empfing aus den Händen des Patriarchen in der Sophienkirche die Kaiserkrone, und das Volk rief freudetrunken: Es lebe der Kaiser! Irene aber wurde bald darauf auf einem Schiffe nach der Insel Lesbos gebracht. Dort lebte sie eingesperrt und scharf bewacht und durfte Niemand als ihre Wächter sehen. Im einundfünfzigsten Jahre ihres Lebens beschloß sie dort unter den Foltern eines marternden Gewissens und unter Entbehrungen, die ihr zarter Körperbau nicht vertragen konnte, ihr lasterhaftes Leben.

Wie ganz anders zeigt sich die weibliche Natur bei den rohen, doch kräftigen und unverdorbenen Normännern, die in Dänemark, Norwegen und Schweden und auf der fernern Insel Island wohnten. Unschuldig und sittsam waren dort die Weiber, gleich den Frauen der alten Deutschen, die uns Tacitus beschrieben hat, und die Männer ehrten sie hoch und begegneten ihnen auf eine Weise, die beide Geschlechter ehrt. Ist auch die Geschichte damaliger Zeiten in Dunkel gehüllt, so bestätigen dieß doch die alten Sagen, welche im Geschmack und Geist jener Zeiten und gewiß nicht ohne historische Grundlage gedichtet sind. Hier nur eine derselben:

In Norwegen und Schweden regierte zur Zeit, als Pipin König der Franken war, König Regner Lodbrog, der tapferste Held des Nordens, der zu Wasser und zu Lande unerhörte Thaten vollbrachte und sich die Hand der schönen Thora, der Tochter des Schwedenkönigs, und mit ihr das Reich selbst errang. Nach dem Tode seiner geliebten Thora landete er an der Küste Island, wo eben Aslauga, die schönste Schäferin der Insel, ihre Heerde weidete. Als sie die Flotte kommen sah, wusch sie sich Hände und Gesicht und schmückte ihr goldenes Haar, das bis auf die Ferse niederwallte. Alle Begleiter des Königs, die ausgestiegen waren und die Schäferin erblickten, wurden entzückt von ihrer Schönheit und priesen sie nach ihrer Rückkehr auf die Schiffe. Sobald der König dieses hörte, ließ er die Schäferin bitten, zu ihm auf sein

Schiff zu kommen. Allein sie weigerte sich, seinem Wunsche zu willfahren, bis er versprochen hätte, daß ihr Nichts widerfahren solle, was ihre Ehre verletzen könnte. Regner gab sein königliches Wort, und Aslauga kam herüber auf sein Schiff, wo der König von ihrem Anblicke ganz entzückt zu singen anfing, denn er war ein Dichter, wie folgt:

Mächtiger Odin!
Mächtiger Odin!
Wolltest du süßen
Trost mir und Freude
Liebreich gewähren,
O so gebiete,
Daß diese Hirtin,
Daß diese schöne
Blühende Jungfrau
Mir sich vereine
Zum ewigen Bund.

Die bescheidene Aslauga hielt es für Spott oder doch nur für Schmeichelei, was der König sagte, und sie antwortete in Versen, — (denn die isländischen Jungfrauen verstehen es noch bis auf heutigen Tag, ein Wechselgespräch in Versen zu führen), also:

Hüte dich, edler,
Tapferer Regner,
Daß dir ein Unfall
Nimmer begegne,
Würdest du brechen
Gegebenes Wort!
Nun ich den König
Habe gegrüßt,
Bitte ich flehend,
Wollest mich wieder
Zu meinen Schafen,
Zu meinen Eltern
Bringen zurück.

Das kluge, verschämte und würdige Betragen der Jungfrau vermehrte die Neigung des Königs immer mehr, und er bot ihr an, sie an seinen Hof mitzunehmen und zur Königin zu erheben. Zugleich überreichte er ihr ein prächtiges mit Silber gesticktes Kleid, das seine Gemahlin Thora getragen hatte. „Nimm," sprach er, „dieß kostbare Gewand, holdes Mädchen, das deiner Reize würdig ist. Die schönen Hände meiner Thora haben oft daran gearbeitet, und es wird demjenigen ewig theuer bleiben, den der ganze Norden den Fürsten der Helden nennt." „Nein," erwiederte Aslauga, „ich würde mich schämen, das Prachtkleid der Königin Thora zu tragen. Ich bin nicht werth, in so kostbaren Kleidern zu prangen. Ein schwarzes und grobes Tuch ist Al-

les, was einer armen Schäferin geziemt, die in einer niedrigen Hütte wohnt und auf dem Sande des Ufers wandelt, um ihre Schafe und Ziegen zu hüten." Als aber der König nicht nachließ und darauf bestand, daß sie ihm folge, verlangte sie, er möge zuerst den Heereszug vollenden, den er unternommen habe, und wenn er alsdann noch eben so gesinnt sei, als jetzt, so wolle sie ihm willig folgen und seine Gemahlin werden. Der König mußte in diese Bedingung einwilligen, er zog mit seinen Schiffen fort und erst nach einigen Monden kehrte er siegreich nach Island zurück, wo ihm Aslauga freundlich entgegen ging und auch unter der Bedingung mit in seine Heimath fuhr, daß die Vermählung erst nach ihrer Ankunft in Dänemark und zwar in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert werde.

§ 14. Lebensweise und Bildung.

Werfen wir noch einen Blick auf dieß Zeitalter der Barbarei zurück, so sehen wir, daß sich das Menschengeschlecht, aufgefrischt durch kräftige Naturvölker, zwar wieder von der Erschlaffung der römischen Lasterwelt erholt habe, aber auch zugleich durch verstandloses Wüthen und immerwährende Kriege verwildert sei. Es entstanden in dieser Verwilderung neue Laster, und alles Behagen eines friedlichen Zustandes, ja alle Sicherheit des Eigenthums und Lebens und das stille Glück ungestörter Betriebsamkeit war von der Erde gleichsam verschwunden. Denn wer mochte das Feld pflügen und ein Haus bauen, wenn bei dem nächsten Einfalle wilder Barbaren sowohl Ernte als Dach und Fach gefährdet waren; wer mochte Handel treiben, wenn er nicht sicher auf der Straße ziehen, nicht sicher in der Herberge rasten, nicht sicher auf dem Jahrmarkte seine Waaren feil bieten konnte?

Große Verdienste erwarben sich in dieser trübseligen Zeit die Mönche, welche, auch in's Abendland verpflanzt, Licht und Menschlichkeit zu verbreiten, wie schon bei Bonifacius angedeutet worden, nicht müde wurden. Benedictus von Nursia stiftete schon im sechsten Jahrhundert den nach ihm benannten Benedictinerorden, dessen Hauptsitz das berühmte Kloster auf Monte Cassino in Unteritalien war. Ueberall bei den Benedictinerklöstern wurden auch Schulen angelegt, worin weltliche und geistliche Kenntnisse nebst Singen und Beten gelehrt wurden. Freilich waren die Einsichten dieser Männer ziemlich beschränkt, wie das Beispiel des Papstes Zacharias beweist. Ein baierischer Priester, der kein Latein verstand, bediente sich folgender Taufformel: Baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritus Sancti (d. h. ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und heiliger Geist), wobei er also durch fehlerhafte Aussprache die Worte des Vaters und des Sohnes in Vaterland und Tochter verdrehte. Benifacius, der in solchen Dingen genau war, verklagte den Mann bei dem heiligen Vater und meinte, eine solche Taufe sei ungiltig; Zacharias aber gab ihm die Weisung: „daß jede Taufformel, selbst von einem Ketzer ausgesprochen, giltig sei, wenn nur Beziehung auf den Namen der Dreieinigkeit stattgefunden

habe. Ein anderer Priester aus Baiern, Virgilius, behauptete, daß es noch eine andere Welt, d. h. noch andere Weltkörper und auch noch andere Menschen unter der Erde gebe, wobei er vermuthlich die Kugelgestalt der Erde und die Gegenfüßler oder Antipoden (auf der andern Erdhälfte wohnende Menschen) ahnete. Zacharias, als er davon hörte, befahl dem Bonifacius, die Sache auf einem Concilium zu untersuchen, wenn aber Virgilius von seiner gottlosen Lehre nicht abstehen würde, ihn entweder nach Rom zu senden, wo er eines Bessern belehrt werden sollte, oder aus der Kirche zu stoßen. Es konnte auch der Schulunterricht nur sehr wenig auf das Volk einwirken, da er in der lateinischen Sprache gegeben wurde, und so war Alles, das Beten wie das Lernen, nur elendes Gedächtnißwerk und geistloses Geplapper. Wirksamer war die Regierung Karls des Großen, der mit gewaltigem Geist und mit gewaltigem Arme Ordnung und Sicherheit in allen Ländern seines Reiches herzustellen bemüht war. Den innern Fehden machte er ein Ende, indem er bei Todesstrafe und Königsbann verbot, bewaffnet zur Gemeinde oder zu Gerichte zu kommen. Er theilte das Reich in kleine Landschaften oder Gauen ein, und bestellte in jedem derselben einen Grafen, der zugleich Anführer im Kriege und oberster Richter war. Bei Streitigkeiten trat ein Gericht von freien Männern zusammen, die man Schöffen nannte, weil sie das Urtheil zu schöpfen hatten. Indessen waren die Gesetze, nach denen gerichtet wurde, noch so unvollkommen, daß man in zweifelhaften Rechtsfällen die alten herkömmlichen Gottesurtheile beibehielt. Man glaubte nämlich an eine unmittelbar göttliche Mitwirkung zur Offenbarung der Gerechtigkeit und Wahrheit. Solche Gottesurtheile waren: die Feuer- und Wasserprobe und der Zweikampf. Wer z. B. durch Berührung des glühenden Eisens nicht beschädigt wurde; wer seine Hand unverletzt aus einem Kessel mit siedendem Wasser zog; wer in einen Strom geworfen nicht unterging, wer im Kampfe siegte, wurde für unschuldig erkannt. Nun erfand man bald geheime Mittel, diese Proben glücklich auszuhalten, und im Zweikampfe siegte oft der Schuldige, weil die Tugend nicht immer mit körperlicher Stärke und Gewandtheit verbunden ist. So vermengte sich alter Aberglaube mit Ränken römischer Sachwalter, ehrbare germanische Sitte mit Ausschweifungen römischer Verdorbenheit. Doch flossen alle Elemente deutscher Gesinnung in einer Tugend zusammen, die alle germanischen Stämme gemein haben. Das ist die Treue. Die Treue, mit welcher der Deutsche an seinem Weib und Kind und seinem Hause hängt, aber auch an seinem Fürsten, den er sich gewählt, so daß er sich gerne und freiwillig seiner Freiheit begibt, für jene zu sorgen und zu arbeiten, für diesen zu kämpfen. Freilich mußte der Fürst auch ein Mann sein, dem sich der Freie mit Ehren und ohne Erniedrigung unterwerfen konnte. Und solch ein Mann war Karl der Große, und darum gehorchte Alles, was ihm unterthan war, seinem Gesetze, und sein Wille war Gesetz, weil er fest stand und von sich selbst und Andern strenge das forderte, was recht und gut war.

3. Periode.

Von Karl dem Großen bis auf die Kreuzzüge oder Ausbildung des Feudalismus und der Hierarchie.

Vom J. 800 bis 1096.

§ 1. Eingang.

Es liegt ein Zeitraum von drei Jahrhunderten vor uns, in welchem wieder unter schwachen Regenten viel Unordnung und Gesetzlosigkeit aufkam, und erst gegen Ende desselben konnte die hervorbrechende Wildheit und Rohheit der Sitten durch die Schrecken zermalmender Herrschergewalt sowohl der Kaiser als der Päpste gezähmt werden. Außer Kaiserthum und Hierarchie erhob und entwickelte sich auch noch das Lehnwesen in seinem ganzen Umfange, so daß es bald feindselig gegen das Kaiser- und Königthum in allen Reichen auftrat. In diesem Getümmel streitender Kräfte zerfiel das fränkische Reich in mehrere Theile und hervortrat, gleichsam im Herzen Europas, das deutsche Reich, welches einer neuen Völkerwanderung im Osten Europas einen gewaltigen Damm setzte und auch die östlichen Völkerschaften der Slowenen und Magyaren zur Lagerung in festen Sitzen nöthigte. So mächtig war das deutsche Reich, welches die römische Kaiserkrone und die Landeshoheit über Rom selbst von Kaiser Karl dem Großen erbte. Doch daß es nicht, wie einst das römische, die halbe Welt unterjoche, hinderten die römischen Päpste und ein neues germanisches Volk aus Norden, die Normannen, welches in keiner Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche stand und selbständig in Frankreich, England und Italien neue Reiche gründete. Was Bildung, Kunst und Wissenschaft betrifft, war solche nur mehr kärglich in Griechenland und Constantinopel zu finden; üppig aber blühte geistiges Leben bei den Persern und Arabern. Durch die spanischen Araber kam ein Anflug dieser Bildung zu den europäischen Germanen, und in diesem Zeitraum sammelten sich allmählig die Keime europäischer Bildung, durch die Annäherung nördlicher und südlicher Menschheit, doch so, daß sich bei dieser Verschmelzung das Germanische in allen Ländern (auch außer dem eigentlichen Deutschland) zu einem besondern Volksthum gestaltete. Dieses besondere Volksthum, weil es sich in den Ländern bildete, wo noch viel römische Sitten und selbst

die römische Sprache übrig waren, nennt man das romanische, und es zeigte sich in Portugal und Spanien, in Frankreich und Italien, ja selbst in England.

§ 2. Frankreich und Deutschland.

Karl der Große hatte keinen würdigen Nachfolger, der sein ungeheures Reich erhalten und noch fester hätte begründen können. Ludwig der Fromme war nicht geeignet, ein Fürst zu sein, denn es fehlte ihm jener feste Wille und der unwiderstehliche Herrscherblick, durch welchen sein Vater die Vasallen Gehorsam lehrte. Sehr bald bemerkten diese die Schwäche ihres Herrn, und weil er nicht gebieten konnte, so nahmen sie sich das Recht heraus, es zu thun, anfangs um den einreißenden Unordnungen zu steuern, später um eigne Macht und Besitzthum zu vergrößern. Die Vasallen wurden nun Mitregenten des Kaisers, und auf den Reichstagen galt mehr ihr Wille, als der des Lehnsherrn. Desto härter aber drückten sie ihre Lehnsleute, d. i. die freien Männer, die sich in ihren Schutz begeben hatten, und manche derselben wurden in den niedrigen Stand der Leibeigenen hinabgedrückt. So stand denn das Feudal- oder Lehnwesen bald ganz ausgebildet da, und die Nachfolger Karls des Großen, welche noch 100 Jahre lang regierten, konnten dieser Gewalt nicht widerstehen, zumal sich auch die Brüder und Vettern der regierenden Könige zu den aufrührerischen Vasallen gesellten. Schon Ludwig der Fromme streute den Samen der Zwietracht unter die königliche Familie, indem er im Gefühle seiner Schwäche das Reich unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig theilte, so daß Lothar das Land zwischen Frankreich und dem Rhein, Pipin Westfranken oder das heutige Frankreich, Ludwig (daher er auch der Deutsche hieß) Ostfranken oder Deutschland erhielt. Er vermählte sich darauf noch einmal mit der herrschsüchtigen Judith, Tochter des Herzogs von Baiern, Welf. Diese bestand nun darauf, daß ihrem Sohne Karl dem Kahlen, welcher aus der zweiten Ehe des Ludwig entsprossen war, auch ein guter Theil des väterlichen Reichs eingeräumt werde, worauf die Söhne Ludwigs gegen den Vater selbst zu Felde zogen. Da war es, wo der römische Papst Gregor IV. nach Deutschland kam, um in dieser Angelegenheit Schiedsrichter zu sein. Er hielt es aber mit den Söhnen und bewirkte im Lager des Vaters, daß ihn alle Vasallen verließen, darum heißt das Feld bei Basel bis auf heutigen Tag das Lügenfeld, weil deutsche Treue da so schändlich gebrochen ward. Der Kaiser mußte sich aber den Söhnen gefangen geben, und später freigegeben kam er zum zweiten Male, weil Juditha Ränke nicht nachließen, in Gefangenschaft. Als aber der älteste Sohn Lothar, welcher das Land zwischen Frankreich und dem Rheine nebst Italien hatte (ein Theil dieses Reiches heißt bis heute Lotharingen oder Lothringen), den Vater, um ihn vor dem Volke recht herabzusetzen, zur öffentlichen Kirchenbuße zwang, da vereinigten sich Ludwig und Pipin gegen Lothar und erhoben den Vater wieder auf den Thron. Indessen lohnte der Kaiser seinen Söhnen

Ludwig und Pipin schlecht. Denn dieser ließ sich von seiner Gattin und Lothar so leiten, daß er nach Pipins Tode wieder eine neue Theilung vornahm, in welcher Lothar und Karl der Kahle am meisten bedacht wurden, so daß Ludwig abermals gegen den Vater zu Felde zog. Der plötzliche Tod des Kaisers machte diesem Feldzuge bald ein Ende, und als nun Lothar die Kaiserwürde annahm, Ludwig in Deutschland, Karl in Frankreich unabhängig herrschten, schien der Friede zwischen den Brüdern auf immer gesichert zu sein. Allein Lothar zeigte sich wieder so anmaßend, daß Ludwig und Karl sich gegen ihn vereinigten. Sie kamen deßhalb im Jahre 842 zu Straßburg zusammen und schwuren sich einander einen feierlichen Eid, welcher damals wörtlich von einem Augenzeugen niedergeschrieben wurde. Ludwig der Deutsche schwur vor dem versammelten Kriegsvolk in dem sich damals bildenden Französisch, damit Karls Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist; in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs deutschem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage framordes, so fram so mir god giwizzi indi maht furgibit, so hald ih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu thaz er mih so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce seadhen werdhen.

Beides bedeutet: aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unser beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe sein in jeder Sache), so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre.

Wir sehen aus dieser Urkunde, wie sehr sich schon die Sprache der West- und Ostfranken unterscheidet, so daß erstere bereits eine romanische geworden und sich dem heutigen Französisch nähert.

Nach dieser eidlichen Verbindung rückten Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle gegen Lothar und nöthigten ihn nach einer siegreichen Schlacht zum Frieden, worin der berühmte Vertrag von Verdun bestätigt wurde, in welchem Deutschland und Frankreich auf immer von einander getrennt wurden. Die römische Kaiserkrone blieb aber bei Lothars Hause, und es folgte ihm in dieser Würde sein Sohn Lothar II., und diesem sein Enkel Ludwig II., mit welchem auch dieser Zweig des karolingischen Stammes ausstarb. Die Kaiserkrone erhielt hernach Karl der Kahle, König von Frankreich, und erst nach dessen Tode kam sie auf einen Sohn Ludwig des Deutschen, Karl den Dicken,

der auf kurze Zeit wieder die ganze Monarchie Karls des Großen unter seinem Scepter vereinigte. Allein die Geistesschwäche dieses Fürsten, unter welchem die Macht der Vasallen so stieg, daß sie dem königlichen Ansehen gleich kam, und die Einfälle der Normannen in Nordfrankreich bewirkten seine Absetzung im J. 887.

§ 3. Die letzten Karolinger.

In Frankreich regierte nach Karls des Dicken Absetzung ein Enkel Karls des Kahlen, welcher wegen geringer Geistes- und Thatkraft Karl der Einfältige genannt ward. Unter seiner Regierung kamen die Normannen, welche bereits die Normandie in Nordfrankreich erobert hatten, bis nach Clermont, und ihr Anführer Rollo konnte nur durch Dazwischenkunft der klugen Bischöfe von weiterm Vordringen abgehalten werden. Man suchte diesen rauhen und kriegerischen Mann erstlich mit dem Christenthum und dann mit dem Lehnwesen bekannt zu machen und zeigte ihm, welchen Vortheil er für sich und sein Volk gewinnen würde, wenn er die eroberte Normandie vom König von Frankreich als Lehn annähme und sich taufen ließe. Rollo ließ sich überreden und bekam in der Taufe den Namen Robert. So wurden die Normannen Vasallen Frankreichs und nahmen allmählig auch französische Sprache und Sitte an, ohne jedoch den festen Charakter ihres Stammes mit dem wandelbaren der Franzosen zu vertauschen. Auch war die Lehnsabhängigkeit von geringer Bedeutung und bestand beinahe nur in der feierlichen Handlung der sogenannten Huldigung, bei welcher der Vasall dem Lehnsherrn als Zeichen der Unterwürfigkeit den Fuß küssen mußte. Rollo hatte sich aber hierzu nicht bequemen wollen, und die Uebereinkunft wäre beinahe an diesem Umstande gescheitert. Die Bischöfe fanden jedoch einen Ausweg, indem sie dem Herzoge es freistellten, die Huldigung durch einen seiner Hauptleute verrichten zu lassen. Recht von übler Vorbedeutung war, was sich dabei zutrug. Der zur Huldigung beorderte Hauptmann wollte sich nämlich nicht so tief, als nöthig war, zur Erde bücken, und zog vielmehr den Fuß des Königs, um ihn zu küssen, so sehr in die Höhe, daß Karl das Uebergewicht bekam und der Länge nach zu Boden fiel. —

Treues Gefolge im Kriege war freilich die Pflicht der Vasallen, allein diese hielten die Herzoge der Normandie so wenig, als die übrigen Vasallen Frankreichs. Am trotzigsten waren die Grafen von Paris Odo und sein Bruder Robert, welche sich in offener Schlacht dem Könige widersetzten. Nach ihrem Tode setzte Roberts Sohn Hugo, genannt der Weiße, den Krieg fort, und dieser vereint mit Rudolph, Herzog von Burgund, besiegte Karl den Einfältigen, Rudolph wurde König von Frankreich und Karl starb in der Gefangenschaft. Darauf waren beständige Fehden unter den Vasallen und nach Rudolfs Tode bestrebten sich Ludwig IV., Lothar und Ludwig V. vergebens, durch Abtretung und Geschenke die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen. Diese unglücklichen Könige hatten sich am Ende ganz arm ge-

ſchenkt, und im J. 987 erzwang ſich Hugo's Sohn Hugo II. den Königstitel und iſt alſo der Stammvater der jetzt regierenden königlichen Familie in Frankreich geworden.

In Deutſchland folgte auf Karl den Dicken Arnulf, ein Enkel Ludwigs des Deutſchen, der wieder mit mächtigem Arm die Zügel des Reichs ergriff und das kaiſerliche Anſehen wieder herſtellte. Es war eben damals die höchſte Zeit, daß ſolch ein Fürſt auftrat, denn an den Grenzen des Reiches drohten die Normannen und Slaven. Erſtere waren unter ihren Königen Gottfried und Siegfried in Friesland eingefallen, und es ſchien, als wollten ſich die Normannen gleich ihren Landsleuten in Frankreich ein Land an der Küſte Deutſchlands erobern. Arnulf eilte ihnen mit ſeinen Vaſallen entgegen und an dem Flüßchen Dyle bei der brabantiſchen Stadt Löwen ſtieß er auf ſie. Als er ſah, daß man auf dem ſumpfigen Boden bequemer zu Fuße fechten könne, ſtieg er ab von ſeinem Roſſe und redete alſo ſeine Krieger an:

„Ihr unter Gottes Schutz unüberwindlichen Krieger, erinnert Euch des Blutes Eurer Väter, das dieſe Feinde vergoſſen haben; Eurer Kirchen, durch ſie entweiht, Eurer Prieſter, durch ſie getödtet. Hier, hier endlich, gibt Gott, der Gerechte, die Urheber ſolcher Gräuel in Eure Hand. Seine Sache iſt's, für die Ihr kämpft, und die Eurige. Wohlan! laßt uns losbrechen über ſie; der Sieg kommt vom Herrn!“ Durch dieſe Worte und das Beiſpiel des Königs entflammt, erfochten die Deutſchen den entſchiedenſten Sieg. Die beiden Könige der Normänner fielen, der größte Theil des feindlichen Heeres kam durch's Schwert oder in den Fluthen um's Leben, und Deutſchland hatte nun Ruhe vor dieſen kühnen Freibeutern, die alle Küſten anfielen, verwüſteten und beraubten.

Länger dauerte der Krieg gegen die Slaven, aber auch ihn vollendete Arnulf ruhmvoll. Der Herzog der mähriſchen Slaven Swatopluk hatte ſich an den Marken von Deutſchland bis an das heutige Ungarn an den Theißfluß ein großes Reich unterworfen. Er ſtand mit Arnulf in Freundſchaft, ſo daß ihm dieſer das Land Böhmen als deutſches Lehn übergab. Als ſich nun aber Swatopluk, durch dieſen Zuwachs ſeiner Macht gereizt, vom deutſchen Reiche losmachen wollte, kam es zum Kriege. Der Kampf war hartnäckig, und tapfer wurde geſtritten auf beiden Seiten, denn nun ſollte entſchieden werden, ob künftig der Slave in Deutſchland herrſchen ſollte, oder der Germane. Um ſeinem Feinde einen Krieg im Rücken zu erregen, forderte Arnulf die Magyaren auf, über die Karpathen in das Land der Slaven einzufallen. Dieſes Reitervolk, unbekannten Urſprungs, welches gleichſam die große Völkerwanderung beſchloß, hatte ſich am ſchwarzen Meere ohnweit der Donau niedergelaſſen und kam nun ſogleich auf den Ruf über die Karpathen, ſchlug die Slaven und verwüſtete ihr Land, ſo daß Swatopluk, auch von der andern Seite durch Arnulf gedrängt, um Frieden bitten und Gehorſam verſprechen mußte. Swatopluks Reich zerfiel ſodann unter ſeinen uneinigen Söhnen, wogegen wieder das Herzogthum Böhmen ſeinen alten Glanz erreichte. Aber den Magyaren war der Weg gezeigt nach Deutſchland, welches ſie dann ſpäter nach Arnulfs Tode öfter heimſuch-

ten und gleich den Hunnen, deren Nachfolger sie sich nannten, mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Noch hatte Arnulf einen dritten nicht minder beschwerlichen Kampf in Italien zu bestehen, welches sich, seit Lothars Haus ausgestorben war, nach und nach von dem deutschen Reiche losgemacht hatte. Die mächtigsten Vasallen waren dort: Herzog Berengar von Friaul und Herzog Guido (Wido) von Spoleto. Beide kämpften um die eiserne Krone, welches das Ehrenzeichen der Könige von Italien war. Guido siegte und Berengar rief Kaiser Arnulf zu Hilfe. Zweimal zog nun Arnulf dahin, und als er überall Treulosigkeit und Verrath, selbst bei seinen Bundesgenossen erblickte, entbrannte sein deutsches Herz von Zorn, und nachdem er die meisten Städte Oberitaliens eingenommen und die Herzoge zur Huldigung gezwungen hatte, zog er auch nach Rom, wo die Anhänger des Herzogs von Spoleto sich zur Gegenwehr rüsteten, sprengte die Thore und wurde vom Papst Formosus zum römischen Kaiser gekrönt. Also stellte er wieder die deutsche Herrschaft in Italien her; allein Krankheit nöthigte ihn, es zu verlassen, und als er bald nachher im J. 899 mit Tode abging, machte es sich wieder unabhängig. Die Deutschen waren nämlich den Lombarden ihrer Raubsucht wegen verhaßt, man nannte sie Barbaren, und Guido's Sohn Lambert wurde sogar vom Papste Stephan IV. zum römischen Kaiser gekrönt. Doch war sein Kaiserthum von keiner Dauer, und von nun an befehdeten sich die Herzoge von Friaul, Spoleto und Toscana unaufhörlich, wobei das Ansehen der römischen Päpste, welche häufig die Schiedsrichter machten, immer mehr wuchs. Wäre damals ein großer Fürst in Italien gewesen, so konnte ein unabhängiges Reich, so wie Frankreich oder England war, sich bilden; denn die Lombarden waren schon längst nicht mehr deutsch, es hatte sich auch hier eine romanische Sprache gebildet und die Abhängigkeit und Verbindung mit Deutschland war für Deutschland und Italien ein Verderben. Die Könige der Deutschen unternahmen häufig Feldzüge, und viel deutsches Blut wurde dabei fruchtlos vergossen, das schöne Land selbst nutzlos verwüstet; dagegen gaben die deutschen Könige selbst Anlaß, daß die römischen Päpste, vormals ihre Vasallen, nun ihre Herren wurden, weil sie, um sich Ansehen über ihre deutschen Vasallen zu verschaffen, nach dem Besitz von Italien strebten und deßwegen, um ein Recht darauf zu haben, die römische Kaiserkrone aus den Händen der Päpste empfingen.

§ 4. Heinrich der Sachse.

Wie in Frankreich, hatte sich unter den Karolingern auch in Deutschland bereits das Lehnwesen vollständig ausgebildet, und nach Arnulfs Tode hatte die Kaiserwürde bald gar kein Ansehen mehr. Die Herzoge und Bischöfe wählten den sechsjährigen Sohn Arnulfs, Ludwig das Kind genannt, zum Könige, weil sie hofften, unter solcher Herrschaft unabhängig bleiben zu können, und weil sie glaubten, immer einen Verwandten des letzten Königs wählen zu müssen, damit nicht, wenn ein

les, was einer armen Schäferin geziemt, die in einer niedrigen Hütte wohnt und auf dem Sande des Ufers wandelt, um ihre Schafe und Ziegen zu hüten." Als aber der König nicht nachließ und darauf bestand, daß sie ihm folge, verlangte sie, er möge zuerst den Heereszug vollenden, den er unternommen habe, und wenn er alsdann noch eben so gesinnt sei, als jetzt, so wolle sie ihm willig folgen und seine Gemahlin werden. Der König mußte in diese Bedingung einwilligen, er zog mit seinen Schiffen fort und erst nach einigen Monden kehrte er siegreich nach Island zurück, wo ihm Aslauga freundlich entgegen ging und auch unter der Bedingung mit in seine Heimath fuhr, daß die Vermählung erst nach ihrer Ankunft in Dänemark und zwar in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert werde.

§ 14. Lebensweise und Bildung.

Werfen wir noch einen Blick auf dieß Zeitalter der Barbarei zurück, so sehen wir, daß sich das Menschengeschlecht, aufgefrischt durch kräftige Naturvölker, zwar wieder von der Erschlaffung der römischen Lasterwelt erholt habe, aber auch zugleich durch verstandloses Wüthen und immerwährende Kriege verwildert sei. Es entstanden in dieser Verwilderung neue Laster, und alles Behagen eines friedlichen Zustandes, ja alle Sicherheit des Eigenthums und Lebens und das stille Glück ungestörter Betriebsamkeit war von der Erde gleichsam verschwunden. Denn wer mochte das Feld pflügen und ein Haus bauen, wenn bei dem nächsten Einfalle wilder Barbaren sowohl Ernte als Dach und Fach gefährdet waren; wer mochte Handel treiben, wenn er nicht sicher auf der Straße ziehen, nicht sicher in der Herberge rasten, nicht sicher auf dem Jahrmarkte seine Waaren feil bieten konnte?

Große Verdienste erwarben sich in dieser trübseligen Zeit die Mönche, welche, auch in's Abendland verpflanzt, Licht und Menschlichkeit zu verbreiten, wie schon bei Bonifacius angedeutet worden, nicht müde wurden. Benedictus von Nursia stiftete schon im sechsten Jahrhundert den nach ihm benannten Benedictinerorden, dessen Hauptsitz das berühmte Kloster auf Monte Cassino in Unteritalien war. Ueberall bei den Benedictinerklöstern wurden auch Schulen angelegt, worin weltliche und geistliche Kenntnisse nebst Singen und Beten gelehrt wurden. Freilich waren die Einsichten dieser Männer ziemlich beschränkt, wie das Beispiel des Papstes Zacharias beweist. Ein baierischer Priester, der kein Latein verstand, bediente sich folgender Taufformel: Baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritus Sancti (d. h. ich taufe dich im Namen Vaterland und Tochter und heiliger Geist), wobei er also durch fehlerhafte Aussprache die Worte des Vaters und des Sohnes in Vaterland und Tochter verdrehte. Bonifacius, der in solchen Dingen genau war, verklagte den Mann bei dem heiligen Vater und meinte, eine solche Taufe sei ungiltig; Zacharias aber gab ihm die Weisung: „daß jede Taufformel, selbst von einem Ketzer ausgesprochen, giltig sei, wenn nur Beziehung auf den Namen der Dreieinigkeit stattgefunden

habe. Ein anderer Priester aus Baiern, Virgilius, behauptete, daß es noch eine andere Welt, d. h. noch andere Weltkörper und auch noch andere Menschen unter der Erde gebe, wobei er vermuthlich die Kugelgestalt der Erde und die Gegenfüßler oder Antipoden (auf der andern Erdhälfte wohnende Menschen) ahnete. Zacharias, als er davon hörte, befahl dem Bonifacius, die Sache auf einem Concilium zu untersuchen, wenn aber Virgilius von seiner gottlosen Lehre nicht abstehen würde, ihn entweder nach Rom zu senden, wo er eines Bessern belehrt werden sollte, oder aus der Kirche zu stoßen. Es konnte auch der Schulunterricht nur sehr wenig auf das Volk einwirken, da er in der lateinischen Sprache gegeben wurde, und so war Alles, das Beten wie das Lernen, nur elendes Gedächtnißwerk und geistloses Geplapper. Wirksamer war die Regierung Karls des Großen, der mit gewaltigem Geist und mit gewaltigem Arme Ordnung und Sicherheit in allen Ländern seines Reiches herzustellen bemüht war. Den innern Fehden machte er ein Ende, indem er bei Todesstrafe und Königsbann verbot, bewaffnet zur Gemeinde oder zu Gerichte zu kommen. Er theilte das Reich in kleine Landschaften oder Gauen ein, und bestellte in jedem derselben einen Grafen, der zugleich Anführer im Kriege und oberster Richter war. Bei Streitigkeiten trat ein Gericht von freien Männern zusammen, die man Schöffen nannte, weil sie das Urtheil zu schöpfen hatten. Indessen waren die Gesetze, nach denen gerichtet wurde, noch so unvollkommen, daß man in zweifelhaften Rechtsfällen die alten herkömmlichen Gottesurtheile beibehielt. Man glaubte nämlich an eine unmittelbar göttliche Mitwirkung zur Offenbarung der Gerechtigkeit und Wahrheit. Solche Gottesurtheile waren: die Feuer- und Wasserprobe und der Zweikampf. Wer z. B. durch Berührung des glühenden Eisens nicht beschädigt wurde; wer seine Hand unverletzt aus einem Kessel mit siedendem Wasser zog; wer in einen Strom geworfen nicht unterging, wer im Kampfe siegte, wurde für unschuldig erkannt. Nun erfand man bald geheime Mittel, diese Proben glücklich auszuhalten, und im Zweikampfe siegte oft der Schuldige, weil die Tugend nicht immer mit körperlicher Stärke und Gewandtheit verbunden ist. So vermengte sich alter Aberglaube mit Ränken römischer Sachwalter, ehrbare germanische Sitte mit Ausschweifungen römischer Verdorbenheit. Doch flossen alle Elemente deutscher Gesinnung in einer Tugend zusammen, die alle germanischen Stämme gemein haben. Das ist die Treue. Die Treue, mit welcher der Deutsche an seinem Weib und Kind und seinem Hause hängt, aber auch an seinem Fürsten, den er sich gewählt, so daß er sich gerne und freiwillig seiner Freiheit begibt, für jene zu sorgen und zu arbeiten, für diesen zu kämpfen. Freilich mußte der Fürst auch ein Mann sein, dem sich der Freie mit Ehren und ohne Erniedrigung unterwerfen konnte. Und solch ein Mann war Karl der Große, und darum gehorchte Alles, was ihm unterthan war, seinem Gesetze, und sein Wille war Gesetz, weil er fest stand und von sich selbst und Andern strenge das forderte, was recht und gut war.

3. Periode.

Von Karl dem Großen bis auf die Kreuzzüge oder Ausbildung des Feudalismus und der Hierarchie.

Vom J. 800 bis 1096.

§ 1. Eingang.

Es liegt ein Zeitraum von drei Jahrhunderten vor uns, in welchem wieder unter schwachen Regenten viel Unordnung und Gesetzlosigkeit aufkam, und erst gegen Ende desselben konnte die hervorbrechende Wildheit und Rohheit der Sitten durch die Schrecken zermalmender Herrschergewalt sowohl der Kaiser als der Päpste gezähmt werden. Außer Kaiserthum und Hierarchie erhob und entwickelte sich auch noch das Lehnwesen in seinem ganzen Umfange, so daß es bald feindselig gegen das Kaiser- und Königthum in allen Reichen auftrat. In diesem Getümmel streitender Kräfte zerfiel das fränkische Reich in mehrere Theile und hervortrat, gleichsam im Herzen Europas, das deutsche Reich, welches einer neuen Völkerwanderung im Osten Europas einen gewaltigen Damm setzte und auch die östlichen Völkerschaften der Slowenen und Magyaren zur Lagerung in festen Sitzen nöthigte. So mächtig war das deutsche Reich, welches die römische Kaiserkrone und die Landeshoheit über Rom selbst von Kaiser Karl dem Großen erbte. Doch daß es nicht, wie einst das römische, die halbe Welt unterjoche, hinderten die römischen Päpste und ein neues germanisches Volk aus Norden, die Normannen, welches in keiner Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche stand und selbständig in Frankreich, England und Italien neue Reiche gründete. Was Bildung, Kunst und Wissenschaft betrifft, war solche nur mehr kärglich in Griechenland und Constantinopel zu finden; üppig aber blühte geistiges Leben bei den Persern und Arabern. Durch die spanischen Araber kam ein Anflug dieser Bildung zu den europäischen Germanen, und in diesem Zeitraum sammelten sich allmählig die Keime europäischer Bildung, durch die Annäherung nördlicher und südlicher Menschheit, doch so, daß sich bei dieser Verschmelzung das Germanische in allen Ländern (auch außer dem eigentlichen Deutschland) zu einem besondern Volksthum gestaltete. Dieses besondere Volksthum, weil es sich in den Ländern bildete, wo noch viel römische Sitten und selbst

die römiſche Sprache übrig waren, nennt man das romaniſche, und es zeigte ſich in Portugal und Spanien, in Frankreich und Italien, ja ſelbſt in England.

§ 2. Frankreich und Deutſchland.

Karl der Große hatte keinen würdigen Nachfolger, der ſein ungeheures Reich erhalten und noch feſter hätte begründen können. Ludwig der Fromme war nicht geeignet, ein Fürſt zu ſein, denn es fehlte ihm jener feſte Wille und der unwiderſtehliche Herrſcherblick, durch welchen ſein Vater die Vaſallen Gehorſam lehrte. Sehr bald bemerkten dieſe die Schwäche ihres Herrn, und weil er nicht gebieten konnte, ſo nahmen ſie ſich das Recht heraus, es zu thun, anfangs um den einreißenden Unordnungen zu ſteuern, ſpäter um eigne Macht und Beſitzthum zu vergrößern. Die Vaſallen wurden nun Mitregenten des Kaiſers, und auf den Reichstagen galt mehr ihr Wille, als der des Lehnsherrn. Deſto härter aber drückten ſie ihre Lehnsleute, d. i. die freien Männer, die ſich in ihren Schutz begeben hatten, und manche derſelben wurden in den niedrigen Stand der Leibeigenen hinabgedrückt. So ſtand denn das Feudal- oder Lehnweſen bald ganz ausgebildet da, und die Nachfolger Karls des Großen, welche noch 100 Jahre lang regierten, konnten dieſer Gewalt nicht widerſtehen, zumal ſich auch die Brüder und Vettern der regierenden Könige zu den aufrühreriſchen Vaſallen geſellten. Schon Ludwig der Fromme ſtreute den Samen der Zwietracht unter die königliche Familie, indem er im Gefühle ſeiner Schwäche das Reich unter ſeine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig theilte, ſo daß Lothar das Land zwiſchen Frankreich und dem Rhein, Pipin Weſtfranken oder das heutige Frankreich, Ludwig (daher er auch der Deutſche hieß) Oſtfranken oder Deutſchland erhielt. Er vermählte ſich darauf noch einmal mit der herrſchſüchtigen Judith, Tochter des Herzogs von Baiern, Welf. Dieſe beſtand nun darauf, daß ihrem Sohne Karl dem Kahlen, welcher aus der zweiten Ehe des Ludwig entſproſſen war, auch ein guter Theil des väterlichen Reichs eingeräumt werde, worauf die Söhne Ludwigs gegen den Vater ſelbſt zu Felde zogen. Da war es, wo der römiſche Papſt Gregor IV. nach Deutſchland kam, um in dieſer Angelegenheit Schiedsrichter zu ſein. Er hielt es aber mit den Söhnen und bewirkte im Lager des Vaters, daß ihn alle Vaſallen verließen, darum heißt das Feld bei Baſel bis auf heutigen Tag das Lügenfeld, weil deutſche Treue da ſo ſchändlich gebrochen ward. Der Kaiſer mußte ſich aber den Söhnen gefangen geben, und ſpäter freigegeben kam er zum zweiten Male, weil Juditha Ränke nicht nachließen, in Gefangenſchaft. Als aber der älteſte Sohn Lothar, welcher das Land zwiſchen Frankreich und dem Rheine nebſt Italien hatte (ein Theil dieſes Reiches heißt bis heute Lotharingen oder Lothringen), den Vater, um ihn vor dem Volke recht herabzuſetzen, zur öffentlichen Kirchenbuße zwang, da vereinigten ſich Ludwig und Pipin gegen Lothar und erhoben den Vater wieder auf den Thron. Indeſſen lohnte der Kaiſer ſeinen Söhnen

Ludwig und Pipin schlecht. Denn dieser ließ sich von seiner Gattin und Lothar so leiten, daß er nach Pipins Tode wieder eine neue Theilung vornahm, in welcher Lothar und Karl der Kahle am meisten bedacht wurden, so daß Ludwig abermals gegen den Vater zu Felde zog. Der plötzliche Tod des Kaisers machte diesem Feldzuge bald ein Ende, und als nun Lothar die Kaiserwürde annahm, Ludwig in Deutschland, Karl in Frankreich unabhängig herrschten, schien der Friede zwischen den Brüdern auf immer gesichert zu sein. Allein Lothar zeigte sich wieder so anmaßend, daß Ludwig und Karl sich gegen ihn vereinigten. Sie kamen deßhalb im Jahre 842 zu Straßburg zusammen und schwuren sich einander einen feierlichen Eid, welcher damals wörtlich von einem Augenzeugen niedergeschrieben wurde. Ludwig der Deutsche schwur vor dem versammelten Kriegsvolk in dem sich damals bildenden Französisch, damit Karls Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist; in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs deutschem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage framordes, so fram so mir god giwizzi indi maht furgibit, so hald ih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu thaz er mih so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce seadhen werdhen.

Beides bedeutet: aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unser beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe sein in jeder Sache), so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre.

Wir sehen aus dieser Urkunde, wie sehr sich schon die Sprache der West- und Ostfranken unterscheidet, so daß erstere bereits eine romanische geworden und sich dem heutigen Französisch nähert.

Nach dieser eidlichen Verbindung rückten Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle gegen Lothar und nöthigten ihn nach einer siegreichen Schlacht zum Frieden, worin der berühmte Vertrag von Verdun bestätigt wurde, in welchem Deutschland und Frankreich auf immer von einander getrennt wurden. Die römische Kaiserkrone blieb aber bei Lothars Hause, und es folgte ihm in dieser Würde sein Sohn Lothar II., und diesem sein Enkel Ludwig II., mit welchem auch dieser Zweig des karolingischen Stammes ausstarb. Die Kaiserkrone erhielt hernach Karl der Kahle, König von Frankreich, und erst nach dessen Tode kam sie auf einen Sohn Ludwig des Deutschen, Karl den Dicken,

der auf kurze Zeit wieder die ganze Monarchie Karls des Großen unter seinem Scepter vereinigte. Allein die Geistesschwäche dieses Fürsten, unter welchem die Macht der Vasallen so stieg, daß sie dem königlichen Ansehen gleich kam, und die Einfälle der Normannen in Nordfrankreich bewirkten seine Absetzung im J. 887.

§ 3. Die letzten Karolinger.

In Frankreich regierte nach Karls des Dicken Absetzung ein Enkel Karls des Kahlen, welcher wegen geringer Geistes- und Thatkraft Karl der Einfältige genannt ward. Unter seiner Regierung kamen die Normannen, welche bereits die Normandie in Nordfrankreich erobert hatten, bis nach Clermont, und ihr Anführer Rollo konnte nur durch Dazwischenkunft der klugen Bischöfe von weiterm Vordringen abgehalten werden. Man suchte diesen rauhen und kriegerischen Mann erstlich mit dem Christenthum und dann mit dem Lehnwesen bekannt zu machen und zeigte ihm, welchen Vortheil er für sich und sein Volk gewinnen würde, wenn er die eroberte Normandie vom König von Frankreich als Lehn annähme und sich taufen ließe. Rollo ließ sich überreden und bekam in der Taufe den Namen Robert. So wurden die Normannen Vasallen Frankreichs und nahmen allmählig auch französische Sprache und Sitte an, ohne jedoch den festen Charakter ihres Stammes mit dem wandelbaren der Franzosen zu vertauschen. Auch war die Lehnsabhängigkeit von geringer Bedeutung und bestand beinahe nur in der feierlichen Handlung der sogenannten Huldigung, bei welcher der Vasall dem Lehnsherrn als Zeichen der Unterwürfigkeit den Fuß küssen mußte. Rollo hatte sich aber hierzu nicht bequemen wollen, und die Uebereinkunft wäre beinahe an diesem Umstande gescheitert. Die Bischöfe fanden jedoch einen Ausweg, indem sie dem Herzoge es freistellten, die Huldigung durch einen seiner Hauptleute verrichten zu lassen. Recht von übler Vorbedeutung war, was sich dabei zutrug. Der zur Huldigung beorderte Hauptmann wollte sich nämlich nicht so tief, als nöthig war, zur Erde bücken, und zog vielmehr den Fuß des Königs, um ihn zu küssen, so sehr in die Höhe, daß Karl das Uebergewicht bekam und der Länge nach zu Boden fiel. —

Treues Gefolge im Kriege war freilich die Pflicht der Vasallen, allein diese hielten die Herzoge der Normandie so wenig, als die übrigen Vasallen Frankreichs. Am trotzigsten waren die Grafen von Paris Odo und sein Bruder Robert, welche sich in offener Schlacht dem Könige widersetzten. Nach ihrem Tode setzte Roberts Sohn Hugo, genannt der Weiße, den Krieg fort, und dieser vereint mit Rudolph, Herzog von Burgund, besiegte Karl den Einfältigen, Rudolph wurde König von Frankreich und Karl starb in der Gefangenschaft. Darauf waren beständige Fehden unter den Vasallen und nach Rudolfs Tode bestrebten sich Ludwig IV., Lothar und Ludwig V. vergebens, durch Abtretung und Geschenke die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen. Diese unglücklichen Könige hatten sich am Ende ganz arm ge-

schenkt, und im J. 987 erzwang sich Hugo's Sohn Hugo II. den Königstitel und ist also der Stammvater der jetzt regierenden königlichen Familie in Frankreich geworden.

In Deutschland folgte auf Karl den Dicken Arnulf, ein Enkel Ludwigs des Deutschen, der wieder mit mächtigem Arm die Zügel des Reichs ergriff und das kaiserliche Ansehen wieder herstellte. Es war eben damals die höchste Zeit, daß solch ein Fürst auftrat, denn an den Grenzen des Reiches drohten die Normannen und Slaven. Erstere waren unter ihren Königen Gottfried und Siegfried in Friesland eingefallen, und es schien, als wollten sich die Normannen gleich ihren Landsleuten in Frankreich ein Land an der Küste Deutschlands erobern. Arnulf eilte ihnen mit seinen Vasallen entgegen und an dem Flüßchen Dyle bei der brabantischen Stadt Löwen stieß er auf sie. Als er sah, daß man auf dem sumpfigen Boden bequemer zu Fuße fechten könne, stieg er ab von seinem Rosse und redete also seine Krieger an:

„Ihr unter Gottes Schutz unüberwindlichen Krieger, erinnert Euch des Blutes Eurer Väter, das diese Feinde vergossen haben; Eurer Kirchen, durch sie entweiht, Eurer Priester, durch sie getödtet. Hier, hier endlich, gibt Gott, der Gerechte, die Urheber solcher Gräuel in Eure Hand. Seine Sache ist's, für die Ihr kämpft, und die Eurige. Wohlan! laßt uns losbrechen über sie; der Sieg kommt vom Herrn!" Durch diese Worte und das Beispiel des Königs entflammt, erfochten die Deutschen den entschiedensten Sieg. Die beiden Könige der Normänner fielen, der größte Theil des feindlichen Heeres kam durch's Schwert oder in den Fluthen um's Leben, und Deutschland hatte nun Ruhe vor diesen kühnen Freibeutern, die alle Küsten anfielen, verwüsteten und beraubten.

Länger dauerte der Krieg gegen die Slaven, aber auch ihn vollendete Arnulf ruhmvoll. Der Herzog der mährischen Slaven Swatopluk hatte sich an den Marken von Deutschland bis an das heutige Ungarn an den Theißfluß ein großes Reich unterworfen. Er stand mit Arnulf in Freundschaft, so daß ihm dieser das Land Böhmen als deutsches Lehn übergab. Als sich nun aber Swatopluk, durch diesen Zuwachs seiner Macht gereizt, vom deutschen Reiche losmachen wollte, kam es zum Kriege. Der Kampf war hartnäckig, und tapfer wurde gestritten auf beiden Seiten, denn nun sollte entschieden werden, ob künftig der Slave in Deutschland herrschen sollte, oder der Germane. Um seinem Feinde einen Krieg im Rücken zu erregen, forderte Arnulf die Magyaren auf, über die Karpathen in das Land der Slaven einzufallen. Dieses Reitervolk, unbekannten Ursprungs, welches gleichsam die große Völkerwanderung beschloß, hatte sich am schwarzen Meere ohnweit der Donau niedergelassen und kam nun sogleich auf den Ruf über die Karpathen, schlug die Slaven und verwüstete ihr Land, so daß Swatopluk, auch von der andern Seite durch Arnulf gedrängt, um Frieden bitten und Gehorsam versprechen mußte. Swatopluks Reich zerfiel sodann unter seinen uneinigen Söhnen, wogegen wieder das Herzogthum Böhmen seinen alten Glanz erreichte. Aber den Magyaren war der Weg gezeigt nach Deutschland, welches sie dann später nach Arnulfs Tode öfter heimsuch-

ten und gleich den Hunnen, deren Nachfolger sie sich nannten, mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Noch hatte Arnulf einen dritten nicht minder beschwerlichen Kampf in Italien zu bestehen, welches sich, seit Lothars Haus ausgestorben war, nach und nach von dem deutschen Reiche losgemacht hatte. Die mächtigsten Vasallen waren dort: Herzog Berengar von Friaul und Herzog Guido (Wido) von Spoleto. Beide kämpften um die eiserne Krone, welches das Ehrenzeichen der Könige von Italien war. Guido siegte und Berengar rief Kaiser Arnulf zu Hilfe. Zweimal zog nun Arnulf dahin, und als er überall Treulosigkeit und Verrath, selbst bei seinen Bundesgenossen erblickte, entbrannte sein deutsches Herz von Zorn, und nachdem er die meisten Städte Oberitaliens eingenommen und die Herzoge zur Huldigung gezwungen hatte, zog er auch nach Rom, wo die Anhänger des Herzogs von Spoleto sich zur Gegenwehr rüsteten, sprengte die Thore und wurde vom Papst Formosus zum römischen Kaiser gekrönt. Also stellte er wieder die deutsche Herrschaft in Italien her; allein Krankheit nöthigte ihn, es zu verlassen, und als er bald nachher im J. 899 mit Tode abging, machte es sich wieder unabhängig. Die Deutschen waren nämlich den Lombarden ihrer Raubsucht wegen verhaßt, man nannte sie Barbaren, und Guido's Sohn Lambert wurde sogar vom Papste Stephan IV. zum römischen Kaiser gekrönt. Doch war sein Kaiserthum von keiner Dauer, und von nun an befehdeten sich die Herzoge von Friaul, Spoleto und Toscana unaufhörlich, wobei das Ansehen der römischen Päpste, welche häufig die Schiedsrichter machten, immer mehr wuchs. Wäre damals ein großer Fürst in Italien gewesen, so konnte ein unabhängiges Reich, so wie Frankreich oder England war, sich bilden; denn die Lombarden waren schon längst nicht mehr deutsch, es hatte sich auch hier eine romanische Sprache gebildet und die Abhängigkeit und Verbindung mit Deutschland war für Deutschland und Italien ein Verderben. Die Könige der Deutschen unternahmen häufig Feldzüge, und viel deutsches Blut wurde dabei fruchtlos vergossen, das schöne Land selbst nutzlos verwüstet; dagegen gaben die deutschen Könige selbst Anlaß, daß die römischen Päpste, vormals ihre Vasallen, nun ihre Herren wurden, weil sie, um sich Ansehen über ihre deutschen Vasallen zu verschaffen, nach dem Besitz von Italien strebten und deßwegen, um ein Recht darauf zu haben, die römische Kaiserkrone aus den Händen der Päpste empfingen.

§ 4. Heinrich der Sachse.

Wie in Frankreich, hatte sich unter den Karolingern auch in Deutschland bereits das Lehnwesen vollständig ausgebildet, und nach Arnulfs Tode hatte die Kaiserwürde bald gar kein Ansehen mehr. Die Herzoge und Bischöfe wählten den sechsjährigen Sohn Arnulfs, Ludwig das Kind genannt, zum Könige, weil sie hofften, unter solcher Herrschaft unabhängig bleiben zu können, und weil sie glaubten, immer einen Verwandten des letzten Königs wählen zu müssen, damit nicht, wenn ein

König aus einem andern Geschlecht ernannt werden sollte, jedes Volk einem Mann aus seiner Mitte die Stimme geben und dadurch das Reich ganz getrennt werden möchte. Der Erzbischof Hatto von Mainz sollte während der Minderjährigkeit des Königs Reichsverweser sein. Uebrigens kümmerten sich die übrigen Herzoge weder um ihn, noch um den König, sondern jeder waltete in seinem Lande nach Willkühr. Die mächtigsten Herzoge aber waren: Otto der Erlauchte von Sachsen, Konrad von Franken, Arnulf von Baiern, Adelbert von Bamberg. Diese führten, um ihre Macht zu vergrößern, beständige Fehden unter einander, wobei das deutsche Reich selbst immer mehr zerrüttet wurde. Unter diesen Umständen fielen die Magyaren mehrere Male in's Land, und wenn sie auch die festen Städte nicht erobern konnten, verheerten sie doch das offene Land, verbrannten Dörfer und Klöster und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Mitten unter diesem Jammer starb König Ludwig im achtzehnten Jahre seines Alters, und mit ihm erlosch der Stamm der deutschen Karolinger. Da sahen endlich die deutschen Fürsten ein, daß in solcher Noth ein König erforderlich sei, welcher das Reich mit tapferem Arm beschützen und mit Weisheit regieren könne. Man trug die Krone Otto dem Erlauchten, Herzog von Sachsen und Thüringen, an, welcher sie aber ausschlug und dafür den Grafen Konrad von Franken empfahl. So wurde denn Konrad im J. 911 als der erste Wahlkönig ausgerufen. Dieser wackere Fürst konnte aber doch nur mit Mühe in den sieben Jahren seiner Regierung das Reich zusammenhalten und die trotzigen Vasallen zum Gehorsam nöthigen, zumal auch die Magyaren wieder ihre verheerenden Einfälle wiederholten. Am meisten machte ihm Heinrich, der Sohn seines Freundes Otto des Erlauchten, der mittlerweile gestorben war, zu schaffen. König Konrad wollte ihm nicht alle Reichslehen, die der Vater hatte, lassen, weil er überhaupt nicht haben wollte, daß ein Herzog an Macht und Besitzthum die übrigen übertreffe. Heinrich wollte aber nichts herausgeben, und König Konrad zog wider ihn zu Felde, konnte aber dem jungen Helden, in dessen Adern noch Wittekinds Blut brauste, nichts abgewinnen. Verständige Männer, die sowohl den Kaiser als den Sachsenherzog ehrten, brachten einen Vergleich zu Stande, daß Heinrich zwar seine Länder behalten, in allem Uebrigen aber dem Könige gehorchen sollte. Nicht lange darnach starb Konrad und war so edel, daß er auf seinem Sterbebette seinen Bruder Eberhard dringend bat, nicht nach der Königskrone zu streben, sondern sie dem tapfern Heinrich zu verschaffen, weil er wohl sehe, daß das Volk der Sachsen mächtiger sei, als die Franken, das Reich gegen die feindseligen Slaven und Magyaren zu vertheidigen. So geschah es auch; zu Fritzlar kamen die deutschen Fürsten zusammen und Eberhard, Herzog der Franken, empfahl selbst den Erbfeind seines Hauses zum König und eilte, als er wirklich gewählt wurde, mit einer stattlichen Begleitung nach Sachsen. Hier fanden sie den neuerwählten König eben mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt, daher er den Namen Vogelsteller bekam, doch sollte er vielmehr der Große oder der Siegreiche heißen, denn er erhob wieder das deutsche Reich zur ersten Macht der Christenheit; wir nennen ihn

den Sachſen, weil er der erſte König aus dieſem Volke war, und weil es ehrenvoll iſt, zu demſelben zu gehören, das unter allen germaniſchen Stämmen bis auf jene Zeit am treueſten die alten Sitten der Deutſchen, wie ſie Tacitus beſchrieben, bewahrte. Als er nach Fritzlar in die Fürſtenverſammlung trat, begrüßte ihn lauter Jubel, denn einnehmend war ſeine Geſtalt und königlich ſein Ausſehen; ſo trotzig aber ſein Blick in Schlachten war, ſo milde waren ſeine Sitten im Umgang. Als ſich ihm der Erzbiſchof von Mainz nahte, ihn zu ſalben, ſprach er: Laßt das, ehrwürdiger Erzbiſchof, es iſt mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerſt zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich iſt dieſe Ehre zu groß. Siebenzehn Jahre regierte dieſer Mann, und von einer Ungerechtigkeit findet man keine Spur in ſeiner ganzen Regierung, obwohl er ſo leidenſchaftlich war, daß er nie eher abließ, bis er das Ziel, nach dem er ſtrebte, erreicht hatte. So hörte er z. B. nicht auf zu jagen, bis er nicht wenigſtens dreißig Stück Wild an einem Tag erlegt hatte, und in der Schlacht ließ er das Schwert nicht ſinken, ſo lange noch ein Feind im Felde ſtand. Doch dieſe ungeſtüme Tapferkeit wurde ſtets durch ſeinen guten Verſtand geleitet, und ſeine Streiche waren Wetterſchläge, die das Land erſchütterten und manchen Baum zerſchmettern, aber auch die Luft reinigen und den Boden befruchten.

Auch gegen ihn lehnten ſich manche Fürſten auf, die ſeine königliche Herrſchaft nicht erkennen wollten, beſonders die Herzoge von Schwaben und Baiern, und die Slaven an der Havel und Elbe plünderten die Marken und zerſtörten unbewehrte Klöſter; allein er, an der Spitze ſeiner Sachſen, zu denen ſich auch gerne die Franken geſellten, flog mit Blitzesſchnelle bald an den Rhein und Main, bald an die Donau und wieder an die Elbe und Havel, und jeder Feldzug brachte Sieg; die Herzoge huldigten ihm, weil er gnädig ſich bezeugte, wo ihm Frieden geboten wurde; die Slaven beugten ſich, denn er brach ihre Veſte Brennabor (woraus ſpäter Brandenburg entſtand). Um dieſe Barbaren von ferneren Einfällen zurückzuhalten, errichtete er an der Grenze die Mark Meißen und die Altmark und ſetzte dahin Markgrafen, die immer rüſtige Mannſchaft hatten. Als im J. 929 unter der minderjährigen Regierung König Wáceſlaws (Wenzel) in Böhmen die Chriſten wieder verfolgt, ja ſogar die Großmutter des Königs, die heilige Ludmila, ermordet wurde, ſandte er dahin die Großen des Reichs, abzumahnen. Seine Geſandten wurden ſchimpflich zurückgewieſen, und er brach ſogleich mit einem Heere auf und fiel in Böhmen ein, beſetzte Prag und verwies die Mutter des Königs Drahomira, welche an allen dieſen Gräueln Schuld war, vom Hofe; der gutgeſinnte König Wáceſlaw aber verſprach dem Beſchützer des Glaubens, dem er ganz ergeben war, einen Jahreszins, worauf Heinrich mit ſeinen Sachſen das Land verließ. Auch über den Rhein zog er, weil ſich dort die Franzoſen zum Nachtheil des deutſchen Reiches ihr Gebiet erweitern wollten; allein der König Karl der Einfältige kam ihm entgegen, und die Sache wurde friedlich abgethan. Bald darauf vereinigte Heinrich auch wieder Lothringen

mit Deutſchland, das in den vorigen Regierungen an Frankreich verloren ging.

Nun kamen wieder die Magyaren in großen Schaaren und verwüſteten das Land nach ihrer Weiſe. König Heinrich lag eben krank darnieder, und ſeine Vaſallen konnten das wilde Volk nicht abwehren; da bot er neunjährigen Waffenſtillſtand und, damit ſein armes Volk verſchont würde, ſchweres Geld aus ſeiner Schatzkammer. Als aber die Feinde aus dem Lande waren und er geneſen, ſchritt er ſogleich an's Werk, ſein Volk für einen Vertheidigungskrieg gegen dieſe Barbaren auszurüſten und in den Waffen einzuüben. Zuerſt ſuchte er den Ritterſtand, d. i. die freien Männer, welche kleine Ländereien von den großen Vaſallen und Herzogen hatten, an ſich zu ziehen und für das allgemeine Wohl des ganzen Reiches zu gewinnen, während ſie bisher, jeder einzeln, nur für ihr eigenes Lehn ſorgten und ſtritten. Zu dieſem Zwecke lud er die ſtreitbaren Männer an ſeinen Hof und veranſtaltete daſelbſt Wettkämpfe oder Turniere, in welchen zu Roſſe und zu Fuße, mit Lanzen und Schwerte von Einzelnen und von ganzen Schaaren um einen ausgeſetzten Preis gekämpft wurde. Dabei lehrte er ſie auch in geſchloſſenen Reihen fechten und mit vorgehaltenen Lanzen den Angriff aushalten und zurückſchlagen. Der Preis beſtand in Waffen, Rüſtungen, Schärpen, Streitroſſen und dergl. m., und was den Werth erhöhte, war, daß er von edlen Frauen und Jungfrauen dem Sieger überreicht wurde. Ein luſtiges Bankett, d. i. ein Schmaus mit Tanz und Spiel, beſchloß ſolch ein Turnier, wobei ſich eben ſo die Herzen an einander ſchloſſen, als früher auf dem Waffenplatze die Einzelnen in den Reihen.

Weil ferner Sachſen und Thüringen noch wenig feſte Plätze und Städte hatte, und alſo den Einfällen der Barbaren am meiſten ausgeſetzt war, baute er daſelbſt mehrere feſte Burgen auf hohen Bergen und gab die Verordnung, daß der neunte Mann von allen freien Landſaſſen ſich dahin zog. Die Leute bewohnten entweder die Burg ſelbſt, oder bauten ſich am Fuße des Schloßberges Häuſer, woraus nach der Zeit kleine Städte wurden. Die Bewohner ſolcher Städte bekamen dann ſpäter den Namen der Bürger, und gewöhnten ſich, weil ſie zu wenig Feldbau hatten, Handwerke und Handel zu treiben*). Doch auch dieſe Leute mußten ſich in Waffen üben, und zwar im Bogenſchießen und langen Speeren oder Hellebarden; ſie vertheidigten ſodann die Burg ſelbſt, und wenn ſie auszogen, ſo fochten ſie als Fußvolk im Heere. An ſie ſchloß ſich dann auch das gemeine Volk an; denn in allgemeiner Kriegsnoth wurden auch die Leibeigenen wehrhaft gemacht.

Nachdem während neun ganzer Jahre die Sachſen alſo gerüſtet und geübt wurden, kamen im J. 933 die Magyaren, um durch Sengen und Brennen, Morden und Rauben neuen Tribut zu erzwingen. Schnell ſandte König Heinrich in alle deutſche Lande den Aufruf, zu

*) Uebrigens hat ſich das Städteweſen und Bürgerthum der Deutſchen erſt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nach dem Muſter der italieniſchen Städte gebildet.

den Waffen zu greifen, die Burgen zu schließen, und den Rittern, aufzusitzen und zum königlichen Heere zu stoßen. Die sächsischen Vasallen waren bald um ihn versammelt, und gerüstet trat er in ihre Mitte und sprach: „Von welchen Gefahren unser vormals zerrüttetes Reich jetzt frei sei, das wisset Ihr am besten, die Ihr so oft durch innere Zwietracht und auswärtige Kriege beunruhigt waret. Endlich sind durch Gottes Schutz, durch unsere Bemühungen, durch Eure Tapferkeit diese Länder zur Ruhe, die Feinde zur Unterwerfung gebracht. Nichts bleibt uns übrig, als gemeinschaftlich gegen die Magyaren zu fechten. Bisher mußte ich, um sie zu bereichern, Eure Söhne berauben und Eure Töchter. Jetzt müßte ich die Kirche plündern; denn was unser war an Schätzen, das haben sie. Wählet nun selbst. Wollt Ihr, daß ich hinwegnehme, was zum Dienste Gottes bestimmt ist, um damit von den Feinden einen schimpflichen Frieden zu erkaufen? Oder wollen wir, wie es Deutschen ziemt, fest vertrauen dem, der da ist und herrscht, daß er uns beistehen werde im Kriege?"

Einstimmig rief alles Volk und die Fürsten zu den Waffen, und den Gesandten der Barbaren, die abermaligen Tribut forderten, wurde kurz und schnöde geantwortet. Wüthend über diesen unerwarteten Trotz, stürmten diese das Baiernland und Schwaben bis an den Rhein, ein anderer Hause fiel in Sachsen und Thüringen ein, wurde aber von dem Landvolke muthig angegriffen und zerstreut; die Hauptmacht kam in die Gegend von Merseburg, wo König Heinrich mit seinen Rittern stand. Als nun die Barbaren mit wildem Ungestüm heranstürmten auf ihren leichten Rossen, aber die dichte Mauer der Ritter, einen Wald von Lanzen entgegenstreckend, nicht, wie sie erwarteten, wich, da prallten sie zurück und nahmen die Flucht, ehe noch der Kampf begann. Die Ritter ihnen nach und Alles niederwerfend, was sie erreichten. So wurden die Gräuel, welche die Magyaren seit Arnulfs Zeit in deutschen Landen verübt, gerächt, daß nur wenige entkamen in ihre Heimath.

Das war ein großer Tag, wie der im Teutoburger Walde und der bei Tours gegen die Araber, wo die Deutschen wiederum ihr Reich retteten vor Unterjochung und der Völkerwanderung ein Ende setzten. Es waren aber diese Magyaren unter allen Barbaren die furchtbarsten, weil sie sich nicht begnügten, die Völker, die sie angriffen, zu unterjochen, sondern nicht ruhten, bis sie sie ganz und gar vertilgten. Und wäre deutsche Tapferkeit nicht widerstanden, so lagerten an der Stelle, wo jetzt deutsche Städte blühen, asiatische Nomaden, vielleicht dem Götzendienste noch ergeben, den ja doch nur deutsche Mönche und deutsche Helden auch im Ungarlande stürzten. Drei Jahre nach diesem Siege starb Heinrich, der große König, als er eben zu einem Zuge nach Italien rüstete, im 63. Jahre seines thatenreichen Lebens. Hier der Schlachtgesang, mit welchem der Barde Klopstock den Helden ehrte, der leider noch keinen Homer gefunden hat, der seine Thaten alle würdig preise.

Heinrich der Vogler.

Der Feind ist da, die Schlacht beginnt,
wohlauf zum Sieg' herbei!

Es führet uns der beste Mann
im ganzen Vaterland.

Heut fühlet er die Krankheit nicht,
dort tragen sie ihn her.
Heil, Heinrich, Heil dir Held und Mann
im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier,
und herrscht den Sieg herbei,
schon ist um ihn der Edlen Helm
mit Feindesblut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
daß alles tödtliche Geschoß
den Weg vorübergeh'.

Willkommen Tod für's Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
schon Blut bedeckt, dann sterben wir
mit Ruhm für's Vaterland.

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
und wir nur Todte sehn
weit um uns her, dann siegen wir
mit Ruhm für's Vaterland;

Dann treten wir mit hohem Schritt
auf Leichnamen daher,
dann jauchzen wir im Siegsgeschrei:
das geht durch Mark und Bein.

Uns preist mit frohem Ungestüm
der Bräut'gam und die Braut,
er sieht die hohen Fahnen wehn
und drückt ihr sanft die Hand.

Und spricht zu ihr: Da kommen sie
die Kriegesgötter her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
auch für uns Beide mit.

Uns preist der Freudenthränen voll
die Mutter und ihr Kind,
sie drückt den Knaben an ihr Herz
und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
wenn wir gestorben sind,
gestorben für das Vaterland
den ehrenvollen Tod.

---

§ 5. Otto I., der Große. 936—973.

Heinrich hatte noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn Otto in einer Reichsversammlung zu Erfurt als Nachfolger empfohlen, und die deutschen Fürsten ehrten seine Verdienste um das Vaterland so sehr, daß sie in die Wahl desselben gern willigten. Nun der Vater gestorben war, wurde Otto I. zu Aachen feierlich gekrönt. Bei dieser Krönung verrichteten die deutschen Reichsfürsten zum ersten Male gewisse Ehrenämter, die dann später zu Ceremonialwürden geworden sind. Herzog Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiete Aachen lag, machte den Hauswirth (Erzkämmerer); Eberhard von Franken sorgte für die Tafel (Erztruchseß, von einem altdeutschen Worte: druhsazzo, d. i. der die Druhe oder Schüssel hinsetzt); Arnulf von Baiern verpflegte das Heer und den Marstall (Erzmarschall). Die drei deutschen Erzbischöfe, von Mainz, Trier und Köln, verrichteten die Krönungsfeierlichkeiten, aber die Salbung eignete sich der Erzbischof von Mainz zu, weil auch Bonifacius, der erste Erzbischof von Mainz, den König Pipin gekrönt hatte.

Otto I. glich seinem Vater an Tapferkeit, Weisheit und Großmuth; doch die vielen Empörungen machten, daß er härter war, und da er bald einsah, daß nur große Macht dem Könige das rechte Ansehen verschaffe, verfuhr er meist eigenmächtig bei Vertheilung der Reichslehen, und suchte dieselben seinen Verwandten zuzuwenden. In den 37 Jahren seiner glänzenden Regierung kam selten sein Schwert in die Scheide, immer mußte er gegen innere und äußere Feinde im Felde liegen. Zuerst war es Herzog Boleslaw von Böhmen, der ihn zu den Waffen rief. Dieser wildherzige Fürst, von dem wir noch bei der Geschichte von Böhmen mehr erzählen wollen, hatte seinen Bruder, Herzog Wáceslaw (Wenzel) den Heiligen, erschlagen, und verweigerte trotzig, dem deutschen Könige zu huldigen. Ein harter Kampf, der 14 Jahre dauerte, erfolgte, und erst nach vielen Niederlagen der Sachsen gelang ein Sieg über die Böhmen. Nun aber waren auch mehrere deutsche Vasallen vereint, und mit ihnen Otto's eigener Bruder Heinrich, gegen ihn aufgestanden. Letzterer war seinem Bruder um die Krone neidisch, auf welche er mehr Recht zu haben behauptete, weil er geboren worden, als der Vater schon König war. Die widerspenstigsten Vasallen waren die Franken, die nicht vergessen konnten, daß ehedem Könige aus ihrem Stamme über Deutschland geherrscht, und den Stolz der Sachsen, der seit Heinrichs siegreicher Regierung recht fühlbar war, nicht vertragen mochten. Auch Lothringen und Baiern gesellten sich zu den Aufrührern, und ganz Deutschland war in blutigen Krieg verwickelt, während auch

zu gleicher Zeit mit den Slaven an der Elbe, die durch herrschsüchtige Markgrafen empört wurden, zu kämpfen war. Allein Otto trat siegreich aus dem gefährlichen Kampfe, und was den Sieger ehrt, war die Großmuth, mit welcher er seinem unruhigen Bruder Heinrich begegnete; er gab ihm, nachdem er besiegt und eine Zeitlang landesverwiesen war, das Herzogthum Baiern, und auch in Heinrichs Seele erwachte die deutsche Treue, und er ward von nun an Otto's treuester Freund in allen Kriegsgefahren.

Das erledigte Schwaben gab Otto seinem Tochtermanne Konrad, und die Slaven suchte er sich durch Einführung des Christenthums zu befreunden. Nachdem also der innere Friede hergestellt war, erblühte Deutschland herrlich; Feldbau, Gewerbe und Handel verschafften allem Volke reichliche Nahrung, und die Eröffnung der Silberbergwerke im Harzgebirge bereicherte den königlichen Schatz. Leider wurde der Fortgang dieses allgemeinen Wohlstandes durch neue Kriege, die nicht Noth thaten, wie die vorigen, gehemmt. Das Bestreben, vor seinen Vasallen höheres Ansehen durch die römische Kaiserwürde und Zuwachs an Macht und Reichthum durch den Besitz von Italien zu gewinnen, verleitete Otto I., einen sogenannten Römerzug zu unternehmen, und die meisten deutschen Könige ahmten ihm darin nach. Freilich kam ein Anflug italienischer Bildung dadurch über die Deutschen, aber unzählige edle Jünglinge fielen jenseits der Alpen, getödtet von ungewöhntem Klima, oder von den Dolchen der racheglühenden Welschen, auch wohl von den Folgen undeutscher Weichlichkeit und Ausschweifung. So wurde das herrliche Volk der Lombarden, weil es mit Gewalt nicht widerstehen konnte, gleich den Griechen, zu Lug und Trug, zu Hinterlist und Meuchelmord genöthigt und zur bejammernswerthen Entartung getrieben, während Deutschland selbst, seiner Fürsten und Vertheidiger beraubt, dem Faustrechte anheimfiel, in welchem Raubritter und ihre Gesellen des fleißigen Landmanns Saat zerstörten, gewerbthätige Städte plünderten und Kaufleute, die reiche Waaren und kostbare Schätze in's Land einführten, auf der unbewachten Straße plünderten und erschlugen.

In Italien herrschte damals König Lothar, der aber wenig mehr als den königlichen Namen hatte, weil Berengar, Markgraf von Ivrea, ein Enkel des früher erwähnten Berengar, durch Tapferkeit und List ihm Macht und Reich gewaltsam schmälerte. Hart bedrängt von diesem Feinde, starb Lothar und hinterließ eine junge Wittwe, die schöne Adelheid von Burgund. Diese wollte Berengar zwingen, seinem Sohne, dem häßlichen Adelbert, die Hand zu geben, und sperrte sie, da sie sich weigerte, mit einer einzigen Magd in einen Thurm am Gardasee. Allein nach viermonatlicher Haft befreite sie ihr treuer Burgkaplan Martin und brachte sie nach dem hohen, unzugänglichen Felsenschlosse Canossa. Hier nahm sie der Burgherr, Adelbert Azzo, Markgraf von Este, ihr Vetter, gastfreundlich auf, und weigerte sich, sie Berengarn auszuliefern. Da nun aber Berengar die Veste hart bedrängte, sandte Adelheid ihren getreuen Martin zu König Otto I. nach Deutschland und flehte seinen Beistand an. Sogleich zog Otto ein Heer zusammen und kam über die Alpen herüber, schlug den Berengar

aus dem Felde und befreite Adelheid. Die zwanzigjährige schöne Wittwe bot ihm dafür das Königreich Italien und ihre Hand an. Alsobald eroberte Otto auch Pavia, setzte sich die eiserne Krone auf und um Weihnachten desselben Jahres feierte er daselbst seine Vermählung mit Adelheid, und zog, nachdem Berengar, in Schrecken gejagt, um Frieden bat, mit ihr nach Deutschland zurück. Allein hier erwartete ihn neue Unruhe und neuer Krieg; denn seine Anverwandten, vor allen sein Sohn Ludolph, Herzog von Schwaben, und Konrad von Lothringen waren höchst unzufrieden mit dieser Heirath. Mit Hilfe seines Bruders Heinrichs von Baiern, der sein begangenes Unrecht wieder gut zu machen strebte, und mit Hilfe seiner treuen Sachsen gewann er auch über diese Empörer die Oberhand und entsetzte sie ihrer Würden, die sie erst nach langer Zeit, nachdem sie Beweise der Treue gegeben, wieder zurück bekamen.

Endlich im J. 955 kamen die Magyaren wieder, zahlreicher als je, und verheerten die östliche Mark (Oestreich) und Baiern, dessen tapferer Herzog Heinrich eben krank daniederlag. Unweit Augsburg am Flusse Lech begegnete ihnen Otto; Sachsen, Schwaben, Baiern, Franken und 1000 böhmische Reiter, vom König Boleslaw gesandt, waren in seinem Heere. Am 10. August wurde geschlagen. Otto mit einer auserlesenen Schaar, vor ihm her die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael. Verwegen schwimmen die Magyaren im Angesicht der Deutschen durch den Lech und fallen mit solchem Ungestüm ein, daß auf allen Seiten des Königs Heer zu wanken anfing. Mit lautem Zuruf stürzte sich König Otto in den grimmigsten Kampf; zu sühnen, was er einst verschuldet, thut auch Konrad von Schwaben Wunder der Tapferkeit, bis es den Deutschen gelingt, sich wieder zu ordnen, die Menge der Feinde an den Fluß zu drängen und sie nach langem Morden in die Flucht zu schlagen. Viele fanden in dem Lech ihr Grab; zwei Tage lang verfolgten sie die deutschen Reiter, nur Wenige mögen die Heimath erreicht haben; drei Hauptleute ließ der erzürnte König, der Gräuelthaten wegen, die sie an Unschuldigen und Wehrlosen verübt, an Bäume hängen. Doch kostete dieser Tag auch manchem wackern deutschen Manne das Leben; auch Herzog Konrad war gefallen; als er, von der Hitze des Sommertages und des Gefechts ermattet, die Halsbinde lüftete, fuhr ihm ein Pfeil in die Kehle; auch der Bischof von Eichstädt und mehrere Grafen lagen auf dem Wahlplatze. Wichtig war dieser Sieg und segensreich für Deutschland; Otto befestigte die Ostmark (Oestreich) mit Burgen, und die Magyaren sind von dieser Zeit nicht wieder in das deutsche Reich eingefallen.

Kaum war diese Gefahr abgewendet, als Otto nach Italien ziehen mußte. Dort hatte sich wieder Berengar erhoben und ganz Italien seiner Willkühr unterworfen, so daß auch Rom erzitterte. Papst Johann XII. klagte diese Noth dem König Otto und bat um Hilfe. Zuerst ging Ludolph, des Königs wackerer Sohn, nach Italien, ging aber mitten auf siegreicher Laufbahn plötzlich mit dem Tode ab. Sobald Otto denn konnte, (denn es ging schwer, ein ansehnliches Heer in Deutschland aufzubieten, nachdem so viele Kriegsmänner in den immer-

währenden Kriegen gefallen waren,) zog er selbst nach Italien, brach die Macht Berengars, und sandte ihn gefangen nach Bamberg. Er selbst ging nach Rom, wo ihm der Papst die Kaiserkrone aufsetzen und neuerdings des Kaisers Lehnsrecht über Rom und den Papst erkennen mußte. Otto hatte aber kaum die Stadt verlassen, als Johann XII. dem diese Oberherrschaft des deutschen Königs, wie allen Italienern, verhaßt war, Anstalt machte, dem Sohne Berengars, Adelbert, die Kaiserkrone zu verschaffen. Sobald Otto diese Treulosigkeit erfuhr, kehrte er gleich nach Rom zurück, um den Papst zur Rede zu stellen. Allein dieser war entflohen, und die Kaiserlichgesinnten, deren es immer welche zu Rom gab, entdeckten nun alle Schändlichkeiten, die Johann XII. begangen, so daß Otto eine Kirchenversammlung berief, den lasterhaften Johann absetzen und Leo VIII. zum Papst ernennen ließ. Allein kaum war er wieder weggegangen, als eine andere Partei in Rom den Sieg gewann, Johann XII. zurückrief und Leo VIII. fortjagte. Otto mußte einige Male zurückkehren und immer wieder die Widerspenstigen bestrafen, denn selbst als Johann XII. gestorben, wählten sie einen neuen Papst, bis endlich Hinrichtungen das kaiserliche Ansehen auf längere Zeit befestigten und dem Papste, den er gewählt, die Regierung sicherten. Eben damals ließ Otto I. seinen und Adelheids Sohn, Otto II., zum römischen Kaiser krönen, einen Jüngling von 16 Jahren und trefflichen Eigenschaften. Bei dieser Gelegenheit suchte Otto I. sein Reich in Unteritalien, das noch den byzantinischen Kaisern unterthan war, zu vergrößern; es unterwarfen sich ihm freiwillig die Herzoge von Benevent und Capua, welche ebenfalls unter griechischer Landeshoheit standen. Die deßhalb ausgebrochenen Feindseligkeiten wurden durch einen Frieden beigelegt, in welchem der byzantinische Kaiser Johann Tzimisces die Prinzessin Theophania dem eben gekrönten jungen Kaiser Otto II. zur Gemahlin gab, welche diesem als Brautschatz ganz Unteritalien zubringen sollte.

Aus Italien zurückgekehrt, erfuhr Otto I. zu seinem Leidwesen, daß seine Markgrafen die Slaven wieder durch Stolz und Grausamkeit aufgereizt haben und selbst mit dem Herzoge von Polen Miecislaw in blutige Fehde gerathen seien. Er entsandte sogleich Machtboten, die beiden Parteien, fernere Feindseligkeiten auszuüben, strenge untersagten. Otto I. hielt sodann einen großen Reichstag zu Quedlinburg, wo auf sein Geheiß nebst den Reichsvasallen auch die Herzoge von Polen und Böhmen erschienen. Der große Kaiser, umgeben von seinen Vasallen und Bischöfen, vor ihm Gesandte der Griechen, Bulgaren, Dänen und Slaven und Magyaren, ordnete, sein nahes Ende ahnend, die Angelegenheiten seines Reiches, das bereits ein Weltreich geworden. Wenige Monate nach diesem Hoftage starb er zu Memleben, dem Sterbeorte seines Vaters, und liegt begraben zu Magdeburg zwischen seinen beiden Frauen Edith und Adelheid.

§ 6. Otto II. und Otto III.

Es folgte dem großen Kaiser sein achtzehnjähriger Sohn Otto II., der, trefflich erzogen, die meisten Tugenden seines Vaters hatte, nur daß er, von jugendlicher Hitze getrieben, Manches verfehlte, was seine und des Vaterlandes Wohlfahrt heischte. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er einen wilden Streit zweier Vasallen zu schlichten. Heinrich, genannt der Zänker, Herzog von Baiern, und Otto, ein Sohn Ludolph's, Herzog von Schwaben, hatten Grenzstreitigkeiten, und weil der junge Kaiser Letztern, vielleicht weil er seines Stiefbruders Sohn war, begünstigte, schloß Heinrich ein Bündniß mit den Herzogen von Böhmen und Polen. Daraus entstand ein Krieg von vier Jahren, in welchem das sächsische Heer von den Böhmen eine gewaltige Niederlage erlitt. Der tapfere Kaiser besiegte jedoch am Ende den Zänker, eroberte Passau, wo er sich eingeschlossen hatte, und übergab ihn dem Bischof von Utrecht zur Verwahrung; sein Herzogthum aber verlieh er seinem Neffen Otto, der, was bisher ungewöhnlich war, nun zwei Herzogthümer besaß.

Ein zweiter Krieg entspann sich gegen Frankreich, wo noch immer Könige aus dem Hause Karls des Großen regierten. Lothringen, das so nahe an Frankreichs Grenzen lag, war wieder der Zankapfel, denn ein Bruder des französischen Königs Lothar, Karl, strebte nach dem Besitze von Niederlothringen, welches ihm Otto auch bewilligte, unter der Bedingung, daß er dafür dem deutschen Kaiser huldige. Karls Bruder, König Lothar, der es für eine Schande hielt, daß ein französischer Herzog dem deutschen Kaiser lehnspflichtig sei, wollte nun ganz Lothringen erobern, fiel in Oberlothringen ein und eroberte Aachen. Auf dem kaiserlichen Palast daselbst stand ein Adler, der jederzeit dahingekehrt wurde, wohin Lothringen selbst gehörte; diesen ließ Lothar umwenden und nach Frankreich hinsehen, denn er hielt sich schon ganz gewiß für den Herrn von ganz Lothringen. Da sammelte Otto in aller Hast ein Heer, verjagte die Franzosen aus Aachen und verfolgte sie bis nach Paris. Allein jetzt erhob sich das ganze Volk von Frankreich, so daß Alles, was die Waffen tragen konnte, im Felde erschien und von allen Seiten, so Landvolk als Adel, die Deutschen angriff. Nur mit Mühe und vielem Verluste konnte sich Otto wieder nach Lothringen zurückziehen; doch im J. 980 hielten Otto und Lothar eine Zusammenkunft, in welcher der Friede beschworen und ausgemacht wurde, daß Lothringen für beständig bei Deutschland bliebe.

Leider unternahm auch dieser Kaiser einen Römerzug, aufgefordert von den Unruhen, die in Rom allgemeine Verwirrung und Gesetzlosigkeit verursachten. Crescentius, ein vornehmer Römer, warf sich zum Herrn der alten Weltstadt auf, nahm den Papst Benedict VI. gefangen und ließ ihn tödten. Ihm stellte sich Alberich, der Graf von Tusculum, entgegen und Beide bekämpften sich nun mit ihrem Anhange mitten in der Stadt, in welcher jedes Haus zur Festung und jede Straße zum Schlachtfelde wurde. Nach langem Blutvergießen siegten die Tusculaner, und der von ihnen erwählte Papst Benedict VII. stellte wieder Ordnung und Ruhe her, bat aber den Kaiser auf's dringendste, zu kom-

men und das kaiſerliche Anſehen wieder geltend zu machen. Otto kam, hielt ſich aber nicht lange in Rom auf, ſondern eilte mit ſeinem großen Heere nach Unteritalien, das er als Heirathsgut ſeiner Gemahlin Theophania, da es ihm die Griechen nicht gutwillig abtraten, erobern wollte. Allein die Griechen, zu ſchwach, dem mächtigen Kaiſer zu widerſtehen, riefen in ihrer Noth die Araber aus Sicilien zu Hilfe. Doch mußten auch dieſe der Deutſchen Tapferkeit in mehreren Gefechten weichen, bei Baſantello aber, unweit Tarent, wurde Otto mit ſeinem Heere von dem Hinterhalte der Araber, der im Gebirge verſteckt war, überfallen und geſchlagen. Es fiel, ſagt ein alter deutſcher Schriftſteller, die purpurne Blüthe des Vaterlandes, die Zierde des gelben Deutſchlands; der Herzog von Franken, der Biſchof von Augsburg, der Abt von Fulda und viele Ritter und Grafen blieben auf dem Platze, und Otto ſelbſt konnte ſich nur dadurch retten, daß er ſich in das Meer ſtürzte und auf ein Fahrzeug losſchwamm, welches nahe am Strande kreuzte. Zum Unglück war dieß ein griechiſches Schiff und der Kaiſer wurde erkannt; doch bewog er den Schiffer, bei einer nahen Stadt zu landen, wo er Geld und Koſtbarkeiten zu ſich nehmen wollte, weil er ihn, wie vorauszuſehen war, nach Conſtantinopel führen würde; ſobald er aber der Küſte nahte, warf er ſich wiederum in's Meer, und kam glücklich zu den Seinigen, die ſchon am Ufer beſorgt um ſein Leben harrten. Sobald die Nachricht von dieſem Unfalle nach Deutſchland kam, war Alles beſtürzt, und der Schrecken wurde noch größer, als die Slaven an der Elbe und Havel, unterſtützt von den Böhmen und Polen, an allen Marken losbrachen und bis nach Hamburg hin Städte, Klöſter und Biſchoffitze zerſtörten. Bei dieſer allgemeinen Noth zeigten die deutſchen Fürſten recht ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe. In großer Menge verſammelten ſie ihre Leute und ſandten ſogleich ein Heer gegen die Slaven, ein anderes zog nach Italien dem geliebten Kaiſer zu Hilfe. Dieſer kam ſeinen treuen Vaſallen bei Verona entgegen, und in dieſer Stadt hielt er mit allen deutſchen und italieniſchen Vaſallen einen Reichstag, auf welchem die Fortſetzung des Krieges gegen die Griechen in Unteritalien beſchloſſen wurde. Allein das Unternehmen kam nicht zu Stande, Krankheit raffte wieder viele deutſche Männer dahin, es ſtarb der Herzog Otto von Schwaben und Baiern, kaum neunundzwanzig Jahre alt, und auch der Kaiſer ſtarb im achtundzwanzigſten Lebensjahre, als er nach Rom von Verona zurückgekehrt war. Die Deutſchen verließen nun mit heimlichem Grauen und Entſetzen Italien, wo ſelbſt die Luft vergiftet ſchien, und eilten über die Alpen nach Deutſchland, um dem Sohne ihres Kaiſers, Otto III., einem dreijährigen Kinde, wie ſie ſchon zu Verona verſprochen hatten, die Thronfolge zu ſichern. Der kleine Knabe wurde auch wirklich zu Aachen feierlich gekrönt und der Aufſicht ſeiner Großmutter Adelheid, ſeiner Mutter Theophania, der Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg, ſeiner Großtante, übergeben. Seinen Unterricht ſollte der gelehrte Gerbert von Rheims, ein Franzoſe, und die Regierung des Reichs der Erzbiſchof Willigis von Mainz beſorgen. Wirklich war Alles gethan, den jungen Kaiſer gut zu erziehen und das Reich während der Minderjährigkeit deſſelben auf's beſte

zu verwalten. Allein Heinrich der Zänker, der nach Otto's II. Tode seiner Haft entlassen wurde, war höchst unzufrieden mit der Vormundschaft und rügte besonders, daß Weiber, die nach dem Salischen Gesetze nicht nur von der Regierung, sondern auch von der Vormundschaft ausgeschlossen waren, nun an der Spitze ständen. Eigentlich strebte er selbst heimlich nach der Kaiserkrone. Allein die deutschen Fürsten waren einmüthig dem jungen Kaiser ergeben, und man glaubte Heinrich dadurch zu beschwichtigen, daß man ihm sein Baiern wiedergab, wofür der bisherige Herzog Kärnthen bekam. Auch entstand damals die Markgrafschaft Oestreich, welche zur Vertheidigung gegen die Magyaren dem Leopold von Babenberg gegeben wurde. Nun wurden die Kriege gegen die Slaven mit Eifer fortgesetzt, und Otto zog, kaum 6 Jahre alt, auf den gefährlichsten Feldzügen mit; glücklich wurden sie beendet, da auch Mieczislaw, Herzog der Polen, sich mit den Deutschen vereinigte und den Feinden in den Rücken fiel. Eifrig waren auch die Frauen bemüht, das Reich zu schützen; obwohl sie uneins unter einander waren, war doch ihr Sinn nur auf das gemeine Beste gerichtet. So begab sich Adelheid, die als ehemalige Königin von Italien noch großen Anhang in diesem Lande hatte, nach Pavia, um dort Alles in Ruhe zu erhalten; des Kaisers Mutter Theophania machte eine Reise nach Rom zu demselben Zweck, und ihr folgte endlich auch Otto, als eben die Nachricht einlief, daß Johann XV. mit Tode abgegangen sei und Crescentius wieder mit dem Titel eines Consuls Rom beherrsche. Weil man nun die Erfahrung hatte, daß die Päpste, geborne Römer oder wenigstens Welsche, es nie mit den Kaisern gut meinten, ernannte Otto III. einen deutschen Fürsten, den jungen Bruno, Enkel des fränkischen Herzogs Konrad, zum Papste. Er war bisheriger Hofkaplan, und obwohl erst 24 Jahre alt, besaß er doch viel Gelehrsamkeit, und es war zu erwarten, daß er dadurch und durch seinen feurigen Geist und angenehme Sitten den Römern willkommen sein werde, da diese den Deutschen auch ihre Bedächtigkeit und ihres Mangels an Bildung und Anmuth wegen gram waren. Er nahm nach seiner Weihung den Namen Gregor V. an und krönte den sechzehnjährigen König Otto III. mit der römischen Kaiserkrone. Allein kaum hatte Otto Rom verlassen, so erhob sich Crescentius wieder, verjagte den deutschen Papst und maßte sich wieder als Consul die Oberherrschaft in Rom an. Alsobald erschien Otto III. zum zweiten Male in Italien, eilte mit seinem Heere nach Rom, eroberte die Engelsburg, in welcher sich Crescentius vertheidigt hatte, und ließ diesen nebst 12 andern edlen Römern hinrichten. Als bald darauf Gregor V. mit Tode abging (auch ein Opfer des italienischen Himmels, denn er war erst 27 Jahre alt), ernannte Otto seinen ehemaligen Lehrer, den Erzbischof Gerbert von Rheims, der den Namen Silvester II. annahm, und blieb selbst längere Zeit in Rom.

Es war damals eben das Jahr 999, welches alle Gemüther der Christenheit ungemein verwirrte, weil der Aberglaube bestand, mit dem Jahre 1000 würde der jüngste Tag kommen. Zur Bestärkung desselben ließ sich ein Comet sehen und ein Erdbeben richtete in Italien große

Verwüſtung an; Alles hielt man für ſichere Vorboten des nahen Weltgerichts, und Jeder bereitete ſich nun nach ſeiner Weiſe auf den gefürchteten Tag vor. Die Leichtſinnigen verpraßten Alles, was ſie hatten, weil ſie wähnten, bald Nichts mehr zu bedürfen; die Frommen lagen ganze Tage und Nächte in den Kirchen vor den Altären, Andere wallfahrteten nach Rom oder gar nach Jeruſalem. Auch Otto III. blieb nicht frei von dieſem Aberglauben und unternahm eine Reiſe nach Gneſen in Polen, wo ſein Freund, der heilige Adalbert, (Biſchof von Prag, der bei der Bekehrung der Preußen gleich Bonifacius erſchlagen worden) begraben lag. Er wurde von Herzog Boleſlaw auf das ehrenvollſte empfangen und nannte dieſen, ganz im Sinne der alten Römer, einen Freund und Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes, ſchmückte ſein Haupt mit ſeiner eigenen Krone und verlieh ihm den Königstitel und Königsmacht über die Biſchöfe ſeines Reiches und aller Länder, die er noch erobern werde.

Das Jahr 1000 ging aber vorüber ohne Weltgericht, und Otto zog noch einmal nach ſeinem geliebten Italien, wofür ihm ſowohl Mutter als Großmutter ungemeine Vorliebe eingeflößt hatten, ſo daß es ihm vor ſeinem eigenen Vaterlande ekelte, wo die Sitten noch rauh und bäueriſch wie das Land ſelbſt waren. Viel trug zu dieſer Geſinnung auch die allgemeine Bildung und Gelehrſamkeit bei, welche er von Gerbert, dem kenntnißreichſten Manne ſeiner Zeit, erhielt. Alles ſollte bei ihm griechiſch und römiſch ſein. Er führte daher an dem Hofe ganz neue Gebräuche ein, ſpeiſete ganz allein an einem Tiſche, ſchuf verſchiedene Hofämter, wie in Conſtantinopel gebräuchlich war, und faßte wirklich den Gedanken, Rom zur Hauptſtadt des deutſchen Reiches und zur Reſidenz der Kaiſer zu machen. Allein ſo gnädig er auch die Römer behandelte, gelang es ihm doch nicht, ihre Liebe zu gewinnen, ja der Haß gegen die Deutſchen regte ſich auch gegen ihn, und es kam ſo weit, daß er in einem Aufſtand zu Rom in ſeinem eigenen Palaſte von der wüthenden Volksmenge belagert und nur durch Hilfe des Markgrafen von Tuscien gerettet wurde. Er verließ damals mit der größten Erbitterung Rom, und während er ein Heer ſammelte, um dieſe Schmach zu rächen, ſtarb er plötzlich, 22 Jahre alt, an den Frieſeln; Viele wollten behaupten, daß er vergiftet worden ſei. Treffliche Eigenſchaften und große Entwürfe gingen mit dieſem jungen Fürſten unter, der die Kraft ſeines Großvaters gezeigt hätte, würde er die Reife der Jahre erreicht haben. Nun bewarb ſich Herzog Heinrich von Baiern, ein Sohn des Zänkers, um die deutſche Krone, und nach einigem Widerſtande wurde er wirklich, als der Zweite dieſes Namens, gewählt, weil er der einzige noch übrige Sproſſe aus dem ſächſiſchen Hauſe Heinrich des Voglers war. Er regierte 22 Jahre und hatte in Deutſchland und in Italien immerwährend mit Empörungen zu kämpfen, wobei beſonders Italien furchtbar zerſtört wurde. Weil er viele Klöſter und Kirchen baute und nebſt ſeiner Gemahlin Kunigunde fromm wie ein Einſiedler lebte, wurde er 122 J. ſpäter und mit ihm auch ſeine Gattin unter die Heiligen verſetzt. Mit Heinrichs II. Tode im J. 1024 erloſch der Stamm Heinrich des Voglers, und die deutſchen Fürſten ſchritten

nun unverzüglich zu einer neuen Königswahl; doch ehe wir davon sprechen, wird es nöthig sein, einen Blick auf die Angelegenheiten Italiens zu werfen.

§ 7. Italien und die römischen Päpste.

Dieses schöne Land wurde zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, während der Regierung der sächsischen Kaiser, wie schon erzählt worden, furchtbar zerrüttet. Die vormaligen Lustgärten der schönen Halbinsel waren in Sumpf und Wald verwandelt, worin allerlei Wild zur Jagdbelustigung der Großen hauste. Die Flüsse, die sonst mit Mühlen besetzt und von Schiffen und Nachen befahren wurden, bildeten jetzt öde Sandinseln, worauf arme Fischerhütten lagen. Hungersnoth, Pest und allerlei Krankheit wüthete auf dem Lande und in den Städten, und im zehnten Jahrhundert hatte Sicherheit des Eigenthums nur der Mächtige oder Räuber, der jeden Augenblick sein Leben wagte, um neuen Besitz gewaltsam zu erwerben und denselben mit tollkühnem Muthe zu vertheidigen. Es war aber Italien in mehrere lombardische Herzogthümer zerfallen, die sich unter den schwachen Karolingern ganz unabhängig gemacht hatten. Eben so unabhängig wollten auch die kleineren Grafen und Adeligen oder Ritter sein, und es entstanden bald in Ober- und Mittelitalien eben so viele selbständige Herren, als Städte waren. Diesen gleich an Macht und Ansehen erhoben sich die Bischöfe des Landes, und unter den beständigen Fehden dieser Herren wuchs auch den Gemeinden der Städte das Selbst- und Freiheitsgefühl und der Muth, sich gleichfalls unabhängig zu machen. Ganz frei waren schon seit den Karolingern die Städte Genua und Venedig, die, am Meere gelegen, immerwährende Kämpfe mit den seeräuberischen Arabern zu bestehen hatten. Diese Kämpfe stählten ihren Muth, und weil sie sich ohne fremden Beistand Dasein und Sicherheit selbst mit den Waffen errungen hatten, duldeten sie auch keinen Herrn, sondern sie bildeten unabhängige Freistaaten oder Republiken, die mächtig und reich durch Handel und Kriege bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestanden haben.

Die mächtigsten Herzoge waren von Aquileja, Ivrea, Toscana und Spoleto. Unter griechischer Herrschaft standen noch die Herzoge von Benevent und Capua. Das übrige Unteritalien besaßen noch die Griechen. Die Inseln hatten meist die spanischen Araber erobert. Mitten unter diesen Fürsten ragte der römische Papst empor. Er war freilich ein Vasall des Kaisers, allein die Entfernung desselben machte es ihm leicht, sein Ansehen zu vergrößern und gleich einem weltlichen Fürsten über die ganze Halbinsel zu gebieten, wobei ihm auch zu Statten kam, daß er in kirchlichen Angelegenheiten über die ganze europäische Christenheit Gewalt hatte. Indessen strebten einzelne Herzoge abwechselnd nach der Oberherrschaft und ließen sich zu Königen von Italien krönen. Oft standen zwei Könige auf einmal gegen einander auf; auch die Herzoge von Burgund strebten nach dieser Würde, bis endlich die Ottonen, als römische Kaiser und Könige von Italien, diesen Wir-

ren ein Ende machten. Allein dieses Eingreifen der Deutschen konnte den Welschen nicht genehm sein; wir haben gesehen, mit welcher Hartnäckigkeit sie sich gegen dieses beschwerliche Lehnsjoch stemmten. Am wenigsten mochten die Päpste dasselbe tragen, und schon in den letzten Zeiten der Karolinger war das Bestreben derselben, sich vom deutschen Könige unabhängig zu machen, sichtbar. Den ersten Grund zur künftigen Größe des päpstlichen Stuhles legte Nicolaus I., welcher im J. 858 regierte und zuerst unter allen Päpsten gleich einem weltlichen Fürsten mit einer Krone (Tiare) feierlich gekrönt wurde. König Lothar von Lothringen wollte sich damals, um eine andere Frau zu nehmen, von seiner Gattin Teutberga scheiden lassen, welches die lothringischen Bischöfe auch wirklich vollzogen; allein Nicolaus, an welchen sich die Verstoßene gewandt hatte, verwarf diese Scheidung und nöthigte den König mit Androhung des Bannes, Teutbergen wieder zur Frau zu nehmen. Das erste Beispiel ausgeübter Gewalt gegen gekrönte Häupter. Ein großes Ansehen bekamen auch die Päpste durch die Krönungen der römischen Kaiser; allein dieses schwand, als die sächsischen Ottonen, anstatt, wie manche Karolinger gethan, sie zu erbitten, sie vielmehr zu erzwingen wußten. Noch tiefer sank um diese Zeit das Ansehen der Päpste, als einflußreiche und herrschsüchtige Weiber das Regiment in Rom selbst führten. Schon seit den ältesten Zeiten hielt man die Priesterehe für unerlaubt, und es gaben verschiedene Päpste strenge Gesetze hierüber; allein dadurch wurde nur die gesetzmäßige Ehe der Priester aufgehoben, und es entstanden Familienverhältnisse, die auf die Sittlichkeit sehr nachtheilig wirkten und allen frommen Christen ein Aergerniß gaben. Es fanden sich nämlich immer solche leichtfertige Frauenzimmer, die sich gleich den griechischen Hetären nicht schämten, ohne durch Priestersegen verbunden zu sein, mit einem Manne und oft auch mit mehreren zugleich umzugehen. Solch eine Verbindung dauerte gewöhnlich nur eine kurze Zeit, wobei denn an kein stilles Zusammenleben tugendhafter Ehegatten, die sich beiderseitig helfen, das Hauswesen zu bestellen und die Kinder zu erziehen, zu denken ist; sondern es wurde in Saus und Braus gelebt und nur auf sinnliches Wohlleben gedacht. Verachtet wurden solche Geschöpfe von der öffentlichen Meinung, und gewöhnlich auch von ihren Männern nicht mit derjenigen Achtung behandelt, der nur rechtschaffene Ehefrauen würdig sind. Die Kinder solcher Afterehen sahen das Beispiel ihrer Eltern und wuchsen auf ohne Erziehung und ohne Gottesfurcht, und nicht selten von Vater und Mutter, sobald sie auseinander gegangen waren, verstoßen, versanken sie in den Pfuhl der gemeinsten Laster und wurden abgefeimte Bösewichter. Dieses Unwesen fand sogar in der heiligen Stadt Rom und am Hofe statt, ja gegen Ende des neunten Jahrhunderts und zu Anfang des zehnten erhob sich eine solche Hetäre daselbst zu solchem Ansehen, daß sie nicht nur eine sinnliche Lebensweise voll Lustbarkeiten und Ausschweifungen zur öffentlichen Sitte machte, sondern auch ganz Rom regierte und sogar Päpste nach Willkühr ein und absetzte. Dieß war Theodora, die Freundin eines Markgrafen von Toscana, der sich meist in Rom aufhielt, um da seine herrschsüchtigen und habsüchtigen Entwürfe durchzusetzen. Theodora

hatte auch zwei Töchter, Theodora und Marozia. Alle drei waren höchst geistreich und schön, aber auch zugleich so lasterhaft, daß die Geschichte erröthet, wenn sie ihre Thaten erzählt. Diese drei Frauen standen nun an der Spitze der sogenannten toscanischen Partei, welche immer gegen deutschen Einfluß arbeitete und solche Päpste nur wählte, die sich den deutschen Königen widersetzten. Ein solcher war Sergius III., der mit der Marozia im vertrauten Umgang lebte und das abscheulichste Leben führte. Ihm folgten zwei Päpste, die besser waren, aber auch nur zwei Jahre lang regierten. Dann kam Johann X., ein schöner und tapferer Mann, der die Araber mit einem großen Heere siegreich bekriegte und besser zu einem weltlichen Fürsten getaugt hätte. Er war durch die Bemühungen der jungen Theodora Papst geworden; weil er ihr aber wenig Einfluß gestattete, wurde er nach einer vierzehnjährigen Regierung durch die herrschsüchtige Marozia gestürzt. Dieses Weib, einst des Sergius Gemahlin, vermählte sich später förmlich mit dem Herzoge Adelbert von Toscana und dann nach dessen Tode mit seinem Sohne Guido. Dieser mußte den Papst Johannes X. in's Gefängniß werfen, wo er mit Kopfkissen erstickt wurde. Nun folgten wieder zwei Päpste, die kaum dritthalb Jahr regierten, und sodann erhob Marozia ihren und des Sergius Sohn, Johann XI., zum Papste. Allein jetzt grub sich Marozia selbst ihre Grube. Nach Guido's Tode vermählte sie sich nämlich mit Herzog Hugo, der sich damals (es war zu Königs Heinrich I. Zeiten) zum König von Italien erhoben hatte und auch römischer Kaiser werden wollte. Allein er empörte durch seinen Stolz die römischen Großen, und Marozia's Sohn Alberich II. von Toscana, auch gegen den Stiefvater ergrimmt, stellt sich an die Spitze des Aufstandes und wirft Johann XI. seinen Stiefbruder und seine eigene Mutter Marozia in's Gefängniß, wo Beide den Lohn ihrer Laster in einem schmachvollen Tode fanden. Das Weiberregiment in Rom hatte wohl nun ein Ende, die toscanische Partei aber behauptete fortwährend ihren Einfluß, besonders als Octavian, Herzog Alberichs von Toscana Sohn, den päpstlichen Thron bestieg. Das war der erste Papst, der bei seiner Erhebung seinen Namen veränderte, er heißt in der Geschichte Johann XII. und übertraf an Lasterhaftigkeit alle seine Vorgänger. Jagd, Spiel, Musik, Trink- und Zechgelage in Gesellschaft lüderlicher Personen beiderlei Geschlechts waren seine Erholung; oft sah man ihn bewaffnet mit Helm, Schild und Schwert an der Spitze seiner Kriegsleute in fremdes Gebiet einfallen, denn er war beständig in Fehde mit den benachbarten Fürsten. Dabei sann er stets darauf, seine Einkünfte zu vermehren, und darum erdrückte er die Unterthanen schier mit Auflagen. Selbst in die Kirche brachte er seinen ausgelassenen frevelhaften Weltsinn; bacchantische Musik, rohes Geräusch und theatralisches Spectakel herrschte bei dem Gottesdienste und würdigte so das Heiligste zum Possenspiele herab. Dieser Mann war es, der Otto den Großen krönte, aber auch von demselben, weil er nach dessen Abreise von Rom wieder mit Berengar II. sich verband und seines schändlichen Lebens wegen allgemeine Klagen erregte, abgesetzt wurde. Demohngeachtet wußte er sich wieder der päpstlichen Krone

zu bemächtigen und lebte wie zuvor, bis er mitten im Taumel zügelloser Leidenschaft von einem Römer erschlagen wurde.

Kein Wunder, daß die Päpste in Rom selbst, wo man ihren gottlosen Wandel vor Augen hatte, allgemein verachtet wurden, und daß Crescentius, ein vornehmer Römer und Sohn der jüngern Theodora, es wagen durfte, sich als Consul an die Spitze der römischen Republik zu stellen. Erst mit dessen Hinrichtung, unter der Regierung Gregors V. und Sylvesters II., welches so fromme, als redliche Männer waren, kehrte wieder Ruhe und Ordnung in Rom ein, und mit den Ottonen schien sich die Herrschaft der deutschen Kaiser in Italien auf immer zu befestigen, da auch schon die Griechen daraus verdrängt waren. Allein es bildete sich im Stillen bei den nächstfolgenden Päpsten eine Politik, die nichts anders im Sinne hatte, als durch strengsittliches Leben das alte Ansehen bei dem Volke wieder zu erlangen, aber auch zugleich des Kaisers Rechte allmählig zu schmälern und anstatt sein Vasall, sein Herr, ja der Herr aller christlichen Könige und Reiche zu werden. Diesen Gedanken brachte zuerst ein Benedictiner von Clugni, Hildebrand, in Ausführung, der beinahe 20 Jahre hindurch, nicht wie die toscanische Partei mit offener Gewalt, sondern mit aller Klugheit eines Mannes, dessen Geist alle seine Zeitgenossen überragte, die Angelegenheiten Roms leitete, während fünf Päpste: Leo IX., Victor II., Stephan IX., Nicolaus II. und Alexander II. die päpstliche Tiare trugen. (Vom J. 1049 — 1075.) Solche Entwürfe zu begünstigen, erhob sich eben damals eine Macht in Unteritalien, deren sich die römischen Päpste bald gegen den Kaiser bedienten. Das waren die Normannen, — dieselben, die sich schon im Jahre 888 in Nordfrankreich niedergelassen und dann auch zum Christenthum bekehrt hatten. Unter ihnen herrschte aber noch immer die Neigung zu ritterlichen Abenteuern und kühnen Seefahrten, mit der sie, weil ihre Priester nicht so gottlos wie die römischen waren, innige Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen den h. Vater und allen Clerus verbanden. Einige edle Männer von ihnen kamen im J. 1017 als Pilgrime zu dem Grabe des h. Michaels wallfahrend nach Unteritalien, landeten in Salerno und wurden daselbst von den dasigen Fürsten, die von den seeräuberischen Arabern viel zu leiden hatten, aufgefodert, gegen diese Barbaren einige Feldzüge mitzumachen. Ihre Tapferkeit half Siege erkämpfen und große Beute war ihr Lohn. Da riefen sie mehrere ihrer Landsleute dahin, und weil sie dem Herzog Sergius von Neapel, der vertrieben drei Jahre heimathlos herumirrte, beistanden, sein Land wieder zu erobern, erhielten sie von diesem ein kleines Gebiet ohnweit Neapel, wo sie sich Schloß und Stadt Aversa bauten. Die Nachricht von dem Glücke dieser Abenteurer verbreitete sich bald in der Normandie, und es kamen noch größere Schaaren von Normannen in das schöne Land, wo ein üppiger Boden unter mildem Himmel alle Früchte des Südens reichlich bot. Im J. 1038 kamen die tapfern Söhne des normännischen Grafen Tankred mit großem Gefolge nach Unteritalien und halfen den Griechen die Araber auf der Insel Sicilien bekriegen; als sie aber bei der Vertheilung der Beute betrogen wurden, rächten sie sich dadurch, daß sie die griechi-

ſchen Städte daſelbſt für ſich eroberten. Leo IX. ſchleuderte vergebens Bannflüche über ſie und kam endlich mit einem Heere von kaiſerlichen und italieniſchen Söldnern, um dieſe Abenteurer mit gewaffneter Hand aus dem Lande zu jagen.*) Allein ſein Heer wurde geſchlagen und er ſelbſt gerieth in Gefangenſchaft. Doch Erſtaunen und Bewunderung erfüllte ihn, als ſich die Sieger ihm ehrfurchtsvoll naheten, die Füße küßten und ihn dann, ohne Löſegeld zu nehmen, bis an die Grenze zurückführten. Sogleich erblickte der Papſt in dieſen Leuten von ſolch frommem Gemüthe treffliche Stützen ſeiner Macht, darum hinderte er ſie nicht weiter in ihren Eroberungen, ſondern ſuchte vielmehr ihre Freundſchaft. Als darauf der tapferſte unter den Söhnen Tankreds, Robert Guiscard, ganz griechiſch Unteritalien und ſein Bruder Roger Sicilien eroberten, belehnte ihn Papſt Nicolaus II. als Herzog mit Apulien, Calabrien und Sicilien. Es hatten nun alſo die Päpſte durch dieſe Vaſallen in Unteritalien ein mächtiges Gegengewicht wider die Deutſchen, und der ebengenannte Papſt Nicolaus II. machte auch ſchon die Wahl der Päpſte ganz unabhängig vom Kaiſer; er verordnete nämlich, daß die 7 Cardinalbiſchöfe des römiſchen Gebiets mit den 28 Cardinalprieſtern der 4 Hauptkirchen zu Rom den Papſt unter Einwilligung des übrigen Clerus und des Volks erwählen ſollten. Alles dieſes bereitete den furchtbaren Kampf vor, den bald der Kaiſer mit der römiſchen Hierarchie begann.

§ 8. Die fränkiſchen Kaiſer. Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV.

Nach Heinrichs II. Tode ſtand es nun den deutſchen Fürſten frei, gar keinen Kaiſer zu wählen und als unabhängige Gebieter gleich Königen in ihren Ländern zu herrſchen. Allein ſie ſahen ein, daß ſolches Verfahren die Macht der deutſchen Nation zerſplittern und die Wohlfahrt des Reiches in große Gefahr bringen würde. Darum verſammelten ſie ſich mit ihren Leuten auf der großen Ebene am Rhein, zwiſchen Mainz und Worms, um daſelbſt wieder nach alter Weiſe und frei einen König zu erwählen. Es war ein herrliches Schauſpiel, das geſammte Deutſchland in ſeinen Fürſten und Abgeordneten an den deutſchen Strom gelagert zu ſehen, Uhland hat es in ſeinem Trauerſpiele: Ernſt Herzog von Schwaben meiſterhaft geſchildert und wir ſetzen die Stelle her:

Werner.

Woraus mein Leben ſeine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Iſt die Erinn'rung eines großen Tags,

*) Zu bemerken iſt jedoch, daß Leo IX. nicht ſelbſt der Schlacht beiwohnte, ſondern in der Stadt Civitella zurückgeblieben war.

An dem die deutſche Freiheit mir erſchien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dies Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,
Und unter dieſer hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit ſelbſt,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unſrer Noth
Erhebend ſich beweiſe dir und mir.
Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechſelſtand geheimnißvoll
Die menſchlichen Geſchicke vorbeſtimmt:
Noch mitten oft in's Leben tritt ein Tag,
Der unſrem Weſen erſt den Vollgehalt,
Der unſrer Zukunft, allem unſrem Thun
Die unabänderliche Richtung gibt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiſer Heinrich war geſtorben,
Des ſächſiſchen Geſchlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrſcht.
Als nun die Botſchaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geiſt in alles Volk,
Ein neu Weltalter ſchien heraufzuzieh'n,
Da lebte jeder längſt entſchlafne Wunſch
Und jede längſt erloſchne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutſcher Mann,
Dem ſonſt ſo Hohes nie zu Hirne ſtieg,
Sich, heimlich forſchend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutſchem Rechte wohl geſchehn,
Daß, wer dem Kaiſer heut' den Bügel hält,
Sich morgen ſelber in den Sattel ſchwingt.
Jetzt dachten unſre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Eſch und Holztheil Sprache hält:
Nein! ſtattlich ausgerüſtet, zogen ſie
Aus allen Gauen, einzeln und geſchaarrt,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiſerwahl.
Am ſchönen Rheinſtrom, zwiſchen Worms und Mainz,
Wo unabſehbar ſich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, ſammelte
Der Andrang ſich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutſche Volk zu faſſen.
Am rechten Ufer ſpannten ihr Gezelt
Die Sachſen, ſammt der Slav'ſchen Nachbarſchaft,
Die Baiern, die Oſtfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die Rhein'ſchen Franken;
Die Ober- und die Niederlothringer.

So war das Mark von Deutſchland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub ſich ſtolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeſchlag,
Ein Austauſch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verſchieden an Geſicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüſtung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk,
Zu gleichem Zwecke feſtlich hier vereint!
Was Jeder im Beſondern erſt berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüſch
Der Inſelbuchten, mählig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beſchluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,
Allbeide Franken, fürſtlichen Geſchlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder ſelbſt,
Kunrade, längſt mit gleichem Ruhm genannt.
Da ſtanden nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürſten, ſichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutſche Volk des Thrones Werth erkannt
Vor Allen, die der deutſche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigſten,
Und ſo einander ſelbſt an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu ſchreiten ſchien
Und daß die Waage ruht' im Gleichgewicht.
Da ſtanden ſie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick geſenkt, die Wange ſchamerglüht,
Von ſtolzer Demuth übermältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge ſtand
Und ſich des Volkes Brauſen ſo gelegt,
Daß man des Rheines ſtillen Zug vernahm,
Denn Niemand wagt' es, Dieſen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehen
Noch aufzuregen Eiferſucht und Zwiſt:
Da ſah man plötzlich, wie die beiden Herren
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und ſich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, ſie hegten keinen Neid
Und Jeder ſtand dem Andern gern zurück.
Der Erzbiſchof von Mainz erhub ſich jetzt:
„Weil doch — ſo rief er — Einer es muß ſein,
„So ſei's der Aelt're!“ Freudig ſtimmten bei

Geſammte Fürſten, und am freudigſten
Der jüngere Kunrad; donnergleich erſcholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf ſich niederließ,
Ergriff er ſeines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu ſich auf den Königsſitz.
Und in den Ring der Fürſten trat ſofort
Die fromme Kaiſerwittwe Kunigund,
Glückwünſchend reichte ſie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Feſtzug aber ſchaarten ſich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Geſang
Die Geiſtlichen und Laien, ſo viel Preis
Erſcholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiſer Karl geſtiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten ſie den Strom entlang nach Mainz,
Woſelbſt der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen ſeines Volkes Ruf ſo hoch geſtellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erſchien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und ſeine Schulter ragt' ob allem Volk.
Das iſt der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangſal friſch erhält.

Es wurde alſo auf dieſer Reichsverſammlung Konrad II., genannt der Salier, welcher in weiblicher Linie von Kaiſer Karl dem Großen abſtammte, zum König der Deutſchen gewählt. Er erfüllte die großen Erwartungen, die man von ihm hegte, denn ſein ganzes Streben ging dahin, die Macht des Kaiſers in Deutſchland und Italien zu mehren und im Reiche ſelbſt Sicherheit und Ruhe herzuſtellen. Darum ſuchte er ſein eigenes Haus durch eingezogene Herzogthümer zu vergrößern und die trotzigen Vaſallen dadurch zu ſchwächen, daß er die Ritter, welche Unterväſallen der Herzoge waren, und überhaupt das Volk begünſtigte. Die immerwährenden Fehden unter den Vaſallen konnte er wohl nicht ganz aufheben, allein er beſchränkte ſie durch den Gottesfrieden. Es war aber dieſer Gottesfriede die Verordnung einer Kirchenverſammlung in Frankreich, wodurch es ſtrenge verboten wurde, von Freitag an bis Montag Waffen zu tragen und Krieg zu führen. Auch er zog nach Italien, wurde zu Mailand mit der eiſernen und zu Rom mit der Kaiſerkrone gekrönt, und ſetzte auch in dieſem Lande den Herzogen zu Gunſten der Städte und des niedern Adels Schranken. Desgleichen vereinigte er das Königreich Burgund, welches bis dahin ſeine eigenen Könige hatte, wieder mit Deutſchland, wobei er freilich in einen Krieg und

Streit mit seinem eigenen Stiefsohn verwickelt wurde, in welchem er, um die kaiserlichen Rechte zu bewahren, hart erschienen. Es hatte nämlich Konrad II. die Wittwe des Herzogs Ernst von Schwaben geheirathet und dem Stiefsohne Ernst das väterliche Herzogthum, sobald er mündig geworden, gegeben. Nun stammte aber dieser Ernst Herzog von Schwaben von einer Schwester des letzten Königs von Burgund ab und machte nach seines Oheims Tode Ansprüche auf Burgund, die er auch mit gewaffneter Hand gegen den Kaiser geltend machen wollte. Allein er wurde von allen seinen Vasallen, die nicht wider den Kaiser zu Felde ziehen wollten, verlassen. Der tollkühne Jüngling aber wagte es mit wenigen Reisigen und einem treuen Freunde, dem Grafen Werner v. Kieburg, die Fehde fortzuführen, mußte sich aber endlich unterwerfen und in's Gefängniß auf die Veste Giebichenstein bei Halle wandern. Auf Bitten der Kaiserin Gisela wurde er zwar freigelassen und Konrad wollte ihm sein Herzogthum wieder geben, wenn er den landesflüchtigen Werner, der noch immer der kaiserlichen Macht trotzte, verfolgen hülfe. Allein Ernst wollte seinen Waffenbruder nicht verrathen, sondern entsagte der Gnade des Kaisers, suchte seinen Werner auf und führte mit ihm vereint ein wüstes Räuberleben im Schwarzwalde. Beide wurden nun für Feinde des Reichs erklärt, und ein Heer zog gegen sie aus, sie zu verfolgen und zu bändigen. Endlich fielen Beide, eines bessern Schicksals werth, in einem blutigen Treffen. Mit Schwaben belehnte Konrad sodann seinen Sohn Heinrich III., der auch Baiern schon besaß und den er noch bei Lebzeiten zum Nachfolger im Reiche hatte ernennen lassen. Er selbst starb, nachdem er 15 Jahr regiert, zu Utrecht, und wurde zu Speier in der Domkirche, die er selbst gebaut, begraben. Ihm folgte sein Sohn Heinrich III., ein Jüngling von 22 Jahren, eines Hauptes höher als andre Männer, tapfer und muthig, rasch und thätig wie sein Vater. Auch er suchte die kaiserliche Macht zu vergrößern, darum ließ er viele Herzogthümer und Grafschaften unbesetzt, nur seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfen; so wollte er die Deutschen von der Vorstellung abbringen, daß Herzoge und Grafen zur Regierung Deutschlands nöthig wären, und nach und nach das Reich in eine Monarchie verwandeln, die ganz allein von der Willkühr des Kaisers abhänge. Dieselbe Willkühr erlaubte er sich im Reiche Burgund, und den Herzog Gottfried von Ober-Lothringen, der sich nicht fügen wollte, beraubte er seines Landes. Auch in Italien verfuhr er auf diese Weise, und als eben zu seiner Zeit drei Päpste, Benedict IX., der als Knabe von zehn Jahren von seiner Partei zu dieser Würde erhoben wurde, Sylvester III. und Gregor VI. um die päpstliche Tiare stritten, kam er nach Rom, ließ alle drei absetzen und Clemens II. erwählen, nach dessen Tode er noch drei Päpste, Damasus II., Leo IX. und Victor II. (welche Alle, Clemens mit eingerechnet, geborne Deutsche waren) auf den päpstlichen Stuhl erhob. Auch auswärtige Kriege hatte er zu führen. Herzog Bretislaw von Böhmen hatte sowohl Huldigung als Tribut verweigert, und nur nach drei blutigen Feldzügen konnte er wieder zu beiden gezwungen werden. Auch gegen die Ungarn hatte er Krieg, deren König Peter, von einem Nebenbuhler der

Krone verdrängt, zu ihm seine Zuflucht nahm. Heinrich setzte ihn zwar wieder in seine Rechte ein und empfing von ihm den Huldigungseid, doch eben, weil er sich zum Vasallen des deutschen Kaisers gemacht, empörten sich die Magyaren und er verlor nun Krone und Freiheit. Den neuerwählten König Andreas I. aber konnte Heinrich III. nicht zum Huldigungseide bewegen. Glücklicher war er in der Vertheidigung seiner Rechte auf Lothringen, das sich König Heinrich von Frankreich wieder zueignen wollte; Heinrich III. erbot sich, den alten Streit durch einen Zweikampf mit ihm zu entscheiden, allein Heinrich von Frankreich nahm ihn nicht an. So gelang es diesem Kaiser, den deutschen Fürsten und die Macht des Reiches wieder so groß zu machen, als es zu Karls des Großen Zeiten war, und Sicherheit, Kraft der Gesetze und Wohlstand des gemeinen Volkes allenthalben zu erhalten. Doch mitten im Laufe seines rastlosen Strebens, im neununddreißigsten Lebensjahre, überraschte ihn der Tod; er starb im Jahre 1056 zu Brotfeld am Harze, wo er sich, wenn er nicht auf Reisen war, meistens aufhielt, um den trotzigen Sachsen beständig auf dem Nacken zu sein. Merkwürdig ist, daß dieser Mann, Herrscher von drei großen Reichen, Deutschland, Burgund und Italien, nie sein Haupt an hohen Festtagen mit der Krone schmückte, ohne vorher zu beichten und sich, wie es in jener Zeit üblich war, von einem Bischofe bis auf's Blut geißeln zu lassen, um sich so vor Gott dem Herrn zu demüthigen. Daraus läßt sich erklären, warum es den Päpsten, als Stellvertretern Gottes auf Erden, gelang, die Oberherrschaft über alle Könige der Christenheit zu gewinnen, und eben unter der Regierung dieses Kaisers, der so gewaltthätig mit den Päpsten verfuhr, wurde, wie schon oben erzählt ist, der Entwurf gemacht von Hildebrand, alle Gewalt der Kirche an sich zu reißen und von dieser auch das weltliche Regiment abhängig zu machen. Zum Unglücke für Deutschland nahmen die deutschen Fürsten Heinrichs III. Sohn, Heinrich IV., ein sechsjähriges Kind, zum König, denn während der Minderjährigkeit desselben und der ganzen darauf folgenden Regierung eines leidenschaftlichen und unklugen Fürsten war es der Hierarchie ein Leichtes, die Oberhand zu gewinnen. Anfangs wurde Heinrich von seiner trefflichen Mutter Agnes erzogen, denn ihr ward von der Reichsversammlung sowohl die Vormundschaft, als auch die Reichsverwaltung übertragen. Doch war sie als schwache Frau dem Trotze der Herzoge und Grafen, die sich nun wieder erhoben, nicht mächtig, und sie mußte wieder alle Herzogthümer besetzen, wodurch das Kaiserhaus viel an Macht und Einkünften verlor. Nicht einmal ihren Sohn wollte man ihr ferner lassen; der herrschsüchtige Erzbischof Hanno von Cöln verband sich mit mehreren geistlichen und weltlichen Fürsten, um sich des jungen Königs zu bemächtigen. Als dieser sich mit seiner Mutter zu Kaiserswerth befand, lockte man ihn auf ein Schiff, welches ihn schnell über den Rhein hin nach Cöln entführte. Der zwölfjährige Knabe sprang, als er den Verrath merkte, in's Wasser, allein man zog ihn wieder heraus und suchte ihn mit guten Worten und allerlei Versprechungen zu beruhigen; der Mutter aber half kein Bitten und kein Flehen; sie verlor mit ihrem Sohne bald allen Einfluß, und zog endlich, da Niemand sich ihrer annehmen wollte,

nach Rom, wo ſie unter frommen Andachtsübungen täglich in allen Kirchen Troſt für ihren unerſetzlichen Verluſt ſuchte, bis der Tod nach 13 kummervollen Jahren ihrem Leben ein Ende machte. Der junge König aber wurde von dem Erzbiſchof Hanno, der übrigens ein Mann von ſtrengem Lebenswandel war, in aller Frömmigkeit erzogen und, was für einen künftigen Herrſcher in ſolch kriegeriſchen Zeiten nöthig war, an Leib und Seele abgehärtet. Da wußte aber ein anderer Prälat, der Erzbiſchof Adelbert von Bremen, den Hanno und die vornehmſten Vaſallen des Reiches zu bereden, daß man ihm die Erziehung Heinrichs überließ. Dieß war ein feiner und liſtiger Mann, an deſſen Hofe Pracht und Wohlleben herrſchte und der ſich, um ſeinen koſtbaren Hofſtaat beſtreiten zu können, jede Ungerechtigkeit erlaubte, ganze Klöſter und Abteien mit den dazu gehörigen Landgütern zueignete und ſich weder an Geſetz noch Herkommen kehrte. Die Erziehung des jungen Fürſten war nun auch ganz anders geworden, Adelbert ließ ihn frei von aller Arbeit und Anſtrengung, gewöhnte ihn an ein ſchwelgeriſches Leben; Jagd, Spiel, Eſſen und Trinken waren ſeine Beſchäftigungen; dabei prägte er ihm den Grundſatz ein: er könne als ein König thun, was ſein Herz gelüſte, und auf die Fürſten, welche einfältige Menſchen wären, hätte er gar nicht zu achten. Vorzüglich flößte er ihm unauslöſchlichen Haß gegen die Sachſen ein, welche er ſelbſt auf alle Weiſe zu kränken wußte; denn er ließ ſich mit ſeinem königlichen Zögling mitten unter dieſem Volke nieder und nöthigte ſie, Lebensmittel und Pferde an den Hof zu liefern, um ſo das Land auszuſaugen. Als hierauf die Sachſen unter der Anführung des Herzogs Otto von Baiern und des jungen Magnus von Sachſen die Waffen ergriffen, aber von der Uebermacht der Franken, welche Adelbert in großer Schnelligkeit zuſammenzog, beſiegt wurden, ließ man die beiden in Gefangenſchaft gerathenen Herzoge ihrer Reichslehen berauben und auf ein feſtes Schloß in ſtrenge Verwahrung bringen. Mittlerweile hatte Heinrich IV. auch geheirathet, Bertha, des Markgrafen von Suſa fromme Tochter, ward ſeine Gattin; allein in kurzer Zeit ward er ihrer überdrüſſig, ſtieß ſie von ſich und verlangte geſchieden zu ſein. — Bald darauf ſtarb Adelbert; und Heinrich IV., deſſen zügelloſe Lebensweiſe den ſtrengen Hanno dermaßen ärgerte, daß er ſich freiwillig von der Reichsverwaltung losſagte, nahm den Erzbiſchof von Mainz zum Reichsverweſer und gab dieſem den Zehent von ganz Thüringen. Die Thüringer, welche bisher frei von dieſer beſchwerlichen Abgabe waren, widerſetzten ſich, allein vergebens: Heinrich ließ auf allen hohen Bergen in Sachſen und Thüringen feſte Schlöſſer bauen, die Reichen mußten dazu die Koſten zahlen, die Armen, Leibeigene und Freie, mußten Hand anlegen und Frohnden leiſten; den Beſatzungen aber dieſer Schlöſſer, die nicht, wie ſonſt gewöhnlich, aus Eingebornen, ſondern aus Franken und Schwaben beſtanden, erlaubte er, die nöthigen Lebensmittel in der umliegenden Gegend mit Gewalt zu ſammeln. Ein ſolcher Hohn brachte die freien und muthigen Sachſen zur offenen Empörung, und bald war ein Heer von 60,000 ſtreitbaren Männern zuſammengebracht. An ihrer Spitze ſtand der abgeſetzte Herzog Otto von Baiern, welcher bereits in Freiheit geſetzt war. Einige Fürſten

übernahmen es, dem bedrängten König, der sich auf das feste Schloß Harzburg zurückgezogen hatte, beizustehen, um die Sache in Güte auszugleichen. Allein die Sachsen standen nicht ab von ihrem Vorhaben und schlossen die Harzburg so enge ein, daß der König nur mit der größten Gefahr durch unwegsame Wälder, wo er in drei Tagen weder Haus noch Speise fand, sich retten konnte. Als er darauf zu dem versammelten Heere kam, fiel er den Fürsten, unter welchen der Herzog Rudolf von Schwaben der vornehmste war, zu Füßen und bat: sie möchten ihn doch jetzt nicht verlassen — ihn, der nichts anders wolle, als die verhöhnte Ehre des Königs an Empörern rächen. Allein die deutschen Fürsten wollten nicht sogleich gegen die Sachsen und Thüringer aufbrechen, sondern riethen, noch einmal Friedensunterhandlungen zu versuchen. Die Sachsen legten aber erst dann ihre Waffen nieder, als der König versprochen: seinen Lebenswandel zu bessern, seine Gemahlin Bertha wieder zu sich zu nehmen, den Sohn ihres Herzogs Magnus freizulassen und die festen Schlösser, die Heinrich hatte erbauen lassen, niederzureißen. Heinrich mußte einwilligen, und gab nach langem Zaudern auch den Befehl, die prächtige Harzburg zu zerstören. Seine Mannschaft, die das Werk vollbringen sollte, gab aus Trägheit den benachbarten Einwohnern den Auftrag hierzu. Kaum waren diese in den Ringmauern der verhaßten Burg, als sie in blinder Wuth Alles in Trümmer legten, und weder des königlichen Palastes, noch der Grabmäler schonten, Schätze plünderten, Altäre umstürzten und die ehemals unüberwindliche Harzburg in Schutt und Asche verwandelten. Diese Gräuel entrüsteten viele deutsche Fürsten, und Heinrich, dessen Grimm auf's höchste gestiegen war, konnte sie nun mit leichtem bereden, gegen die Sachsen und Thüringer auszuziehen. An den Ufern der Unstrut in Sachsen kam es zur Schlacht, in welcher nach großem Blutvergießen endlich die Sachsen und Thüringer unterliegen mußten. Dem Herzog Otto von Baiern wurde hierauf die Statthalterschaft über ganz Sachsen gegeben und so der Friede vermittelt, welcher Heinrichen endlich eine sichere Zukunft zu versprechen schien. Allein von einer andern Seite zog sich ein gewaltiges Ungewitter über sein Haupt, es begann wieder der Kampf des Lehnwesens mit der Priesterherrschaft und letztere gewann den Sieg.

§ 9. Heinrich IV. und Gregor VII.

Hildebrand bestieg endlich unter dem Namen Gregor VII. im J. 1073 den päpstlichen Thron, und bestieg ihn ohne des deutschen Königs Einwilligung. Die deutschen Bischöfe, welche diesen herrschsüchtigen Mann kannten und fürchteten, beredeten den König Heinrich IV., ihn deßhalb zur Rechenschaft zu ziehen. Gregor entschuldigte sich damit, daß er gegen seinen Willen gewählt worden sei, und daß er sich vor Erlang der Einwilligung des Königs und der deutschen Fürsten nicht werde einweihen lassen. Die Einwilligung der deutschen Fürsten war aber bisher nicht für nöthig erachtet gewesen, allein Gregor fügte geflissentlich

dieß hinzu, um dem Könige seine Abhängigkeit von den deutschen Fürsten merken zu lassen und die Fürsten selbst für sich zu gewinnen. Heinrich IV. war zu leichtsinnig, um zu ahnen, welche Gefahr ihm von diesem Manne drohe, und bestätigte die Wahl. Doch hatte sich Gregor kaum auf seinem Stuhle befestigt, als er begann, seine ehrgeizigen Entwürfe zur Vermehrung der päpstlichen Gewalt in's Werk zu setzen. Er behauptete in Briefen und päpstlichen Sendschreiben: die Kirche seufze unter dem Drucke der Fürsten, anstatt daß die Fürsten, als Glieder der Kirche, dem Oberhaupte derselben, dem Papste, unterworfen sein sollten. Dieß behauptete er zu einer Zeit, da die Geistlichen mehr Ansehen und Reichthum als jemals besaßen. Nach seiner Erzählung war das Kaiserthum ein Lehen des römischen Stuhls, er berief sich dabei auf einen erdichteten Schenkungsbrief Constantins des Großen. Um die Geistlichkeit noch mehr von aller Verbindung mit den weltlichen Fürsten zu trennen, und zu machen, daß alle Reichthümer bei der Kirche blieben, untersagte er aufs strengste die Priesterehe, die bisher nur in einigen Gegenden verboten war und noch immer ziemlich häufig stattfand. Um aber beständigen Anlaß zu haben, unter einem frommen Vorwande das Betragen der Könige zu untersuchen und sie mit dem Kirchenbanne zu belegen, wiederholte er das oft gegebene Verbot, geistliche Würden zu verkaufen, aufs schärfste, und verordnete, daß künftig kein Laie befugt sein solle, einen Geistlichen mit Ring und Stab zu belehnen,*) weil die geistliche Gewalt durchaus von der weltlichen unabhängig sein müsse.

Doch wäre es dem Papste schwerlich gelungen, seine Absichten durchzusetzen, wenn nicht Heinrich IV. seine Vasallen so sehr gegen sich aufgebracht hätte. Mehrere Bischöfe berichteten die Gewaltthätigkeiten ihres Königs, und Gregor ergriff sogleich die Gelegenheit, sein Ansehen geltend zu machen, und ermahnte Heinrichen ernstlich, besser zu regieren, und namentlich die geistlichen Aemter nicht, wie er bisher gethan, nach seiner Willkühr zu vertheilen; und als sich Heinrich nicht im geringsten an diese Ermahnungen kehrte, ließ er ihn gar nach Rom laden, um sich wegen der gemachten Beschuldigungen zu verantworten, oder zu gewärtigen, daß er in den Bann gethan würde. Heinrich berief nun schnell diejenigen Bischöfe, welche er begünstigt hatte, nach Worms und ließ dort den Papst Gregor VII. feierlich seiner Würde entsetzen. Dagegen that Gregor den König in den Bann und entband alle Deutsche und Welsche von dem Eide der Treue gegen ihn. Die Bekanntmachung des Bannes, durch welchen der König, als ein Verworfener, aus der Gemeinde der Christenheit sammt Allen, die ihm anhingen, gestoßen wurde, so daß ihm kein Priester mehr Messe lesen und die heil. Communion reichen, kein Christ mit dem allgemeinen Brudergruße bewillkommnen, kein Vasall, ja kein Diener mehr beistehen sollte, weil jeder seiner Pflicht entbunden war — wirkte mächtiger, als

*) Eine solche Belehnung oder Ertheilung einer geistlichen Würde und des damit verbundenen Besitzes nennt man auch mit einem lateinischen Worte: Investitur.

Krone verdrängt, zu ihm seine Zuflucht nahm. Heinrich setzte ihn zwar wieder in seine Rechte ein und empfing von ihm den Huldigungseid, doch eben, weil er sich zum Vasallen des deutschen Kaisers gemacht, empörten sich die Magyaren und er verlor nun Krone und Freiheit. Den neuerwählten König Andreas I. aber konnte Heinrich III. nicht zum Huldigungseide bewegen. Glücklicher war er in der Vertheidigung seiner Rechte auf Lothringen, das sich König Heinrich von Frankreich wieder zueignen wollte; Heinrich III. erbot sich, den alten Streit durch einen Zweikampf mit ihm zu entscheiden, allein Heinrich von Frankreich nahm ihn nicht an. So gelang es diesem Kaiser, den deutschen Namen und die Macht des Reiches wieder so groß zu machen, als es zu Karls des Großen Zeiten war, und Sicherheit, Kraft der Gesetze und Wohlstand des gemeinen Volkes allenthalben zu erhalten. Doch mitten im Laufe seines rastlosen Strebens, im neununddreißigsten Lebensjahre, überraschte ihn der Tod; er starb im Jahre 1056 zu Brotfeld am Harze, wo er sich, wenn er nicht auf Reisen war, meistens aufhielt, um den trotzigen Sachsen beständig auf dem Nacken zu sein. Merkwürdig ist, daß dieser Mann, Herrscher von drei großen Reichen, Deutschland, Burgund und Italien, nie sein Haupt an hohen Festtagen mit der Krone schmückte, ohne vorher zu beichten und sich, wie es in jener Zeit üblich war, von einem Bischofe bis auf's Blut geißeln zu lassen, um sich so vor Gott dem Herrn zu demüthigen. Daraus läßt sich erklären, warum es den Päpsten, als Stellvertretern Gottes auf Erden, gelang, die Oberherrschaft über alle Könige der Christenheit zu gewinnen, und eben unter der Regierung dieses Kaisers, der so gewaltthätig mit den Päpsten verfuhr, wurde, wie schon oben erzählt ist, der Entwurf gemacht von Hildebrand, alle Gewalt der Kirche an sich zu reißen und von dieser auch das weltliche Regiment abhängig zu machen. Zum Unglücke für Deutschland nahmen die deutschen Fürsten Heinrichs III. Sohn, Heinrich IV., ein sechsjähriges Kind, zum König, denn während der Minderjährigkeit desselben und der ganzen darauf folgenden Regierung eines leidenschaftlichen und unklugen Fürsten war es der Hierarchie ein Leichtes, die Oberhand zu gewinnen. Anfangs wurde Heinrich von seiner trefflichen Mutter Agnes erzogen, denn ihr ward von der Reichsversammlung sowohl die Vormundschaft, als auch die Reichsverwaltung übertragen. Doch war sie als schwache Frau dem Trotze der Herzoge und Grafen, die sich nun wieder erhoben, nicht mächtig, und sie mußte wieder alle Herzogthümer besetzen, wodurch das Kaiserhaus viel an Macht und Einkünften verlor. Nicht einmal ihren Sohn wollte man ihr ferner lassen; der herrschsüchtige Erzbischof Hanno von Cöln verband sich mit mehreren geistlichen und weltlichen Fürsten, um sich des jungen Königs zu bemächtigen. Als dieser sich mit seiner Mutter zu Kaiserswerth befand, lockte man ihn auf ein Schiff, welches ihn schnell über den Rhein hin nach Cöln entführte. Der zwölfjährige Knabe sprang, als er den Verrath merkte, in's Wasser, allein man zog ihn wieder heraus und suchte ihn mit guten Worten und allerlei Versprechungen zu beruhigen; der Mutter aber half kein Bitten und kein Flehen; sie verlor mit ihrem Sohne bald allen Einfluß, und zog endlich, da Niemand sich ihrer annehmen wollte,

nach Rom, wo ſie unter frommen Andachtsübungen täglich in allen Kirchen Troſt für ihren unerſetzlichen Verluſt ſuchte, bis der Tod nach 13 kummervollen Jahren ihrem Leben ein Ende machte. Der junge König aber wurde von dem Erzbiſchof Hanno, der übrigens ein Mann von ſtrengem Lebenswandel war, in aller Frömmigkeit erzogen und, was für einen künftigen Herrſcher in ſolch kriegeriſchen Zeiten nöthig war, an Leib und Seele abgehärtet. Da wußte aber ein anderer Prälat, der Erzbiſchof Adelbert von Bremen, den Hanno und die vornehmſten Vaſallen des Reiches zu bereden, daß man ihm die Erziehung Heinrichs überließ. Dieß war ein feiner und liſtiger Mann, an deſſen Hofe Pracht und Wohlleben herrſchte und der ſich, um ſeinen koſtbaren Hofſtaat beſtreiten zu können, jede Ungerechtigkeit erlaubte, ganze Klöſter und Abteien mit den dazu gehörigen Landgütern zueignete und ſich weder an Geſetz noch Herkommen kehrte. Die Erziehung des jungen Fürſten war nun auch ganz anders geworden, Adelbert ließ ihn frei von aller Arbeit und Anſtrengung, gewöhnte ihn an ein ſchwelgeriſches Leben; Jagd, Spiel, Eſſen und Trinken waren ſeine Beſchäftigungen; dabei prägte er ihm den Grundſatz ein: er könne als ein König thun, was ſein Herz gelüſte, und auf die Fürſten, welche einfältige Menſchen wären, hätte er gar nicht zu achten. Vorzüglich flößte er ihm unausldſchlichen Haß gegen die Sachſen ein, welche er ſelbſt auf alle Weiſe zu kränken wußte; denn er ließ ſich mit ſeinem königlichen Zögling mitten unter dieſem Volke nieder und nöthigte ſie, Lebensmittel und Pferde an den Hof zu liefern, um ſo das Land auszuſaugen. Als hierauf die Sachſen unter der Anführung des Herzogs Otto von Baiern und des jungen Magnus von Sachſen die Waffen ergriffen, aber von der Uebermacht der Franken, welche Adelbert in großer Schnelligkeit zuſammenzog, beſiegt wurden, ließ man die beiden in Gefangenſchaft gerathenen Herzoge ihrer Reichslehen berauben und auf ein feſtes Schloß in ſtrenge Verwahrung bringen. Mittlerweile hatte Heinrich IV. auch geheirathet, Bertha, des Markgrafen von Suſa fromme Tochter, ward ſeine Gattin; allein in kurzer Zeit ward er ihrer überdrüſſig, ſtieß ſie von ſich und verlangte geſchieden zu ſein. — Bald darauf ſtarb Adelbert; und Heinrich IV., deſſen zügelloſe Lebensweiſe den ſtrengen Hanno dermaßen ärgerte, daß er ſich freiwillig von der Reichsverwaltung losſagte, nahm den Erzbiſchof von Mainz zum Reichsverweſer und gab dieſem den Zehent von ganz Thüringen. Die Thüringer, welche bisher frei von dieſer beſchwerlichen Abgabe waren, widerſetzten ſich, allein vergebens: Heinrich ließ auf allen hohen Bergen in Sachſen und Thüringen feſte Schlöſſer bauen, die Reichen mußten dazu die Koſten zahlen, die Armen, Leibeigene und Freie, mußten Hand anlegen und Frohnden leiſten; den Beſatzungen aber dieſer Schlöſſer, die nicht, wie ſonſt gewöhnlich, aus Eingebornen, ſondern aus Franken und Schwaben beſtanden, erlaubte er, die nöthigen Lebensmittel in der umliegenden Gegend mit Gewalt zu ſammeln. Ein ſolcher Hohn brachte die freien und muthigen Sachſen zur offenen Empörung, und bald war ein Heer von 60,000 ſtreitbaren Männern zuſammengebracht. An ihrer Spitze ſtand der abgeſetzte Herzog Otto von Baiern, welcher bereits in Freiheit geſetzt war. Einige Fürſten

übernahmen es, dem bedrängten König, der ſich auf das feſte Schloß Harzburg zurückgezogen hatte, beizuſtehen, um die Sache in Güte auszugleichen. Allein die Sachſen ſtanden nicht ab von ihrem Vorhaben und ſchloſſen die Harzburg ſo enge ein, daß der König nur mit der größten Gefahr durch unwegſame Wälder, wo er in drei Tagen weder Haus noch Speiſe fand, ſich retten konnte. Als er darauf zu dem verſammelten Heere kam, fiel er den Fürſten, unter welchen der Herzog Rudolf von Schwaben der vornehmſte war, zu Füßen und bat: ſie möchten ihn doch jetzt nicht verlaſſen — ihn, der nichts anders wolle, als die verhöhnte Ehre des Königs an Empörern rächen. Allein die deutſchen Fürſten wollten nicht ſogleich gegen die Sachſen und Thüringer aufbrechen, ſondern riethen, noch einmal Friedensunterhandlungen zu verſuchen. Die Sachſen legten aber erſt dann ihre Waffen nieder, als der König verſprochen: ſeinen Lebenswandel zu beſſern, ſeine Gemahlin Bertha wieder zu ſich zu nehmen, den Sohn ihres Herzogs Magnus freizulaſſen und die feſten Schlöſſer, die Heinrich hatte erbauen laſſen, niederzureißen. Heinrich mußte einwilligen, und gab nach langem Zaudern auch den Befehl, die prächtige Harzburg zu zerſtören. Seine Mannſchaft, die das Werk vollbringen ſollte, gab aus Trägheit den benachbarten Einwohnern den Auftrag hierzu. Kaum waren dieſe in den Ringmauern der verhaßten Burg, als ſie in blinder Wuth Alles in Trümmer legten, und weder des königlichen Palaſtes, noch der Grabmäler ſchonten, Schätze plünderten, Altäre umſtürzten und die ehemals unüberwindliche Harzburg in Schutt und Aſche verwandelten. Dieſe Gräuel entrüſteten viele deutſche Fürſten, und Heinrich, deſſen Grimm auf's höchſte geſtiegen war, konnte ſie nun mit leichtem bereden, gegen die Sachſen und Thüringer auszuziehen. An den Ufern der Unſtrut in Sachſen kam es zur Schlacht, in welcher nach großem Blutvergießen endlich die Sachſen und Thüringer unterliegen mußten. Dem Herzog Otto von Baiern wurde hierauf die Statthalterſchaft über ganz Sachſen gegeben und ſo der Friede vermittelt, welcher Heinrichen endlich eine ſichere Zukunft zu verſprechen ſchien. Allein von einer andern Seite zog ſich ein gewaltiges Ungewitter über ſein Haupt, es begann wieder der Kampf des Lehnweſens mit der Prieſterherrſchaft und letztere gewann den Sieg.

§ 9. Heinrich IV. und Gregor VII.

Hildebrand beſtieg endlich unter dem Namen Gregor VII. im J. 1073 den päpſtlichen Thron, und beſtieg ihn ohne des deutſchen Königs Einwilligung. Die deutſchen Biſchöfe, welche dieſen herrſchſüchtigen Mann kannten und fürchteten, beredeten den König Heinrich IV., ihn deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen. Gregor entſchuldigte ſich damit, daß er gegen ſeinen Willen gewählt worden ſei, und daß er ſich vor Erlang der Einwilligung des Königs und der deutſchen Fürſten nicht werde einweihen laſſen. Die Einwilligung der deutſchen Fürſten war aber bisher nicht für nöthig erachtet geweſen, allein Gregor fügte gefliſſentlich

dieß hinzu, um dem Könige seine Abhängigkeit von den deutschen Fürsten merken zu lassen und die Fürsten selbst für sich zu gewinnen. Heinrich IV. war zu leichtsinnig, um zu ahnen, welche Gefahr ihm von diesem Manne drohe, und bestätigte die Wahl. Doch hatte sich Gregor kaum auf seinem Stuhle befestigt, als er begann, seine ehrgeizigen Entwürfe zur Vermehrung der päpstlichen Gewalt in's Werk zu setzen. Er behauptete in Briefen und päpstlichen Sendschreiben: die Kirche seufze unter dem Drucke der Fürsten, anstatt daß die Fürsten, als Glieder der Kirche, dem Oberhaupte derselben, dem Papste, unterworfen sein sollten. Dieß behauptete er zu einer Zeit, da die Geistlichen mehr Ansehen und Reichthum als jemals besaßen. Nach seiner Erzählung war das Kaiserthum ein Lehen des römischen Stuhls, er berief sich dabei auf einen erdichteten Schenkungsbrief Constantins des Großen. Um die Geistlichkeit noch mehr von aller Verbindung mit den weltlichen Fürsten zu trennen, und zu machen, daß alle Reichthümer bei der Kirche blieben, untersagte er aufs strengste die Priesterehe, die bisher nur in einigen Gegenden verboten war und noch immer ziemlich häufig stattfand. Um aber beständigen Anlaß zu haben, unter einem frommen Vorwande das Betragen der Könige zu untersuchen und sie mit dem Kirchenbanne zu belegen, wiederholte er das oft gegebene Verbot, geistliche Würden zu verkaufen, aufs schärfste, und verordnete, daß künftig kein Laie befugt sein solle, einen Geistlichen mit Ring und Stab zu belehnen,*) weil die geistliche Gewalt durchaus von der weltlichen unabhängig sein müsse.

Doch wäre es dem Papste schwerlich gelungen, seine Absichten durchzusetzen, wenn nicht Heinrich IV. seine Vasallen so sehr gegen sich aufgebracht hätte. Mehrere Bischöfe berichteten die Gewaltthätigkeiten ihres Königs, und Gregor ergriff sogleich die Gelegenheit, sein Ansehen geltend zu machen, und ermahnte Heinrichen ernstlich, besser zu regieren, und namentlich die geistlichen Aemter nicht, wie er bisher gethan, nach seiner Willkühr zu vertheilen; und als sich Heinrich nicht im geringsten an diese Ermahnungen kehrte, ließ er ihn gar nach Rom laden, um sich wegen der gemachten Beschuldigungen zu verantworten, oder zu gewärtigen, daß er in den Bann gethan würde. Heinrich berief nun schnell diejenigen Bischöfe, welche er begünstigt hatte, nach Worms und ließ dort den Papst Gregor VII. feierlich seiner Würde entsetzen. Dagegen that Gregor den König in den Bann und entband alle Deutsche und Welsche von dem Eide der Treue gegen ihn. Die Bekanntmachung des Bannes, durch welchen der König, als ein Verworfener, aus der Gemeinde der Christenheit sammt Allen, die ihm anhingen, gestoßen wurde, so daß ihm kein Priester mehr Messe lesen und die heil. Communion reichen, kein Christ mit dem allgemeinen Brudergruße bewillkommnen, kein Vasall, ja kein Diener mehr beistehen sollte, weil jeder seiner Pflicht entbunden war — wirkte mächtiger, als

*) Eine solche Belehnung oder Ertheilung einer geistlichen Würde und des damit verbundenen Besitzes nennt man auch mit einem lateinischen Worte: Investitur.

Heinrich fürchten mochte. Die meiſten Biſchöfe, die kurz vorher gegen den Papſt ſo dreiſt aufgetreten waren, erſchraken dergeſtalt, daß ſie demüthig um Verzeihung in Rom nachſuchten. Die Sachſen freuten ſich, daß ihr Gegner für einen Feind der Kirche erklärt ſei, und alle heimlichen Gegner des Königs wurden nun unter einem ſo heiligen Vorwande ermuntert, ihre Geſinnungen zu entdecken, und ein großer Theil des gemeinen Volks glaubte wirklich, durch Treue gegen ihn ſein Seelenheil zu gefährden. Bald ſtand das ganze Reich in Waffen gegen Heinrich IV., und Otto, der Statthalter von Sachſen, an der Spitze. Die Zahl der getreuen Vaſallen wurde mit jedem Tage geringer, ſelbſt die Diener verließen einer nach dem andern ihren Herrn. Zu Tribur am Rhein kamen die Fürſten zuſammen, der eben genannte Otto, ſodann Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen, mehrere Biſchöfe und Grafen, und erklärten den Bann für rechtmäßig. Heinrich, verlaſſen von aller Welt, eilte nach Oppenheim, einer Stadt, Tribur gegenüber, um mit den Fürſten durch Geſandte zu unterhandeln; allein er konnte nichts anders erhalten, als Aufſchub ſeiner gänzlichen Abſetzung: man habe beſchloſſen, hieß es, den heil. Vater nach Augsburg einzuladen, um dort die Sache auf einer allgemeinen Reichsverſammlung zu ſchlichten; würde Heinrich binnen drei Monaten nicht vom Banne losgeſprochen, ſo wollten ſie zu einer neuen Königswahl ſchreiten. Da nun Heinrich IV. einſah, daß er auf dem Fürſtentage zu Augsburg nicht viel Gutes erwarten konnte, wollte er ſich lieber vor dem Papſte, als vor ſeinen Vaſallen demüthigen, und eilte mitten im Winter, da ihm ſeine Gegner alle Päſſe verſtellten, auf geheimen Wegen über die Alpen nach Italien. Nur ſeine Gemahlin, die edle Bertha, die er einſt ſo ſehr gekränkt, mit einigen ihrer Frauen, und wenige treue Diener begleiteten ihn auf dieſer eben ſo beſchwerlichen, als gefährlichen Reiſe. Denn bald waren ſie genöthigt, auf den ſtarren Eisfeldern mit unſicherem Schritte mehr auf den Händen, als auf den Füßen dahin zu klettern; bald war der Weg ſo ſchlüpfrig, daß man die Frauen auf Ochſenhäute ſetzen und ſo in die tiefen Thäler hinabziehen mußte. Als endlich Heinrich nach unzähligen Beſchwerden in der Lombardei ankam, verſammelten ſich ſogleich viele Grafen und Biſchöfe des Landes um ihn, und brachten eine Menge Bewaffneter mit, denn ſie meinten, er wäre gekommen, den Papſt, der ihnen allen ſeiner Herrſchſucht wegen verhaßt war, abzuſetzen; allein Heinrich, der im Glücke ſo ſtolz und trotzig war, hatte jetzt im Unglücke allen Muth verloren, wies ihre Hilfe zurück und eilte nur nach Canoſſa, — wo, wie er hörte, ſich eben Hildebrand aufhielt, — um bald des furchtbaren Bannes los zu werden. Das feſte Schloß Canoſſa im Lande Modena gehörte der Markgräfin Mathilde, der Wittwe des kurz vorher ermordeten Herzogs von Niederlothringen, welche außer ihren reichen Erbgütern in Lothringen die meiſten Städte Toscana's und außerdem Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza und Verona beſaß. Man nannte ſie allgemein die große Gräfin, und ſie verdiente dieſen Namen nicht nur ihres glänzenden Hofes und ihres Reichthums wegen, ſondern auch darum, weil ſie

an Geiſt und Kenntniß viele Männer übertraf und ihr Land weiſe und gerecht zu regieren wußte, und dabei dem armen Volke wohlzuthun nicht verſäumte, ſo daß Wohlfahrt allenthalben war, wo ſie herrſchte. Ihr großer Geiſt ſah aber auch über die Grenze ihres Landes hinaus, und das widerſinnige Betragen Heinrichs IV. konnte ihr nicht gefallen. Da ſie nun von Gregor VII. Beſchränkung der Gewaltherrſchaft hoffte und erwartete, ſo hatte ſie ſich ihm längſt genähert, um zum gemeinen Beſten Italiens ſowohl, als Deutſchlands nach Kräften mitzuwirken. Obwohl ſich nun Gregor und Mathilde aus dieſer Urſache häufig gegenſeitig beſuchten, ſo darf man doch nicht im geringſten Verdacht hegen, daß ein Verhältniß ſtattgefunden habe, wie der Fall zur Zeit der beiden Theodoren und der Marozia geweſen; denn Gregors Wandel war unſträflich, und Mathilde eine Zierde ihres Geſchlechts und ehrwürdig durch die Reinheit ihrer Sitten. Sobald Mathilde erfuhr, daß ſich Heinrich IV., der ein Verwandter von ihr war, nähere, eilte ſie ihm ſogleich mit ihrer Freundin, die eben bei ihr zu Beſuch war, der Markgräfin Adelheid von Suſa, Heinrichs Schwiegermutter, entgegen, und ſuchte dann den Papſt zu bewegen, ihn vorzulaſſen; allein Gregor beſchloß, ihn hart zu demüthigen. Er ließ ihn daher als einen Büßenden, d. i. ohne alle Abzeichen der Königswürde in leinenem Bußhemde und mit nackten Füßen, in die Burg eintreten. Kaum war er eingetreten, als das Thor hinter ihm zugeſchloſſen ward, ohne daß man ihn in das Innere der Burg einließ; ſo mußte er nun da ſtehen bleiben, in dem Hofe mit Schnee bedeckt (es war der 25. Jänner 1077), ohne Speiſe und Trank, drei Tage lang, bis endlich Mathilde den Papſt dahin brachte, ihn vorzulaſſen. Als nun der König im Bußgewande vor dem Prieſterfürſten ſtand, ließ dieſer ihn hart an, und fragte ihn: „wie er beweiſen wolle, was er ihm auf dem Fürſtentage zu Worms Schuld gegeben?“ und nahm eine Hoſtie, brach ſie mitten entzwei und ſprach: „Sieh! dieſe Hoſtie, die ich jetzt zu mir genommen, möge mich tödten, wenn das wahr iſt, deß Du und Deine Rathgeber mich beſchuldigt haben, und nimm hier die andere Hälfte und ſchwöre daſſelbe, wenn Deine Klagen gegen mich Grund haben.“ Heinrich erſchrak bis in's Innerſte, nahm die Hoſtie nicht, ſondern bekannte ſeine Schuld. Da erhielt er die Abſolution unter der Bedingung, daß er ſich aller königlichen Gewalt enthalten wolle, bis der Papſt und die deutſchen Fürſten würden entſchieden haben, ob er König bleiben ſolle. Ganz zerknirſcht und in ſich vernichtet ging Heinrich IV. von dannen, und mußte in allen italieniſchen Städten, durch die er heimzog, eine wohlverdiente Verachtung dulden, daß er mit ſolcher Schmach die Königswürde beflecken mochte. Die Biſchöfe von Bologna und Parma und die Stadt Pavia machten ihm wieder Muth, ſo daß Rachegefühl in ihm auflohderte und er mit einem Heere Gregors Reiſe nach Deutſchland verhinderte. Als er aber hörte, daß die deutſchen Fürſten den Herzog Rudolf von Schwaben zum König erwählt hatten, eilte er zurück nach Deutſchland, gewann die Bürger und Kaufleute in den ſchwäbiſchen Städten für ſich, entſetzte ſeinen Gegner Rudolf der Herzogswürde und vergab Schwaben

an Friedrich von Hohenstaufen, dem er auch seine Tochter vermählte, und zog mit einem wohlgerüsteten Heere auf seine Feinde los. So begann nun ein blutiger Bürgerkrieg, in welchem der Sieg lange unentschieden blieb. Gregor, der indessen mit den italienischen und ihren verbündeten Städten kämpfen mußte, schleuderte abermals über Heinrich IV. den Bann, bestätigte die Wahl Rudolfs und schickte ihm eine Krone mit den Worten: „Lasset, heilige Apostel, Peter und Paul, lasset die ganze Welt sehen, daß ihr im Himmel bindet und löset, aber auch auf Erden Königreich und Fürstenthum nehmen und geben könnt. Schon oft habt ihr Bischöfe und Patriarchen ihrer Würden beraubt, um sie rechtschaffenern zu verleihen. Könnt ihr also diese Engel, welche über die stolzen Fürsten zu herrschen bestimmt sind, richten; wie viel mehr seid ihr nicht Richter über die Knechte derselben." Dagegen versammelte Heinrich zu Brixen in Tyrol wieder mehrere Bischöfe, die ihm ergeben waren, und entsetzte den Papst auf's Neue seiner Würde, als einen gottlosen Ketzer, einen Zauberer und Friedenstörer, und wählte an seiner Stelle den Erzbischof von Ravenna unter dem Namen Clemens III. Sodann zog er verstärkt durch ein lothringisches Heer, das der tapfere Herzog Gottfried von Bouillon anführte, gegen Rudolf von Schwaben. Bei Merseburg an der Elster kam es zur Schlacht, und der Sieg war schon auf der Seite der Feinde, als Gottfried von Bouillon auf den Herzog Rudolf einstürmte und ihm mit einem gewaltigen Streiche die rechte Hand abhieb, so daß man ihn, da er auch tödtlich in der Seite verwundet war, aus dem Getümmel tragen mußte. „Das ist die Hand," sprach Rudolf, „mit der ich dem König Treue geschworen habe," und starb bald darnach mit sichtbarer Heiterkeit, weil man ihm berichtete, daß er als Sieger sterbe. Dieß Ereigniß, das Viele für göttliches Entscheiden ansahen, brach die Partei der Gegner; denn ein großer Theil derselben ging zu König Heinrich über. Nun erst, vier Jahre nach der Demüthigung in Canossa, unternahm Heinrich den Rachezug wider Hildebrand, und ging mit einem großen Heere nach Italien. Allein Gregor blieb unerschütterlich; erst nach drei Feldzügen ward Rom erobert, und während sich der Papst in die Engelsburg flüchtete, krönte Clemens III. Heinrich IV. und seine Gemahlin mit der Kaiserkrone. Da erschien dem bedrängten Gregor ein Erretter, der Normannenherzog Robert Guiscard. Dieser tapfere Held hatte inzwischen das byzantinische Reich angegriffen, war in Epirus eingefallen und eilte nun herbei, als er hörte, in welcher Gefahr Gregor VII. schwebe. Er kam, als eben Kaiser Heinrich IV. den Rückzug nach Deutschland angetreten, weil ihm von dort die Nachricht von neuer Empörung gekommen war. Die Normannen eroberten Rom, plünderten und sengten drei Tage lang und befreiten den Papst Gregor VII. und führten ihn aus der Engelsburg auf das Kloster Monte Cassino, sodann eilte aber Robert wieder nach Griechenland zurück, wo er noch größere Lorbeern zu erringen hoffte, aber in Kurzem, von Krankheit dahingerafft, sein Heldenleben schloß. In demselben Jahre (1085), zwei Monate früher, war auch Gregor VII. zu Salerno gestorben; seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit

geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Doch war mit seinem Tode nicht Ruhe geworden für Heinrich IV.; seinem Papste Clemens III. wurden von den römischen Cardinälen zwei Päpste, zuerst Victor III. und nach dessen Tode Urban II., entgegengestellt. Letzterer verdrängte seinen Gegner bald ganz, bemächtigte sich Roms, wiederholte den Bannfluch über Heinrich IV. und wiegelte seine eignen Söhne Konrad und Heinrich gegen ihn auf. Dasselbe that Paschalis, und Heinrich IV. mußte noch über zwanzig Jahre gegen aufrührerische Vasallen kämpfen. Doch zeigte er in diesen Kämpfen, welch eine große Seele er besitze; denn jetzt erst konnte man seine Gerechtigkeitsliebe, seine Großmuth und seine Unerschrockenheit und Tapferkeit kennen lernen. Alle seine Feinde erlagen, einer nach dem andern, gewaltsamen und natürlichen Todes; auch sein ungehorsamer Sohn Konrad starb lange vor ihm, doch tiefer schmerzte ihn der Abfall seines zweiten Sohnes Heinrich, denn er war damals schon vor Alter mürbe. Darum ließ er nach von seiner Hartnäckigkeit und bot die Hand zum Frieden; man hinterging den Greis und lockte ihn nach Ingelheim, wo er als Gefangener behandelt, gezwungen wurde, dem Reiche zu Gunsten seines Sohnes Heinrich V. zu entsagen. Noch einmal ermannte er sich, als es ihm gelang, seiner Haft zu entrinnen, und mit Herzog Heinrich von Lothringen, der seinem verrathenen Kaiser zu Hilfe gekommen war, dem bösen Sohne entgegen zu ziehen. Allein der Tod überraschte ihn auf diesem Feldzuge im J. **1106**, und der Bischof von Lüttich, der ihm stets treu geblieben war, ließ ihn in seiner Kirche feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen. Empörend ist es aber, ja ekelhaft, wie der Haß unmännlicher Eiferer den armen Mann noch nach seinem Tode verfolgte. Da gab es unter den deutschen Bischöfen solche unfreie Männer, welche aus Furcht vor dem Zorne des Papstes den König Heinrich V. überredeten, die Leiche seines Vaters wieder aus der Gruft herauszuholen und unbeerdigt auf einer kleinen Insel der Maas hinzustellen, bis der Kirchenbann würde aufgehoben sein. Es fand sich aber ein frommer Mönch und Pilger aus Jerusalem, der aus eigenem Antriebe am Sarge des Kaisers Tag und Nacht Bußpsalmen sang, um seine Seele von ewiger Verdammniß zu erlösen. König Heinrich V. schämte sich darauf seiner unnatürlichen Grausamkeit und ließ den Leichnam nach Speier bringen, einer Stadt, welcher sein Vater einst viel Gutes gethan. Dort wurde er von dem dankbaren Volke mit rührender Ehrfurcht empfangen und in der von ihm erbauten Marienkirche in die Gruft gelegt. Allein der päpstlich gesinnte Bischof von Speier verbot allen Gottesdienst in dieser Kirche, so lange der mit dem Bannfluch Beladene daselbst liegen werde, und so wurde der Leichnam wieder herausgehoben und in eine noch ungeweihte Capelle gebracht. Erst nach fünf Jahren löste Paschalis II. den Bannfluch und erlaubte, daß man die Ueberreste des unglücklichen Fürsten in die väterliche Erbgruft senkte.

§ 10. Frankreich.

In dieſen Kampf des Lehnweſens mit der Prieſterherrſchaft war Frankreich nicht verwickelt, und es konnte ſich daher deſto freier ausbilden und entwickeln. Es iſt ſchon erzählt worden, wie in dieſem Reiche um's J. 987, nach dem Ausſterben der Karolinger, das Haus Capet zur Königswürde gelangte. Hugo, Graf von Paris, war der erſte König aus dieſem Hauſe; doch ein ohnmächtiger König, denn die hohen Vaſallen, durch deren Gunſt er zum Throne gelangte, maßten ſich beinahe gleiche Rechte in ihren Herzogthümern an, und ihre Abhängigkeit hing nur von gutem Willen ab. Es nannten ſich dieſe Herren, die Herzoge der Normandie, der Bretagne, die Grafen von Flandern, von Anjou (Aquitanien), von Toulouſe und Champagne und noch viele andere, Pares (woher das neuere Wort Pairs), d. i. die Gleichen oder Ebenbürtigen, weil ſie gleiche Rechte mit dem Könige in ihren Ländern ausübten. Nicht mächtiger waren die nächſten Könige nach Hugo, ſein Sohn Robert und ſein Enkel Heinrich I. Von Letzterm wurde ſchon in der Geſchichte von Deutſchland geſprochen; und man kann ſich wohl erklären, warum er gegen Kaiſer Heinrich III. Lothringen nicht behaupten konnte. Heinrichs Sohn, Philipp I., der vom J. 1059—1108, alſo 49 Jahre regierte, war ein kräftiger und kluger Fürſt, der die Macht der Vaſallen vielleicht eben ſo, wie die ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer in Deutſchland, gezähmt hätte, wäre nicht ein Vaſall, der noch kräftiger und kühner war, als er, Wilhelm, Herzog von der Normandie, ihm entgegen getreten. Die Normannen waren bisher immer auf der Seite der Könige, wenn dieſe gegen ihre aufrühreriſchen Vaſallen zu Felde zogen. Berühmt und berüchtigt iſt vor Allen der Herzog Robert II., genannt der Teufel, welchen Namen er ſich durch die wilde und leidenſchaftliche Kampfluſt und durch die Grauſamkeit, mit welcher er die Länder der benachbarten Herzoge und Grafen verheerte, zuzog. Eine Volksſage, die von franzöſiſchen Dichtern auf's anmuthigſte erweitert worden, leitet dieſen Namen von ſeiner Jugendgeſchichte her*). Er war, ſo heißt es, ſchon in ſeiner Kindheit äußerſt wildherzig und unbändig, ſo daß weder Vater, noch Mutter, noch Lehrer irgend etwas über ihn vermochten. Ohne Unterricht und ohne Zucht aufgewachſen, führte er nun als Jüngling ein äußerſt wildes Leben, zog mit gleichgearteten Geſellen durch das Land, plagte das Volk, fiel Reiſende an, raubte, mordete und ſengte in Dörfern und Städten, erkühnte ſich ſogar, als ſein toller Haufe bereits zu einem großen Heere angewachſen war, feſte Burgen anzugreifen und Alles zu ermorden, was ſich ihm widerſetzte. Der Vater zog gegen ihn zu Felde, konnte aber nichts ausrichten, und ſtarb endlich vor Gram über ſeinen ungerathenen Sohn, dem er noch im Sterben fluchte. Einſt, ſo erzählt die Sage, kam er mit ſeinen Spießgeſellen auf ein Schloß, woraus bereits Alles, bis auf einige Diener und die Burgfrau, entflohen war.

*) Siehe den Romanzenkranz: Robert der Teufel, von G. Schwab.

Mit Ungestüm forderte er nun Wein, zechte unter lautem Toben und befahl sodann, als schon Alle berauscht und ganz sinnlos waren, die Burgfrau herzuführen. Diese erschien; verschleiert stand sie da mitten unter den Wütherichen, die sich schon freuten, die wehrlose Frau nach ihrer Weise auf's unartigste zu mißhandeln; fluchend und tobend gebot ihr Robert der Teufel, den Schleier zu lüften und ihr Antlitz zu zeigen. Sie that es, doch wie erschrak er, als er seine Mutter erkannte, die ihm mit Thränen in den Augen und mit einer von Schmerz gebrochenen Stimme den Fluch seines sterbenden Vaters verkündete, sein gottloses Leben vorwarf und am Ende ganz erschöpft zurief: Er solle denn auch die Mutter morden, weil er den Vater schon zu Tode gekränkt habe. Entsetzen faßte ihn und seine Gesellen; zerknirscht fiel er der Mutter zu Füßen und bat reumüthig, sie möchte des Vaters Fluch und den ihrigen zurücknehmen. Als sie ihm aber mit gerührtem mütterlichen Herzen, doch ernst und streng erwiderte: sie wolle ihm nicht fluchen, doch des Vaters Fluch könne nur die heil. Kirche von ihm nehmen, wenn er Buße thäte und durch lange aufrichtige Reue Gott und die Menschheit mit sich versöhnte, da erhob sich Robert, entließ seine Genossen, legte seine Waffen ab und nahm ein härenes Gewand und den Pilgerstab und zog nach Jerusalem. Dort am Grabe des Erlösers beichtete er seine Sünden, und losgesprochen und begnadigt kehrte er heim, ein anderer, ein besserer Mensch, und übernahm das Herzogthum.

So weit die Sage. Die Geschichte berichtet uns, daß er ein treuer Vasall des Königs Heinrich I. gewesen und im J. 1035 eine zweite Wallfahrt nach Jerusalem unternommen habe und auf dem Rückwege zu Nicäa gestorben sei. Ihm folgte, wie er vor seiner Abreise vom Könige erbeten hatte, sein Sohn Wilhelm, der Eroberer genannt, weil er im J. 1066 England eroberte. Doch ehe wir davon sprechen, müssen wir auf die Geschichte Englands seit Karl dem Großen zurückgehen.

§ 11. Das angelsächsische England wird normännisch.

In England hatte im J. 823 zur Zeit, als Beda der Ehrwürdige daselbst lehrte, König Egbert von Wessex und Sussex alle sieben sächsische Reiche vereinigt, und das Christenthum, wie auch Etwas von Wissenschaft blühte da mehr, als auf dem festen Lande. Allein die Normannen aus Dänemark oder Dänen kamen nun häufig auf ihren Raubzügen an die Küsten, plünderten und verheerten, was die fleißigen Hände gebaut und gepflanzt hatten, und die Angelsachsen konnten sich ihrer nur mit Mühe erwehren. Endlich im J. 872, als eben Egberts Enkel Alfred den Thron bestieg, eroberten die Dänen, die nun mit ganzen Flotten landeten, ganz England, zerstörten Kirchen und Klöster und nöthigten die Großen des Reichs, auf ihre Burgen zu flüchten. Alfred, von allen seinen Vasallen verlassen, legte die Zeichen der königlichen Würde ab, und begab sich unter den Kleidern eines Bauern nach Sommerset. Hier diente er einem Hirten um's karge Brod und lebte mü

selig wie der Niedrigste im Volke. Aber im Lande und im Lager der Dänen ging die Sage, Alfred sei nicht mehr unter den Lebenden.

Als Alfred merkte, daß man ihm nicht weiter nachstelle, zog er nach der kleinen Insel Athelnei, baute sich hier eine Wohnung und befestigte sie. Bald umgab ihn eine kleine Schaar getreuer Diener, mit denen er einzelne Haufen der Dänen, welche das Land der Beute wegen durchstreiften, besiegte. Indeß war auch den Engländern wieder der Muth gewachsen, während die Sieger in sorglosem Uebermuthe schwelgten. Da machte sich Alfred auf, ging verkleidet als sächsischer Sänger mit der Harfe in's Lager der Dänen und belustigte sie mit seinem Spiele, während er aufmerksam Alles im Lager betrachtete. Als er nun die Lage und den Umfang desselben, die Macht des Feindes und auch die Sicherheit und Nachlässigkeit desselben erspähet hatte, ging er zurück nach seinem Eilande, besprach sich auf dem Wege mit manchen Getreuen, die er in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht hatte, sagte Allen das Zeichen und den Tag, wo sie losbrechen sollten auf die Feinde. In aller Stille versammelte er sodann ein Heer, zog damit in schnellen Märschen bis nach Edington und griff ohne Verzug die Dänen an. Die unerwartete Erscheinung einer Armee von Engländern verwirrte die Seeräuber; aber noch größer ward der Schrecken, als sie den König Alfred an ihrer Spitze und voran das sächsische Banner mit dem schwarzen Raben flattern sahen. Nichts konnte den Streichen der tapfern Engländer widerstehen, bald war das Feld mit Leichen bedeckt, nur wenige Dänen flohen mit ihrem Fürsten Gutram nach einem festen Platze, wo sie sich aber bald dem Sieger ergeben und das Christenthum annehmen mußten.

Von nun an waren die Einfälle der Dänen minder furchtbar, und Alfred regierte bis 901 in Ruhe: alle Künste und Gewerbe des Friedens gediehen unter seiner dreißigjährigen Regierung. Im Lande blühten Schulen; Kirchen und Klöster erhoben sich aus dem Gräuel der Verwüstung; an den Küsten standen allenthalben Fahrzeuge, zur Belebung des Handels und zur Abwehrung des Feindes. Beinahe ein Jahrhundert behauptete sich unter seinen Nachfolgern das Reich und wuchs an innerer und äußerer Macht; allein zu Ende des zehnten Jahrhunderts erhob sich das Reich der Dänen dergestalt, daß es bald ganz Scandinavien, d. h. Dänemark, Schweden und Norwegen unter einem Herrscher vereinigte, nachdem daselbst auch das Christenthum allmählig eingeführt worden war. König Suen streckte seine gewaltige Hand auch nach England aus, eroberte es, und Ethelred, ein später Enkel Alfreds, mußte das Reich verlassen und zu seinem Schwiegervater, dem Herzog Richard II. von der Normandie, flüchten. Suens Sohn, Canut der Große, kam selbst nach England, eroberte es völlig und regierte daselbst, durch milde Behandlung der unterworfenen Angelsachsen, weise und gerecht. Er bekannte sich auch öffentlich zur christlichen Religion und unternahm eine Wallfahrt nach Rom, wo er der Krönung des Kaisers Konrad II. des Saliers beiwohnte. Seine Söhne Harald und Hardienut waren ihm nicht gleich an Weisheit und Mäßigung, darum wurde die dänische Regierung verhaßt, und die Angelsachsen riefen

Ethelreds Sohn Eduard III., den Bekenner (also hieß er seiner schwärmerischen Frömmigkeit wegen), der mit seinem Vater nach der Normandie geflohen war, auf den Thron. Dieser König war aber ganz unfähig zur Regierung, und brachte überdieß eine Menge normännischer Ritter mit sich nach England, denen er, zum Verdrusse der Angelsachsen, überall den Vorzug gab; darum erhob man nach Edmunds Tode den jungen Herzog Harald von Wessex zum König. Es hatte aber dieser Mann, als er mit der vertriebenen Königsfamilie am normännischen Hofe lebte, dem Herzoge Wilhelm von der Normandie das Wort gegeben, ihm nach Edmunds Tode zur Krone Englands zu verhelfen, und demselben schon im Voraus als seinem künftigen Könige den Lehnseid geschworen. Als er daher selbst den Thron bestieg, ließ ihn Wilhelm an sein eidliches Wort mahnen und zog, da jener nicht darauf achtete, mit einem ausgesuchten Heere auserlesener Ritterschaft nach England. Es war ein gewaltiges Zusammentreffen der angelsächsischen und normännischen Tapferkeit; in der Schlacht bei Hastings wurde so grimmig gefochten, daß fast alle Angelsachsen von Adel und mit ihnen König Harald auf dem Platze blieben. Dieß entschied für die Normannen, und Wilhelm I. bemächtigte sich der Krone Englands, nachdem Viele von den Angelsachsen, welche die Schlacht überlebten, zu ihm übertraten. Der neue König that nun alles Mögliche, sich seine neuen Unterthanen zu gewinnen; allein sie blieben feindlich gesinnt gegen ihn, wie alle Normannen. Diese Feindseligkeit vermehrte noch die Verschiedenheit der Sprache und Sitten. Die Normannen hatten ihre alte germanische Sprache bereits in's Romanische verwandelt und sprachen also französisch, und auch in Sitten, Kleidern und der ganzen Lebensweise waren sie französisch, d. h. feiner und gebildeter, als alle übrigen Germanen; während die Angelsachsen, dem Trunke und der Völlerei ergeben, äußerst roh und ungebildet waren, denn die schön begonnene Bildung des englischen Volkes unter Alfred hatte bereits abgenommen, und die Mönche in ihren Klöstern waren bei weitem nicht mehr das, was sie 250 Jahre früher zur Zeit des gelehrten Alkuin waren. Darum behandelten die normännischen Ritter und Grafen den sächsischen Adel mit Verachtung, und letztere dagegen suchten bei jeder Gelegenheit Streit und Händel und wollten es nicht dulden, daß jene von König Wilhelm manches schöne Landgut, Hofämter und Bisthümer erhielten. Während der König nun nach der Normandie zurückkehrte, brach ein gewaltiger Aufstand aller Sachsen aus, worauf er mit dem Vorsatze zurückkehrte, eine Nation, die mit Güte nicht zu gewinnen war, durch Strenge zu zwingen. Mit Gewalt der Waffen besiegte er nun den sächsischen Adel endlich, nahm ihm bis auf wenige Ausnahmen alle Besitzungen und besetzte alle geistliche und weltliche Ehrenämter mit Normännern. Die trotzigsten von der sächsischen Ritterschaft, welche sich dem neuen Herrn nicht fügen wollten, schifften sich ein und fuhren unter mannigfaltigen Abenteuern bis nach Constantinopel, wo sie unter dem Namen der Wäringer das griechische Reich vertheidigen halfen. In England aber führte Wilhelm nun das Lehnwesen ein, so daß von den obersten Herzogen und den Grafen bis zu den Rittern und ihren Unterthanen keiner eigenes Besitz-

thum hatte, sondern Alles von Belehnung abhing, der König aber der höchste und bald unumschränkte Lehnsherr Aller war. Das gemeine Volk bestand aus lauter Angelsachsen, denn es waren ja meist nur normännische Ritter herübergekommen. Das Loos dieser Eingebornen, welche ziemlich unvermischt geblieben, war drückend, sie mußten beinahe gleich Leibeigenen nur für den normännischen Herrnstand arbeiten, und waren jeder Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit ausgesetzt. Die größte Plage für sie war des Königs und seiner Vasallen Jagdlust. Nicht genügten ihm die großen Waldungen des Landes, er ließ noch vieles Ackerland in Forst umwandeln und einhägen. Das zahllose Wild verwüstete häufig die Saaten des Landmannes, doch wehe demselben, wenn er nur das Geringste davon erlegte. Unmenschliche Forstgesetze wurden gegeben, und man ließ Wilddiebe zwischen die Hörner der Hirsche binden und so durch alle Wälder rennen, wo sie denn zerschlagen und zerfleischt am ganzen Leibe am Rücken des unbändigen Thieres in Hunger und Verzweiflung ihren Geist aufgaben. Glänzend aber war Wilhelms Hof, denn er hatte ja durch die Einziehung der meisten englischen Ländereien und durch die Besteuerung des Volkes unermeßliche Schätze gewonnen. Dieser mächtige König war aber als Herzog der Normandie zugleich Vasall der französischen Krone, welches Recht zwischen beiden Reichen blutige Kriege veranlaßte, die schon im J. 1087 zwischen Wilhelm und Philipp I. von Frankreich ihren Anfang nahmen. Zum Glück für Frankreich starb Ersterer an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, als er eben aus der Normandie in Frankreich einfallen wollte.

§ 12. Spanien und Portugal.

Die schöne pyrenäische Halbinsel, welche schon zur Zeit der Römer durch Fruchtbarkeit des Bodens, trefflichen Anbau und große Städte zu den freundlichsten und ergiebigsten Provinzen gehörte, erlebte nun wieder im zehnten Jahrhundert nach den Verheerungen der großen Völkerwanderung ein herrlich aufsprießendes Blüthenalter. Zwar lagen die alten römischen Städte noch in Trümmern und erhoben sich so wenig als die Straßen, Brücken und andere dergleichen Denkmale römischen Fleißes, allein neben und unter diesen baute sich eine neue, morgenländische Prachtwelt auf, seit die Araber, wie schon gesagt worden, ihre Eroberungskriege aufgegeben hatten und in festen Sitzen Ackerbau, Handel, allerlei Handwerke und Künste zu treiben anfingen. So wurde denn auch Spanien und Portugal, das sie im neunten Jahrhundert beinahe noch ganz besaßen, ein blühender Garten, allenthalben belebte Städte und Dörfer, Gewerbe und Handel, denn arabische Schiffe fuhren im ganzen mittelländischen Meere bis nach Constantinopel, so wie auch die griechischen häufig in ihre Hafen einliefen und asiatische Producte für europäische eintauschten. Der Landmann also sowohl, als der Handwerker hatte reichlichen Absatz und so verbreitete sich Wohlstand im ganzen Lande unter Muselmännern sowohl, als unter Christen, denn diese, sobald sie nur keine Ansprüche auf Herrschaft machten, wurden nicht nur geduldet,

sondern auch bei ihrer Sprache, Sitte und Gotteslehre gelassen, wie sie denn mitten unter den Muhamedanern wohnten, sicherer und unangefochtener, als in späterer Zeit evangelische Christen unter katholischen, sicherer und unangefochtener, als diese Araber selbst im sechzehnten Jahrhundert unter den bigotten Spaniern! Der allgemeine Wohlstand führte auch eine wohlthätige Sittenverfeinerung herbei, und besonders entwickelte sich an den Höfen arabischer Fürsten diejenige feine und ehrfurchtsvolle Behandlung des schönen Geschlechts und der ritterliche Anstand im Umgange, welche mit dem romanischen Worte Galanterie bezeichnet wird. Daraus bildete sich dann durch Beimischung des germanischen Geistes und Heldensinnes das europäische oder christliche Ritterthum, welches sich zuerst auf die Franken und Normannen, durch diese auf die Engländer und später auch auf die Deutschen verpflanzte. Weil nun die Quelle hellenischer Bildung und Humanität allmählig versiegte, that sich auf göttliche Vorsehung im äußersten Westen ein frischer Born der Liebe und Wahrheit auf, welcher noch immer, fortgeleitet bis in das Herz von Europa, gegen Osten zu einem mächtigen Strome angewachsen hinwogt. Um die Herrschaft der pyrenäischen Halbinsel aber kämpften in dieser Periode drei gewaltige Völker: die Araber, deren Reich seinen Mittelpunkt in Cordova, dem ommajadischen Chalifate hatte; die Westgothen, welche sich von Asturien aus schon über Galicien, Leon, Castilien und Navarra ausbreiteten; die Normannen, welche an den nördlichen und südlichen Küsten Landungen versuchten.

Die mächtigsten allerdings waren die Araber, über die im J. 852, zur Zeit, als Alfred England rettete, Abdorrhaman II. mit Weisheit herrschte; ging auch unter Abdallah durch Empörungen der Statthalter, durch die einstürmenden Westgothen und die landenden Normannen der größte Theil des Chalifats verloren, so wußte es doch Abdorrhaman III., welcher zur Zeit Heinrichs des Sachsen regierte, wieder in seinem alten Glanze herzustellen. Er war es, der zuerst mit tapferer Hand die rebellischen Statthalter zum Gehorsam zwang, Westgothen und Normannen besiegte, Ackerbau förderte und die reichen Silberbergwerke eröffnete, auch mit den Byzantinern Handelsverträge schloß, und sich und sein Volk also bereicherte. Dazu hatte er auch Herz und Sinn, seine Schätze zu genießen, denn es entstand unter seiner Regierung eine bezaubernde Feenwelt von prächtigen Palästen, Moscheen, Brücken, Wasserleitungen, Lustgärten, Springbrunnen u. dergl., welche noch jetzt in ihren Trümmern Bewunderung und Erstaunen erregen. Das Preiswürdigste aber von Allem bleibt, daß er in diesem Paradiese nicht roher Völlerei und sinnloser Ausschweifung hingegeben lebte, sondern um sich nicht nur einen Harem der liebenswürdigsten und schönsten Frauen, sondern auch einen Hof der tapfersten Ritter, der geistreichsten Dichter und Sänger versammelte, mit denen er sowohl im Lanzenbrechen und Turnieren, als auch im Gesange und Harfenspiele wetteiferte. Nach Allem, was wir von ihm lesen, scheinen auch seine Frauen eine anständige Freiheit genossen zu haben, weil sie den Turnieren beizuwohnen und die Preise auszutheilen pflegten. Auch erhob er eine unter ihnen ihrer Herzensgüte wegen zur Gemahlin. Dieß war die liebens-

würdige Zehra, welcher er drei Stunden von Cordova einen prächtigen Palaſt aufbauen ließ, der Alles an Pracht übertraf, was je in Conſtantinopel oder Rom gebaut worden. Er ſtand auf 1200 Säulen, die Wände waren mit Gold und Perlen überzogen, über dem Hauptthore aber ſtand das Marmorbild der ſchönen Frau, ganz wider das Geſetz des Propheten, der alle Bilder verboten hatte. 25 Jahre wurde an dieſem Palaſte gebaut, und die Koſten beliefen ſich auf 72 Millionen Mark Silbers. Ein anderes Denkmal ſeiner kunſtſinnigen Prachtliebe iſt die von ihm erbaute Moſchee, jetzt die berühmte Domkirche von Cordova, an welcher noch 600 ſchwarze Marmorſäulen und ein wunderſchöner Platfond ganz gut erhalten ſind. Nach ihm regierte der weiſe und gelehrte Hakem, welcher auch die Wiſſenſchaften, die damals nur bei den Arabern im Morgenlande und bei den Juden lehten, eifrig beförderte. Er ſtiftete eine Univerſität mit einer großen Bibliothek zu Cordova, berief dahin die gelehrteſten Männer, die er fürſtlich belohnte, ſo daß ſelbſt Chriſten dahin zogen, um daſelbſt Kenntniſſe zu holen, die nirgends im Abendlande ſonſt zu finden waren. Auf dieſer arabiſchen Univerſität hatte ſich auch der nacher ſo berühmte Gerbert, der Lehrer König Otto's III. und nachmaliger Papſt (Sylveſter II.) gebildet; er war in Mathematik und Phyſik ſo bewandert, daß man ihn der Zauberei anklagte, weil man nicht begreifen konnte, wie ſich ein Menſch ſolche Kenntniſſe ohne den Beiſtand überirdiſcher Mächte erwerben könne!

Dieſe Blüthe arabiſcher Bildung gerieth aber wieder in's Stocken, als unter ſchwachen Chalifen das Reich zerfiel und die Statthalter ſich in ihren Provinzen unabhängig machten und Könige nannten. Dieſe wurden bald unter ſich uneins und führten blutige Fehden mit einander, worauf die tapfern Weſtgothen leichteren Kampf hatten, wenn ſie zurückerobern wollten das Land ihrer Väter. Es waren aber die Weſtgothen in der Zeit gleich den Franken in Sprache und Sitten abgewichen vom alten Germaniſchen und romaniſch geworden, ſo daß ſie von nun an bereits nach den Namen der neueroberten Provinzen Caſtilianer, Leoneſer, Navarreſer, Arragonier u. ſ. w. heißen. Die mächtigſten und tapferſten waren die Caſtilianer, deren König Ferdinand I. um's J. 1035, zur Zeit Konrad II. des Saliers, Leon, Aſturien und Galicien mit Caſtilien vereinigte. Unter ihm begann Don Riego Vivar, der Cid, genannt Campeador, d. i. Kampfheld, ſeinen Heldenlauf, der unbeugſam, hochgeſinnt, großmüthig und über alle Begriffe tapfer, ſich und ſein Vaterland durch ruhmvolle Siege verherrlichte und die Macht der Araber ſo brach, daß ſie nie wieder zur vormaligen Höhe ſich erhob. Sein König Ferdinand I., genannt der Große, ſtarb 1065, nachdem er ſich die arabiſchen Königreiche Toledo und Sevilla zinsbar gemacht und ſein Reich unter ſeine Söhne Sancho, Alphons und Garcias getheilt hatte, ſo daß der erſte Caſtilien, der zweite Leon und Aſturien, der dritte Galicien und Portugal bekam. Zu der Zeit kam eine Sendſchaft von Kaiſer Heinrich III., der ſich als römiſcher Kaiſer die Lehnsherrlichkeit über alle ehemalige Provinzen zueignete: König Sancho von Caſtilien ſollte ihm als ſeinem Lehnsherrn huldigen. Da trat Rodrigo der Cid auf in dem hohen Rathe der Caſtilianer und wider-

rieth die Huldigung, „ihr eigenes Schwert hätte das Land erobert, sie seien Niemand Lehnseid dafür schuldig," und mit einem wohlgerüsteten Heere flog er an die Grenzen des Reichs und erkämpfte seinem Vaterlande die Unabhängigkeit. Als er darauf fünf arabische Fürsten besiegte, schickten die Ueberwundenen, die er mit Großmuth behandelte, reiche Geschenke und nannten ihn el Seid, d. i. ihren Herrn, woraus der Name Cid entstanden. König Sancho, der den Cid über Alles liebte, gab ihm die reiche Erbin Ximena, die eben so großherzig als liebreizend war. Doch war ihm nicht lange vergönnt, an ihrer Seite den stillen Frieden des häuslichen Glückes zu genießen; ein unseliger Bruderkrieg, wie es scheint, durch die Ränke der Prinzessin Urraka angeregt, rief ihn wieder in's Feld. König Sancho fiel durch Meuchelmord, König Garcias an Gift im Gefängnißthurm. Laut zeihte das Volk Alphonsen und seine Schwester Urraka des zweifachen Brudermordes, allein Alphons VI. bemächtigte sich der gesammten Reiche seines Vaters und ward König von Castilien, Leon, Asturien und Galicien. Doch die Edlen verlangten, daß er sich noch vor der Huldigung durch einen Eid von dem Verdachte reinige. Niemand aber wagte dem Könige diesen furchtbaren Eid abzufordern; der unerschrockene Cid wagte es und verstärkte sogar die Eidesformel durch gräßliche Flüche gegen den Meineid. Dafür wurde er vom Hofe verbannt, und aller seiner Güter beraubt, zog er, nachdem er Ximena und seine Töchter der Obhut eines Klosters übergeben, in das Land der Araber, denn unter den Christen hatte er mehr Neider als Freunde, dahingegen die Muselmänner ihn wegen seiner Großmuth im Siege wie einen Freund liebten und wie einen Vater ehrten. 300 tapfere Ritter folgten ihm freiwillig in die Verbannung, und mit diesen ritt er an der Küste des Landes Terruel am Guadalquivir und kam auf eine Höhe, die noch heute Pena del Cid heißt, wo er sich ein festes Schloß baute. Wir wollen ihn selbst, wie die Sage es überliefert hat, sich schildern hören; es gibt ein herrliches Bild eines tapfern und geradsinnigen Ritterlebens aus dieser Zeit*):

Don Rodrigo ist mein Name,
Wohl auch Cid Campeador,
So ergeben meinem König,
Als mein Weib, Ximena, mir,
Leb' ich als ein schlichter Kriegsmann,
Der kaum zwei Mal in der Woche
Ab die Kriegeswaffen legt,
Schlafe nirgend als im Zelte,
Thue keinem Freunde übel,
Stünd' es auch in meiner Macht.
Haue nur mit meinem Degen,
Aber nie mit Zung' und Feder,
Esse sitzend auf der Erde,

*) Siehe: Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch J. G. v. Herder.

Weil mir eine Tafel fehlt,
Laſſe Niemand mit mir ſpeiſen,
Als die Braven und die Guten
Anzuſpornen, durch die Sitte,
Meiner Freunde Heldenmuth.
Unſre Tiſchgeſpräche ſcharren
Nie auf die begrab'nen Todten,
Greifen nie dem Urtheil Gottes
Ueber die Lebend'gen vor.
Ich, der Cid, ich ſpreche ſelten,
Kümm're wenig mich um Andre,
Frage nichts, als ob Babieca
Sei gewartet und gezäumt,
Aufzuſitzen gleich nach Tafel,
Neu zu eilen in's Gefecht.

Lege nieder mich zum Schlafe,
Nicht zu wachen und zu ſinnen,
Wie auf Wegen des Betruges
Ich erſchleiche fremdes Gut.
Wach' ich auf, ſo geht's zu Felde,
Hier — ein feindlich Schloß zu nehmen,
Oder liegen es zu laſſen,
Wie das Glück will, wie es fällt.

Bin ich einſam, ſo gedenk' ich
An mein Weib, und das mit Seufzen;
Weinend mußt' ich ſie verlaſſen,
Klagend, wie die Turteltaube;
Und wohl einſam, und wohl traurig
Lebet jetzt ſie in der Fremde;
Doch ſie lebet glücklich dort.

Uebrigens, ihr hohen Herren,
Kann und darf der Cid antworten
Jedem, wer es ſei, der frägt.
Er darf ſeine Seel' enthüllen
Ohne Lüg' und ohne Scham.

Doch war auch Alphons VI. ein tapferer Fürſt, und während der Cid in Verbannung lebte, überwältigte er die große Stadt Toledo und entriß dieſes Königreich den Arabern. Es kam aber damals aus Afrika der mächtige König Joſeph, ein Muſelmann, der ſich alle Völker von der Wüſte Sahara bis nach Marocco hin unterworfen hatte, der kam mit einem zahlloſen Heere von Morabeten (Mohren oder Mauren, dieſes Volk ging aus der Miſchung der Araber mit Eingebornen von Afrika und aller-

lei Negerstämmen aus der Wüste hervor) nach Spanien hinüber, um den bedrängten Arabern zu Hilfe zu kommen und sein Reich auch über das Meer zu erstrecken. Furchtbarer und grausamer war nun der Krieg, denn Joseph der Morabete haßte die Christen mit unversöhnlichem Grimme und schwur, sie zu vertilgen, wo er sie fände. In dieser Noth schrieb die Königin, Constanza von Burgund, Alphonso's Gemahlin, dem Cid: „es würde gut aufgenommen werden, wenn er dem Könige zu Hilfe eilte." Da erhob sich der edle Ritter mit allen seinen Mannen, und wohlgerüstet erschien er im Lager des Königs. Alphons, gerührt, empfing ihn ehrenvoll, und Beide nun begannen das feste Granada, wo der Morabeten Macht lag, zu belagern. Als sich aber hier der Cid vor allen Castilianern hervorthat, regte sich wieder der Neid und die Verleumdung wendete abermals dem Könige das Herz. Der Cid merkte dieß aus dem rauhen Betragen seines Herrn, ließ sich aber, so hart auch dieser mit ihm sprach, nicht reizen, aufzufahren, sondern verließ in der Nacht schweigend mit wenigen seiner Getreuesten das Lager. Des Königs Briefe verfolgten ihn als einen Verräther; nirgend, wo er hinkam, wurde er begrüßt, noch beherberget oder bewirthet, so daß er wieder Sicherheit bei den Ungläubigen suchen mußte. Alsbald kamen jedoch 300 Männer, welche den Zorn des Königs nicht achteten, zu ihm, und mit dieser tapfern Schaar that er wieder Wunder der Tapferkeit, schützte und rettete allenthalben die Unterdrückten, gleichviel, ob Christen oder Moslemin, schlug Jeden, der ungerechte Fehde hatte, gleichviel ob Christ oder Moslemin. Jedesmal aber, wenn er siegte, erkannten ihn die Ueberwundenen mit Freuden als ihren Cid und gaben ihm Zins und kostbare Geschenke. Er sandte aber jedesmal den besten Theil der Beute, Pferde, Gold und Edelsteine und einen Theil des Zinses seinem Herrn dem König, und weil er mit seiner kleinen Schaar des wilden Morabeten Kraft lähmte und viel Land den Ungläubigen entriß, sagte Alphonso mit Wahrheit zu seinen Leuten, die ihn noch immer verlästerten: „Ueberhaupt dient mir der Cid weit besser als ihr." Endlich beschloß der Cid, da sich sein Heer ungemein vermehrt hatte, die feste und prächtige Stadt Valencia, worin sich ein großer Theil der Morabeten niedergelassen hatte, den Arabern zu entreißen. Der König Joseph ließ ihm aus Afrika sagen, der Krieg wider Valencia mache ihn zu seinem Feinde; aber der Cid bot ihm Trotz und lagerte sich in den üppigen Fluren, welche das prächtige Valencia umgeben. Da sandte der 85jährige Mohrenkönig seinen Schwestersohn Muhamed über das Meer zum Entsatze, als eben die Stadt im neunten Monat der Belagerung, durch Hungersnoth gezwungen, die Thore geöffnet hatte. Die Morabeten lagen mit unermeßlichem Heere 10 Tage vor der Stadt hohnsprechend und herausfodernd, und verbreiteten sich in der ganzen Gegend, das Land auszupressen. Da mit einem Male brach der Cid mit seinen Rittern hervor mit großem Geschrei und verhängtem Zügel, fiel in den wogenden Schwarm ein und ließ ihm kaum Zeit, mit Hinterlassung vieler Todten und des reichen Lagers die Flucht zu ergreifen. Nun erst nahm der Cid die unermeßlichen Schätze, welche in Valencia aufgehäuft lagen, und vertheilte sie unter seine Krieger und sandte wieder das Beste davon dem Könige. Darauf aber sandte er den Freund

seines Herzens, den tapfern Alvaro Fanez Minaja, seine Geliebten heimzuholen: Donna Ximena und ihre Töchter, Sol und Elvira. Sie kamen durch das rauhe Bergland gezogen, unter dem Geleite vieler edlen Ritter aus castilianischem Geschlechte, und auch vieler Araber, die dem Cid befreundet waren. Als nun Donna Ximena nahe der Stadt kam und den Campeador auf Babieca, dem bekannten Streitrosse, sitzen sah, ernst und gut, große Thränen rollend in den Bart, da sank sie, überwältigt vom Herzen, zu den Füßen des Vaters. Denn sie liebte ihn als ihren Gatten und ehrte ihn als ihren Vater. Er aber stieg ab vom Pferde und führte sie in den arabischen Fürstenpalast, zeigte ihr die große Stadt, das schöne Land, das nun Alles durch sein Schwert ihr Eigenthum geworden; da heftete sie doch den Blick mehr und inniger auf den, der nicht durch Zufall, nicht durch Gunst, sondern so groß ward durch Gott und sich.

Von nun an lebte der Cid als Gebieter des Königreichs Valencia, gefürchtet und geehrt von Christen und Mauren (unter diesem Namen kommen von nun an die Araber in Spanien vor), geliebt von seinen Vasallen. Ja sein Ruhm reichte bis nach Morgenland, und der persische König sandte ihm kostbare Geschenke, wie in Herders Romanzen so schön geschrieben steht:

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr, neben ihm
Saß Ximena mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand,
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören; Alles schwieg.

Als zwei persische Gesandte,
Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht,
Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Werthes,
Drang durch Mauren und Araber
Hin in's ferne Persien.

Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke,
Seidenstoffe, Spezerei'n.

Angelanget mit Kameelen,
Traten vor ihn die Gesandten;
„Ruy Diaz, (sprach der Eine
Mit hinab gesenktem Blick)
Ruy Diaz! tapfrer Feldherr!

Unſer mächtig großer Sultan
Beut dir ſeine Freundſchaft an.
Bei dem Leben Mahoms ſchwur er:
Hätt' er dich in ſeinem Lande,
Wohl die Hälfte ſeines Reiches
Gäb' er gerne dir als Freund.
Seine Achtung dir zu zeigen,
Sendet er dir die Geſchenke." —
Ihm antwortete der Cid:

„Sagt dem Sultan, eurem Herren,
Daß die Ehre ſeiner Botſchaft
Ich empfange unverdient.
Was ich that, es war nur wenig;
Was ich bin, ward oft verleumdet.
Hätt' er ſich bei uns erkundet,
Wer ich ſei? Er hätte ſchwerlich
Mir die Ehre nicht erzeigt.
Indeß, wär' er Chriſt, ich machte
Ihn zum Richter meines Werths."

Alſo ſprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf ſeine Schätze:
Die Gemahlin und die Töchter;
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelſteine,
Doch des Herzens Güt' und Unſchuld
Sprach aus jeglichem Geſicht.
Ueber ſeiner Töchter Schönheit
Waren Beide hoch erſtaunt;
Und noch mehr, noch mehr erſtaunet
Ueber ſeine ſchlichte Sitten,
Ueber ſein einfaches Haus.

Seine Töchter, Sol und Elvira, wurden an Infanten (ſo heißen in Spanien die Prinzen) von Arragonien und Navarra vermählt, und von ihnen ſtammen die Bourbone, welche noch heute in Frankreich herrſchen.

Im J. 1099 ſtarb der große Held in den Armen ſeiner Ximena, und dieß war ſein letzter Wille: „Wenn die Morabeten hören, daß ich todt bin, werden ſie die Stadt belagern und bedrängen: ſchwer wird's euch werden, zu widerſtehen, darum ſo nimm, du mein treues Weib, alle deine Schätze, Freund Alvaro Fanez ſoll dich nach Caſtilien geleiten. Damit ihr aber unangefochten kommt mitten durch die Feinde, ſo ſetzet meinen Leichnam ganz gerüſtet auf Babieca, zu ziehen mit im Zuge. Der Anblick wird die Feinde ſcheuchen, und ihr kommt ſicher

nach Castilien.“ So geschah es. Kaum war die Nachricht von Cids Tode im Lande erschollen, als die Morabeten wild anstürmten gegen Valencia. Doch Ximena kam mit seinem Leichnam, wie er befohlen, und allen Schätzen ungefährdet durch und glücklich nach Castilien. Zu St. Peter von Cardena, wo einst Donna Ximena Zuflucht gefunden hatte, wurde der Held von 72 Siegesschlachten in die Gruft gesenkt; da liegt auch Ximena, die nur wenige Tage nach seinem Begräbniß lebte; sein Gedächtniß aber bleibt und wird bleiben in Spanien und in aller Welt, so lange für echten Edelsinn der menschlichen Brust ein Gefühl übrig ist.

§ 13. Slaven und Magyaren.

Gleichwie im äußersten Westen, war auch im Osten Europas große Bewegung unter den barbarischen Völkern, die sich da seit der Völkerwanderung gelagert hatten, und ein hartnäckiger Kampf des Christenthums mit dem Götzendienste. Unter allen diesen Völkern waren die friedliebendsten und bildungsfähigsten die Slaven, die, wie oben gesagt, in Rußland, Polen, Böhmen, Mähren und Ungarn und in den Donauländern des griechischen Kaiserthums wohnten. Auch hatte sich unter ihnen schon seit den Zeiten des Königs Swatopluk der christliche Glaube, freilich nur in einigen Gegenden dieses Landes, verbreitet. Es waren nämlich nach Mähren und Böhmen Methodius und Cyrillus, zwei griechische Mönche slavischer Abstammung, gekommen, welche nach griechischer Weise den christlichen Gottesdienst in der Muttersprache hielten, ganz gegen die Sitte der abendländischen Kirche, wo die lateinische Sprache eingeführt war. Die Slaven behielten auch slavischen Gottesdienst bis auf den Papst Gregor VII., der lateinische Gottesdienste auf's strengste gebot. Leicht hätte sich das Volk der Slaven zu einem Weltreiche erheben können, wären nicht im neunten Jahrhundert die Magyaren unter ihrem Herzog Arpad gekommen, welche das Land, das heute Ungarn heißt, eroberten und so sich zwischen die nördlichen und südlichen Slaven lagerten, daß beide Theile getrennt wurden. Diese kriegerische Nation war von nun an gegen alle slavische Völkerschaften in den Waffen und erleichterte den Deutschen die Unterjochung derselben. Doch auch den Deutschen wurden die Magyaren bald furchtbar, und erst nach der Niederlage am Lechfelde waren die deutschen Marken sicher gestellt vor ihnen. Herzog Geisa trat sogar in freundschaftliche Bündnisse mit dem deutschen Kaiser, ja er nahm die christliche Religion an, und viele deutsche Mönche und Ritter ließen sich im Lande nieder. Noch mehr wurde das Volk in seiner Wildheit gezähmt, als Geisa's Sohn, Vojk, der in der Taufe den Namen Stephan erhielt, den Königstitel annahm und im J. 1000 mit einer Krone, die Papst Sylvester II. sandte, feierlich zum Könige von Ungarn gekrönt wurde. Das Land war bisher in sieben nur sehr locker verbundene Stämme getheilt, deren Hauptleute oder Fürsten sich beim Einmarsche nach Ungarn freiwillig einen Anführer oder Herzog gewählt hatten. Obwohl diese Würde im Hause Arpad erblich wurde, war sie doch mit wenig Gewalt ver-

bunden, da die Fürsten nur im Kriege einen Oberbefehl duldeten. Stephan sah ein, daß sein Volk, welches nun mitten unter bereits geordnete Staaten eintrat, sich selber fester an einander schließen und zu einem Ganzen verbinden müsse, um sich zu erhalten. Darum schaffte er auf Anrathen der deutschen Bischöfe und Ritter, die sich an seinem Hofe sammelten, die alte Bundesverfassung ab, und führte das Lehnwesen ein, nach welchem er das neue Königreich in 72 Grafschaften (Gespannschaften) eintheilte, und aus den Bischöfen, denjenigen Magyaren, welche das Christenthum annahmen, und den eingewanderten deutschen Rittern einen Hochadel (Magnaten) bildete. Indessen hatte Stephan I., welchen die Nachwelt den Heiligen nennt, bis an seinen Tod mit den rebellischen Vasallen zu kämpfen, die sich theils gegen das Christenthum, theils gegen das Königthum stemmten, so daß im Lande selbst unaufhörliche Fehde, Verwüstung und Blutvergießen wütheten. Dazu kam noch die Uneinigkeit in der königlichen Familie, da die Erbfolge noch nicht geordnet war. Erst mit Ladislaus dem Heiligen, der zur Zeit des deutschen Kaisers Heinrich IV. regierte und auch Croatien mit Ungarn vereinigte, gewann das Land Ruhe und Sicherheit.

Nicht so unabhängig vom deutschen Reiche konnten sich die slavischen Reiche Böhmen und Polen erhalten. Im erstern regierte das Haus Przemysl und Herzog Boleslaw nahm als Vasall des deutschen Königs den Königstitel an. Uebrigens hätten die Deutschen schwerlich diese Oberherrschaft behauptet, wären die Slaven nicht so uneins unter einander gewesen. So aber herrschte zwischen Böhmen und Polen immerwährende Fehde. In Polen herrschte das Haus Piast, welches durch seine tapferen Herzoge allmählig ein großes Reich gründete. Zwar mußte Meschko I., die Oberhoheit des deutschen Reiches anerkennen, allein dessen Sohn Boleslaw Chrobry, d. i. der Tapfere, derselbe, welchen Otto III. auf seiner Wallfahrt zum Grabe Adalberts besuchte, machte sich wieder davon frei und drang mit seinen siegreichen Waffen bis nach Kiew, so daß ein großer Theil Rußlands ihm lehnspflichtig wurde. In Böhmen sowohl als in Polen war indeß das Christenthum schon allgemein, und von hier aus zogen häufig Mönche wie Adelbert der Heilige nach Preußen und Lithauen, das Evangelium den dortigen Heiden (ob slavischen oder finnischen Stammes, ist ungewiß), zu predigen. Leider begleitete diese frommen Apostel nicht selten ein Heereszug der ländersüchtigen Könige, welcher die Wassertaufe in eine Bluttaufe verwandelte.

Die übrigen Slaven, die an der Wolga bis an die Ostsee hin wohnten und der Sage nach, wie schon erzählt worden, von dem Bruder Czechs und Lechs, Ruß, ihren Namen hatten, waren bereits durch asiatischen Handel und Feldbau reich und stark geworden, und große Städte, wie Nowgorod, Staraja Rus, Smolensk und Kiew standen und blühten um diese Zeit. Als im J. 865 in Nowgorod Uneinigkeit und Streit entstand, rief man den Rurik mit seinen Brüdern, einen Fürsten der Roswaräger (eines normannischen Volkes

Recht zu sprechen und die Herrschaft zu übernehmen*). Sein Vetter und Nachfolger Oleg zog längst dem Dneper hinab auf Schiffen, und eroberte Kiew, ja er fuhr weiter und in's schwarze Meer und kam bis vor Constantinopel. Kaiser Leo, der Philosoph genannt, bot Frieden an und erkaufte ihn mit Tribut. Igor, Ruriks Sohn, Großfürst von Kiew und Nowgorod, wiederholte die Raubzüge nach Constantinopel zweimal und kam immer mit Beute beladen zurück. Seine Wittwe Olga nahm die Taufe in Constantinopel an, konnte aber ihren wildherzigen Sohn Swätoslaw nicht bewegen, ein Christ zu werden. „Sollen mich meine Waffengefährten verlassen?" sprach er. Von ihm sagt man: das Gewölbe des Himmels war sein Zelt, die Decke seines Rosses sein Lager, dessen Sattel sein Kopfkissen. Er herrschte 27 J. immer im Kriege gegen Bulgaren und Petschenegen, und so war auch sein Tod auf dem Schlachtfelde. Sein Sohn Wladimir nahm endlich das Christenthum an und heirathete Anna, die Tochter des griechischen Kaisers Basilius. Unter ihm war Rußland mächtig, Handel und Gewerbe blühten und gute Gesetze bahnten christlicher Gesinnung den Weg. Nach seinem Tode im J. 1015 ward aber das Reich unter seine acht Söhne getheilt und nahm von der Zeit ab. König Boleslaw der Tapfere von Polen eroberte Kiew, und lange war polnische Herrschaft in einem Theile Rußlands.

§ 14. Das griechische Reich.

In Constantinopel regierten nach der Kaiserin Irene v. J. 811—867 sieben Kaiser, unter beständigen Stürmen, die der fortgesetzte Bilderstreit veranlaßte. Da kam endlich nach Ermordung des Kaisers Michael III. mit Kaiser Basilius eine macedonische Familie auf den Thron, die manche vortreffliche und tapfere, auch manche gelehrte Kaiser zählte und sich beinahe 200 Jahre lang behauptete und die Araber sowohl als auch Magyaren, Bulgaren und andere Völker mit gewaltigem Arme zurückschlug. Kaiser Leo VI., genannt der Philosoph, ein Schüler des gelehrten Photius, hatte viele Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, weil er sich von seiner dritten Gemahlin trennte und Zoe (die erste Kaiserin ihres Namens) zur vierten Gemahlin erkor. Diese Zoe regierte auch nach Leo's Tode, so lange ihr Sohn, Constantin VIII., genannt Porphyrogenetes, unmündig war. Dieser Kaiser überließ sich ganz seinen Lieblingsneigungen, der Musik und den Wissenschaften, und hinterließ auch über die Lage des Reichs schätzbare Schriften. Eine zweite Zoe, die Urenkelin Constantins VIII., erhob durch Vermählung und Adoption vier Kaiser auf den Thron, die aber meist unruhig und unglücklich regierten. Endlich zur Zeit des deutschen Kaisers Heinrich IV. erlosch das macedonische Kaiserhaus, und erhoben wurde auf den byzan-

*) Von den Roswarägern leiten manche den Namen Russen ab. Es ist aber diese Ableitung eben so ungewiß, als die Sage von Ruß, dem Bruder Czechs und Lechs.

tinischen Thron Isaac Comnenus, aus einem italienischen Geschlechte; nach welchem drei Kaiser aus der Familie Ducas regierten; sodann aber um's Jahr 1081, eben als Robert Guiscard, der Normanne, in Epirus eingefallen war und Constantinopel bedrohte, folgten mit Alexis ununterbrochen Kaiser aus der Comnenischen Familie, welche das Reich in dieser gefahrvollen Zeit mit Weisheit aufrecht erhielten.

Merkwürdig ist auch, wie sich in dieser Periode die griechische Kirche von der römischen oder lateinischen trennte. Die Hauptursache war wohl der immerwährende Rangstreit zwischen den römischen Bischöfen und den Patriarchen von Constantinopel, die sich beide die höchste Würde in der christlichen Kirche zueigneten. Zum Ausbruch kam aber der lang gehegte Groll um's J. 867, als die macedonischen Kaiser zur Regierung kamen. Weil der Patriarch Photius nicht in die Ermordung des Kaisers Michael hatte willigen wollen, wurde er von den Macedoniern abgesetzt und verfolgt. Man wandte sich, um einen Schein des Rechts zu haben, an den Papst Nicolaus I., der die Ermordung des Kaisers allerdings billigte, weil er der Beschützer des verhaßten Photius war. Alle die Anhänger des verhaßten Photius also (und er hatte deren viele am Hofe und unter dem Clerus, weil er der feinste und gelehrteste Mann seiner Zeit war), warfen nun einen tödtlichen Haß auf den römischen Papst und verdammten Alles, was in Kirchen- und Glaubenssachen von Rom herkam. Sie verwarfen z. B. die Sitte, ungesäuertes Brot beim h. Abendmahle zu genießen, das Fasten am Sonnabende, vor allen aber den Glaubenssatz, daß der h. Geist vom Vater und Sohne ausgehe. Der Patriarch von Constantinopel Michael Cerularius, ein leidenschaftlicher Priester, brachte endlich im J. 1052 die völlige Trennung der griechisch- und römisch-katholischen Kirche zu Stande, eben als Isaac Comnenus griechischer Kaiser und Stephan IX. römischer Bischof war, ein unseliges Ereigniß, welches das christliche Abend- und Morgenland trennte und letzteres endlich den Barbaren preisgegeben hat.

Uebrigens war das griechische Reich noch immer groß und mächtig genug, denn der größte Theil von Kleinasien, Griechenland mit allen Inseln gehörten noch immer dazu; überdieß waren die slavischen Völker, die sich mit den Hellenen allmählig zu einem Volke, den Neugriechen, vermengten, und die Reiche Bulgarien, Serbien und Dalmatien um diese Zeit den Griechen zinsbar. Es fehlten auch nicht tapfere Kaiser, die an der Spitze ihrer Heere gegen die Feinde auszogen, und das Uebergewicht griechischer Bildung siegte noch immer über die wilde Tapferkeit der Barbaren. Allein es war kein glückliches Reich, so schön und gesegnet das Land auch ist, denn das Volk, welches da wohnte, war gemengt aus vielen und verschiedenen Nationen, die nur durch Despotie und Gewaltherrschaft zusammengehalten werden konnten, und der Kaiserthron selbst war ein gefährlicher Sitz, denn es fehlte die Treue, welche nur ein freies Volk seinem väterlichen Fürsten leistet.

§ 15. Bildung und Sitte.

Traurig stand es noch in dieser Periode um Ackerbau, Gewerbe und Handel, und darum war das Leben auch traurig, unbequem, gefahrvoll und wilder Rohheit hingegeben. Gegen Ende derselben stieg die Prachtliebe der Fürsten und der Vasallen, zu deren Befriedigung denn auch der leibeigene Landmann angestrengter arbeiten mußte. Doch hemmten fröhliches Gedeihen des Feldbaues die unaufhörlichen Fehden; diese machten auch die Wege unsicher und hinderten den Verkehr. Zuerst öffnete sich auf dem Meere ein Welthandel, an welchem um diese Zeit Venedig, Genua, Südfrankreich und besonders die Araber in Spanien und die Byzantiner Antheil nahmen. Im Norden von Europa brachten slavische Kaufleute asiatische Waaren bis nach Julin, Wisby, Lübeck, Bremen und Cöln; in den Niederlanden, wo der sumpfige Boden zuerst Gewerbfleiß erzwang, blühten Utrechts, Antwerpens und Gents Handel und Schifffahrt. Die größte und lebhafteste Stadt in Deutschland war Regensburg, wo aller Handel zwischen Rhein und Donau, Rußland und Italien seinen Mittelpunkt hatte. Konnte Ackerbau, Handel und Gewerbe nur kärglich gedeihen in dieser schweren Zeit, so war dieß um so mehr der Fall mit Kunst und Wissenschaft. In Deutschland, England, Frankreich und Italien, dem eigentlichen Heerde, wo sich durch Vermengung der verschiedenartigsten Keime die europäische Bildung entwickelte, war damals noch nichts zu finden, als Unwissenheit, Aberglaube und Rohheit. Wenige Fürsten und nicht alle Geistliche konnten lesen und schreiben, man denke sich den Zustand wissenschaftlicher Bildung bei dem Adel, der nichts anders lernte, als reiten, das Schwert führen, jagen, turniren, und vom Christenthum eben nichts wußte, als die Glaubensartikel, das Vater unser, das Ave Maria und die zehn Gebote. Und nun erst das gemeine Volk, in welcher Stumpfheit versunken war das! Mit dem Rosenkranze in der Hand oder einem Heiligenbilde plapperte es die unverständlichen Gebete her, hörte den Priester am Altare in lateinischer Sprache unverständliche Worte sprechen oder singen und blieb meist ohne Trost und ohne Belehrung.

Aber auch der Clerus hatte nicht viel Kenntnisse, und die Benedictinermönche, welche in vorigen Jahrhunderten so fleißig römische und griechische Schriftsteller abschrieben und sich dabei außer der Theologie noch manche andere, sogenannte weltliche Kenntnisse sammelten, wurden nun mit wachsendem Reichthum saumseliger in diesen Dingen und beschäftigten sich meh[illegible] und dem Genusse ihrer großen Besitzungen. I[illegible] Hofe und unter den Vornehmen viel [illegible] ssenschaften, so daß in der Regel unter [illegible] ildung vorhanden war, als [illegible] riechische Gelehrsamkeit dieser [illegible] wahre heilbringende Gelehr[illegible] nn- der den Arabern zu [illegible] und in einigen Wissen[illegible]

Physik, Chemie, Mechanik und Arzneikunde heilsame Entdeckungen und große Fortschritte machten. Auch blühte bei ihnen Poesie, Musik und Baukunst, und das Leben selbst gestaltete sich bei ihnen sowohl im Morgenlande als in Spanien, wie schon gesagt worden, auf's anmuthigste, während im christlichen Europa rohe und plumpe Sitten wenig Erfreuliches darboten. Selbst das Christenthum, welches sich durch seine mißverstandene Lehre immer mehr verdüsterte, und in welchem der Grundsatz allgemein herrschend war, daß man das Sinnliche im Menschen ganz ertödten müsse, um Gott gefällig zu werden, vermochte wenig diese trübe Nacht der damaligen Welt aufzuheitern und aufzuklären. Die geistlichen Possenspiele, welche man sich in diesem Zeitalter an den Festtagen erlaubte, gaben wohl Gelegenheit zu ausgelassener Lustigkeit, beförderten aber zugleich Rohheit und entweihten alles Heilige auf's unanständigste und empörendste. So wurde schon im neunten Jahrhundert in Frankreich zum Gedächtniß der Flucht Jesu nach Aegypten das berüchtigte Eselfest gefeiert. Man setzte nämlich ein junges Mädchen mit einem Kinde im Arme auf einen kostbar angeschirrten Esel, und führte es unter Begleitung der Geistlichkeit und des Volkes in die Hauptkirche. Der Esel wurde dann zum Hochaltare hingestellt, wo die Messe gelesen wurde. Jedes Stück der Messe wurde statt des gewöhnlichen Kyrie oder Hallelujah mit einem lauten Hin Ham! Hin Ham! geendigt, und das Volk hatte eine unbändige Freude, wenn der Esel eben auch sich hören ließ. Nach der Messe rief der Priester anstatt der Segensworte, mit welchen er das Volk auseinander gehen ließ, dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt mit Amen zu antworten, hinhamte ihm dreimal wieder entgegen. Gemüthlicher und anständiger waren einige Kinderfeste, welche zum Theil noch jetzt, auch in Deutschland, gefeiert werden, und an welchen man den Kindern Obst, Kuchen und dergl. zu schenken pflegte; solche waren das Gregorius-, das Martins- und das Nicolausfest. So gingen z. B. noch zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts im Schaumburgischen die Kinder armer Leute auf Martiniabend vor die Häuser und sangen folgendes Lied:

Mackt, mackt den Gaut Man:
Der es wohl vergelten kann.
Appel und de Beeren,
Nöte (Nüsse) gath wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat uns nich tau lange stahn,
Wie möten noch Cöllen gahn!
Cöllen is en wit weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unsern Gästen!
Gäber is de beste.
Ick höre de Schlötel (Schlüssel) klingen,
Sie wird us wohl wat bringen:
Sie geth up de Kaamer,

Recht zu sprechen und die Herrschaft zu übernehmen*). Sein Vetter und Nachfolger Oleg zog längst dem Dneper hinab auf Schiffen, und eroberte Kiew, ja er fuhr weiter und in's schwarze Meer und kam bis vor Constantinopel. Kaiser Leo, der Philosoph genannt, bot Frieden an und erkaufte ihn mit Tribut. Igor, Ruriks Sohn, Großfürst von Kiew und Nowgorod, wiederholte die Raubzüge nach Constantinopel zweimal und kam immer mit Beute beladen zurück. Seine Wittwe Olga nahm die Taufe in Constantinopel an, konnte aber ihren wildherzigen Sohn Swätoslaw nicht bewegen, ein Christ zu werden. „Sollen mich meine Waffengefährten verlassen?" sprach er. Von ihm sagt man: das Gewölbe des Himmels war sein Zelt, die Decke seines Rosses sein Lager, dessen Sattel sein Kopfkissen. Er herrschte 27 J. immer im Kriege gegen Bulgaren und Petschenegen, und so war auch sein Tod auf dem Schlachtfelde. Sein Sohn Wladimir nahm endlich das Christenthum an und heirathete Anna, die Tochter des griechischen Kaisers Basilius. Unter ihm war Rußland mächtig, Handel und Gewerbe blühten und gute Gesetze bahnten christlicher Gesinnung den Weg. Nach seinem Tode im J. 1015 ward aber das Reich unter seine acht Söhne getheilt und nahm von der Zeit ab. König Boleslaw der Tapfere von Polen eroberte Kiew, und lange war polnische Herrschaft in einem Theile Rußlands.

§ 14. Das griechische Reich.

In Constantinopel regierten nach der Kaiserin Irene v. J. 811—867 sieben Kaiser, unter beständigen Stürmen, die der fortgesetzte Bilderstreit veranlaßte. Da kam endlich nach Ermordung des Kaisers Michael III. mit Kaiser Basilius eine macedonische Familie auf den Thron, die manche vortreffliche und tapfere, auch manche gelehrte Kaiser zählte und sich beinahe 200 Jahre lang behauptete und die Araber sowohl als auch Magyaren, Bulgaren und andere Völker mit gewaltigem Arme zurückschlug. Kaiser Leo VI., genannt der Philosoph, ein Schüler des gelehrten Photius, hatte viele Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, weil er sich von seiner dritten Gemahlin trennte und Zoe (die erste Kaiserin ihres Namens) zur vierten Gemahlin erkor. Diese Zoe regierte auch nach Leo's Tode, so lange ihr Sohn, Constantin VIII., genannt Porphyrogenetes, unmündig war. Dieser Kaiser überließ sich ganz seinen Lieblingsneigungen, der Musik und den Wissenschaften, und hinterließ auch über die Lage des Reichs schätzbare Schriften. Eine zweite Zoe, die Urenkelin Constantins VIII., erhob durch Vermählung und Adoption vier Kaiser auf den Thron, die aber meist unruhig und unglücklich regierten. Endlich zur Zeit des deutschen Kaisers Heinrich IV. erlosch das macedonische Kaiserhaus, und erhoben wurde auf den byzan-

*) Von den Roswarägern leiten manche den Namen Russen ab. Es ist aber diese Ableitung eben so ungewiß, als die Sage von Ruß, dem Bruder Czechs und Lechs.

tinischen Thron Isaac Comnenus, aus einem italienischen Geschlechte, nach welchem drei Kaiser aus der Familie Ducas regierten; sodann aber um's Jahr 1081, eben als Robert Guiscard, der Normanne, in Epirus eingefallen war und Constantinopel bedrohte, folgten mit Alexis ununterbrochen Kaiser aus der Comnenischen Familie, welche das Reich in dieser gefahrvollen Zeit mit Weisheit aufrecht erhielten.

Merkwürdig ist auch, wie sich in dieser Periode die griechische Kirche von der römischen oder lateinischen trennte. Die Hauptursache war wohl der immerwährende Rangstreit zwischen den römischen Bischöfen und den Patriarchen von Constantinopel, die sich beide die höchste Würde in der christlichen Kirche zueigneten. Zum Ausbruch kam aber der lang gehegte Groll um's J. 867, als die macedonischen Kaiser zur Regierung kamen. Weil der Patriarch Photius nicht in die Ermordung des Kaisers Michael hatte willigen wollen, wurde er von den Macedoniern abgesetzt und verfolgt. Man wandte sich, um einen Schein des Rechts zu haben, an den Papst Nicolaus I., der die Ermordung des Kaisers allerdings billigte, weil er der Beschützer des verhaßten Photius war. Alle die Anhänger des verhaßten Photius also (und er hatte deren viele am Hofe und unter dem Clerus, weil er der feinste und gelehrteste Mann seiner Zeit war), warfen nun einen tödtlichen Haß auf den römischen Papst und verdammten Alles, was in Kirchen- und Glaubenssachen von Rom herkam. Sie verwarfen z. B. die Sitte, ungesäuertes Brot beim h. Abendmahle zu genießen, das Fasten am Sonnabende, vor allen aber den Glaubenssatz, daß der h. Geist vom Vater und Sohne ausgehe. Der Patriarch von Constantinopel Michael Cerularius, ein leidenschaftlicher Priester, brachte endlich im J. 1052 die völlige Trennung der griechisch- und römisch-katholischen Kirche zu Stande, eben als Isaac Comnenus griechischer Kaiser und Stephan IX. römischer Bischof war, ein unseliges Ereigniß, welches das christliche Abend- und Morgenland trennte und letzteres endlich den Barbaren preisgegeben hat.

Uebrigens war das griechische Reich noch immer groß und mächtig genug, denn der größte Theil von Kleinasien, Griechenland mit allen Inseln gehörten noch immer dazu; überdieß waren die slavischen Völker, die sich mit den Hellenen allmählig zu einem Volke, den Neugriechen, vermengten, und die Reiche Bulgarien, Serbien und Dalmatien um diese Zeit den Griechen zinsbar. Es fehlten auch nicht tapfere Kaiser, die an der Spitze ihrer Heere gegen die Feinde auszogen, und das Uebergewicht griechischer Bildung siegte noch immer über die wilde Tapferkeit der Barbaren. Allein es war kein glückliches Reich, so schön und gesegnet das Land auch ist, denn das Volk, welches da wohnte, war gemengt aus vielen und verschiedenen Nationen, die nur durch Despotie und Gewaltherrschaft zusammengehalten werden konnten, und der Kaiserthron selbst war ein gefährlicher Sitz, denn es fehlte die Treue, welche nur ein freies Volk seinem väterlichen Fürsten leistet.

§ 15. Bildung und Sitte.

Traurig stand es noch in dieser Periode um Ackerbau, Gewerbe und Handel, und darum war das Leben auch traurig, unbequem, gefahrvoll und wilder Rohheit hingegeben. Gegen Ende derselben stieg die Prachtliebe der Fürsten und der Vasallen, zu deren Befriedigung denn auch der leibeigene Landmann angestrengter arbeiten mußte. Doch hemmten fröhliches Gedeihen des Feldbaues die unaufhörlichen Fehden; diese machten auch die Wege unsicher und hinderten den Verkehr. Zuerst öffnete sich auf dem Meere ein Welthandel, an welchem um diese Zeit Venedig, Genua, Südfrankreich und besonders die Araber in Spanien und die Byzantiner Antheil nahmen. Im Norden von Europa brachten slavische Kaufleute asiatische Waaren bis nach Jnlin, Wisby, Lübeck, Bremen und Cöln; in den Niederlanden, wo der sumpfige Boden zuerst Gewerbfleiß erzwang, blühten Utrechts, Antwerpens und Gents Handel und Schifffahrt. Die größte und lebhafteste Stadt in Deutschland war Regensburg, wo aller Handel zwischen Rhein und Donau, Rußland und Italien seinen Mittelpunkt hatte. Konnte Ackerbau, Handel und Gewerbe nur kärglich gedeihen in dieser schweren Zeit, so war dieß um so mehr der Fall mit Kunst und Wissenschaft. In Deutschland, England, Frankreich und Italien, dem eigentlichen Heerde, wo sich durch Vermengung der verschiedenartigsten Keime die europäische Bildung entwickelte, war damals noch nichts zu finden, als Unwissenheit, Aberglaube und Rohheit. Wenige Fürsten und nicht alle Geistliche konnten lesen und schreiben, man denke sich den Zustand wissenschaftlicher Bildung bei dem Adel, der nichts anders lernte, als reiten, das Schwert führen, jagen, turniren, und vom Christenthum eben nichts wußte, als die Glaubensartikel, das Vater unser, das Ave Maria und die zehn Gebote. Und nun erst das gemeine Volk, in welcher Stumpfheit versunken war das! Mit dem Rosenkranze in der Hand oder einem Heiligenbilde plapperte es die unverständlichen Gebete her, hörte den Priester am Altare in lateinischer Sprache unverständliche Worte sprechen oder singen und blieb meist ohne Trost und ohne Belehrung.

Aber auch der Clerus hatte nicht viel Kenntnisse, und die Benedictinermönche, welche in vorigen Jahrhunderten so fleißig römische und griechische Schriftsteller abschrieben und sich dabei außer der Theologie noch manche andere, sogenannte weltliche Kenntnisse sammelten, wurden nun mit wachsendem Reichthum saumseliger in diesen Dingen und beschäftigten sich mehr mit der Verwaltung und dem Genusse ihrer großen Besitzungen. In Constantinopel war noch am Hofe und unter den Vornehmen viel Bildung und Liebe zu den Wissenschaften, so daß in der Regel unter den Laien eben so viel, wenn nicht mehr Bildung vorhanden war, als bei den Geistlichen. Doch drehte sich die griechische Gelehrsamkeit dieser Zeit mehr um spitzfindige Fragen, als um wahre heilbringende Gelehrsamkeit herum. Diese war damals am meisten unter den Arabern zu Hause, welche griechische Schriftsteller übersetzten und in einigen Wissenschaften, z. B. in der Mathematik, Astronomie,

Physik, Chemie, Mechanik und Arzneikunde heilsame Entdeckungen und große Fortschritte machten. Auch blühte bei ihnen Poesie, Musik und Baukunst, und das Leben selbst gestaltete sich bei ihnen sowohl im Morgenlande als in Spanien, wie schon gesagt worden, auf's anmuthigste, während im christlichen Europa rohe und plumpe Sitten wenig Erfreuliches darboten. Selbst das Christenthum, welches sich durch seine mißverstandene Lehre immer mehr verdüsterte, und in welchem der Grundsatz allgemein herrschend war, daß man das Sinnliche im Menschen ganz ertödten müsse, um Gott gefällig zu werden, vermochte wenig diese trübe Nacht der damaligen Welt aufzuheitern und aufzuklären. Die geistlichen Possenspiele, welche man sich in diesem Zeitalter an den Festtagen erlaubte, gaben wohl Gelegenheit zu ausgelassener Lustigkeit, beförderten aber zugleich Rohheit und entweihten alles Heilige auf's unanständigste und empörendste. So wurde schon im neunten Jahrhundert in Frankreich zum Gedächtniß der Flucht Jesu nach Aegypten das berüchtigte Eselfest gefeiert. Man setzte nämlich ein junges Mädchen mit einem Kinde im Arme auf einen kostbar angeschirrten Esel, und führte es unter Begleitung der Geistlichkeit und des Volkes in die Hauptkirche. Der Esel wurde dann zum Hochaltare hingestellt, wo die Messe gelesen wurde. Jedes Stück der Messe wurde statt des gewöhnlichen Kyrie oder Halleluja mit einem lauten Hin Ham! Hin Ham! geendigt, und das Volk hatte eine unbändige Freude, wenn der Esel eben auch sich hören ließ. Nach der Messe rief der Priester anstatt der Segensworte, mit welchen er das Volk auseinander gehen ließ, dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt mit Amen zu antworten, hinhamte ihm dreimal wieder entgegen. Gemüthlicher und anständiger waren einige Kinderfeste, welche zum Theil noch jetzt, auch in Deutschland, gefeiert werden, und an welchen man den Kindern Obst, Kuchen und dergl. zu schenken pflegte; solche waren das Gregorius-, das Martins- und das Nicolausfest. So gingen z. B. noch zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts im Schaumburgischen die Kinder armer Leute auf Martiniabend vor die Häuser und sangen folgendes Lied:

Mackt, mackt den Gaut Man:
Der es wohl vergelten kann.
Appel und de Beeren,
Nöte (Nüsse) gath wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat uns nich tau lange stahn,
Wie möten noch Cöllen gahn!
Cöllen is en wit weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unsern Gästen!
Gäber is de beste.
Ick höre de Schlötel (Schlüssel) klingen,
Sie wird us wohl wat bringen:
Sie geth up de Kraamer,

Suckt wat tauſamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De Vaierte kan wohl mehr gahn.
Peterſellgen Zuppenkrut!
Steht in unſern Gahrn. (Garten)
Die Jungfer N. is ene Brut,
Es wird nich lange währen,
Wenn ſie nach der Kircken geiht
Und der Rock in Faalen ſchleit!
Simeling, Simeling Rauſen blat.
Schöne Stadt. Schöne Jungfer gebt us wat.

---

§ 16. Die Frauen.

Eine mildere Geſtaltung der Sitten kam auch in dieſem Zeitalter wieder nur von den Frauen, die es ja auch bei den meiſten Völkern waren, welche das Chriſtenthum, zu welchem die Männer nur mit dem Schwerte oder mit lateiniſchen Predigten zu bekehren wußten, mit ſanftern Mitteln der Ueberredung, der Armenpflege und der Mildthätigkeit verbreiteten. So verdanken die Böhmen ihr Chriſtenthum der heiligen Ludmila, die Magyaren der heiligen Sarolta, des Herzogs Geiſa Gemahlin, und der heiligen Giſela, der Gemahlin König Stephans, die Polen der heiligen Dombrowka, einer böhmiſchen Prinzeſſin, welche Herzog Meſchko (Mieziſlaw) heirathete. Auch eine gelehrte Frau hat dieſes Zeitalter aufzuweiſen, die deutſche Nonne Roswith, eine Anverwandte des Kaiſers Otto I., welche ein Lobgedicht auf eben dieſen Kaiſer und ſechs Luſtſpiele, Alles in lateiniſcher Sprache, geſchrieben hat; ihre Schriften ſind noch vorhanden und bleiben ein merkwürdiges Denkmal, wenn auch Sprache und Inhalt, dem rohen Geſchmack ihrer Zeit gemäß, nicht zuſagen können. Groß erſcheint auch manche fürſtliche Frau, die es gewagt in dieſer wilden Zeit, in die Verwaltung großer Reiche mächtig einzugreifen. Wir haben ſchon erzählt, wie trefflich in Deutſchland eine Adelheid, Theophania und Mathilde die Regentſchaft während der Minderjährigkeit Otto's III. geführt haben; daſſelbe that auch Agnes, die Mutter Heinrich's IV., ehe ihr die Argliſt des Erzbiſchofs von Cöln den Sohn entriſſen, und welch ein Weib war die Markgräfin Mathilde, Hildebrands Freundin! In Conſtantinopel, wo ſich leider ächte Mannheit allmählig verlor, haben meiſt die Kaiſerinnen und zwar nicht ohne Glück und Weisheit regiert, z. B. Theodora die ältere, die Gemahlin des Kaiſers Theophilus, Zoe die ältere, die Gemahlin Leo's des Philoſophen und Mutter des Conſtantin VIII., ſodann Zoe II., welche vier Kaiſer auf den Thron ſetzte, und ihre Schweſter Theodora, die das Reich mit beiſpielloſer Einſicht und Sachkenntniß verwaltete.

Doch wir wenden uns lieber zu jenen Frauen, die durch Liebe und ächte Weiblichkeit Freude und Troſt ihrer Männer und erfreuliche

Erſcheinungen aller Welt geweſen ſind, die geherrſcht haben durch Anmuth, Sittſamkeit und Treue, und dadurch bewirkt haben, daß ſelbſt in Zeiten grenzenloſer Verwilderung weibliche Würde geehrt wurde und hochgehalten. Hat das nicht die reizende Zehra ſelbſt bei den Arabern bewirkt, wo nach morgenländiſcher Weiſe die Frauen als Sklavinnen in ihre Harem eingeſchloſſen aller menſchlichen Rechte ermangeln? Wie treu war Bertha, die Gemahlin des Kaiſers Heinrich IV.! Der leichtſinnige und launiſche junge Fürſt wollte ſie aus unedler Abſicht verſtoßen und wurde nur durch die Geiſtlichkeit daran gehindert; wie er aber nachher im Kirchenbann von aller Welt verlaſſen war, wie treu verharrte ſie bei ihm, wie liebevoll begleitete ſie ihn auf der gefahrvollen Reiſe nach Italien, welches Ungemach duldete ſie ſeinetwegen und mit ihm!

Wie aber ächte Mannheit Weiber bildete und dadurch für ihre Ehre trefflich ſorgte, wird am beſten klar in dem Beiſpiele Cids, des tapfern Helden, den die Sage alſo ſprechen läßt, als er Abſchied nahm von ſeiner weinenden Ximena.

Da ſteht nun der Cid gerüſtet;
Aufgeſtützt auf ſeinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieca beißt die Zügel,
Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cid's Paniere rauſchen
In der Luft, erwartend ihn:

„Warum weinet Ihr, Ximene,
Iſt ſo ſchwach denn unſre Liebe,
Daß ſie nicht ertragen könne
Einige Abweſenheit?
Jeder Edle iſt dem König
Dienſte ſchuldig: dem Gerechten
Leiſtet man ſie pflichtenmäßig,
Undankbaren ſchenkt man ſie.

„Muth und Sinn iſt Euer Erbtheil,
Tochter eines Heldenſtammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesſchwachheit,
So, Ximene, laſſ' ich Euch.

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, ſtickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.

„Zu Vergnügungen verlaſſ' ich
Euch die Sorge für die Heerden,

Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie seid müßig,
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

„Eure reiche Kleidung schließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau.

„Junge Mädchen fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Lasset sie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

„Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig;
Gegen Freunde seid bescheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und fest.
Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Eh'genossen
Ist ein zart vertraulich Band.

„Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht.

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in schweren Dingen — schreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

„Zwei und zwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinem als nur mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort.

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieſes, wie des Himmels Veſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für And're ſchlage,
Gläubt, ſo werden ſich auch And're
Froh bemüh'n für mich und Euch.

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſei hier Dein Bräutigam."

4. Periode.

Von den Kreuzzügen bis Rudolf von Habsburg, oder von dem Kampfe zwischen Hierarchie und Feudalismus. Blüthenalter der Romantik und des Ritterwesens.

Vom J. 1096 bis 1272.

§ 1. Eingang.

In diesem Zeitalter sehen wir die europäische Menschheit aus einem sinnlich körperlichen Leben allmählig übergehen zu einem geistigen Erwachen. Freilich sind nicht sogleich die höheren Seelenkräfte des Menschen, Verstand und Vernunft zum Bewußtsein gekommen, es regten sich vorerst nur die Gefühle, welche aber bei diesem naturkräftigen Geschlechte desto mächtiger und gewaltiger in helle Flammen ausschlugen, je größer der Schauplatz wurde, auf welchem sich die Völker tummelten, je größern Anlaß zur Aufregung Religion, Priesterherrschaft und Lehnwesen darboten. Am Schlusse der vorigen Periode schon war der römische Bischof über Könige und Fürsten und über das im dunkeln Glauben befangene Volk Herr geworden, und jetzt schickt er die gesammte Christenheit in's ferne Morgenland, um das gelobte Land, das Land, wo der Heiland gewandelt, zu erobern. Es sind sämmtliche Christen seine Kriegsleute, denen er keinen andern Sold, als seinen Segen zu geben braucht, und sie verlassen Heimath, Weib und Kind, Land und Habe, gehen hin über's Meer, in einen fremden Welttheil, und kämpfen mit namenlosen Gefahren, im ungewohnten Clima, unter Mangel aller Art, und verspritzen ihr theures Blut in der Schlacht mit wilden Saracenen, so daß nur wenige wieder heimkehren, und besonders die Blüthe der Ritterschaft den Tod findet in dem Lande der Erlösung. Sollte es, wie Viele behaupten, die Absicht der herrschsüchtigen Priester gewesen sein, die wilde Kraft der Fürsten und Vasallen, die nicht durch Schrecken des Banns und Androhung der Höllenstrafe zu bändigen war, also zu vernichten und die tapfern Helden hinzusenden, nicht sowohl das Grab Christi, als ihr eigenes zu erobern? Ist's wie immer, es ist durch diese Kämpfe eine Welt aufgegangen, in welcher die edelsten Gefühle, getragen von üppiger Phantasie, wetteiferten, Schönes und Gutes zu erzeugen. Aus dieser Gemüthswelt sind als herrliche Blüthe edler

Humanität das Ritterwesen und die Romantik hervorgegangen; und der tapfere Arm hat sich in den meisten Reichen in festgeordneten Verfassungen die Freiheit errungen. Es sind also die wichtigsten Erscheinungen dieser Periode: die Kreuzzüge, der Kampf der römischen Päpste mit den Kaisern, die Freistaaten in Italien und Deutschland, die Verfassungen und Reichstage, das Ritterwesen und die Romantik, und, was den Uebergang bildete zu der Periode des erwachenden Verstandes — die Scholastik, von der am Ende dieses Abschnitts die Rede sein soll.

§ 2. Die Kreuzzüge.

Es war um's J. 1095, als Peter von Amiens, der Einsiedler, von Jerusalem zurückkehrte mit der äußersten Erbitterung gegen die Ungläubigen, welche das Grab Christi entweihten und die frommen Pilger, die schon seit Jahrhunderten dahinzogen, mißhandelten. Die Chalifen von Bagdad hatten nämlich schon zu Ende des vorigen Zeitraums im Gefühle ihrer Schwäche das barbarische Volk der Seldschuckischen Türken in ihr Reich aufgenommen und sich ihrer als Kriegsleute bedient. Diese Türken nahmen später die Lehre Muhameds an, und wurden bald so mächtig am Hofe der Chalifen, daß allmählig die Regierung in ihre Hände überging. Auch der Statthalterschaften bemächtigten sie sich, und einzelne Statthalter herrschten als unabhängige Sultane in den Provinzen. Das war auch der Fall mit Palästina, wo diese Türken die Araber verdrängten und nach ihrer Weise in dem schon so herrlich bebauten Lande verheerend und verwüstend hausten, denn sie hatten nur die Religion der Araber, nicht zugleich ihren friedlichen Sinn angenommen. Da erfuhren denn auch die daselbst wohnenden Christen, — denn es bestand seit Constantin des Großen Zeiten eine christliche Gemeinde zu Jerusalem, mit einem Patriarchen, der über alle Gemeinden des Landes die Aufsicht hatte und des Ortes wegen, wo er seinen Sitz hatte, bei der ganzen Christenheit in großem Ansehen stand — manche Kränkungen und Verfolgungen. Die Pilger aus Europa wurden von den Barbaren angefallen, ausgeplündert, nicht selten erschlagen, oder in schmachvolle Sklaverei mit fortgeschleppt. Solches hatte nun Peter von Amiens mit Augen gesehen und Vieles selbst erduldet, und erzählte es nun dem Papste Urban II. bei seiner Heimkehr. Gerade zu dieser Zeit hatte auch der griechische Kaiser Alexis Comnenus Gesandte an den Papst und an die Fürsten des Abendlandes geschickt, um von ihnen Hilfe gegen die Türken, welche schon Kleinasien erobert hatten und Constantinopel bedrohten, zu erflehen. Urban II., ein Mann, der Hildebrands Herrschsucht und Klugheit hatte, nahm die Gelegenheit wahr, theils die Augen der Fürsten und aller Christen, die schon scheel auf die wachsende Macht der Päpste blickten, auf einen andern Gegenstand hinzulenken, theils die griechisch-katholische Kirche wieder unter Aufsicht der römischen Kirche zu bringen, und erklärte den Peter für einen Propheten, und sendete ihn aus, einen Kreuzzug gegen die

Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie ſeid müßig,
Arbeit iſt des Blutes Balſam,
Arbeit iſt der Tugend Quell.

„Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abweſenheit des Mannes
Kleidet einfach ſich die Frau.

„Junge Mädchen fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Laſſet ſie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

„Zeigt den Hausgenoſſen Würde,
Euren Frauen ſeid geſprächig;
Gegen Freunde ſeid beſcheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend ſtreng und feſt.
Keiner Freundin, auch der beſten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Eh'genoſſen
Iſt ein zart vertraulich Band.

„Nie erwirbt man ſich Hochachtung,
Wo man Alles von ſich wiſſen,
Alles überſehen läßt.
Die geſchwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geſchwätz,
Macht dabei ſich ſelbſt verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauſes ſeine Macht.

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in ſchweren Dingen — ſchreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

„Zwei und zwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinem als nur mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort.

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieſes, wie des Himmels Veſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für And're ſchlage,
Gläubt, ſo werden ſich auch And're
Froh bemüh'n für mich und Euch.

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſei hier Dein Bräutigam."

4. Periode.

Von den Kreuzzügen bis Rudolf von Habsburg, oder von dem Kampfe zwischen Hierarchie und Feudalismus. Blüthenalter der Romantik und des Ritterwesens.

Vom J. 1096 bis 1272.

§ 1. Eingang.

In diesem Zeitalter sehen wir die europäische Menschheit aus einem sinnlich körperlichen Leben allmählig übergehen zu einem geistigen Erwachen. Freilich sind nicht sogleich die höheren Seelenkräfte des Menschen, Verstand und Vernunft zum Bewußtsein gekommen, es regten sich vorerst nur die Gefühle, welche aber bei diesem naturkräftigen Geschlechte desto mächtiger und gewaltiger in helle Flammen ausschlugen, je größer der Schauplatz wurde, auf welchem sich die Völker tummelten, je größern Anlaß zur Aufregung Religion, Priesterherrschaft und Lehnwesen darboten. Am Schlusse der vorigen Periode schon war der römische Bischof über Könige und Fürsten und über das im dunkeln Glauben befangene Volk Herr geworden, und jetzt schickt er die gesammte Christenheit in's ferne Morgenland, um das gelobte Land, das Land, wo der Heiland gewandelt, zu erobern. Es sind sämmtliche Christen seine Kriegsleute, denen er keinen andern Sold, als seinen Segen zu geben braucht, und sie verlassen Heimath, Weib und Kind, Land und Habe, gehen hin über's Meer, in einen fremden Welttheil, und kämpfen mit namenlosen Gefahren, im ungewohnten Clima, unter Mangel aller Art, und verspritzen ihr theures Blut in der Schlacht mit wilden Saracenen, so daß nur wenige wieder heimkehren, und besonders die Blüthe der Ritterschaft den Tod findet in dem Lande der Erlösung. Sollte es, wie Viele behaupten, die Absicht der herrschsüchtigen Priester gewesen sein, die wilde Kraft der Fürsten und Vasallen, die nicht durch Schrecken des Banns und Androhung der Höllenstrafe zu bändigen war, also zu vernichten und die tapfern Helden hinzusenden, nicht sowohl das Grab Christi, als ihr eigenes zu erobern? Ist's wie immer, es ist durch diese Kämpfe eine Welt aufgegangen, in welcher die edelsten Gefühle, getragen von üppiger Phantasie, wetteiferten, Schönes und Gutes zu erzeugen. Aus dieser Gemüthswelt sind als herrliche Blüthe edler

Humanität das Ritterwesen und die Romantik hervorgegangen; und der tapfere Arm hat sich in den meisten Reichen in festgeordneten Verfassungen die Freiheit errungen. Es sind also die wichtigsten Erscheinungen dieser Periode: die Kreuzzüge, der Kampf der römischen Päpste mit den Kaisern, die Freistaaten in Italien und Deutschland, die Verfassungen und Reichstage, das Ritterwesen und die Romantik, und, was den Uebergang bildete zu der Periode des erwachenden Verstandes — die Scholastik, von der am Ende dieses Abschnitts die Rede sein soll.

§ 2. Die Kreuzzüge.

Es war um's J. 1095, als Peter von Amiens, der Einsiedler, von Jerusalem zurückkehrte mit der äußersten Erbitterung gegen die Ungläubigen, welche das Grab Christi entweihten und die frommen Pilger, die schon seit Jahrhunderten dahinzogen, mißhandelten. Die Chalifen von Bagdad hatten nämlich schon zu Ende des vorigen Zeitraums im Gefühle ihrer Schwäche das barbarische Volk der Seldschuckischen Türken in ihr Reich aufgenommen und sich ihrer als Kriegsleute bedient. Diese Türken nahmen später die Lehre Muhameds an, und wurden bald so mächtig am Hofe der Chalifen, daß allmählig die Regierung in ihre Hände überging. Auch der Statthalterschaften bemächtigten sie sich, und einzelne Statthalter herrschten als unabhängige Sultane in den Provinzen. Das war auch der Fall mit Palästina, wo diese Türken die Araber verdrängten und nach ihrer Weise in dem schon so herrlich bebauten Lande verheerend und verwüstend hausten, denn sie hatten nur die Religion der Araber, nicht zugleich ihren friedlichen Sinn angenommen. Da erfuhren denn auch die daselbst wohnenden Christen, — denn es bestand seit Constantin des Großen Zeiten eine christliche Gemeinde zu Jerusalem, mit einem Patriarchen, der über alle Gemeinden des Landes die Aufsicht hatte und des Ortes wegen, wo er seinen Sitz hatte, bei der ganzen Christenheit in großem Ansehen stand — manche Kränkungen und Verfolgungen. Die Pilger aus Europa wurden von den Barbaren angefallen, ausgeplündert, nicht selten erschlagen, oder in schmachvolle Sklaverei mit fortgeschleppt. Solches hatte nun Peter von Amiens mit Augen gesehen und Vieles selbst erduldet, und erzählte es nun dem Papste Urban II. bei seiner Heimkehr. Gerade zu dieser Zeit hatte auch der griechische Kaiser Alexis Comnenus Gesandte an den Papst und an die Fürsten des Abendlandes geschickt, um von ihnen Hilfe gegen die Türken, welche schon Kleinasien erobert hatten und Constantinopel bedrohten, zu erflehen. Urban II., ein Mann, der Hildebrands Herrschsucht und Klugheit hatte, nahm die Gelegenheit wahr, theils die Augen der Fürsten und aller Christen, die schon scheel auf die wachsende Macht der Päpste blickten, auf einen andern Gegenstand hinzulenken, theils die griechisch-katholische Kirche wieder unter Aufsicht der römischen Kirche zu bringen, und erklärte den Peter für einen Propheten, und sendete ihn aus, einen Kreuzzug gegen die

Ungläubigen zu predigen. Zugleich berief er selbst eine Kirchenversammlung nach Piacenza, wo er aber seine Absicht nicht erreichen konnte; es war zu viel Geringschätzung der päpstlichen Würde unter den Italienern, und im Grunde waren sie verständiger, als die übrigen Völker, und wollten lieber für ihren Handel und Gewerbe sorgen, als sich in einen Krieg einlassen, von welchem sie keinen Vortheil erwarteten. Darum berief Urban II. eine zweite Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich, und wirklich fand er bei den kriegslustigen und feurigen Franzosen mehr Gehör. Hier wurde nun, weil die Menge des Volkes in keiner Kirche Platz fand, auf dem offenen Markte Rath gehalten. Der Papst saß auf einem Throne, umgeben von seinen Cardinälen; neben ihm saß Peter von Amiens, in seiner groben Pilgerkutte, die Füße bloß, um die Lenden einen dicken Strick. Mit Thränen und Geberden voll Ausdruck sprach dieser zu dem versammelten Volke von den Drangsalen und der Schmach der Christenheit, die sie im gelobten Lande von den Ungläubigen erdulden müßte.

Darauf erhob sich Urban II. und sagte in einer langen Rede unter Anderm auch Folgendes:

„Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, Ihr Räuber, Mörder, die Ihr nur Vergnügen findet am Blutvergießen, sehet, jetzt ist die Zeit da, wo Ihr zeigen könnt, ob Ihr wirklich Muth habt, ob Ihr Krieger oder nur wilde Thiere seid. Bisher habt Ihr mit Euren Waffen nur Eure Mitbürger verfolgt und in Noth versetzt, jetzt eilet mit diesen Waffen in das heil. Land, um dort gegen Barbaren zu kämpfen. Ja, ich sage es gerade heraus, denn mein Amt heißt es mich: Soldaten des Teufels, werdet Soldaten des lebendigen Gottes! Folgt seiner Fahne und fürchtet Nichts! Alles ladet Euch ein, der rufenden Trompete zu folgen. Darum soll Euch weder Heimath, noch Weib und Kind, noch irgend eine Pflicht abhalten, zu folgen der Stimme Gottes. Denn es steht geschrieben: Wer mich nicht mehr liebt als Vater und Mutter, der ist meiner nicht würdig; wer aber verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben erwerben. Darum sollt Ihr Fürsten und Herren nicht halten Eure Knechte und Leibeigenen, so sie ziehen wollen zur Ehre Gottes gegen die Heiden; denn sie sollen frei und Söldner Gottes sein. Ihr aber, Fürsten und Herren, legt Eure Kronen und Schätze nieder zu den Füßen der Kirche und ziehet hin zum Grabe Christi; mit dem Blute, das Ihr dort vergießen werdet, sollen Eure Sünden abgewaschen sein, die gegen Himmel schreien. Gott will es!“ rief er aus, und ein tausendstimmiger Ruf wiederholte: „Gott will es!“ „Gott will es!“ fuhr Urban II. fort, „mögen diese Worte Euer Feldgeschrei werden!“ Hierauf erhob er ein Kreuz, hielt es hoch empor und rief mit lauter Stimme: „Jesus Christus ist aus seinem Grabe auferstanden, um Euch sein Kreuz zu bringen. Möge dieses Zeichen der Erlösung alle Christenwelt zusammenrufen! Auf Euren Achseln und auf Eurer Brust soll es prangen, Eure Fahnen soll es schmücken und zieren Eure Waffen!“ Und sofort nahm er seinen Purpurmantel und schnitt

daraus kleine Kreuze, welche er den Vornehmsten aus der Versammlung überreichte, damit sie sich dieselben anhefteten zum Zeichen, daß sie Streiter seien für das Kreuz Christi. Das übrige Volk aber, das ergriffen von der Rede mitziehen wollte nach Jerusalem, verschaffte sich ähnliche Kreuze, meist rother Farbe, und so geschah es, daß diese Kriege gegen die Ungläubigen Kreuzzüge und die Theilnehmer Kreuzfahrer genannt wurden. Zum Schlusse der feierlichen Anwerbung sprach darauf ein Cardinal die allgemeine Beichtformel aus, und der Papst ertheilte Allen, die mitziehen würden, Vergebung der Sünden.

Darauf ging die Versammlung auseinander und verbreitete ihre Begeisterung überall, wo sie hinkam, und in kurzer Zeit war der Taumel allgemein, und bald stimmten auch England, Italien und Deutschland in das Kriegsgeschrei ein, welches in Frankreich erhoben worden war, und überall sah man Rüstungen zu diesem großen heiligen Kriege. Die hohen und niedern Vasallen verkauften oder verpfändeten ihre Ländereien und Güter, um sich recht glänzend zu dem Kreuzzuge auszurüsten, in der sichern Hoffnung, viel schönere und größere Länder, ja ganze Reiche und Kronen im Morgenlande zu erobern. Die armen, geplagten Landleute aber sahen in diesem Kriege das Ende ihres Elends, ergriffen freudig das rostige Schwert und die Lanze, weil sie große Beute zu erobern und aller Arbeit, aller Knechtschaft los zu sein hofften. Um alles Volk recht-toll zu machen, benutzte man auch die Leichtgläubigkeit und erzählte Wunder über Wunder, und erlaubte sich, allerlei Lügen unter das Volk zu streuen. Man wollte am Himmel Armeen mit einander fechten gesehen haben, Reiter mit dem Kreuze geschmückt in den Wolken galoppiren, von denen ganze Blutstreifen niederflossen. Der Geist Karls des Großen war Vielen erschienen, wie er gleich einem Riesenschatten am Firmamente einherschritt und auf das heil. Grab hinzeigte. Ein Mönch lief im Lande herum mit Einschnitten auf der Stirne in Form eines Kreuzes, die blutroth gefärbt waren; er versicherte, daß ihm dieses Kreuz ein Engel gemacht habe, der vom Himmel herabgeflogen sei. Man glaubte es und gab ihm reiche Almosen, und der Papst erhob ihn zum Erzbischof von Cäsarea.

Im Frühling des J. 1096 setzten sich nun besonders in Frankreich Tausende von Kreuzfahrern in Bewegung; Alt und Jung, Ritter und Bauern, Krieger und Mönche, Reiter, Fußgänger zogen einher auf allen Straßen im bunten Gemenge; ja Tausende von Pilgerinnen, die nicht alle sittsam und fromm aussahen, mengten sich in den tollen Haufen, der unter dem Geschmetter der Hörner und Trompeten und dem Gesange von Psalmen und geistlichen Liedern sich fortwälzte von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt. So unwissend waren aber diese Kreuzfahrer, daß sie nicht einmal wußten, wo Jerusalem liege, und nach einigen Tagereisen schon vor jeder Stadt stehen blieben und fragten: ob das Jerusalem sei? Der Anführer dieser Wahnsinnigen war Peter der Einsiedler selbst, der auf einem Maulesel einherritt, in der einen Hand ein Schwert, in der andern ein großes Kreuz haltend. Ihm zur Seite ritt ein französischer Ritter, Gautier sans avoir (Walther von Habenichts), ein Abenteurer, dessen Name bereits den Mann

§ 15. Bildung und Sitte.

Traurig stand es noch in dieser Periode um Ackerbau, Gewerbe und Handel, und darum war das Leben auch traurig, unbequem, gefahrvoll und wilder Rohheit hingegeben. Gegen Ende derselben stieg die Prachtliebe der Fürsten und der Vasallen, zu deren Befriedigung denn auch der leibeigene Landmann angestrengter arbeiten mußte. Doch hemmten fröhliches Gedeihen des Feldbaues die unaufhörlichen Fehden; diese machten auch die Wege unsicher und hinderten den Verkehr. Zuerst öffnete sich auf dem Meere ein Welthandel, an welchem um diese Zeit Venedig, Genua, Südfrankreich und besonders die Araber in Spanien und die Byzantiner Antheil nahmen. Im Norden von Europa brachten slavische Kaufleute asiatische Waaren bis nach Julin, Wisby, Lübeck, Bremen und Cöln; in den Niederlanden, wo der sumpfige Boden zuerst Gewerbfleiß erzwang, blühten Utrechts, Antwerpens und Gents Handel und Schifffahrt. Die größte und lebhafteste Stadt in Deutschland war Regensburg, wo aller Handel zwischen Rhein und Donau, Rußland und Italien seinen Mittelpunkt hatte. Konnte Ackerbau, Handel und Gewerbe nur kärglich gedeihen in dieser schweren Zeit, so war dieß um so mehr der Fall mit Kunst und Wissenschaft. In Deutschland, England, Frankreich und Italien, dem eigentlichen Heerde, wo sich durch Vermengung der verschiedenartigsten Keime die europäische Bildung entwickelte, war damals noch nichts zu finden, als Unwissenheit, Aberglaube und Rohheit. Wenige Fürsten und nicht alle Geistliche konnten lesen und schreiben, man denke sich den Zustand wissenschaftlicher Bildung bei dem Adel, der nichts anders lernte, als reiten, das Schwert führen, jagen, turniren, und vom Christenthum eben nichts wußte, als die Glaubensartikel, das Vater unser, das Ave Maria und die zehn Gebote. Und nun erst das gemeine Volk, in welcher Stumpfheit versunken war das! Mit dem Rosenkranze in der Hand oder einem Heiligenbilde plapperte es die unverständlichen Gebete her, hörte den Priester am Altare in lateinischer Sprache unverständliche Worte sprechen oder singen und blieb meist ohne Trost und ohne Belehrung.

Aber auch der Clerus hatte nicht viel Kenntnisse, und die Benedictinermönche, welche in vorigen Jahrhunderten so fleißig römische und griechische Schriftsteller abschrieben und sich dabei außer der Theologie noch manche andere, sogenannte weltliche Kenntnisse sammelten, wurden nun mit wachsendem Reichthum saumseliger in diesen Dingen und beschäftigten sich mehr mit der Verwaltung und dem Genusse ihrer großen Besitzungen. In Constantinopel war noch am Hofe und unter den Vornehmen viel Bildung und Liebe zu den Wissenschaften, so daß in der Regel unter den Laien eben so viel, wenn nicht mehr Bildung vorhanden war, als bei den Geistlichen. Doch drehte sich die griechische Gelehrsamkeit dieser Zeit mehr um spitzfindige Fragen, als um wahre heilbringende Gelehrsamkeit herum. Diese war damals am meisten unter den Arabern zu Hause, welche griechische Schriftsteller übersetzten und in einigen Wissenschaften, z. B. in der Mathematik, Astronomie,

Physik, Chemie, Mechanik und Arzneikunde heilsame Entdeckungen und große Fortschritte machten. Auch blühte bei ihnen Poesie, Musik und Baukunst, und das Leben selbst gestaltete sich bei ihnen sowohl im Morgenlande als in Spanien, wie schon gesagt worden, auf's anmuthigste, während im christlichen Europa rohe und plumpe Sitten wenig Erfreuliches darboten. Selbst das Christenthum, welches sich durch seine mißverstandene Lehre immer mehr verdüsterte, und in welchem der Grundsatz allgemein herrschend war, daß man das Sinnliche im Menschen ganz ertödten müsse, um Gott gefällig zu werden, vermochte wenig diese trübe Nacht der damaligen Welt aufzuheitern und aufzuklären. Die geistlichen Possenspiele, welche man sich in diesem Zeitalter an den Festtagen erlaubte, gaben wohl Gelegenheit zu ausgelassener Lustigkeit, beförderten aber zugleich Rohheit und entweihten alles Heilige auf's unanständigste und empörendste. So wurde schon im neunten Jahrhundert in Frankreich zum Gedächtniß der Flucht Jesu nach Aegypten das berüchtigte Eselfest gefeiert. Man setzte nämlich ein junges Mädchen mit einem Kinde im Arme auf einen kostbar angeschirrten Esel, und führte es unter Begleitung der Geistlichkeit und des Volkes in die Hauptkirche. Der Esel wurde dann zum Hochaltare hingestellt, wo die Messe gelesen wurde. Jedes Stück der Messe wurde statt des gewöhnlichen Kyrie oder Hallelujah mit einem lauten Hin Ham! Hin Ham! geendigt, und das Volk hatte eine unbändige Freude, wenn der Esel eben auch sich hören ließ. Nach der Messe rief der Priester anstatt der Segensworte, mit welchen er das Volk auseinander gehen ließ, dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt mit Amen zu antworten, hinhamte ihm dreimal wieder entgegen. Gemüthlicher und anständiger waren einige Kinderfeste, welche zum Theil noch jetzt, auch in Deutschland, gefeiert werden, und an welchen man den Kindern Obst, Kuchen und dergl. zu schenken pflegte; solche waren das Gregorius-, das Martins- und das Nicolausfest. So gingen z. B. noch zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts im Schaumburgischen die Kinder armer Leute auf Martiniabend vor die Häuser und sangen folgendes Lied:

Mackt, mackt den Gaut Man:
Der es wohl vergelten kann.
Appel und de Beeren,
Nöte (Nüsse) gath wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat uns nich tau lange stahn,
Wie möten noch Cöllen gahn!
Cöllen is en wit weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unsern Gästen!
Gäber is de beste.
Ick höre de Schlötel (Schlüssel) klingen,
Sie wird us wohl wat bringen:
Sie geth up de Kraamer,

Suckt wat tausamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De Vaierte kan wohl mehr gahn.
Peterſellgen Zuppenkrut!
Steht in unſern Gahrn. (Garten)
Die Jungfer N. is ene Brut,
Es wird nich lange währen,
Wenn ſie nach der Kircken geiht
Und der Rock in Faalen ſchleit!
Simeling, Simeling Rauſen blat.
Schöne Stadt. Schöne Jungfer gebt us wat.

---

§ 16. Die Frauen.

Eine mildere Geſtaltung der Sitten kam auch in dieſem Zeitalter wieder nur von den Frauen, die es ja auch bei den meiſten Völkern waren, welche das Chriſtenthum, zu welchem die Männer nur mit dem Schwerte oder mit lateiniſchen Predigten zu bekehren wußten, mit ſanftern Mitteln der Ueberredung, der Armenpflege und der Mildthätigkeit verbreiteten. So verdanken die Böhmen ihr Chriſtenthum der heiligen Ludmila, die Magyaren der heiligen Sarolta, des Herzogs Geiſa Gemahlin, und der heiligen Giſela, der Gemahlin König Stephans, die Polen der heiligen Dombrowka, einer böhmiſchen Prinzeſſin, welche Herzog Meſchko (Miecziſlaw) heirathete. Auch eine gelehrte Frau hat dieſes Zeitalter aufzuweiſen, die deutſche Nonne Roswith, eine Anverwandte des Kaiſers Otto I., welche ein Lobgedicht auf eben dieſen Kaiſer und ſechs Luſtſpiele, Alles in lateiniſcher Sprache, geſchrieben hat; ihre Schriften ſind noch vorhanden und bleiben ein merkwürdiges Denkmal, wenn auch Sprache und Inhalt, dem rohen Geſchmack ihrer Zeit gemäß, nicht zuſagen können. Groß erſcheint auch manche fürſtliche Frau, die es gewagt in dieſer wilden Zeit, in die Verwaltung großer Reiche mächtig einzugreifen. Wir haben ſchon erzählt, wie trefflich in Deutſchland eine Adelheid, Theophania und Mathilde die Regentſchaft während der Minderjährigkeit Otto's III. geführt haben; daſſelbe that auch Agnes, die Mutter Heinrich's IV., ehe ihr die Argliſt des Erzbiſchofs von Cöln den Sohn entriſſen, und welch ein Weib war die Markgräfin Mathilde, Hildebrands Freundin! In Conſtantinopel, wo ſich leider ächte Mannheit allmählig verlor, haben meiſt die Kaiſerinnen und zwar nicht ohne Glück und Weisheit regiert, z. B. Theodora die ältere, die Gemahlin des Kaiſers Theophilus, Zoe die ältere, die Gemahlin Leo's des Philoſophen und Mutter des Conſtantin VIII., ſodann Zoe II., welche vier Kaiſer auf den Thron ſetzte, und ihre Schweſter Theodora, die das Reich mit beiſpielloſer Einſicht und Sachkenntniß verwaltete.

Doch wir wenden uns lieber zu jenen Frauen, die durch Liebe und ächte Weiblichkeit Freude und Troſt ihrer Männer und erfreuliche

Erſcheinungen aller Welt geweſen ſind, die geherrſcht haben durch Anmuth, Sittſamkeit und Treue, und dadurch bewirkt haben, daß ſelbſt in Zeiten grenzenloſer Verwilderung weibliche Würde geehrt wurde und hochgehalten. Hat das nicht die reizende Zehra ſelbſt bei den Arabern bewirkt, wo nach morgenländiſcher Weiſe die Frauen als Sklavinnen in ihre Harem eingeſchloſſen aller menſchlichen Rechte ermangeln? Wie treu war Bertha, die Gemahlin des Kaiſers Heinrich IV.! Der leichtſinnige und launiſche junge Fürſt wollte ſie aus unedler Abſicht verſtoßen und wurde nur durch die Geiſtlichkeit daran gehindert; wie er aber nachher im Kirchenbann von aller Welt verlaſſen war, wie treu verharrte ſie bei ihm, wie liebevoll begleitete ſie ihn auf der gefahrvollen Reiſe nach Italien, welches Ungemach duldete ſie ſeinetwegen und mit ihm!

Wie aber ächte Mannheit Weiber bildete und dadurch für ihre Ehre trefflich ſorgte, wird am beſten klar in dem Beiſpiele Cids, des tapfern Helden, den die Sage alſo ſprechen läßt, als er Abſchied nahm von ſeiner weinenden Ximena.

Da ſteht um der Cid gerüſtet;
Aufgeſtützt auf ſeinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieca beißt die Zügel,
Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cid's Paniere rauſchen
In der Luft, erwartend ihn:

„Warum weinet Ihr, Ximene,
Iſt ſo ſchwach denn unſre Liebe,
Daß ſie nicht ertragen könne
Einige Abweſenheit?
Jeder Edle iſt dem König
Dienſte ſchuldig: dem Gerechten
Leiſtet man ſie pflichtenmäßig,
Undankbaren ſchenkt man ſie.

„Muth und Sinn iſt Euer Erbtheil,
Tochter eines Heldenſtammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesſchwachheit,
So, Ximene, laſſ' ich Euch.

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, ſtickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.

„Zu Vergnügungen verlaſſ' ich
Euch die Sorge für die Heerden,

Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie ſeid müßig,
Arbeit iſt des Blutes Balſam,
Arbeit iſt der Tugend Quell.

„Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abweſenheit des Mannes
Kleidet einfach ſich die Frau.

„Junge Mädchen fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Laſſet ſie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

„Zeigt den Hausgenoſſen Würde,
Euren Frauen ſeid geſprächig;
Gegen Freunde ſeid beſcheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend ſtreng und feſt.
Keiner Freundin, auch der beſten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Eh'genoſſen
Iſt ein zart vertraulich Band.

„Nie erwirbt man ſich Hochachtung,
Wo man Alles von ſich wiſſen,
Alles überſehen läßt.
Die geſchwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geſchwätz,
Macht dabei ſich ſelbſt verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauſes ſeine Macht.

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in ſchweren Dingen — ſchreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

„Zwei und zwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinem als nur mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort.

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieſes, wie des Himmels Veſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für And're ſchlage,
Gläubt, ſo werden ſich auch And're
Froh bemüh'n für mich und Euch.

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſei hier Dein Bräutigam."

4. Periode.

Von den Kreuzzügen bis Rudolf von Habsburg, oder von dem Kampfe zwischen Hierarchie und Feudalismus. Blüthenalter der Romantik und des Ritterwesens.

Vom J. 1096 bis 1272.

§ 1. Eingang.

In diesem Zeitalter sehen wir die europäische Menschheit aus einem sinnlich körperlichen Leben allmählig übergehen zu einem geistigen Erwachen. Freilich sind nicht sogleich die höheren Seelenkräfte des Menschen, Verstand und Vernunft zum Bewußtsein gekommen, es regten sich vorerst nur die Gefühle, welche aber bei diesem naturkräftigen Geschlechte desto mächtiger und gewaltiger in helle Flammen ausschlugen, je größer der Schauplatz wurde, auf welchem sich die Völker tummelten, je größern Anlaß zur Aufregung Religion, Priesterherrschaft und Lehnwesen darboten. Am Schlusse der vorigen Periode schon war der römische Bischof über Könige und Fürsten und über das im dunkeln Glauben befangene Volk Herr geworden, und jetzt schickt er die gesammte Christenheit in's ferne Morgenland, um das gelobte Land, das Land, wo der Heiland gewandelt, zu erobern. Es sind sämmtliche Christen seine Kriegsleute, denen er keinen andern Sold, als seinen Segen zu geben braucht, und sie verlassen Heimath, Weib und Kind, Land und Habe, gehen hin über's Meer, in einen fremden Welttheil, und kämpfen mit namenlosen Gefahren, im ungewohnten Clima, unter Mangel aller Art, und verspritzen ihr theures Blut in der Schlacht mit wilden Saracenen, so daß nur wenige wieder heimkehren, und besonders die Blüthe der Ritterschaft den Tod findet in dem Lande der Erlösung. Sollte es, wie Viele behaupten, die Absicht der herrschsüchtigen Priester gewesen sein, die wilde Kraft der Fürsten und Vasallen, die nicht durch Schrecken des Banns und Androhung der Höllenstrafe zu bändigen war, also zu vernichten und die tapfern Helden hinzusenden, nicht sowohl das Grab Christi, als ihr eigenes zu erobern? Ist's wie immer, es ist durch diese Kämpfe eine Welt aufgegangen, in welcher die edelsten Gefühle, getragen von üppiger Phantasie, wetteiferten, Schönes und Gutes zu erzeugen. Aus dieser Gemüthswelt sind als herrliche Blüthe edler

Humanität das Ritterwesen und die Romantik hervorgegangen; und der tapfere Arm hat sich in den meisten Reichen in festgeordneten Verfassungen die Freiheit errungen. Es sind also die wichtigsten Erscheinungen dieser Periode: die Kreuzzüge, der Kampf der römischen Päpste mit den Kaisern, die Freistaaten in Italien und Deutschland, die Verfassungen und Reichstage, das Ritterwesen und die Romantik, und, was den Uebergang bildete zu der Periode des erwachenden Verstandes — die Scholastik, von der am Ende dieses Abschnitts die Rede sein soll.

§ 2. Die Kreuzzüge.

Es war um's J. 1095, als Peter von Amiens, der Einsiedler, von Jerusalem zurückkehrte mit der äußersten Erbitterung gegen die Ungläubigen, welche das Grab Christi entweihten und die frommen Pilger, die schon seit Jahrhunderten dahinzogen, mißhandelten. Die Chalifen von Bagdad hatten nämlich schon zu Ende des vorigen Zeitraums im Gefühle ihrer Schwäche das barbarische Volk der Seldschuckischen Türken in ihr Reich aufgenommen und sich ihrer als Kriegsleute bedient. Diese Türken nahmen später die Lehre Muhameds an, und wurden bald so mächtig am Hofe der Chalifen, daß allmählig die Regierung in ihre Hände überging. Auch der Statthalterschaften bemächtigten sie sich, und einzelne Statthalter herrschten als unabhängige Sultane in den Provinzen. Das war auch der Fall mit Palästina, wo diese Türken die Araber verdrängten und nach ihrer Weise in dem schon so herrlich bebauten Lande verheerend und verwüstend hausten, denn sie hatten nur die Religion der Araber, nicht zugleich ihren friedlichen Sinn angenommen. Da erfuhren denn auch die daselbst wohnenden Christen, — denn es bestand seit Constantin des Großen Zeiten eine christliche Gemeinde zu Jerusalem, mit einem Patriarchen, der über alle Gemeinden des Landes die Aufsicht hatte und des Ortes wegen, wo er seinen Sitz hatte, bei der ganzen Christenheit in großem Ansehen stand — manche Kränkungen und Verfolgungen. Die Pilger aus Europa wurden von den Barbaren angefallen, ausgeplündert, nicht selten erschlagen, oder in schmachvolle Sklaverei mit fortgeschleppt. Solches hatte nun Peter von Amiens mit Augen gesehen und Vieles selbst erduldet, und erzählte es nun dem Papste Urban II. bei seiner Heimkehr. Gerade zu dieser Zeit hatte auch der griechische Kaiser Alexis Comnenus Gesandte an den Papst und an die Fürsten des Abendlandes geschickt, um von ihnen Hilfe gegen die Türken, welche schon Kleinasien erobert hatten und Constantinopel bedrohten, zu erflehen. Urban II., ein Mann, der Hildebrands Herrschsucht und Klugheit hatte, nahm die Gelegenheit wahr, theils die Augen der Fürsten und aller Christen, die schon scheel auf die wachsende Macht der Päpste blickten, auf einen andern Gegenstand hinzulenken, theils die griechisch-katholische Kirche wieder unter Aufsicht der römischen Kirche zu bringen, und erklärte den Peter für einen Propheten, und sendete ihn aus, einen Kreuzzug gegen die

Ungläubigen zu predigen. Zugleich berief er selbst eine Kirchenversammlung nach Piacenza, wo er aber seine Absicht nicht erreichen konnte; es war zu viel Geringschätzung der päpstlichen Würde unter den Italienern, und im Grunde waren sie verständiger, als die übrigen Völker, und wollten lieber für ihren Handel und Gewerbe sorgen, als sich in einen Krieg einlassen, von welchem sie keinen Vortheil erwarteten. Darum berief Urban II. eine zweite Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich, und wirklich fand er bei den kriegslustigen und feurigen Franzosen mehr Gehör. Hier wurde nun, weil die Menge des Volkes in keiner Kirche Platz fand, auf dem offenen Markte Rath gehalten. Der Papst saß auf einem Throne, umgeben von seinen Cardinälen; neben ihm saß Peter von Amiens, in seiner groben Pilgerkutte, die Füße bloß, um die Lenden einen dicken Strick. Mit Thränen und Geberden voll Ausdruck sprach dieser zu dem versammelten Volke von den Drangsalen und der Schmach der Christenheit, die sie im gelobten Lande von den Ungläubigen erdulden müßte.

Darauf erhob sich Urban II. und sagte in einer langen Rede unter Anderm auch Folgendes:

„Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, Ihr Räuber, Mörder, die Ihr nur Vergnügen findet am Blutvergießen, sehet, jetzt ist die Zeit da, wo Ihr zeigen könnt, ob Ihr wirklich Muth habt, ob Ihr Krieger oder nur wilde Thiere seid. Bisher habt Ihr mit Euren Waffen nur Eure Mitbürger verfolgt und in Noth versetzt, jetzt eilet mit diesen Waffen in das heil. Land, um dort gegen Barbaren zu kämpfen. Ja, ich sage es gerade heraus, denn mein Amt heißt es mich: Soldaten des Teufels, werdet Soldaten des lebendigen Gottes! Folgt seiner Fahne und fürchtet Nichts! Alles ladet Euch ein, der rufenden Trompete zu folgen. Darum soll Euch weder Heimath, noch Weib und Kind, noch irgend eine Pflicht abhalten, zu folgen der Stimme Gottes. Denn es steht geschrieben: Wer mich nicht mehr liebt als Vater und Mutter, der ist meiner nicht würdig; wer aber verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben erwerben. Darum sollt Ihr Fürsten und Herren nicht halten Eure Knechte und Leibeigenen, so sie ziehen wollen zur Ehre Gottes gegen die Heiden; denn sie sollen frei und Söldner Gottes sein. Ihr aber, Fürsten und Herren, legt Eure Kronen und Schätze nieder zu den Füßen der Kirche und ziehet hin zum Grabe Christi; mit dem Blute, das Ihr dort vergießen werdet, sollen Eure Sünden abgewaschen sein, die gegen Himmel schreien. Gott will es!“ rief er aus, und ein tausendstimmiger Ruf wiederholte: „Gott will es!“ „Gott will es!“ fuhr Urban II. fort, „mögen diese Worte Euer Feldgeschrei werden!“ Hierauf erhob er ein Kreuz, hielt es hoch empor und rief mit lauter Stimme: „Jesus Christus ist aus seinem Grabe auferstanden, um Euch sein Kreuz zu bringen. Möge dieses Zeichen der Erlösung alle Christenwelt zusammenrufen! Auf Euren Achseln und auf Eurer Brust soll es prangen, Eure Fahnen soll es schmücken und zieren Eure Waffen!“ Und sofort nahm er seinen Purpurmantel und schnitt

daraus kleine Kreuze, welche er den Vornehmsten aus der Versammlung überreichte, damit sie sich dieselben anhefteten zum Zeichen, daß sie Streiter seien für das Kreuz Christi. Das übrige Volk aber, das ergriffen von der Rede mitziehen wollte nach Jerusalem, verschaffte sich ähnliche Kreuze, meist rother Farbe, und so geschah es, daß diese Kriege gegen die Ungläubigen Kreuzzüge und die Theilnehmer Kreuzfahrer genannt wurden. Zum Schlusse der feierlichen Anwerbung sprach darauf ein Cardinal die allgemeine Beichtformel aus, und der Papst ertheilte Allen, die mitziehen würden, Vergebung der Sünden.

Darauf ging die Versammlung auseinander und verbreitete ihre Begeisterung überall, wo sie hinkam, und in kurzer Zeit war der Taumel allgemein, und bald stimmten auch England, Italien und Deutschland in das Kriegsgeschrei ein, welches in Frankreich erhoben worden war, und überall sah man Rüstungen zu diesem großen heiligen Kriege. Die hohen und niedern Vasallen verkauften oder verpfändeten ihre Ländereien und Güter, um sich recht glänzend zu dem Kreuzzuge auszurüsten, in der sichern Hoffnung, viel schönere und größere Länder, ja ganze Reiche und Kronen im Morgenlande zu erobern. Die armen, geplagten Landleute aber sahen in diesem Kriege das Ende ihres Elends, ergriffen freudig das rostige Schwert und die Lanze, weil sie große Beute zu erobern und aller Arbeit, aller Knechtschaft los zu sein hofften. Um alles Volk recht-toll zu machen, benutzte man auch die Leichtgläubigkeit und erzählte Wunder über Wunder, und erlaubte sich, allerlei Lügen unter das Volk zu streuen. Man wollte am Himmel Armeen mit einander fechten gesehen haben, Reiter mit dem Kreuze geschmückt in den Wolken galoppiren, von denen ganze Blutstreifen niederflossen. Der Geist Karls des Großen war Vielen erschienen, wie er gleich einem Riesenschatten am Firmamente einherschritt und auf das heil. Grab hinzeigte. Ein Mönch lief im Lande herum mit Einschnitten auf der Stirne in Form eines Kreuzes, die blutroth gefärbt waren; er versicherte, daß ihm dieses Kreuz ein Engel gemacht habe, der vom Himmel herabgeflogen sei. Man glaubte es und gab ihm reiche Almosen, und der Papst erhob ihn zum Erzbischof von Cäsarea.

Im Frühling des J. 1096 setzten sich nun besonders in Frankreich Tausende von Kreuzfahrern in Bewegung; Alt und Jung, Ritter und Bauern, Krieger und Mönche, Reiter, Fußgänger zogen einher auf allen Straßen im bunten Gemenge; ja Tausende von Pilgerinnen, die nicht alle sittsam und fromm aussahen, mengten sich in den tollen Haufen, der unter dem Geschmetter der Hörner und Trompeten und dem Gesange von Psalmen und geistlichen Liedern sich fortwälzte von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt. So unwissend waren aber diese Kreuzfahrer, daß sie nicht einmal wußten, wo Jerusalem liege, und nach einigen Tagereisen schon vor jeder Stadt stehen blieben und fragten: ob das Jerusalem sei? Der Anführer dieser Wahnsinnigen war Peter der Einsiedler selbst, der auf einem Maulesel einherritt, in der einen Hand ein Schwert, in der andern ein großes Kreuz haltend. Ihm zur Seite ritt ein französischer Ritter, Gautier sans avoir (Walther von Habenichts), ein Abenteurer, dessen Name bereits den Mann

bezeichnet. Es belief sich aber das ganze Heer auf mehr als 100,000 Mann, worunter nur wenige Ritter waren, meist lauter gemeines Volk, und zwar von der schlechtesten Sitte: Diebe, Räuber und Mörder, und die es nicht waren, mußten es bald werden; denn der fanatische Feldherr hatte weder für Mundvorrath, noch für Kleidung, Zelte, Pferde und andere Bedürfnisse gesorgt und war auch selbst ohne Geld, die ungeheure Menge zu besolden. Wo nun der Kreuzzug hinkam und sich lagerte, entstand zugleich Hungersnoth, und man konnte nicht so viel Lebensmittel herbeischaffen, um alles Volk zu sättigen. Da verbreitete sich denn das Gesindel in der ganzen Umgegend und nahm mit Gewalt, was es fand, und wer sich widersetzte, wurde gemißhandelt oder erschlagen, die Heerden weggetrieben und das Vieh geschlachtet, die Dörfer geplündert und angezündet. Am grausamsten wurden aber die Juden behandelt; wo man ihrer ansichtig wurde, erlaubte man sich die größten Mißhandlungen und die gräßlichsten Todesmartern: Doch fanden diese Räuberhorden bald ihre Rächer; denn weil sie über Constantinopel und zwar zu Lande nach Asien ziehen wollten, mußten sie ihren Weg durch Ungarn nehmen. In diesem Lande war damals mehr Ordnung und strengere Aufsicht der Gesetze, als in Deutschland, wo Kaiser Heinrichs IV. Zerwürfniß mit Papst und Vasallen den Landfrieden schon so lange Zeit störte. Denn es regierte hier der weise und kräftige Koloman. Sobald die Kreuzfahrer in sein Reich kamen, ließ er ihnen zwar Lebensmittel verabreichen, verlangte aber zugleich, daß sie ohne langen Verzug ihren Marsch beschleunigen möchten. Als sie nun in den südlichen Ebenen dieses fruchtbaren Landes, nach ihrer Weise von der Straße abweichend, Dörfer und Städte plünderten, Felder verwüsteten und der Viehheerden sich bemächtigen wollten, da fielen die ungarischen Landleute über sie her und erschlugen sie zu Tausenden. Auf die Nachricht sandte König Koloman zum Schutze seiner Unterthanen Bewaffnete nach, welche diese lästigen Gäste vollends aus dem Lande trieben. Das flüchtige Heer wanderte nun ganz erschrocken still und ruhig durch die Provinzen des griechischen Reiches und kam glücklich bis nach Constantinopel. Der Kaiser Alexis Comnenus hatte keine Lust, dieses Volk, das in einem erbärmlichen Zustande, ausgehungert und zerlumpt, ankam, in seine Residenzstadt aufzunehmen, sondern sandte ihnen Mundvorrath vor die Stadt, wo sie sich gelagert hatten, hinaus, und schaffte sie so bald als möglich auf Schiffen nach Asien hinüber. Nun auf den Ebenen Nicomediens angelangt, überließen sie sich den zügellosesten Ausschweifungen wilder Raub- und Mordsucht, und Kaiser Alexis sah aus den Fenstern seines Palastes die Flammen, welche die Wohnungen seiner Unterthanen verzehrten. Wie sie aber im Taumel ihrer Wuth da hausten und zerstreut herumliefen, wurden sie von den Türken aller Orten angegriffen und in kurzer Zeit bis auf den letzten Mann niedergehauen. Nur der Eremit Peter entging dem Tode und kam nach Constantinopel zurück, wo er mit seiner gewöhnlichen Beredtsamkeit, die Ehre des Unternehmens und die seinige zu retten, die 100,000 Kreuzfahrer, welche in Asien ihr Grab gefunden hatten, Räuber und Diebe nannte, welche sich unwürdig gemacht hätten, das heil. Grab zu sehen. Endlich kamen

auch diejenigen Kreuzfahrer an, welche, wohlgerüstet und an Kriegszucht gewöhnt, unter der Anführung des Herzogs Gottfried von Bouillon von Niederlothringen in aller Ordnung durch Deutschland, Ungarn und die Bulgarei gekommen waren. Ihn begleiteten seine beiden Brüder, Eustach und Baldwin, und mehrere Herzoge und Grafen aus Flandern, Lothringen und Burgund, welche mit ihren Rittern in glänzenden und reichen Rüstungen auf trefflichen Streitrossen einherzogen, und sowohl von König Koloman, als dem Kaiser Alexis auf's ehrenvollste aufgenommen wurden. Jedoch gab bald ein zweites Kreuzheer, an dessen Spitze sich Hugo, Graf von Vermandois, Bruder des Königs Philipp I. von Frankreich, Robert, Herzog der Normandie, ein Sohn Wilhelms des Eroberers, Stephan Graf von Blois, Herzog Bohemund von Tarent, Sohn des Herzogs Robert Guiscard, und mehrere französische Herren befanden, Anlaß zu Mißhelligkeiten mit dem griechischen Kaiser. Der Normannenherzog Bohemund von Tarent, ein stolzer, prahlsüchtiger Mann, hatte auf dem ganzen Zuge, welcher über Italien und Rom, sodann zu Schiffe nach Constantinopel gekommen war, die Absicht der Kreuzfahrer, das griechische Reich der Herrschaft des Abendlandes zu unterwerfen, nicht verhehlt. Graf Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich, erlitt Schiffbruch und wurde von griechischen Schiffern gerettet und nach Constantinopel gebracht, wo ihn der Kaiser als Geisel in Verwahrniß nahm, um sich also gegen Gewaltthätigkeiten der Kreuzfahrer zu schützen. Gottfried von Bouillon, dessen redlicher Sinn und Mannheit dem Kaiser Achtung und Ehrfurcht abnöthigte, war so glücklich, den Streit zu schlichten und seinen Waffenbruder Hugo zu befreien; auch verschaffte Alexis Hilfstruppen und allen nöthigen Vorschub, nur mußten ihm alle Herzoge und Grafen schwören, daß sie die Städte und Länder in Asien nicht für sich oder irgend einen Fürsten des Abendlandes, sondern für das griechische Kaiserthum erobern wollten.

§ 3. Befreiung von Jerusalem.

Das große Reich der Chalifen, gegen welches die Kreuzfahrer zu Felde zogen, war schon seit dem neunten Jahrhundert im Verfalle. Damals kamen nämlich, wie schon oben erwähnt worden, die Türken aus Mittelasien, und die Chalifen, welche sich ihrer nicht erwehren konnten, räumten ihnen in ihrem Reiche Wohnsitze ein und errichteten später sogar eine türkische Leibwache. Von nun an herrschten die Türken zu Bagdad, besetzten die hohen Würden und Statthalterschaften, und die Chalifen waren nichts weiter als Oberhäupter der mohamedanischen Religion. Ein zweites Chalifat war ohnedieß schon in Aegypten entstanden, welches sich der Fatimide (d. h. Nachkomme der Fatime, einer Tochter Mahomeds) Moez zueignete, Cairo erbaute, und beinahe ganz Nordafrika von der einen und Syrien nebst Palästina von der andern Seite eroberte. Persien war das zweite Reich, welches sich aus dem zusammenstürzenden Chalifate erhob. Der Sultan Mahmud Jemin

erweiterte sein Reich bis nach Indien, wo er viel weiter als Alexander der Große vordrang und den Islam verbreitete. Dieses persische Reich wurde nun immer mächtiger, nicht nur durch die Gewalt der Waffen, sondern auch durch Kunst und Wissenschaft, so daß im zehnten Jahrhundert die Bildung, welche früher bei den Arabern zu finden war, nun unter den Persern sich erhob. Allein im elften Jahrhundert hatten schon den größten Theil des Chalifats die Türken erobert, welche sogar Kleinasien bis an die Meerenge von Constantinopel, Syrien und Palästina einnahmen. Unwiderstehlich und unaufhaltsam konnten sie wohl damals nach Europa herüber und dem griechischen Reiche ein Ende machen; allein sie waren selbst uneins unter einander, und zerfielen unter verschiedenen Emiren und Sultanen, wie sich ihre Beherrscher nannten, in mehrere Staaten, welches den Kreuzfahrern die Befreiung Jerusalems erleichterte. Dennoch kam diese erst nach drei Jahren zu Stande, in welcher Zeit der größte Theil des Christenheeres auf der Reise zu Grunde ging.

In Asien angelangt, zog Gottfried von Bouillon, den auch wieder der Eremit Peter begleitete, zuerst vor die Stadt Nicäa, in welcher sich die Türken auf das hartnäckigste vertheidigten und am Ende nicht den Kreuzfahrern, sondern den Griechen ergaben. Das war die zweite Arglist, welche die Kreuzfahrer von dem schlauen Alexis erfuhren; gerne hätten sie deßhalb Rache genommen, allein die Begierde, Jerusalem zu erreichen, trieb sie verwärts nach Asien hinein. Bei Dorilläum wurde das Kreuzheer von den Türken überfallen, doch blieb der Sieg in dieser blutigen Schlacht in den Händen der Christen. Erst jetzt in den unabsehbaren Gefilden Kleinasiens bekamen die Fürsten und Anführer des Kreuzzuges einen Begriff von der Unermeßlichkeit des Morgenlandes und von der Entfernung Jerusalems, und mehrere derselben, der unsäglichen Beschwerden müde, ließen den Gedanken an die Eroberung des Grabes Christi gänzlich fahren und gedachten sich vielmehr irgend ein schönes Reich in Kleinasien zu unterwerfen. Das that auch Herzog Balduin von Flandern, der mit seinem Heere die Kreuzfahrer verließ und sich das Reich Armenien und Mesopotamien am Euphrat unterwarf, wo er in der Hauptstadt Edessa seinen Sitz nahm. Das war die Arbeit des Kreuzzuges im ersten Jahre; im darauffolgenden (1098) kam Gottfried von Bouillon mit dem übrigen Heere, welches durch Wassermangel, Hungersnoth, ungewohnte Hitze und Gefechte mit den streifenden Türken viel gelitten hatte, nach Antiochia, einer damals noch sehr großen und prächtigen Stadt, welche in den Händen der Türken war. Die Belagerung derselben dauerte acht Monate, Tausende und abermal Tausende von Christen fanden während derselben ihr Grab, Hungersnoth und Verzweiflung wüthete in dem Lager, die Uneinigkeit der Anführer vermehrte das Uebel und nur der feste Wille und die Uneigennützigkeit des edlen Herzogs Gottfried von Bouillon hielt noch das ganze Heer zusammen. Antiochia wurde also mit Sturm genommen, und die unermeßliche Beute, daselbst unter die Kreuzsoldaten vertheilt, gab frischen Muth; Antiochia selbst aber behielt sich als Eigenthum mit dem umliegenden Gebiete Herzog Bohemund. Im J. 1099 endlich

kamen die Kreuzfahrer auf die Höhe des Libanons, wo sie die Stadt Jerusalem vor sich liegen sahen. Die Freude des Kriegsvolkes war unbeschreiblich, und nur mit Mühe konnte es zurückgehalten werden, hinabzustürzen in das Thal und die feste Stadt sogleich zu berennen. Allein die Anführer sahen besser ein, wie solch ein fester Ort, beinahe unzugänglich und von solchen Mauern und Bollwerken umgeben, nicht im ersten Anlaufe genommen werden könne. Es wurde demnach ein Lager bezogen, um die Stadt wo möglich von allen Seiten einzuschließen. Sodann mußten Belagerungsmaschinen, besonders hölzerne Thürme, die man auf Walzen bis dicht an die Stadt fortbringen konnte und von denen man auf die Mauern und Wälle selbst gelangte, errichtet werden. Allein es fehlte an Holz, welches man aus einem viele Meilen weit entlegenen Walde holen mußte. Außerdem war der Wassermangel in der ganzen Gegend in der brennendsten Hitze des Sommers ganz erschrecklich, denn die Türken hatten die meisten Quellen und Brunnen verschüttet, und wo noch Wasser war, da lauerten in Gebüschen und Höhlen die Feinde und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkauft werden. Aber auch die Christen selbst wütheten gegen einander, wenn sie irgendwo Wasser fanden, weil jeder zuerst trinken wollte, so daß gewöhnlich das Wasser, ehe es genossen wurde, sich mit Blute färbte. Bald wurde auch Brod und andere Nahrung zu wenig, und viele Kreuzfahrer verließen das Lager und eilten in die benachbarte Seestadt Joppe, wo sie sich einschifften und in ihr Vaterland zurückfuhren. Zum Glücke kamen, als eben die Verzweiflung auf's Höchste gestiegen war, genuesische Schiffe im Hafen von Joppe an, welche Lebensmittel in Menge mitbrachten und in's Lager der Belagerer auf Kameelen zuführten. Indessen waren auch die hölzernen Thürme nebst vielen Steinwurfmaschinen und Mauerbrechern fertig, und Herzog Gottfried gab nun den Befehl zum Sturme. Mit außerordentlicher Tapferkeit und Kühnheit vertheidigten sich die Türken, warfen Feuer und Steine auf die Maschinen, und der erste Tag verging, ohne daß mehr geschehen, als die äußerste Mauer eingestürzt wurde. Am folgenden Tage erneuerter Angriff; Herzog Gottfried überall voran, kämpfend, ermunternd, helfend, bis am Abend schon Allen der Muth gesunken war. Da erschien auf dem Oelberge ein Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und so das Zeichen gab, den Kampf fortzusetzen. Herzog Gottfried wieder voran, ersteigt einen Thurm, der schon dicht an der Mauer stand, auf welcher mit Stroh und Baumwolle gefüllte Säcke lagen. Diese wurde vermittelst brennender Pfeile in Brand gesteckt, der Rauch ward durch einen Wind auf die Mauer getrieben und die Türken müssen ihren Stand verlassen, es fällt aus dem Thurme die Fallbrücke auf die Mauer, Herzog Gottfried ist einer der Ersten auf dem feindlichen Wall, ihm folgt sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie, und Mehrere kommen noch auf Leitern, ein Thor wird geöffnet, das Heer dringt ein in die Stadt, und in den Gassen beginnt nun ein furchtbares Gemetzel, denn Alles wurde ohne Barmherzigkeit gewürgt, so daß die h. Stadt einer Mördergrube glich, wo Gräuel und Verwüstung hauste. Waren auch die Anführer, besonders Graf Tankred, menschlicher, so hatten sie bei dem ruchlosen Volke, dem man während

des dreijährigen Feldzugs alle Kriegszucht erlassen hatte, zu wenig Ansehen und Macht, dem Gemetzel ein Ende zu machen. Würdiger benahm sich der fromme Herzog Gottfried von Bouillon, sobald er die h. Stadt in den Händen der Christen sah; er legte ab Waffen und Rüstung, und barhaupt und barfuß ging er von drei Rittern begleitet durch das Thor, welches gegen den Oelberg liegt, nach der Kirche des h. Grabes. Sein Beispiel wirkte mehr als alle Machtbefehle, ein Haufen um den andern legte die Waffen ab, wusch sich die bluttriefenden Hände und zog in einer feierlichen Prozession zum h. Grabe hin, und bald hörte man nicht mehr das Gewinsel der Sterbenden und das Geschrei der Würger, sondern Psalmen und Lobgesänge. An der Thür der Kirche des h. Grabes standen die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, welche sie mit Thränen der Rührung begrüßten und mit Thränen der Rührung dankten, daß sie das Heiligthum aus den Händen der Ungläubigen zu retten gekommen seien. Wem fällt nicht dabei ein, daß die christlichen Bewohner von Jerusalem, die während der Belagerung sich in der Gewalt jener Ungläubigen befanden, noch am Leben, Kirche und Grabmal Christi noch unversehrt waren? und es drängt sich der Gedanke unwillkürlich uns auf, daß die Muselmänner nicht halb so unmenschlich gewesen sein mußten, als die Christen, die mit solcher Wuth unschuldige Weiber und Kinder mordeten. Große Ehren wurden auch dem Eremiten Peter erwiesen, der bald darauf in seine Heimath zurückkehrte und dort ein Kloster stiftete, wo er sein unruhiges Leben in Ruhe schloß. Nachdem nun also Gott für die Befreiung Jerusalems gedankt worden war, kehrten die Kreuzfahrer in die Stadt zurück und nahmen von den Häusern, die mit Schätzen, Mundvorrath aller Art und köstlichen Weinen gefüllt waren, Besitz, ließen durch die gefangenen Saracenen die Leichname begraben, stellten Wachen aus und schritten sodann zur Wahl eines Königs von Jerusalem, weil sie auf immer da zu bleiben und einen christlichen Staat in Palästina zu gründen im Sinne hatten. Die Wahl fiel einstimmig auf den edlen und frommen Herzog Gottfried von Bouillon, welcher sich aber weigerte, an der Stelle König zu sein, wo der Heiland in Knechtsgestalt gelitten; er wollte nur Vertheidiger des Grabes Christi heißen. Die Verfassung dieses neuen Reiches war nun ganz dem Lehnwesen gemäß eingerichtet. Die vornehmsten Herzoge und Grafen, Balduin, der Graf von Edessa, Bohemund, Fürst von Antiochien, welche kleine Ländereien als erbliche Besitzthümer erhielten, wurden Vasallen des Königs von Jerusalem, unter denen wieder die Ritter mit kleinern Landgütern standen; die Häuser von Jerusalem selbst erhielten die gemeinen Kreuzsoldaten; die eingebornen Christen, deren es viele in ganz Palästina gab, fielen den Güterbesitzern als zinspflichtige Unterthanen zu. Auch die Kirche wurde geordnet; neben dem griechisch-katholischen Patriarchen wurde auch ein römisch-katholischer mit mehrern Bischöfen ernannt, und es zeigten diese neuen Patriarchen große Lust, das Königreich Jerusalem als ein Eigenthum der Kirche an sich zu reißen; allein die weltlichen Herren ließen die Hierarchie nicht aufkommen. Bald bemächtigten sich auch die italienischen Republiken Genua, Pisa und Venedig der palästinischen Seestädte Sidon, Acre oder

Ptolemais, Cäsarea, Joppe u. a. m., und erhielten sie auch als abhängige Reichslehen von den Königen von Jerusalem. Gottfried von Bouillon erkämpfte noch einen Sieg über die ägyptischen Saracenen, welche herbeigekommen waren, Jerusalem wieder den Christen zu entreißen, starb aber schon im J. 1101, und ihm folgte sein Bruder Balduin, Graf von Edessa.

Der Ruf dieser Kriegsthaten, der gewonnenen Schätze und Länder, als er nach Europa kam, erregte außerordentliche Freude bei der Christenheit, und bei den Fürsten und Rittern auch Lust und Begierde, an diesen Herrlichkeiten Theil zu nehmen. Schon im J. 1100 kam ein großes Kreuzheer unter der Anführung des Herzogs Welf von Baiern über Constantinopel nach Asien, bei welchem sich auch die verwittwete Markgräfin Ida von Oestreich mit einem großen Gefolge vornehmer Frauen und Zofen, kriegerisch gerüstet, befand. Hatte Gottfrieds Kreuzzug ein stattliches Aussehen, so glich dieser einer lustigen Hochzeitfahrt; denn zwischen Trompeten und Waffengeklirr ließen sich Flöten und Schalmeien und die Lieder fröhlicher Harfenspieler, die nebst Possenreißern und Gauklern zur Kurzweil mitzogen, vernehmen. Man hoffte so sicher und gewiß, und zwar ohne viel Mühe, große Länder und prächtige Städte im Morgenlande einzunehmen, daß man nicht nur Kriegswerkzeuge, sondern auch alle Hausgeräthschaften mitnahm, außerdem Jagd- und Fischergeräthe, Hunde und Falken, um Alles sogleich in dem schönen Lande, das man erobern würde, zur Hand zu haben. Am Osterfest hielten diese Kreuzfahrer ihren Einzug in Constantinopel, wurden von Kaiser Alexius wohl aufgenommen und erhielten auch Wegweiser nach Asien mit, wohin sie unverzüglich hinüberschifften. Sie blieben aber nicht, wie ihnen von den Griechen gerathen wurde, auf der großen und bequemen Heerstraße, sondern zogen über das Gebirge, geradezu in's Innere von Asien, weil sie den Plan hatten, über Edessa nach Bagdad vorzudringen und dort dem Chalifate ein Ende zu machen. Als sie aber mitten in den Gebirgen in einzelnen Haufen sorglos fortzogen, wurden sie plötzlich von einem türkischen Heere angegriffen und, ehe sie sich sammeln und in Schlachtordnung stellen konnten, größtentheils niedergemetzelt oder in die Flucht gejagt. Auf der Flucht gingen noch die Meisten zu Grunde; nur Wenige kamen bis Edessa, wo sie sich mit dem Grafen Balduin vereinigten; die Frauen aber blieben fast alle in den Händen der Türken; auch die Markgräfin Ida mußte als Gefangene mit einem Statthalter des Chalifen ziehen, der sie ihrer Anmuth wegen zur Gemahlin erhob, so daß sie die Mutter wurde des nachher so berühmten Emad Eddin Zengi, Sultans von Aleppo und Mossul.

§ 4. Die Gibellinen und die Guelfen.

Während also im Morgenlande das Grab Christi erobert wurde, erhob sich in Deutschland und Italien unter den Christen selbst ein nicht minder leidenschaftlicher Kampf, der, von zwei deutschen Fürsten-

familien, den Weiblingen oder Hohenstaufen in Schwaben und den Welfen in Baiern, begonnen, auch nach Italien überging, so daß diesseits und jenseits der Alpen sowohl Fürsten als Völker in zwei feindliche Parteien zerfielen. Es war aber dieser Streit eigentlich eine Fortsetzung des Kampfes zwischen Hierarchie und Lehnwesen oder Kaiserthum, denn die römischen Päpste standen an der Seite der Welfen, um die Kaiser aus dem Hause der Weiblingen zu unterdrücken.

Es trat nämlich Kaiser Heinrich V., obwohl er durch die Päpste auf den Thron erhoben worden, nicht minder kühn und kräftig, als sein Vater für die kaiserlichen Rechte auf und zwang sogar, nachdem er Rom eroberte, Paschalis II., die Hildebrandischen Ansprüche auf die Investitur abzuschwören, mußte aber dennoch, gleichfalls in den Kirchenbann gelegt, nach einem fünfundzwanzigjährigen Kampfe endlich nachgeben und mit dem Papste Calixtus II. ein Concordat (Vergleich) schließen, kraft dessen der Kaiser künftig die freigewählten Bischöfe nicht mit dem Bisthume selbst, sondern nur mit den Landgütern und Rechten, die von kaiserlicher Gnade abhingen, belehnen sollte; auch sollte diese Belehnung oder Investitur nicht wie bisher mit Ring und Stab, sondern nur mit dem Scepter geschehen. Im J. 1125 starb mit Heinrich V. das Haus der fränkischen Kaiser aus, und die deutschen Fürsten kamen wieder am Rheine zusammen, um einen König zu wählen. Da waren denn die vier Hauptvölker: Sachsen, Franken, Schwaben und Baiern mit ihren Herzogen, Grafen und Rittern gelagert, so daß ihre Anzahl sich auf 60,000 Mann belief. Es wurde nun beschlossen, daß aus jedem Volke zehn Häupter ausgelesen werden sollten, den König zu wählen. Als die würdigsten wurden nun genannt die Herzoge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachsen und der Markgraf Leopold von Oestreich. Indeß war der päpstliche Legat im Einverständniß mit den deutschen Bischöfen sehr geschäftig, die Wahl des Herzogs von Schwaben auf alle Weise zu hintertreiben. Es war nämlich dieser Herzog, nebst seinem Bruder Herzog Konrad von Franken aus dem Hause Hohenstaufen, ein treuer Anhänger des Kaisers Heinrich V. der auch deßwegen Beide zu den reichsten und mächtigsten Fürsten Deutschlands erhob und ihnen auch sterbend alle Erbgüter des fränkischen Kaiserhauses vermachte. Diese geschwornen Feinde der Hierarchie wollte man nun nicht auf den Kaiserthron gelangen lassen, und so geschah es, daß Lothar II., Herzog von Sachsen, zum König der Deutschen gewählt wurde, welcher, von dem Papste Innocens II. in Rom gekrönt, schwach genug war, die Rechte des Kaisers über den Papst und über Rom aufzugeben. Um dem gemeinen Volke die kaiserliche Würde herabzusetzen, wurde um diese Zeit im päpstlichen Palaste zu Rom ein Gemälde aufgehangen, auf welchem Lothar vor dem Papste kniend gleich einem Lehnsmanne die Krone empfängt. Auch in Deutschland konnte Lothar sein Ansehen nicht behaupten, als er den Hohenstaufen die fränkischen Erbgüter wegnehmen wollte. Um ein Gegengewicht wider dieses mächtige Haus zu gewinnen, vermählte er seine einzige Tochter und Erbin Gertrude dem Welfischen Herzog Heinrich von Baiern dem Stolzen und verlieh ihm auch noch das Herzog-

thum Sachsen. Dieß war die erste Veranlassung zu dem Streite der Guelfen und Gibellinen (so hießen die Welfen und Weiblingen nach italienischer Aussprache), denn von nun an befehdeten sich die Fürsten des Hauses Welf und Hohenstaufen unaufhörlich. Als Lothar II. nach einer dreizehnjährigen Regierung starb, gelangte Herzog Konrad von Franken aus dem Hause Hohenstaufen auf den Thron, weil eben die meisten Bischöfe, von denen Alles abhing, hohenstaufisch gesinnt waren. Allein die Wahl geschah so eilfertig und nicht in ganzer Versammlung des Volkes, denn weder Sachsen noch Baiern waren zugegen, so daß sich besonders Herzog Heinrich der Stolze, der sich Hoffnung gemacht hatte, Kaiser zu werden, der Wahl trotzig widersetzte. Alsobald erklärte König Konrad, Heinrichs Macht sei für Deutschlands Ruhe zu groß, und nahm ihm Sachsen, welches er dem Markgrafen Albrecht dem Bären von Brandenburg verlieh. Heinrich der Stolze griff aber zu den Waffen, und der König nahm ihm auch Baiern, womit er den Markgrafen Leopold von Oestreich belehnte. Da erhob sich nun offener Krieg, welchen der plötzliche Tod Heinrichs des Stolzen nur auf kurze Zeit unterbrach. Heinrichs Wittwe, die Kaisertochter Gertrude, und ihre Schwiegermutter Richenza wußten das Land Sachsen, welches immer treu an dem Welfischen Hause hing, für den zehnjährigen Sohn Heinrich (der später der Löwe hieß) zu erhalten; Baiern hingegen machte Welf VI., Heinrichs des Stolzen Bruder, dem Markgrafen von Oestreich streitig, und als Konrad die welfisch gesinnte Stadt Weinsberg in Schwaben belagerte, eilte dieser zum Entsatze herbei. Es erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher zuerst das Losungswort: „Welf und Weiblingen!“ gehört wurde. Konrad gewann das Treffen, und Welf warf sich in die Stadt, wo er sich noch lange verheidigte, bis er endlich, aufs Aeußerste gebracht, sich ergeben mußte. Da kamen die Frauen der Stadt in das Lager des erzürnten Königs und baten um Gnade für die Besatzung, allein Konrad schwur hoch und theuer, keines Mannes zu schonen, nur den Weibern gestattete er freien Abzug, so daß sie mitnehmen durften, was sie selber tragen konnten. Da kehrten die Frauen zurück, luden ihre Männer auf die Schultern und zogen so aus dem Thore heraus in's Lager. Konrad lachte über die List der Frauen, lobte aber ihre Treue, welche von der Zeit sprichwörtlich geworden ist, und schenkte allen Männern das Leben. Bald darauf starb Markgraf Leopold von Oestreich, und sein Bruder Heinrich Jasomirgott (er führte diesen Namen, weil er gewöhnlich Alles mit den Worten: „ja so mir Gott helfe!“ betheuerte) bekam das Herzogthum Baiern, auf welches auch Heinrich des Löwen Mutter Gertrude verzichtete, nachdem sie ihm selbst ihre Hand reichte und seine Gattin wurde. Den verderblichen Krieg beendete dann Konrad dadurch, daß er dem jungen Heinrich dem Löwen das Herzogthum Sachsen wiedergab, wofür sich Markgraf Albrecht der Bär durch die Unterwerfung der Slaven in Brandenburg bis nach Preußen hin entschädigen sollte. Konrad wollte darauf einen Römerzug unternehmen, weil in Italien und besonders in Rom große Unruhen ausgebrochen waren. Es lehrte nämlich damals Arnold von Breſcia, ein

gelehrter Geistlicher von edler Gesinnung und hellem Verstande: die Priester sollten weder Reichthum noch Herrschaft besitzen, denn das hindere die Reinheit ihres Wandels und verlocke sie zu Laster und zu Sünden; zugleich verglich er auch die Stadtgemeinden mit den Republiken des Alterthums und weckte so den Freiheitssinn der Italiener gegen die Gewalt der Bischöfe, die sich der Städte bemächtigt hatten. Auch nach Rom drang seine Lehre, und das Volk hielt dort eine große Versammlung auf dem Capitol, erwählte Senat und Consuln und kündigte dem Papste den Gehorsam auf. Vergebens wurde Arnold von Brescia auf einer Kirchenversammlung als Ketzer in den Bann gelegt, so daß er über die Alpen entweichen mußte; die Römer widerstanden kühn zwei Päpsten, und der dritte, Lucius II., der sich mit bewaffneter Hand in Besitz seiner Rechte setzen wollte, wurde, als er das Capitol stürmte, mit einem Steinwurfe erschlagen. Eben so entzogen sich die meisten lombardischen Städte der Gewalt ihrer Bischöfe und errichteten in ihren Gemeinden freie Verfassungen unter einem Senat und Consuln, und das Bürgerthum kam bald so in Ehren, daß Viele vom Ritterstande sich um das Bürgerrecht bewarben. Alle diese Ereignisse verursachten große Bewegungen in Italien, und man lud König Konrad III. dringend ein, dahin zu kommen, was er zu thun Willens war, als er durch den heil. Bernhard Abt von Clairvaux überredet wurde, das Kreuz zu nehmen und nach Palästina zu ziehen. Es wird dieser der zweite Kreuzzug in der Geschichte genannt, an welchem viele deutsche Ritter und auch Ludwig VII., König von Frankreich, mit vielen Franzosen Theil nahm. Allein auch diese Kreuzfahrer erfuhren mehr Beschwerden und Hindernisse, als sie erwartet hatten, belagerten Damascus lange Zeit vergebens und kehrten dann unverrichteter Sache und mißvergnügt nach Hause. Zwei Jahre darauf starb Konrad III. mit dem Ruhme eines edlen und tapfern Fürsten; die Kaiserkrone hat er nicht getragen, weil er nicht nach Rom gekommen war. Sterbend empfahl er seinen Neffen Friedrich Rothbart, der ihn auf dem Kreuzzuge begleitet hatte, zum Könige, und dieser war seines tapfern und edlen Sinnes wegen schon allgemein bekannt und so geliebt, daß alle Fürsten des Reichs in seine Wahl einwilligten, in der Hoffnung, er werde, da seine Mutter eine Welfin war, den Streit der beiden feindlichen Häuser ganz und auf immer schlichten.

§ 5. Friedrich Barbarossa, d. i. der Rothbart.

Friedrich I. ist einer der größten Fürsten des Mittelalters, der mit Tapferkeit und Klugheit Einheit des deutschen Reiches zu erhalten strebte und auch dieselbe Einheit, mit welcher allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit verbunden war, in Italien herzustellen wußte, so sehr ihm die römische Hierarchie und die Welfen entgegen wirkten. Gleich zu Anfang seiner Regierung unternahm er seinen Römerzug, um in Italien Ruhe und Eintracht und das alte kaiserliche Ansehen wiederherzustellen. Wie schon erzählt worden, hatten sich nämlich die lombardischen Städte

zu freien Republiken umgestaltet, und war auch das Bestreben, ihre Freiheit zu behaupten, nicht zu tadeln, so konnte doch die Grausamkeit und Härte, mit welcher sie diese kleineren Städte unterdrückten, nicht geduldet werden. Das entschuldigt also Friedrichs Strenge, mit der er sein altes Recht zu behaupten kam, denn er wollte ja Ordnung und Sicherheit im Lande herstellen. Sogleich bei seiner Ankunft wurden die Parteien sichtbar, Pavia, Pisa und Padua waren auf des Kaisers Seite, dagegen Mailand, Lucca, Verona und Tortona ihm die Thore schlossen. Nach der Eroberung von Tortona zog Friedrich in die befreundete Stadt Pavia, wo er mit Jubel empfangen und mit der eisernen Krone zum König von Italien gekrönt wurde. Sodann zog er nach Rom, wo mittlerweile Papst Hadrian IV. Herr über das widerspenstige Volk geworden. Damals wurde der unglückliche und edle Arnold von Brescia auf Antrieb des Papstes von dem kaiserlichen Statthalter daselbst ergriffen und öffentlich verbrannt. Kaiser Friedrich hatte wohl nicht die beste Schilderung von diesem großen Manne erhalten, der nächst ihm der beste und größte Mann seines Zeitalters war, sonst würde sein gutes Herz nicht in diesen Mord des Gerechten gewilligt haben. Friedrich lagerte sich vor der Stadt, und Hadrian besuchte ihn daselbst, fing aber sogleich Streit an, und zeigte eines geringfügigen Umstands wegen seine kleinliche Herrschsucht. Wenn die Kaiser zur Krönung nach Rom kamen, pflegten sie nämlich dem entgegenreitenden Papste beim Absteigen die Bügel zu halten; weil nun Friedrich dieses nicht that, so verweigerte ihm Hadrian den üblichen Friedenskuß mit den Worten: „Weil Du mir die schuldige Ehre nicht bezeugt hast, die Deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsern Vorfahren, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so gebe ich Dir nicht den Friedenskuß, bis Du mir Genugthuung leistest.“ Friedrich bequemte sich endlich zu dieser Ceremonie, denn die Ehrfurcht gegen den Priester aller Priester war damals so groß, daß man sie für keine Erniedrigung ansah. Indessen wurden König und Papst bald Freunde, und sie verabredeten gemeinschaftlich die Unterdrückung des aufrührerischen Volkes. Bald kamen auch die Abgesandten der Römer, welche ihm zwar die Krönung versprachen, jedoch Anerkennung ihrer alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen und ein Geschenk von 5000 Pfund Silber forderten. Friedrich aber unterbrach sie zornig und sprach: „Mit Erstaunen vernehmen wir Eure abgeschmackten Reden, in welchen Ihr von der ehemaligen Würde und Herrlichkeit Roms redet, als ob Ihr nicht wüßtet, daß nicht bloß römische Herrschaft, sondern auch römische Tugenden übergegangen seien an die Deutschen. Darum regieren Euch deutsche Könige, darum rathschlagen für Euch die Fürsten, darum kämpfen für Euch deutsche Ritter. Ich komme nicht, von Euch zu empfangen, sondern um Euch zu retten, weil Ihr zu Grunde geht in wilder Zwietracht.“ So sandte er die erschrockenen Abgeordneten zurück, ließ in der Nacht mit Einverständniß des Papstes 1000 Kriegsmänner in aller Stille in die Stadt einziehen und kam Tags darauf selbst nach Rom, wo er von Hadrian IV. zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Allein die Römer ruhten nicht, noch

immer war die Menge derjenigen groß, welche völlige Freiheit und Unabhängigkeit vom Kaiser und Papst zu erstreben suchten. Diese rotteten sich zusammen und überfielen eines Tages das deutsche Lager, wurden aber nach einem blutigen Gefecht durch Herzog Heinrich den Löwen zurückgeschlagen. Gern hätte Friedrich schon dießmal die überall sichtbare Widerspenstigkeit gezüchtigt, allein die deutschen Fürsten pflegten sich auf einem Römerzuge gewöhnlich nur auf Jahresfrist zu verpflichten und mit anbrechendem Winter wieder zurückzukehren. Auf seinem Rückzuge sperrten ihm die Veroneser den Weg nach Tyrol, allein der kühne Pfalzgraf von Baiern Otto von Wittelsbach erzwang mit tapferem Arme den Durchgang.

In Deutschland stellte nun Friedrich den Landfrieden her, zerstörte die Raubschlösser, bestrafte diejenigen Ritter, welche durch Wegelagerung Wanderer und Kaufleute beunruhigten und die Straßen unsicher machten, und einen Pfalzgrafen und Erzbischof, die das Land mit verwüstender Fehde beunruhigten, verurtheilte er nebst zehn andern Grafen zum Hundetragen. Doch wurde dem Erzbischof die Strafe mit Berücksichtigung seiner geistlichen Würde erlassen. Heinrich dem Löwen, der noch immer seine alten Ansprüche auf Baiern erneuerte, gab er dieses Herzogthum zurück, den Markgrafen von Oestreich aber entschädigte er dadurch, daß er Oestreich zum erblichen Herzogthum erhob. Nie hatte noch ein deutscher Kaiser seit Karl dem Großen solches Ansehen und solche Macht, ja sein Ruhm verbreitete sich im ganzen Abendlande, und selbst Könige von Dänemark und England schickten zu ihm Gesandte und nannten ihn ihren Lehnsherrn. Ebenso unterwarfen sich die Könige von Böhmen und Polen, ja Frankreich, Spanien und Griechenland ehrten ihn durch Gesandtschaften. Nur Italien wollte seinen Befehlen nicht Folge leisten, und bald stand auch Hadrian an der Spitze der Mißvergnügten daselbst, weil er wohl merkte, daß ein solcher Kaiser der Hierarchie gefährlich werden müsse. Als Friedrich einen Reichstag zu Besançon hielt, kam ein päpstlicher Legat, der Cardinal Roland Bandinelli, mit einem Schreiben, in welchem er sich über die Beraubung eines schwedischen Bischofs beklagte, und worin er auf folgende Weise den Kaiser anredet: „Glorwürdigster Sohn, Du sollst doch so billig sein, zu erwägen, wie gütig Deine Mutter, die heil. römische Kirche, Dich aufgenommen, und was für Hoheit und Ehre sie Dir übergeben, da sie Dir die kaiserliche Krone aufgesetzt. Es reut uns dieß nicht, sondern wir würden uns darüber freuen, wenn Deine Vortrefflichkeit noch größere Beneficien von uns erhalten hätte.“ Als das lateinische Schreiben verdeutscht wurde, bemerkten die deutschen Fürsten, daß es scheine, als ob Hadrian die Reichskrone für ein Lehen halte; denn das Wort beneficium heißt eine Wohlthat, aber auch ein Lehen. Da erdreistete sich der Legat, zu fragen: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?“ worauf der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwert aus der Scheide riß und dem stolzen Priester würde den Kopf gespaltet haben, wenn es der Kaiser nicht verhindert hätte. Friedrich unternahm also wieder einen Römerzug, und zwang endlich Mailand nach einer Belagerung von vier Wochen durch

Hunger zur Unterwerfung, und die Conſuln, die Geiſtlichkeit und der Adel mußten ohne Oberkleider, barhaupt und barfuß mit Schwertern auf den Nacken, die Bürger aber mit Stricken um den Hals, um Gnade bitten. Hierauf ließ er durch vier Rechtsgelehrte die kaiſerlichen Rechte in Italien unterſuchen und feſtſtellen und auf den roncaliſchen Feldern in einer allgemeinen Verſammlung aller italieniſchen Städte bekannt machen und beſtätigen. Nach dieſem Grundgeſetze wurde feſtgeſetzt, daß der Kaiſer das Recht habe, Herzogthümer, Markgrafſchaften und Grafſchaften zu vergeben, die Vaſallen zur Heeresfolge aufzurufen und auf ſeinem Römerzuge beſtimmte Lieferungen von Naturerzeugniſſen, wie auch Spann- und Fuhrdienſte zu fordern; ferner die Vorſteher der Stadtgemeinden (Podeſta) mit Beſtimmung des Volkes zu beſtellen. Außerdem ſollten Wege, Hafen, Fluß- und Brückengelder ihm gehören, desgleichen Mühlen, Fiſcherei, Salzquellen und Bergwerke, und das Recht, Münze zu ſchlagen. Alles dieſes mußten nicht nur die Obrigkeiten, ſondern auch jeder einzelne Bürger beſchwören.

Dieſe Einrichtungen, welche mit der Zeit Italien ganz dem deutſchen Reiche unterworfen hätten, konnten dem Papſt Hadrian nicht gefallen, und es entſtand bald ein heftiger Briefwechſel, in welchem Kaiſer Friedrich unter andern ſchrieb: „es möge der Papſt dem Beiſpiele Jeſu nachleben, der für ſich und Petrus den Zins an den Kaiſer bezahlen ließ; die Kirche habe alle Güter und Rechte von der Freigebigkeit der Kaiſer erhalten, darum ſetze er auch ſeinen Namen voraus, wie es die alten Kaiſer gethan; der Papſt ſei von der chriſtlichen Demuth abgewichen, darum habe er, der Kaiſer, ſo nachdrücklich geſchrieben, nachdem er geſehen, daß der Hochmuth, dieß verabſcheuungswürdige Thier, bis zum Stuhle Petri hinangekrochen ſei.“ Hadrian dagegen nannte den Kaiſer einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zerſtören wolle, einen Rebellen gegen Gott und einen Heiden; zugleich verband er ſich mit dem König Wilhelm von Sicilien, den Normannen, ſeinen Vaſallen und mit den Mailändern, welche zuerſt losbrachen und die kaiſerlichgeſinnten Städte mit Krieg überzogen. Da kam Friedrich wieder nach Italien, ſprach über die Mailänder die Reichsacht aus, und als ſich dieſe endlich nach einem Kriege von vier Jahren (der Fortgang kaiſerlicher Waffen war darum ſo langſam, weil Friedrich beinahe jedes Jahr, wenn die Kriegszeit um war, heimkehren mußte) abermals unterwarfen, wurde auf einem Reichstage zu Pavia die Zerſtörung ihrer Stadt beſchloſſen. Das Schreckliche geſchah, doch ſo, daß Kirchen, Paläſte und Klöſter ſtehen blieben. Hadrian hatte dieſe Niederlage ſeiner Bundesgenoſſen nicht erlebt, aber nach ſeinem Tode begann neuer Streit wegen der Wahl eines Papſtes. Drei Päpſte, Victor IV., Paſchalis III. und Calixtus III. wurden nach einander von den Kaiſerlichgeſinnten erwählt und von Friedrich beſtätigt; allein die Gegenpartei, die Welfen, hatten den herrſchſüchtigen Cardinal Bandinelli, eben den, welcher die deutſchen Fürſten auf dem Reichstage von Beſançon ſo gereizt hatte, unter dem Namen Alexander III. zum Papſte erhoben, welcher die meiſten lombardiſchen Städte zu einem groſſen Bunde vereinigte und Alles gegen die Deutſchen in Bewegung

setzte. Vergebens eroberte Friedrich Rom mit gewaffneter Hand und setzte seinen Papst Paschalis III. mit Gewalt ein; eine Seuche ergriff die deutschen Kriegsleute, und Tausende sanken in's Grab; mit den Ueberresten eilte der Kaiser über Savoyen zurück nach Deutschland, überall verfolgt von den Welschen, die nach seinem Leben strebten. Das verleidete den Deutschen alle Römerzüge, und da eben in dem deutschen Reiche Herzog Heinrich der Löwe große Unruhen erregte, kam Friedrich erst nach sechs Jahren wieder nach Italien. Ingrimm und Rachewuth beseelte jetzt das deutsche Heer, den Vortrab führte der kriegerische Erzbischof Christian von Mainz, ein wilder und ritterlicher Herr, der im blauen Wappenrocke und goldenen Helme überall zu sehen war, wo es Gefahr gab, und mit seinem gewaltigen Streitkolben jeden Feind zu Boden schmetterte, der ihm nahe kam. Indessen war Mailand wieder aufgebaut, und dem Kaiser zu Trotze, dem Papst aber zu Ehren eine Stadt mit Namen Alessandria errichtet, und die Macht der Guelfen war so groß, daß Friedrich nichts ausrichten konnte, zumal ihm Heinrich der Löwe, der mächtigste aller deutschen Fürsten, seinen Beistand trotzig verweigerte. Demohngeachtet griff er bei Legnano, am Comersee, die Feinde mit wüthender Tapferkeit an, wurde aber von der Uebermacht besiegt, und ohne Pferd und verwundet entrann er nur mit Mühe dem Tode. In seinem treuen Pavia angelangt, suchte er nun mit dem Papste Alexander III. Unterhandlungen anzuknüpfen, weil er wohl einsah, daß er wider diesen Mann mit Waffen nicht werde aufkommen. Zu Venedig wurde darauf zwischen Kaiser Friedrich und dem Papst Alexander III. Friede geschlossen, erst sechs Jahre später, im J. 1183, erfolgte der Costnitzer Friede, in welchem auch dem lombardischen Kriege ein Ende gemacht wurde. Daselbst ist das roncalische Reichsgesetz bestätigt worden, doch so, daß die Gemeinden das Recht erhielten, ihre Obrigkeit und den Podesta selbst zu wählen, und alle Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behielten.

So erlebte denn Friedrich I. durch diese weise Nachgiebigkeit nach so langem Kriege in Deutschland und Italien den langersehnten Frieden, und hielt im J. 1184 zu Mainz ein Reichs- und Friedensfest, zu welchem er alle Fürsten, Prälaten, Grafen und Edle einlud. Die Menge des Volkes, das da zusammenkam, war so groß, daß die Stadt sie nicht fassen konnte und sich außerhalb der Mauern lagern mußte. Nun folgten Turniere und Spiele aller Art; kostbar wurde Alles, was da war, bewirthet; eine nie gesehene Pracht und allgemeine Lust und Freude herrschte mehrere Tage hindurch, und mitten in dem Jubel sah alles Volk auf den geliebten und verehrten Kaiser, der nun schon ergraut noch immer in Jugendkraft und edler Mannheit vor allen Fürsten hervorragte.

Noch in demselben Jahre besuchte Friedrich zum sechsten Mal Italien, wo er nun schon selbst in Mailand freundlicher und ehrenvoller aufgenommen wurde, denn auch die Welschen erkannten endlich, was für ein Mann er sei. Allein mit dem römischen Stuhle kam keine aufrichtige Freundschaft zu Stande. Alexander III. war inzwischen gestorben, und nach Lucius III. kurzer Regierung folgte Urban III.,

mit welchem der gute Kaiser beinahe wieder zerfallen wäre. Friedrich hatte nämlich seinem ältesten Sohn Heinrich VI., der schon von den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger bestimmt worden war, die Constantia, König Wilhelms II. von Sicilien Vatersschwester, zur Frau gegeben. Sie war aber die Erbin des Königreichs von Neapel und Sicilien, denn Wilhelm II. hatte keine Kinder, und der 21 jährige junge König wurde mit der 30 jährigen Braut zu Mailand mit aller Pracht und Festlichkeit vermählt. Daß nun das Königreich Neapel und Sicilien, ein dem Papstthum bisher so treu ergebenes Lehn, dem Hause Hohenstaufen zufallen solle, war dem Papste Urban III. unverträglich, und er suchte Streit mit dem Kaiser, ja er war schon im Begriff, den Bann über ihn auszusprechen, als die Nachricht, daß Jerusalem von den Saracenen erobert worden sei, sowohl ihn, als alle Christenheit erschütterte, und der dritte Kreuzzug einen italienischen Krieg im Entstehen noch unterdrückte.

§ 6. Der dritte Kreuzzug. Saladin und die Ritterorden.

In Palästina waren sowohl der König von Jerusalem, als auch die übrigen neuen christlichen Fürsten hart bedrängt von den Türken, und da nach dem zweiten Kreuzzuge keine Hilfstruppen weiter aus Europa nachkamen, erhielt sich die Macht der Christen beinahe nur mehr durch die Ordensritter. Es waren nämlich in Palästina zwei geistliche Ritterorden entstanden, welche mit den Ritterpflichten auch die Mönchsgelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams verbanden und die Verpflichtung hatten, die Pilger sowohl zu pflegen, als zu schützen. Der Orden der Johanniter oder Hospitaliter wurde schon lange vor den Kreuzzügen von italienischen Kaufleuten in Jerusalem gestiftet, um kranke Pilger zu pflegen und zu geleiten; nach dem ersten Kreuzzuge bildete sich daraus ein Ritterorden, der sich in Ritter, Priester und dienende Brüder theilte. Sie nahmen einen schwarzen mit weißem Kreuze bezeichneten Mantel als Ordenskleid, und ihr Vorsteher erhielt vom Papste, der den Orden bestätigte, den Titel eines Großmeisters. Der Orden der Tempelherren entstand nach dem ersten Kreuzzuge, und fügte zu den drei Mönchsgelübden auch noch Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen hinzu. König Balduin II. von Jerusalem gab ihnen einen Theil seines Palastes zur Wohnung, nicht weit von der Stelle, wo ehemals der Tempel Salomo's stand, daher sie Tempelherren genannt wurden. Sie trugen über ihre geistliche Kleidung einen weißen mit rothem Kreuze bezeichneten Mantel. Auch dieser Orden wurde vom Papste bestätigt und bekam seinen Großmeister. Beide wurden von den Königen von Jerusalem und auch von europäischen Fürsten mit Geld und Landgütern reich beschenkt, denn man glaubte Antheil an dem Segen, der allen Kreuzfahrern versprochen war, zu bekommen, wenn man diesen Streitern am Grabe Christi Geschenke mache. Sie waren wegen ihrer beispiellosen

Tapferkeit das Schrecken der Muſelmänner und das Vorbild, nach welchem ſich um dieſe Zeit das Ritterthum in Europa ausbildete.

Weit entſetzlicher war die Schwärmerei, mit welcher ſich unter den Ungläubigen die Genoſſenſchaft der Aſſaſſinen zur Vertilgung der Chriſten verbunden hatte. Der Stifter derſelben, Aſſa Sabah, weil er auch den Koran für eine allegoriſche Dichtung erklärte, wurde auch ſelbſt von den Saracenen verfolgt; allein er flüchtete in die Gebirge von Perſien, wo dieſe Sekte unter acht Herrſchern fortdauerte und Alles bis Syrien hin, ſowohl Saracenen als Chriſten, in Schrecken ſetzte. Wenn nämlich der Alte vom Berge, (ſo hieß das jedesmalige Haupt) irgend einen Fürſten aus der Welt ſchaffen, eine Stadt zerſtören, eine Landſchaft verwüſten wollte, ſo berief er nur einige junge Männer aus dem Bunde, bezeichnete ihnen das Schlachtopfer, oder den Ort, welcher verheert werden ſollte, und jene ſtürzten blindlings dahin und verfehlten ſelten ihr Ziel.

Noch ein anderer Feind erhob ſich aber gegen die Chriſten in Aegypten, dieß war der Kurde Saladin, welcher ſich nach dem Tode des letzten Chalifen von Cairo dieſes Landes bemächtigte und bald auch Syrien bis an den Euphrat eroberte, während er den Chalifen als geiſtliches Oberhaupt anerkannte. Mit dieſem gefährlichen Gegner ſchloſſen die Chriſten von Jeruſalem im Gefühle ihrer Ohnmacht im J. 1184 einen Waffenſtillſtand, welchen aber ein franzöſiſcher Ritter, Reinwald von Chatillon, brach, indem er Saladins Mutter, welche durch die Länder der Chriſten reiſte, überfiel, ihre Schätze raubte und ihr Gefolge tödtete. Guido (Veit), der damalige König von Jeruſalem, verweigerte eine Genugthuung, und Saladin kam mit einem gewaltigen Heere und ſchlug die Chriſten bei Tiberias auf's Haupt, nahm den König und viele Edle gefangen und eroberte in kurzer Zeit die meiſten Seeſtädte von Paläſtina und endlich am 3. October 1187 auch Jeruſalem. Bewunderungswürdig iſt die Mäßigung und Milde, mit welcher dieſer große Held die beſiegten Chriſten behandelte; nur den Räuber Reinwald, der ſeine Mutter mißhandelt hatte, erſchlug er mit eigner Hand, den König von Jeruſalem und die übrigen Ritter hielt er wie Gäſte und Freunde. Von den Bewohnern Jeruſalems aber verlangte er nur ein mäßiges Löſegeld, ohne irgend Jemand an Gut und Leben zu beſchädigen. Zur Herbeiſchaffung des Löſegeldes gab er ihnen 40 Tage Friſt, und als Viele auch dann noch nicht zahlen konnten, ließ er ſie frei von dannen ziehen und alle ihre bewegliche Habe mit ſich führen. Als nun das viele Chriſtenvolk aus den Thoren Jeruſalems vor den Augen Saladins vorüberzog und Weiber und Kinder zu ihm aufblickten und nicht das Antlitz eines grauſamen Tyrannen, ſondern die Milde eines großmüthigen Siegers ſahen, da wurden ſie dreiſter, und mit lautem Wehklagen fielen ſie vor ihm nieder und baten auch noch um die Loslaſſung ihrer angehörigen Männer, Gatten, Väter und Brüder, die in den Schlachten in Gefangenſchaft gerathen waren. Der Sultan ſchenkte auch dieſen die Freiheit!

Indeſſen war Jeruſalem in den Händen der Muſelmänner, und der Papſt forderte alle Chriſtenheit und auch den Kaiſer Friedrich

Barbaroſſa auf, nach Paläſtina zu ziehen und das Grab Chriſti wieder zu erobern. Der Kaiſer, er war ſchon 70 Jahre alt, beſtellte das Reich auf's beſte, übergab die Verwaltung deſſelben ſeinem Sohne, dem Könige Heinrich VI., und trat im J. 1189, von vier Biſchöfen, ſeinem zweiten Sohne, Herzog Friedrich von Schwaben, und vielen Herzögen und Grafen begleitet, mit einem großen und wohlgerüſteten Heere den Zug an. Vom König Bela III. von Ungarn wurde er auf's ehrenvollſte empfangen; in Thracien aber erfuhr er, wie die meiſten Kreuzfahrer, die Treuloſigkeit der Griechen. Der Kaiſer Iſaac Angelus reizte die Bulgaren gegen den Kreuzzug auf, und der Patriarch von Conſtantinopel predigte öffentlich in der Sophienkirche, daß es verdienſtlich ſei, einen Lateiner zu tödten. Allein Friedrich Barbaroſſa erkämpfte ſich mit den Waffen den Durchzug, und der griechiſche Kaiſer mußte friedlich einlenken, ſonſt würden die Deutſchen die Hauptſtadt mit Sturm eingenommen haben. Auf griechiſchen Schiffen fuhren ſie nun nach Aſien und kamen nach unſeligen Beſchwerden bis nach Iconium, wo in einem mörderiſchen Treffen von mehreren Tagen nur durch die Geiſtesgegenwart und Tapferkeit des alten Kaiſers, der wie ein Löwe focht, der Sieg gewonnen ward. Darauf fiel auch die Stadt Iconium mit unermeßlicher Beute in ſeine Hände, und der Zug ging unaufhaltſam gegen das Taurusgebirge zu. Als man aber zur Stadt Seleucia an den Fluß Saleph kam, wollte Friedrich, weil die Brücke zu ſchmal war, durch das Waſſer reiten; doch die Wellen ergriffen den allzukühnen Greis, und als man ihn an's Ufer brachte, war er todt. Die Beſtürzung des ganzen Heeres war grenzenlos, und als die Nachricht nach Deutſchland kam, wollte man das Entſetzliche nicht glauben, und lange noch lebte die Sage im Munde des Volkes, daß Friedrich Rothbart, der große und geliebte Kaiſer, auf ſeinem Schloſſe, dem Kyffhäuſer, in einem verfallenen Gemache fortlebe und ſchlummere, jedoch erwachen werde, ſobald große Gefahr dem Reiche drohen ſollte. Er war allerdings nächſt Karl dem Großen der größte Kaiſer der Deutſchen, und von ihm kann man ſehen, daß große Fürſten nicht ſowohl durch das, was ſie thun, als vielmehr durch das, was ſie ſind, der Segen ihrer Unterthanen ſeien; weil ſich an ihrem Vorbilde Geiſt und Sinn eines Volkes wunderbar erhebt und veredelt.

Barbaroſſa.

Der alte Barbaroſſa,
der Kaiſer Friedrich,
im unterird'ſchen Schloſſe
hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
er lebt darin noch jetzt,
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit,
und wird einſt wiederkommen
mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
darauf der Kaiſer ſitzt,
der Tiſch iſt marmelſteinern,
worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe,
er iſt von Feuersgluth,
iſt durch den Tiſch gewachſen,
worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
ſein Aug' halb offen zwinkt,
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
und ſieh', ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
ſo muß ich auch noch ſchlafen
verzaubert hundert Jahr.

Rückert.

Die Kreuzfahrer gingen nach dem Tode des Kaiſers theils nach Hauſe, theils unter der Anführung des Herzogs Friedrich von Schwaben zum chriſtlichen Heere, welches damals eben vor der feſten Stadt Acre lag. Als darauf auch der Herzog Friedrich von Schwaben, von einer Seuche ergriffen, ſtarb, verließen wieder viele Kreuzfahrer Paläſtina. Auf dieſem Kreuzzuge wurde noch ein dritter geiſtlicher Ritterorden unter dem Titel der Brüder des St. Marien-Hoſpitals zu Jeruſalem geſtiftet. Da nämlich die Templer und Johanniter meiſt nur für Franzoſen und Italiener ſorgten, ſchlugen einige Kaufleute aus Lübeck und Bremen vom Segeltuche Zelte für Kranke deutſcher Nation auf, und einige barmherzige Kriegsmänner übernahmen daſelbſt die Krankenpflege. Als dieß der Sohn des Kaiſers ſah, beſchenkte er die Anſtalt reichlich, und 40 deutſche Ritter verbanden ſich auf ähnliche Weiſe, wie die Templer und Johanniter, und erhielten einen Hochmeiſter und Beſtätigung vom Papſt und Kaiſer. Daraus wurde nun der deutſche Ritterorden, welcher ſpäter dann nach Europa zurückkehrend die Slaven in Preußen zum Chriſtenthum bekehrte.

§ 7. Heinrich der Löwe.

Haben wir das Leben eines großen Gibellinen beschrieben, so wollen wir nun auch das Bild eines nicht minder großen Welfen betrachten. Denn es haben ja Beide — Friedrich Rothbart und Heinrich der Löwe, so uneins sie auch waren, deutsches Vaterland, deutsche Wohlfahrt und deutsche Ehre vertheidigt ihr ganzes Leben hindurch mit ihrem Blute; ist ja Beider Ruf erschollen bis an die Ufer des Euphrat und an die Küsten des baltischen Meeres, und hat Friedrich bis in das Herz Italiens deutsche Herrschaft und deutsche Gesetze verbreitet, so ist Heinrich dem Löwen das Volk der Slaven im nördlichen Deutschland und der Friesen und Dänen unterthan geworden.

Die Schicksale Heinrichs des Löwen sind schon seit seiner frühesten Jugend äußerst merkwürdig; denn als sein Vater Heinrich der Stolze eines plötzlichen Todes starb, war Heinrich erst 10 Jahre alt und erlebte schon damals ein Vorspiel seiner künftigen Tage; denn die Länder seines Vaters, Baiern und Sachsen, nahmen auf Kaiser Konrads Geheiß fremde Herren, der Markgraf von Oestreich und der Markgraf von Brandenburg. Herzog Welf, seines Vaters Bruder, kämpfte für ihn, und seine Großmutter, Kaiser Lothars Wittwe, Richenza, und seine Mutter, die treffliche Gertrud, boten Alles auf, dem Knaben sein Erbe zu verschaffen, und der Ruhm des Vaters und des Oheims Thaten und der Schlachtruf bei Weinsberg: „Hie Weiblingen!“ und „Hie Welfen!“ der damals durch ganz Deutschland widerhallte, erweckte schon in der Brust des Knaben den unbeugsamen Trotz gegen die Feinde seines Hauses. Endlich gelang es den klugen Frauen Richenza und Gertrud, durch Vermittelung der Reichsfürsten Sachsen wieder zu erhalten; Baiern aber blieb bei Oestreich, weil Gertrud dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott ihre Hand gegeben. Allein Markgraf Albrecht der Bär wollte Sachsen nicht zurückgeben, und Heinrichs, der am Hofe seines Stiefvaters lebte, schien man vergessen zu wollen. Als er aber heranwuchs zum stattlichen Jüngling und vergebens, weil er auch schon mittlerweile ein Weib genommen, für die Seinigen den väterlichen Heerd vom Kaiser forderte, fiel er mit seinem Schwiegervater, dem Herzog Berchthold von Zähringen, in Baiern ein und hielt in Regensburg als Siegesfest ein glänzendes Turnier. Da wollte Kaiser Konrad III., vereint mit Albrecht dem Bären, das alte Welfische Allodium Braunschweig überfallen; doch Heinrich kam verkleidet mitten durch die Feinde in der Nacht nach Braunschweig, klopfte an das Thor und wurde eingelassen, rief die treuen Bürger aus dem Schlafe zum Kampfe auf gegen Weiblingen, und der Kaiser mußte Frieden anbieten; ja er gab ihm Fug und Recht, von Braunschweig aus alles Land der Wenden bis an das Meer sich und seiner Herrschaft zu unterwerfen und daselbst mit kaiserlicher Machtvollkommenheit Bischöfe einzusetzen nach Belieben. So hat der Hohenstaufe Konrad der Hierarchie einen Damm gesetzt in Norden und ihnen einen Krieg bereitet durch das Schwert ihres Bundesgenossen,

eines Welfen, und zugleich eine Arbeit auferlegt dem ſtolzen Löwen, welcher ihm nicht Ruhe ließ, ſo lange er lebte, und ihn vernichtet hätte, wäre er nicht ſo groß geweſen. Denn der Hohenſtaufen Zorn war menſchlich und gerecht, aber der Grimm der ſtolzen und habſüchtigen Prieſter, die Heinrichs Herrſchaft nicht dulden wollten, war unverſöhnlich und ohne Grenzen.

Friedrich Rothbart, der edle Kaiſer, gab Heinrichen ſowohl Sachſen als Baiern zurück, und von nun an war dieſer des Kaiſers treueſter Waffenbruder, der mit ihm zog nach Welſchland und nach Rom und überall die Vorhut führte. Und als bei der Kaiſerkrönung die Römer das Lager ſtürmten, warf ſich ihnen Heinrich an der Tiberbrücke entgegen, bis der Kaiſer zu Hilfe eilte, und fing einen Streich, der das Haupt deſſelben ſpalten ſollte, mit eigenem Haupte auf. Damals ſchloß Friedrich den Treuen im Angeſichte des Heers in ſeine Arme, trocknete ihm das Blut, welches ſtrömend über ſein Antlitz floß, und nannte ihn den Retter ſeines Lebens; der Papſt Hadrian aber beſtätigte ihm zum Danke das Recht, Biſchöfe unter den Wenden einzuſetzen, wogegen der Erzbiſchof von Bremen Einſprache gethan hatte. Auch das ſtolze Mailand hilft Heinrich dem Kaiſer, ſeinem Freunde, bändigen, begibt ſich aber darauf in ſeine Länder, um daſelbſt Ordnung, Sicherheit und Wohlſtand zu fördern. Beſonders thätig war er in dem neueroberten Lande der Wenden, wo er Wälder in Fluren, Sümpfe in Wieſen, das wüſte und verheerte Land durch deutſche Anſiedler in einen blühenden Garten verwandelte. Seine Lieblingsſtadt Lübeck vergrößerte und verſchönerte er, und in dem Hafen daſelbſt wimmelte es von Schiffen aller Völker, mit denen die deutſchen Kaufleute ihre Waaren umtauſchten. Auch das von den Wenden verbrannte Hamburg richtete er wieder auf, noch einmal ſo ſchön, als es war; Schwerin, Mecklenburg und andere Städte erhoben ſich an der Oſtſee; die Inſel Rügen und alle Slaven bis an die Oder unterwirft er ſich. Doch ſind ſeine Kriege nicht verwüſtend und zerſtörend; gleich Alexander dem Großen baut er mehr, als im Gange des Krieges gefallen, und obwohl den Slaven und ihrem Verkehr im baltiſchen Meere durch ſolche Gewalt Eintrag geſchieht, ſuchte er doch gut zu machen, daß er den Handel erweiterte, woran auch dieſes große und thätige Volk Antheil nahm. Denn auch an der Donau war er thätig, und an den Ufern der Iſar errichtete er an der Stelle eines Maierhofes bairiſcher Mönche das ſchöne München, wohin er den Handel aus Italien und dem mittelländiſchen Meere leitete, ſo daß die Waaren des Morgenlandes über Venedig, Tyrol, München, Regensburg, Braunſchweig und Lübeck in die Oſtſee fließen. Gleich dem Kaiſer ſelbſt führt er einen prächtigen Hof zu Lübeck, zu Braunſchweig und zu München, denn die reichen Bergwerke des Harzes liefern ihm Gold und Silber; gleich dem Kaiſer ernennt er zur Bildung ſeiner Unterthanen Biſchöfe und Aebte und belehnt ſie mit Land und Leuten, ſetzt Grafen und Richter zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Sicherheit ein. Um aber ſeine Macht zu ſichern, verband er ſich mit König Waldemar von Dänemark, deſſen Sohne Knut er ſeine Tochter zur Ehe gab, und heirathete ſelbſt in zweiter Ehe Mathilden, die Tochter König Heinrichs II. von England.

Doch alle die Pracht und die Herrlichkeit seiner Länder erweckte den Neid der Nachbarn. Der Erzbischof von Bremen und die übrigen Bischöfe im Lande der Sachsen, Markgraf Albrecht der Bär, Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen fielen von allen Seiten, während der Kaiser im J. 1166 in Italien war, in seine Lande. Heinrich aber stellte zu Braunschweig auf dem Thore seiner Burg einen ehernen Löwen mit offenem Rachen zum schreckenden Sinnbild auf, sammelte seine Vasallen und fiel über seine Feinde her wie ein Löwe. «Da kam eben der Kaiser aus Italien, wo er so schimpflich über Savoyen flüchten mußte; mißvergnügt, auch in Deutschland Fehde zu finden, gebot er Frieden. Heinrich eilt zu ihm, seine gerechten Klagen über die Feinde anzubringen, allein er kann nicht mehr erhalten, als daß Jeder, was er erobert, zurückgebe; strafen will der Kaiser die Störer des Landfriedens nicht. Sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, nimmt Heinrich das Kreuz und zieht mit vielen Lehnsmännern nach Palästina. Hier besucht er, weil eben Waffenruhe war zwischen den Christen und Muselmännern, Jerusalem und die übrigen heiligen Oerter und beschenkt die Tempelherren und Johanniter fürstlich. Auf seiner Reise nach Antiochia wird er von dem Sultan Azar-Eddin, wahrscheinlich Zenkis Sohne, der von der östreichischen Markgräfin Ida abstammte, als Vetter herrlich empfangen und bewirthet und mit prachtvollen Geschenken entlassen. Im Morgenlande war es, wo Heinrich einst im dichten Walde sich verirrend einen Löwen aus der Gewalt einer mächtigen Schlange befreite, der ihn dann aus Dankbarkeit, wie dieß von Löwen nicht selten erlebt worden, nicht mehr verließ und selbst nach Europa bis nach Deutschland begleitete. So war denn der Löwe bei dem Löwen und der Name, schon längst ihm eigen, nun so mehr ihm beigelegt von allem Volke. Allein es regte sich auch immer mehr in dem löwenmüthigen Manne ein unbezwinglicher Löwenstolz, und als Kaiser Friedrich wieder nach Italien, das in vollem Aufruhr stand, ziehen wollte und auch ihn aufforderte, mitzuziehen, bot Heinrich ihm Geld statt Heeresfolge an. „Dein Schwert," erwiderte Friedrich bei einer persönlichen Zusammenkunft, „wiegt mir alles Gold Italiens und Deutschlands auf." Ja der bedrängte Kaiser fiel dem mächtigen Freunde im Beisein der Kaiserin zu Füßen und bat ihn flehentlich, ihn dießmal nicht zu verlassen. Allein Heinrich begehrte die Veste Goslar zur Sicherheit gegen seine Feinde, wenn er so lange abwesend wäre in fremden Landen. Friedrich wollte sie nicht geben, und so schieden die beiden Fürsten mit tiefem Groll im Herzen aus einander. Kaum aber war Heinrich nach Baiern zurückgekehrt, als seine Feinde in Sachsen eingefallen waren, und der Löwe hatte wieder blutige Jagd, denn wo er hin traf, war der Sieg sein. Als nun der Kaiser nach der Niederlage von Legnano mißvergnügt zurückkam und Heinrich wieder bei ihm klagte, da sprach jener: „Sie selbst klagen noch härter gegen dich; doch ich will beiden Recht schaffen." Heinrich wird vorgeladen auf eine Reichsversammlung; der stolze Mann aber, der von dem Kaiser, aber nicht durch die Fürsten, wollte gerichtet sein, erschien nicht und wurde dann seiner Herzogthümer beraubt und in die Reichsacht erklärt, so daß ihm nichts blei-

ben ſollte als ſein Stammland Braunſchweig. Als nun die Fürſten kamen, ihn aus ſeinen Herzogthümern, die er nicht laſſen wollte, zu vertreiben, da griff er wieder zu dem Schwerte, und es fiel ſchwer auf alle ſeine Feinde, bis Friedrich der Kaiſer ſelber kam, alle ſeine Vaſallen zum Abfall brachte und ihn bis an die Oſtſee hin verfolgte und mit dem König Waldemar von Dänemark, der ſeine Schwäher verrieth, vereint in Lübeck belagerte. Auf einem Nachen entflieht Heinrich der Löwe und ſchlägt ſich mitten durch die Feinde bis in ſein treues Braunſchweig. Doch wie konnte er in dieſer kleinen Stadt ſoviel Feinden, dem ganzen Reiche und dem Kaiſer trotzen! Darum bat er um Frieden und warf ſich zu Erfurt dem Kaiſer zu Füßen, der ihn gerührt aufhob und umarmte, doch, weil er als Kaiſer nicht glaubte dem Herzen folgen zu dürfen, bloß die Reichsacht aufhob, ohne ihm mehr zu laſſen als Braunſchweig; ja die Fürſten, die ſich in ſein Land getheilt hatten, fürchteten ihn ſo ſehr, daß ſie verlangten, er ſollte auf drei Jahre das Reich verlaſſen. So zog denn Heinrich mit Weib und Kind zu König Heinrich von England, ſeinem Schwiegervater. Während aber Friedrich Rothbart in Paläſtina ſtirbt, fallen die Feinde Heinrichs wieder in Braunſchweig ein und verheeren das blühende Land. Da ſendet Heinrich, der Greis, ſeinen tapfern Sohn Heinrich den Schlanken und kommt bald ſelbſt mit wenigen Getreuen nach; gegen ihn zieht Kaiſer Heinrich VI., Friedrichs Sohn, und in Braunſchweig iſt nun wieder der Löwe eingeſchloſſen von zahlloſen Feinden. Da kommt ein Briefſlein von Fräulein Agneſe, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad am Rheine, des Kaiſers Oheim, die Heinrich den Schlanken längſt geliebt, dieſes Inhalts: „Komm eilends, Heinrich, rette mich, es will der verhaßte Philipp von Frankreich um mich freien.“ Als Pilger verkleidet eilt der junge Heinrich zu der Geliebten und wird durch einen vertrauten Prieſter mit ihr verbunden. Der Vater kommt eben zurück aus des Kaiſers Lager, das junge Paar erhält ſeine Verzeihung und ſeinen Segen, und Konrad iſt es, der den Kaiſer Heinrich VI. ausſöhnt mit dem alten Herzog Heinrich dem Löwen. Obwohl Letzterem auch die alten Herzogthümer verſprochen werden, erhält er ſie doch nicht, allein in ſeinem Braunſchweig lebt der Greis nun endlich nach einem Leben voll Sturm und Drang ein friedliches Jahr und geht dann im J. 1195, alt 66, heim zu den Vätern*).

Heinrich der Löwe.

Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

---

*) Von ſeinem Sohne Wilhelm ſtammen die Könige von England aus dem Hauſe Hannover.

Es liegt auf Heinrichs Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen mit einander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert' lang
Der Löwe, wie beim Leben,
Noch immer seinen Gang.

Mosen.

§ 8. Frankreich und England.

Gleichwie in Deutschland, war auch in Spanien, Frankreich und England schon im zwölften Jahrhundert allenthalben das Streben nach menschenwürdigen Zuständen rege. Auf der pyrenäischen Halbinsel schwächten sich die Mauren durch Uneinigkeit immer mehr, und die Christen drän-

ten sie immer weiter nach Süden, so daß sie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auf Algarvien und Granada beschränkt waren. Doch nicht bloß das Land; eine mildere Gesittung und die morgenländische Poesie ging auch auf Castilien und Arragon über, und es gestaltete sich hier ein durch die Lehre Jesu geheiligtes und zur edelsten Humanität hinstrebendes Heldenthum, das, mit dem fränkischen jenseits der Pyrenäen verschmelzen, das germanische Ritterthum schuf, an welchem sich die Barbarei des Mittelalters brach, und welches, von der sanften Minne genährt, ein Geschlecht erzeugte, das, hoch und stark am Leibe, eine Gemüthlichkeit entfaltete, wie sie die alte sinnliche Griechenwelt nicht hatte. So geschah denn das Wunderwelle, daß die Helden des Kreuzes am Ebro und am Libanon, Kindern gleich von den sanftesten Gefühlen bewegt, zärtliche Lieder sangen und die schwere Hand, die das furchtbare Schwert sausend in die Lüfte schwang, auch wieder die Cither und Harfe spielte. Doch von dem Minnesang sowohl als von dem Ritterwesen werden wir am Schlusse dieser Periode weitläufiger sprechen; wir wenden uns nun zu denjenigen Ländern, worin dieser neue romantische Geist zuerst in's Leben trat. Die beiden Reiche Frankreich und England zeigten bald in ihrer Verfassung eine große Verschiedenheit, so daß sich in ersterem das Lehnwesen gänzlich ausbildete, aber den Königen Philipp I., Ludwig VI. und Ludwig VII. es schon gelang, die trotzigen Vasallen in strenger Abhängigkeit von der Krone zu erhalten. Dagegen mußte König Heinrich I. von England, um sich auf dem Thron zu befestigen, durch die sogenannte Charta libertatum die alten Freiheiten der Nation, wie sie unter angelsächsischen Königen bestanden, ertheilen und das Lehnsrecht größtentheils abschaffen. Seine Tochter Mathilde war an den Kaiser Heinrich V. vermählt, nach dessen Tode sie sich dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählte, wodurch wieder ein schönes Lehn von Frankreich mit der Krone Englands in Verbindung kam; denn dieser Mathilde Sohn Heinrich II. gelangte später auf den Thron von England und behauptete die Grafschaft Anjou und was dazu gehörte, so daß er mitten in Frankreich ein Besitzthum hatte, welches bald noch größer wurde. Es trennte sich nämlich König Ludwig VII. von seiner Gemahlin Eleonora, Erbgräfin von Guyenne und Heinrich II. von England nahm sie zur Gemahlin und bekam mit ihr die reiche Erbschaft. Darüber erhob sich nun ein gewaltiger Krieg, denn Philipp August II. von Frankreich, der 1180 bis 1223 regierte, wollte es nicht dulden, daß die Könige von England in seinem Reiche so große Besitzungen hätten. Der Krieg dauerte unter König Heinrichs II. Sohn Richard Löwenherz fort und wurde nur so lange unterbrochen, als die beiden Könige in Palästina waren. Es hatten nämlich sowohl Philipp August II. als Richard Löwenherz kurz nach Friedrich Rothbarts Abreise das Kreuz genommen und zogen nach Palästina mit einem großen Heere, welches die feste Stadt Acre nach langem Widerstand eroberte. Allein diese Kriegsgenossenschaft war nicht geeignet, die Herzen der beiden Könige zu versöhnen, Richards unerträglicher Stolz vermehrte nur noch den alten Groll. Denn als die Mauern von Acre erstiegen waren, riß dieser eine Fahne, die der Herzog Leo-

pold von Oeſtreich, der einer der Erſten auf dem Walle war, aufgepflanzt hatte, herunter, trat ſie in den Koth und richtete dafür die engliſche Fahne auf. Dieß beleidigte alle übrigen Kreuzfahrer, und die Deutſchen ſowohl als die Franzoſen verließen Paläſtina und kehrten heim, ohne, wie Richard Löwenherz wünſchte, Jeruſalem anzugreifen. König Richard unternahm zwar noch manches tollkühne Wagſtück und erwarb ſich dadurch ſeinen Namen, allein verlaſſen von den übrigen Kreuzfahrern konnte er nichts ausrichten gegen Jeruſalem; er ſandte daher auch, um ſeine Länder wegen König Philipps Rückkehr beſorgt, ſeine Leute nach Europa zurück, er ſelbſt kam durch Schiffbruch an die Küſten des adriatiſchen Meeres und eilte verkleidet über Deutſchland heim. Allein in Wien wurde er erkannt und durch Herzog Leopold von Oeſtreich, den er bei der Eroberung von Acre ſo ſehr beleidigt hatte, dem Kaiſer Heinrich VI. ausgeliefert*), der ihn auf das feſte Schloß Dürrenſtein in Oeſtreich gefangen ſetzen und erſt nach zwei Jahren für ein Löſegeld von 150,000 Mark Silbers ziehen ließ. Wir können uns nicht erwehren, die Ballade Langbeins herzuſetzen, in welcher erzählt wird, wie ein treuer Freund den König in Freiheit ſetzte.

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürſt in Engeland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei ſeinem Namen ſtieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Luſt
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten ſeine Bruſt
Die zarteſten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne ſang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunſt verſtanden;
Drum viele Ruhm und Ehrenſold
An ſeinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor,
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund
Und ſelbſt ein braver Degen:

*) Kaiſer Heinrich VI. war ihm wegen des Beiſtandes feind, den er dem Fürſten Tankred, ſeinem Nebenbuhler um das Königreich Sicilien, geleiſtet hatte.

Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron ſich regen,
Stand er ſo treu, wie Felſen ſtehn;
So werdet ihr ihn handeln ſehn.

Stets um den König, den ſo ſehr
Die Noth der Chriſten rührte,
Daß er zu ihrem Schutz ein Heer
Nach Paläſtina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgeſang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberſchaar der Türken
Verſcheuchte bald ſein Flammenſchwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, ſtark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenwuth.

Denn ihm ſchuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarite
Von Hennegau, ein Weib ſo ſüß
Und ſchön wie Roſenblüthe.
Sie herrſchte ganz in ſeinem Sinn,
War ſeines Liedes Königin.

Nur zu geſchwind floh ihm ſein Glück.
Bald ſcholl vom Themſeſtrande
Der Angſtruf: „König, fleug zurück!
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps raſches Kriegesheer
Umſtürmt dein Erbreich wie ein Meer.“

Die Botſchaft ſetzt ihm Flügel an.
Gerüſtet in drei Tagen,
Durchſchnitt ſein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande ſtieß.

Urplötzlich ſchwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
In's Wuthgeheul der Wogen,
Und das Geſchwader auf der See
Zerſtreut der Sturm wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in ſichern Port,
An ſchroffen Felſenklippen

Zerſtieß ein anderes ſich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel, Blondel! ach wohin,
Erzürntes Schickſal, warfſt du ihn?

Der Sturm verſchlug ſein Fahrzeug fern
An Welſchlands heit're Küſten,
Doch er getrennt von ſeinem Herrn
Sah hier nur eine Wüſte.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich ſuche dich am Ziel der Welt!“

Und ſtracks und emſig zog er fort
Mit ſeinem Harfenſpiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort
Bei Regen, Froſt und Schwüle.
Ihm winkte manches Hoffnungslicht,
Doch den Geſuchten fand er nicht.

Einſt macht' ein Thurm in Oeſterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward ſo weh, ihm ward ſo weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte ſich der Tag in's Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unſichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken,
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer. „Sagt mir, Freund,“
Rief Blondel, „wer hier lebt und weint.“

Der Wandrer ſprach: „Seit Jahresfriſt
Sitzt Einer da gefangen,
Doch wahre Kundſchaft, wer es iſt,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man ſagt, es ſei ein großer Mann,
Der unſerm Herzog Unheil ſpann.“

„Ha!“ dachte Blondel, „Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt:
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht
Am Waffenloſen ſich gerächt?“

Und ſchnell entworfen war ſein Plan:
Er ſtimmte ſanft die Weiſe

eines Welfen, und zugleich eine Arbeit auferlegt dem ſtolzen Löwen, welcher ihm nicht Ruhe ließ, ſo lange er lebte, und ihn vernichtet hätte, wäre er nicht ſo groß geweſen. Denn der Hohenſtaufen Zorn war menſchlich und gerecht, aber der Grimm der ſtolzen und habſüchtigen Prieſter, die Heinrichs Herrſchaft nicht dulden wollten, war unverſöhnlich und ohne Grenzen.

Friedrich Rothbart, der edle Kaiſer, gab Heinrichen ſowohl Sachſen als Baiern zurück, und von nun an war dieſer des Kaiſers treuſter Waffenbruder, der mit ihm zog nach Welſchland und nach Rom und überall die Vorhut führte. Und als bei der Kaiſerkrönung die Römer das Lager ſtürmten, warf ſich ihnen Heinrich an der Tiberbrücke entgegen, bis der Kaiſer zu Hilfe eilte, und fing einen Streich, der das Haupt deſſelben ſpalten ſollte, mit eigenem Haupte auf. Damals ſchloß Friedrich den Treuen im Angeſichte des Heers in ſeine Arme, trocknete ihm das Blut, welches ſtrömend über ſein Antlitz floß, und nannte ihn den Retter ſeines Lebens; der Papſt Hadrian aber beſtätigte ihm zum Danke das Recht, Biſchöfe unter den Wenden einzuſetzen, wogegen der Erzbiſchof von Bremen Einſprache gethan hatte. Auch das ſtolze Mailand hilft Heinrich dem Kaiſer, ſeinem Freunde, bändigen, begibt ſich aber darauf in ſeine Länder, um daſelbſt Ordnung, Sicherheit und Wohlſtand zu fördern. Beſonders thätig war er in dem neueroberten Lande der Wenden, wo er Wälder in Fluren, Sümpfe in Wieſen, das wüſte und verheerte Land durch deutſche Anſiedler in einen blühenden Garten verwandelte. Seine Lieblingsſtadt Lübeck vergrößerte und verſchönerte er, und in dem Hafen daſelbſt wimmelte es von Schiffen aller Völker, mit denen die deutſchen Kaufleute ihre Waaren umtauſchten. Auch das von den Wenden verbrannte Hamburg richtete er wieder auf, noch einmal ſo ſchön, als es war; Schwerin, Mecklenburg und andere Städte erhoben ſich an der Oſtſee; die Inſel Rügen und alle Slaven bis an die Oder unterwirft er ſich. Doch ſind ſeine Kriege nicht verwüſtend und zerſtörend; gleich Alexander dem Großen baut er mehr, als im Gange des Krieges gefallen, und obwohl den Slaven und ihrem Verkehr im baltiſchen Meere durch ſolche Gewalt Eintrag geſchieht, ſuchte er doch gut zu machen, daß er den Handel erweiterte, woran auch dieſes große und thätige Volk Antheil nahm. Denn auch an der Donau war er thätig, und an den Ufern der Iſar errichtete er an der Stelle eines Maierhofes bairiſcher Mönche das ſchöne München, wohin er den Handel aus Italien und dem mittelländiſchen Meere leitete, ſo daß die Waaren des Morgenlandes über Venedig, Tyrol, München, Regensburg, Braunſchweig und Lübeck in die Oſtſee fließen. Gleich dem Kaiſer ſelbſt führt er einen prächtigen Hof zu Lübeck, zu Braunſchweig und zu München, denn die reichen Bergwerke des Harzes liefern ihm Gold und Silber; gleich dem Kaiſer ernennt er zur Bildung ſeiner Unterthanen Biſchöfe und Aebte und belehnt ſie mit Land und Leuten, ſetzt Grafen und Richter zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Sicherheit ein. Um aber ſeine Macht zu ſichern, verband er ſich mit König Waldemar von Dänemark, deſſen Sohne Knut er ſeine Tochter zur Ehe gab, und heirathete ſelbſt in zweiter Ehe Mathilden, die Tochter König Heinrichs II. von England.

Doch alle die Pracht und die Herrlichkeit seiner Länder erweckte den Neid der Nachbarn. Der Erzbischof von Bremen und die übrigen Bischöfe im Lande der Sachsen, Markgraf Albrecht der Bär, Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen fielen von allen Seiten, während der Kaiser im J. 1166 in Italien war, in seine Lande. Heinrich aber stellte zu Braunschweig auf dem Thore seiner Burg einen ehernen Löwen mit offenem Rachen zum schreckenden Sinnbild auf, sammelte seine Vasallen und fiel über seine Feinde her wie ein Löwe. «Da kam eben der Kaiser aus Italien, wo er so schimpflich über Savoyen flüchten mußte; mißvergnügt, auch in Deutschland Fehde zu finden, gebot er Frieden. Heinrich eilt zu ihm, seine gerechten Klagen über die Feinde anzubringen, allein er kann nicht mehr erhalten, als daß Jeder, was er erobert, zurückgebe; strafen will der Kaiser die Störer des Landfriedens nicht. Sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, nimmt Heinrich das Kreuz und zieht mit vielen Lehnsmännern nach Palästina. Hier besucht er, weil eben Waffenruhe war zwischen den Christen und Muselmännern, Jerusalem und die übrigen heiligen Oerter und beschenkt die Tempelherren und Johanniter fürstlich. Auf seiner Reise nach Antiochia wird er von dem Sultan Azar-Eddin, wahrscheinlich Zenkis Sohne, der von der östreichischen Markgräfin Ida abstammte, als Vetter herrlich empfangen und bewirthet und mit prachtvollen Geschenken entlassen. Im Morgenlande war es, wo Heinrich einst im dichten Walde sich verirrend einen Löwen aus der Gewalt einer mächtigen Schlange befreite, der ihn dann aus Dankbarkeit, wie dieß von Löwen nicht selten erlebt worden, nicht mehr verließ und selbst nach Europa bis nach Deutschland begleitete. So war denn der Löwe bei dem Löwen und der Name, schon längst ihm eigen, nun so mehr ihm beigelegt von allem Volke. Allein es regte sich auch immer mehr in dem löwenmüthigen Manne ein unbezwinglicher Löwenstolz, und als Kaiser Friedrich wieder nach Italien, das in vollem Aufruhr stand, ziehen wollte und auch ihn aufforderte, mitzuziehen, bot Heinrich ihm Geld statt Heeresfolge an. „Dein Schwert," erwiderte Friedrich bei einer persönlichen Zusammenkunft, „wiegt mir alles Gold Italiens und Deutschlands auf." Ja der bedrängte Kaiser fiel dem mächtigen Freunde im Beisein der Kaiserin zu Füßen und bat ihn flehentlich, ihn dießmal nicht zu verlassen. Allein Heinrich begehrte die Veste Goslar zur Sicherheit gegen seine Feinde, wenn er so lange abwesend wäre in fremden Landen. Friedrich wollte sie nicht geben, und so schieden die beiden Fürsten mit tiefem Groll im Herzen aus einander. Kaum aber war Heinrich nach Baiern zurückgekehrt, als seine Feinde in Sachsen eingefallen waren, und der Löwe hatte wieder blutige Jagd, denn wo er hin traf, war der Sieg sein. Als nun der Kaiser nach der Niederlage von Legnano mißvergnügt zurückkam und Heinrich wieder bei ihm klagte, da sprach jener: „Sie selbst klagen noch härter gegen dich; doch ich will beiden Recht schaffen." Heinrich wird vorgeladen auf eine Reichsversammlung; der stolze Mann aber, der von dem Kaiser, aber nicht durch die Fürsten, wollte gerichtet sein, erschien nicht und wurde dann seiner Herzogthümer beraubt und in die Reichsacht erklärt, so daß ihm nichts blei-

ben ſollte als ſein Stammland Braunſchweig. Als nun die Fürſten kamen, ihn aus ſeinen Herzogthümern, die er nicht laſſen wollte, zu vertreiben, da griff er wieder zu dem Schwerte, und es fiel ſchwer auf alle ſeine Feinde, bis Friedrich der Kaiſer ſelber kam, alle ſeine Vaſallen zum Abfall brachte und ihn bis an die Oſtſee hin verfolgte und mit dem König Waldemar von Dänemark, der ſeine Schwäher verrieth, vereint in Lübeck belagerte. Auf einem Nachen entflieht Heinrich der Löwe und ſchlägt ſich mitten durch die Feinde bis in ſein treues Braunſchweig. Doch wie konnte er in dieſer kleinen Stadt ſoviel Feinden, dem ganzen Reiche und dem Kaiſer trotzen! Darum bat er um Frieden und warf ſich zu Erfurt dem Kaiſer zu Füßen, der ihn gerührt aufhob und umarmte, doch, weil er als Kaiſer nicht glaubte dem Herzen folgen zu dürfen, bloß die Reichsacht aufhob, ohne ihm mehr zu laſſen als Braunſchweig; ja die Fürſten, die ſich in ſein Land getheilt hatten, fürchteten ihn ſo ſehr, daß ſie verlangten, er ſollte auf drei Jahre das Reich verlaſſen. So zog denn Heinrich mit Weib und Kind zu König Heinrich von England, ſeinem Schwiegervater. Während aber Friedrich Rothbart in Paläſtina ſtirbt, fallen die Feinde Heinrichs wieder in Braunſchweig ein und verheeren das blühende Land. Da ſendet Heinrich, der Greis, ſeinen tapfern Sohn Heinrich den Schlanken und kommt bald ſelbſt mit wenigen Getreuen nach; gegen ihn zieht Kaiſer Heinrich VI., Friedrichs Sohn, und in Braunſchweig iſt nun wieder der Löwe eingeſchloſſen von zahlloſen Feinden. Da kommt ein Briefſlein von Fräulein Agneſe, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad am Rheine, des Kaiſers Oheim, die Heinrich den Schlanken längſt geliebt, dieſes Inhalts: „Komm eilends, Heinrich, rette mich, es will der verhaßte Philipp von Frankreich um mich freien.“ Als Pilger verkleidet eilt der junge Heinrich zu der Geliebten und wird durch einen vertrauten Prieſter mit ihr verbunden. Der Vater kommt eben zurück aus des Kaiſers Lager, das junge Paar erhält ſeine Verzeihung und ſeinen Segen, und Konrad iſt es, der den Kaiſer Heinrich VI. ausſöhnt mit dem alten Herzog Heinrich dem Löwen. Obwohl Letzterem auch die alten Herzogthümer verſprochen werden, erhält er ſie doch nicht, allein in ſeinem Braunſchweig lebt der Greis nun endlich nach einem Leben voll Sturm und Drang ein friedliches Jahr und geht dann im J. 1195, alt 66, heim zu den Vätern*).

Heinrich der Löwe.

Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

*) Von ſeinem Sohne Wilhelm ſtammen die Könige von England aus dem Hauſe Hannover.

Es liegt auf Heinrichs Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen mit einander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert' lang
Der Löwe, wie beim Leben,
Noch immer seinen Gang.

Mosen.

§ 8. Frankreich und England.

Gleichwie in Deutschland, war auch in Spanien, Frankreich und England schon im zwölften Jahrhundert allenthalben das Streben nach menschenwürdigen Zuständen rege. Auf der pyrenäischen Halbinsel schwächten sich die Mauren durch Uneinigkeit immer mehr, und die Christen drän-

ten sie immer weiter nach Süden, so daß sie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auf Algarvien und Granada beschränkt waren. Doch nicht bloß das Land; eine mildere Gesittung und die morgenländische Poesie ging auch auf Castilien und Arragon über, und es gestaltete sich hier ein durch die Lehre Jesu geheiligtes und zur edelsten Humanität hinstrebendes Heldenthum, das, mit dem fränkischen jenseits der Pyrenäen verschmolzen, das germanische Ritterthum schuf, an welchem sich die Barbarei des Mittelalters brach, und welches, von der sanften Minne genährt, ein Geschlecht erzeugte, das, hoch und stark am Leibe, eine Gemüthlichkeit entfaltete, wie sie die alte sinnliche Griechenwelt nicht hatte. So geschah denn das Wunderwolle, daß die Helden des Kreuzes am Ebro und am Libanon, Kindern gleich von den sanftesten Gefühlen bewegt, zärtliche Lieder sangen und die schwere Hand, die das furchtbare Schwert sausend in die Lüfte schwang, auch wieder die Cither und Harfe spielte. Doch von dem Minnesang sowohl als von dem Ritterwesen werden wir am Schlusse dieser Periode weitläufiger sprechen; wir wenden uns nun zu denjenigen Ländern, worin dieser neue romantische Geist zuerst in's Leben trat. Die beiden Reiche Frankreich und England zeigten bald in ihrer Verfassung eine große Verschiedenheit, so daß sich in ersterem das Lehnwesen gänzlich ausbildete, aber den Königen Philipp I., Ludwig VI. und Ludwig VII. es schon gelang, die trotzigen Vasallen in strenger Abhängigkeit von der Krone zu erhalten. Dagegen mußte König Heinrich I. von England, um sich auf dem Thron zu befestigen, durch die sogenannte Charta libertatum die alten Freiheiten der Nation, wie sie unter angelsächsischen Königen bestanden, ertheilen und das Lehnsrecht größtentheils abschaffen. Seine Tochter Mathilde war an den Kaiser Heinrich V. vermählt, nach dessen Tode sie sich dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählte, wodurch wieder ein schönes Lehn von Frankreich mit der Krone Englands in Verbindung kam; denn dieser Mathilde Sohn Heinrich II. gelangte später auf den Thron von England und behauptete die Grafschaft Anjou und was dazu gehörte, so daß er mitten in Frankreich ein Besitzthum hatte, welches bald noch größer wurde. Es trennte sich nämlich König Ludwig VII. von seiner Gemahlin Eleonora, Erbgräfin von Guyenne und Heinrich II. von England nahm sie zur Gemahlin und bekam mit ihr die reiche Erbschaft. Darüber erhob sich nun ein gewaltiger Krieg, denn Philipp August II. von Frankreich, der 1180 bis 1223 regierte, wollte es nicht dulden, daß die Könige von England in seinem Reiche so große Besitzungen hätten. Der Krieg dauerte unter König Heinrichs II. Sohn Richard Löwenherz fort und wurde nur so lange unterbrochen, als die beiden Könige in Palästina waren. Es hatten nämlich sowohl Philipp August II. als Richard Löwenherz kurz nach Friedrich Rothbarts Abreise das Kreuz genommen und zogen nach Palästina mit einem großen Heere, welches die feste Stadt Acre nach langem Widerstand eroberte. Allein diese Kriegsgenossenschaft war nicht geeignet, die Herzen der beiden Könige zu versöhnen, Richards unerträglicher Stolz vermehrte nur noch den alten Groll. Denn als die Mauern von Acre erstiegen waren, wiß dieser eine Fahne, die der Herzog Leo-

pold von Oeſtreich, der einer der Erſten auf dem Walle war, aufgepflanzt hatte, herunter, trat ſie in den Koth und richtete dafür die engliſche Fahne auf. Dieß beleidigte alle übrigen Kreuzfahrer, und die Deutſchen ſowohl als die Franzoſen verließen Paläſtina und kehrten heim, ohne, wie Richard Löwenherz wünſchte, Jeruſalem anzugreifen. König Richard unternahm zwar noch manches tollkühne Wagſtück und erwarb ſich dadurch ſeinen Namen, allein verlaſſen von den übrigen Kreuzfahrern konnte er nichts ausrichten gegen Jeruſalem; er ſandte daher auch, um ſeine Länder wegen König Philipps Rückkehr beſorgt, ſeine Leute nach Europa zurück, er ſelbſt kam durch Schiffbruch an die Küſten des adriatiſchen Meeres und eilte verkleidet über Deutſchland heim. Allein in Wien wurde er erkannt und durch Herzog Leopold von Oeſtreich, den er bei der Eroberung von Acre ſo ſehr beleidigt hatte, dem Kaiſer Heinrich VI. ausgeliefert*), der ihn auf das feſte Schloß Dürrenſtein in Oeſtreich gefangen ſetzen und erſt nach zwei Jahren für ein Löſegeld von 150,000 Mark Silbers ziehen ließ. Wir können uns nicht erwehren, die Ballade Langbeins herzuſetzen, in welcher erzählt wird, wie ein treuer Freund den König in Freiheit ſetzte.

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürſt in Engeland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei ſeinem Namen ſtieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Luſt
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten ſeine Bruſt
Die zarteſten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne ſang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunſt verſtanden;
Drum viele Ruhm und Ehrenſold
An ſeinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor,
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund
Und ſelbſt ein braver Degen:

*) Kaiſer Heinrich VI. war ihm wegen des Beiſtandes feind, den er dem Fürſten Tankred, ſeinem Nebenbuhler um das Königreich Sicilien, geleiſtet hatte.

Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron ſich regen,
Stand er ſo treu, wie Felſen ſtehn;
So werdet ihr ihn handeln ſehn.

Stets um den König, den ſo ſehr
Die Noth der Chriſten rührte,
Daß er zu ihrem Schutz ein Heer
Nach Paläſtina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgeſang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberſchaar der Türken
Verſcheuchte bald ſein Flammenſchwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, ſtark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenwuth.

Denn ihm ſchuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarite
Von Hennegau, ein Weib ſo ſüß
Und ſchön wie Roſenblüthe.
Sie herrſchte ganz in ſeinem Sinn,
War ſeines Liedes Königin.

Nur zu geſchwind floh ihm ſein Glück.
Bald ſcholl vom Themſeſtrande
Der Angſtruf: „König, fleug zurück!
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps raſches Kriegesheer
Umſtürmt dein Erbreich wie ein Meer."

Die Botſchaft ſetzt ihm Flügel an.
Gerüſtet in drei Tagen,
Durchſchnitt ſein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande ſtieß.

Urplötzlich ſchwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
In's Wuthgeheul der Wogen,
Und das Geſchwader auf der See
Zerſtreut der Sturm wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in ſichern Port,
An ſchroffen Felſenklippen

Zerſtieß ein anderes ſich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel, Blondel! ach wohin,
Erzürntes Schickſal, warfſt du ihn?

Der Sturm verſchlug ſein Fahrzeug fern
An Welſchlands heit're Küſtez
Doch er getrennt von ſeinem Herrn
Sah hier nur eine Wüſte.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich ſuche dich am Ziel der Welt!“

Und ſtracks und emſig zog er fort
Mit ſeinem Harfenſpiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort
Bei Regen, Froſt und Schwüle.
Ihm winkte manches Hoffnungslicht,
Doch den Geſuchten fand er nicht.

Einſt macht' ein Thurm in Oeſterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward ſo weh, ihm ward ſo weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte ſich der Tag in's Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unſichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken.
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer. „Sagt mir, Freund,“
Rief Blondel, „wer hier lebt und weint.“

Der Wandrer ſprach: „Seit Jahresfriſt
Sitzt Einer da gefangen,
Doch wahre Kundſchaft, wer es iſt,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man ſagt, es ſei ein großer Mann,
Der unſerm Herzog Unheil ſpann.“

„Ha!“ dachte Blondel, „Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt:
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht
Am Waffenloſen ſich gerächt?“

Und ſchnell entworfen war ſein Plan:
Er ſtimmte ſanft die Weiſe

eines Welfen, und zugleich eine Arbeit auferlegt dem ſtolzen Löwen, welcher ihm nicht Ruhe ließ, ſo lange er lebte, und ihn vernichtet hätte, wäre er nicht ſo groß geweſen. Denn der Hohenſtaufen Zorn war menſchlich und gerecht, aber der Grimm der ſtolzen und habſüchtigen Prieſter, die Heinrichs Herrſchaft nicht dulden wollten, war unverſöhnlich und ohne Grenzen.

Friedrich Rothbart, der edle Kaiſer, gab Heinrichen ſowohl Sachſen als Baiern zurück, und von nun an war dieſer des Kaiſers treueſter Waffenbruder, der mit ihm zog nach Welſchland und nach Rom und überall die Vorhut führte. Und als bei der Kaiſerkrönung die Römer das Lager ſtürmten, warf ſich ihnen Heinrich an der Tiberbrücke entgegen, bis der Kaiſer zu Hilfe eilte, und fing einen Streich, der das Haupt deſſelben ſpalten ſollte, mit eigenem Haupte auf. Damals ſchloß Friedrich den Treuen im Angeſichte des Heers in ſeine Arme, trocknete ihm das Blut, welches ſtrömend über ſein Antlitz floß, und nannte ihn den Retter ſeines Lebens; der Papſt Hadrian aber beſtätigte ihm zum Danke das Recht, Biſchöfe unter den Wenden einzuſetzen, wogegen der Erzbiſchof von Bremen Einſprache gethan hatte. Auch das ſtolze Mailand hilft Heinrich dem Kaiſer, ſeinem Freunde, bändigen, begibt ſich aber darauf in ſeine Länder, um daſelbſt Ordnung, Sicherheit und Wohlſtand zu fördern. Beſonders thätig war er in dem neueroberten Lande der Wenden, wo er Wälder in Fluren, Sümpfe in Wieſen, das wüſte und verheerte Land durch deutſche Anſiedler in einen blühenden Garten verwandelte. Seine Lieblingsſtadt Lübeck vergrößerte und verſchönerte er, und in dem Hafen daſelbſt wimmelte es von Schiffen aller Völker, mit denen die deutſchen Kaufleute ihre Waaren umtauſchten. Auch das von den Wenden verbrannte Hamburg richtete er wieder auf, noch einmal ſo ſchön, als es war; Schwerin, Mecklenburg und andere Städte erhoben ſich an der Oſtſee; die Inſel Rügen und alle Slaven bis an die Oder unterwirft er ſich. Doch ſind ſeine Kriege nicht verwüſtend und zerſtörend; gleich Alexander dem Großen baut er mehr, als im Gange des Krieges gefallen, und obwohl den Slaven und ihrem Verkehr im baltiſchen Meere durch ſolche Gewalt Eintrag geſchieht, ſuchte er doch gut zu machen, daß er den Handel erweiterte, woran auch dieſes große und thätige Volk Antheil nahm. Denn auch an der Donau war er thätig, und an den Ufern der Iſar errichtete er an der Stelle eines Maierhofes bairiſcher Mönche das ſchöne München, wohin er den Handel aus Italien und dem mittelländiſchen Meere leitete, ſo daß die Waaren des Morgenlandes über Venedig, Tyrol, München, Regensburg, Braunſchweig und Lübeck in die Oſtſee fließen. Gleich dem Kaiſer ſelbſt führt er einen prächtigen Hof zu Lübeck, zu Braunſchweig und zu München, denn die reichen Bergwerke des Harzes liefern ihm Gold und Silber; gleich dem Kaiſer ernennt er zur Bildung ſeiner Unterthanen Biſchöfe und Aebte und belehnt ſie mit Land und Leuten, ſetzt Grafen und Richter zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Sicherheit ein. Um aber ſeine Macht zu ſichern, verband er ſich mit König Waldemar von Dänemark, deſſen Sohne Knut er ſeine Tochter zur Ehe gab, und heirathete ſelbſt in zweiter Ehe Mathilden, die Tochter König Heinrichs II. von England.

Doch alle die Pracht und die Herrlichkeit seiner Länder erweckte den Neid der Nachbarn. Der Erzbischof von Bremen und die übrigen Bischöfe im Lande der Sachsen, Markgraf Albrecht der Bär, Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen fielen von allen Seiten, während der Kaiser im J. 1166 in Italien war, in seine Lande. Heinrich aber stellte zu Braunschweig auf dem Thore seiner Burg einen ehernen Löwen mit offenem Rachen zum schreckenden Sinnbild auf, sammelte seine Vasallen und fiel über seine Feinde her wie ein Löwe. Da kam eben der Kaiser aus Italien, wo er so schimpflich über Savoyen flüchten mußte; mißvergnügt, auch in Deutschland Fehde zu finden, gebot er Frieden. Heinrich eilt zu ihm, seine gerechten Klagen über die Feinde anzubringen, allein er kann nicht mehr erhalten, als daß Jeder, was er erobert, zurückgebe; strafen will der Kaiser die Störer des Landfriedens nicht. Sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, nimmt Heinrich das Kreuz und zieht mit vielen Lehnsmännern nach Palästina. Hier besucht er, weil eben Waffenruhe war zwischen den Christen und Muselmännern, Jerusalem und die übrigen heiligen Oerter und beschenkt die Tempelherren und Johanniter fürstlich. Auf seiner Reise nach Antiochia wird er von dem Sultan Azar-Eddin, wahrscheinlich Zenkis Sohne, der von der östreichischen Markgräfin Ida abstammte, als Vetter herrlich empfangen und bewirthet und mit prachtvollen Geschenken entlassen. Im Morgenlande war es, wo Heinrich einst im dichten Walde sich verirrend einen Löwen aus der Gewalt einer mächtigen Schlange befreite, der ihn dann aus Dankbarkeit, wie dieß von Löwen nicht selten erlebt worden, nicht mehr verließ und selbst nach Europa bis nach Deutschland begleitete. So war denn der Löwe bei dem Löwen und der Name, schon längst ihm eigen, um so mehr ihm beigelegt von allem Volke. Allein es regte sich auch immer mehr in dem löwenmüthigen Manne ein unbezwinglicher Löwenstolz, und als Kaiser Friedrich wieder nach Italien, das in vollem Aufruhr stand, ziehen wollte und auch ihn aufforderte, mitzuziehen, bot Heinrich ihm Geld statt Heeresfolge an. „Dein Schwert," erwiderte Friedrich bei einer persönlichen Zusammenkunft, „wiegt mir alles Gold Italiens und Deutschlands auf." Ja der bedrängte Kaiser fiel dem mächtigen Freunde im Beisein der Kaiserin zu Füßen und bat ihn flehentlich, ihn dießmal nicht zu verlassen. Allein Heinrich begehrte die Veste Goslar zur Sicherheit gegen seine Feinde, wenn er so lange abwesend wäre in fremden Landen. Friedrich wollte sie nicht geben, und so schieden die beiden Fürsten mit tiefem Groll im Herzen aus einander. Kaum aber war Heinrich nach Baiern zurückgekehrt, als seine Feinde in Sachsen eingefallen waren, und der Löwe hatte wieder blutige Jagd, denn wo er hin traf, war der Sieg sein. Als nun der Kaiser nach der Niederlage von Legnano mißvergnügt zurückkam und Heinrich wieder bei ihm klagte, da sprach jener: „Sie selbst klagen noch härter gegen dich; doch ich will beiden Recht schaffen." Heinrich wird vorgeladen auf eine Reichsversammlung; der stolze Mann aber, der von dem Kaiser, aber nicht durch die Fürsten, wollte gerichtet sein, erschien nicht und wurde dann seiner Herzogthümer beraubt und in die Reichsacht erklärt, so daß ihm nichts blei-

ben ſollte als ſein Stammland Braunſchweig. Als nun die Fürſten kamen, ihn aus ſeinen Herzogthümern, die er nicht laſſen wollte, zu vertreiben, da griff er wieder zu dem Schwerte, und es fiel ſchwer auf alle ſeine Feinde, bis Friedrich der Kaiſer ſelber kam, alle ſeine Vaſallen zum Abfall brachte und ihn bis an die Oſtſee hin verfolgte und mit dem König Waldemar von Dänemark, der ſeine Schwäher verrieth, vereint in Lübeck belagerte. Auf einem Nachen entflieht Heinrich der Löwe und ſchlägt ſich mitten durch die Feinde bis in ſein treues Braunſchweig. Doch wie konnte er in dieſer kleinen Stadt ſoviel Feinden, dem ganzen Reiche und dem Kaiſer trotzen! Darum bat er um Frieden und warf ſich zu Erfurt dem Kaiſer zu Füßen, der ihn gerührt aufhob und umarmte, doch, weil er als Kaiſer nicht glaubte dem Herzen folgen zu dürfen, bloß die Reichsacht aufhob, ohne ihm mehr zu laſſen als Braunſchweig; ja die Fürſten, die ſich in ſein Land getheilt hatten, fürchteten ihn ſo ſehr, daß ſie verlangten, er ſollte auf drei Jahre das Reich verlaſſen. So zog denn Heinrich mit Weib und Kind zu König Heinrich von England, ſeinem Schwiegervater. Während aber Friedrich Rothbart in Paläſtina ſtirbt, fallen die Feinde Heinrichs wieder in Braunſchweig ein und verheeren das blühende Land. Da ſendet Heinrich, der Greis, ſeinen tapfern Sohn Heinrich den Schlanken und kommt bald ſelbſt mit wenigen Getreuen nach; gegen ihn zieht Kaiſer Heinrich VI., Friedrichs Sohn, und in Braunſchweig iſt nun wieder der Löwe eingeſchloſſen von zahlloſen Feinden. Da kommt ein Brieflein von Fräulein Agneſe, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad am Rheine, des Kaiſers Oheim, die Heinrich den Schlanken längſt geliebt, dieſes Inhalts: „Komm eilends, Heinrich, rette mich, es will der verhaßte Philipp von Frankreich um mich freien.“ Als Pilger verkleidet eilt der junge Heinrich zu der Geliebten und wird durch einen vertrauten Prieſter mit ihr verbunden. Der Vater kommt eben zurück aus des Kaiſers Lager, das junge Paar erhält ſeine Verzeihung und ſeinen Segen, und Konrad iſt es, der den Kaiſer Heinrich VI. ausſöhnt mit dem alten Herzog Heinrich dem Löwen. Obwohl Letzterem auch die alten Herzogthümer verſprochen werden, erhält er ſie doch nicht, allein in ſeinem Braunſchweig lebt der Greis nun endlich nach einem Leben voll Sturm und Drang ein friedliches Jahr und geht dann im J. 1195, alt 66, heim zu den Vätern*).

Heinrich der Löwe.

Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

*) Von ſeinem Sohne Wilhelm ſtammen die Könige von England aus dem Hauſe Hannover.

Es liegt auf Heinrichs Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen mit einander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert' lang
Der Löwe, wie beim Leben,
Noch immer seinen Gang.

Mosen.

§ 8. Frankreich und England.

Gleichwie in Deutschland, war auch in Spanien, Frankreich und England schon im zwölften Jahrhundert allenthalben das Streben nach menschenwürdigen Zuständen rege. Auf der pyrenäischen Halbinsel schwächten sich die Mauren durch Uneinigkeit immer mehr, und die Christen dräng-

ten sie immer weiter nach Süden, so daß sie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auf Algarvien und Granada beschränkt waren. Doch nicht bloß das Land; eine mildere Gesittung und die morgenländische Poesie ging auch auf Castilien und Arragon über, und es gestaltete sich hier ein durch die Lehre Jesu geheiligtes und zur edelsten Humanität hinstrebendes Heldenthum, das, mit dem fränkischen jenseits der Pyrenäen verschmolzen, das germanische Ritterthum schuf, an welchem sich die Barbarei des Mittelalters brach, und welches, von der sanften Minne genährt, ein Geschlecht erzeugte, das, hoch und stark am Leibe, eine Gemüthlichkeit entfaltete, wie sie die alte sinnliche Griechenwelt nicht hatte. So geschah denn das Wundervolle, daß die Helden des Kreuzes am Ebro und am Libanon, Kindern gleich von den sanftesten Gefühlen bewegt, zärtliche Lieder sangen und die schwere Hand, die das furchtbare Schwert sausend in die Lüfte schwang, auch wieder die Cither und Harfe spielte. Doch von dem Minnesang sowohl als von dem Ritterwesen werden wir am Schlusse dieser Periode weitläufiger sprechen; wir wenden uns nun zu denjenigen Ländern, worin dieser neue romantische Geist zuerst in's Leben trat. Die beiden Reiche Frankreich und England zeigten bald in ihrer Verfassung eine große Verschiedenheit, so daß sich in ersterem das Lehnwesen gänzlich ausbildete, aber den Königen Philipp I., Ludwig VI. und Ludwig VII. es schon gelang, die trotzigen Vasallen in strenger Abhängigkeit von der Krone zu erhalten. Dagegen mußte König Heinrich I. von England, um sich auf dem Thron zu befestigen, durch die sogenannte Charta libertatum die alten Freiheiten der Nation, wie sie unter angelsächsischen Königen bestanden, ertheilen und das Lehnsrecht größtentheils abschaffen. Seine Tochter Mathilde war an den Kaiser Heinrich V. vermählt, nach dessen Tode sie sich dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählte, wodurch wieder ein schönes Lehn von Frankreich mit der Krone Englands in Verbindung kam; denn dieser Mathilde Sohn Heinrich II. gelangte später auf den Thron von England und behauptete die Grafschaft Anjou und was dazu gehörte, so daß er mitten in Frankreich ein Besitzthum hatte, welches bald noch größer wurde. Es trennte sich nämlich König Ludwig VII. von seiner Gemahlin Eleonora, Erbgräfin von Guyenne und Heinrich II. von England nahm sie zur Gemahlin und bekam mit ihr die reiche Erbschaft. Darüber erhob sich nun ein gewaltiger Krieg, denn Philipp August II. von Frankreich, der 1180 bis 1223 regierte, wollte es nicht dulden, daß die Könige von England in seinem Reiche so große Besitzungen hätten. Der Krieg dauerte unter König Heinrichs II. Sohn Richard Löwenherz fort und wurde nur so lange unterbrochen, als die beiden Könige in Palästina waren. Es hatten nämlich sowohl Philipp August II. als Richard Löwenherz kurz nach Friedrich Rothbarts Abreise das Kreuz genommen und zogen nach Palästina mit einem großen Heere, welches die feste Stadt Acre nach langem Widerstand eroberte. Allein diese Kriegsgenossenschaft war nicht geeignet, die Herzen der beiden Könige zu versöhnen, Richards unerträglicher Stolz vermehrte nur noch den alten Groll. Denn als die Mauern von Acre erstiegen waren, riß dieser eine Fahne, die der Herzog Leo-

pold von Oeſtreich, der einer der Erſten auf dem Walle war, aufgepflanzt hatte, herunter, trat ſie in den Koth und richtete dafür die engliſche Fahne auf. Dieß beleidigte alle übrigen Kreuzfahrer, und die Deutſchen ſowohl als die Franzoſen verließen Paläſtina und kehrten heim, ohne, wie Richard Löwenherz wünſchte, Jeruſalem anzugreifen. König Richard unternahm zwar noch manches tollkühne Wagſtück und erwarb ſich dadurch ſeinen Namen, allein verlaſſen von den übrigen Kreuzfahrern konnte er nichts ausrichten gegen Jeruſalem; er ſandte daher auch, um ſeine Länder wegen König Philipps Rückkehr beſorgt, ſeine Leute nach Europa zurück, er ſelbſt kam durch Schiffbruch an die Küſten des adriatiſchen Meeres und eilte verkleidet über Deutſchland heim. Allein in Wien wurde er erkannt und durch Herzog Leopold von Oeſtreich, den er bei der Eroberung von Acre ſo ſehr beleidigt hatte, dem Kaiſer Heinrich VI. ausgeliefert*), der ihn auf das feſte Schloß Dürrenſtein in Oeſtreich gefangen ſetzen und erſt nach zwei Jahren für ein Löſegeld von 150,000 Mark Silbers ziehen ließ. Wir können uns nicht erwehren, die Ballade Langbeins herzuſetzen, in welcher erzählt wird, wie ein treuer Freund den König in Freiheit ſetzte.

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürſt in Engeland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei ſeinem Namen ſtieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Luſt
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten ſeine Bruſt
Die zarteſten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne ſang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunſt verſtanden;
Drum viele Ruhm und Ehrenſold
An ſeinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor,
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund
Und ſelbſt ein braver Degen:

*) Kaiſer Heinrich VI. war ihm wegen des Beiſtandes feind, den er dem Fürſten Tankred, ſeinem Nebenbuhler um das Königreich Sicilien, geleiſtet hatte.

Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron ſich regen,
Stand er ſo treu, wie Felſen ſtehn;
So werdet ihr ihn handeln ſehn.

Stets um den König, den ſo ſehr
Die Noth der Chriſten rührte,
Daß er zu ihrem Schutz ein Heer
Nach Paläſtina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgeſang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberſchaar der Türken
Verſcheuchte bald ſein Flammenſchwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, ſtark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenwuth.

Denn ihm ſchuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarite
Von Hennegau, ein Weib ſo ſüß
Und ſchön wie Roſenblüthe.
Sie herrſchte ganz in ſeinem Sinn,
War ſeines Liedes Königin.

Nur zu geſchwind floh ihm ſein Glück.
Bald ſcholl vom Themſeſtrande
Der Angſtruf: „König, fleug zurück!
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps raſches Kriegesheer
Umſtürmt dein Erbreich wie ein Meer.“

Die Botſchaft ſetzt ihm Flügel an.
Gerüſtet in drei Tagen,
Durchſchnitt ſein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande ſtieß.

Urplötzlich ſchwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
In's Wuthgeheul der Wogen,
Und das Geſchwader auf der See
Zerſtreut der Sturm wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in ſichern Port,
An ſchroffen Felſenklippen

Zerſtieß ein anderes ſich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel, Blondel! ach wohin,
Erzürntes Schickſal, warfſt du ihn?

Der Sturm verſchlug ſein Fahrzeug fern
An Welſchlands heit're Küſtez
Doch er getrennt von ſeinem Herrn
Sah hier nur eine Wüſte.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich ſuche dich am Ziel der Welt!“

Und ſtracks und emſig zog er fort
Mit ſeinem Harfenſpiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort
Bei Regen, Froſt und Schwüle.
Ihm winkte manches Hoffnungslicht,
Doch den Geſuchten fand er nicht.

Einſt macht' ein Thurm in Oeſterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward ſo weh, ihm ward ſo weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte ſich der Tag in's Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unſichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken,
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer. „Sagt mir, Freund,“
Rief Blondel, „wer hier lebt und weint.“

Der Wandrer ſprach: „Seit Jahresfriſt
Sitzt Einer da gefangen,
Doch wahre Kundſchaft, wer es iſt,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man ſagt, es ſei ein großer Mann,
Der unſerm Herzog Unheil ſpann.“

„Ha!“ dachte Blondel, „Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt:
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht
Am Waffenloſen ſich gerächt?“

Und ſchnell entworfen war ſein Plan:
Er ſtimmte ſanft die Weiſe

eines Welfen, und zugleich eine Arbeit auferlegt dem ſtolzen Löwen, welcher ihm nicht Ruhe ließ, ſo lange er lebte, und ihn vernichtet hätte, wäre er nicht ſo groß geweſen. Denn der Hohenſtaufen Zorn war menſchlich und gerecht, aber der Grimm der ſtolzen und habſüchtigen Prieſter, die Heinrichs Herrſchaft nicht dulden wollten, war unverſöhnlich und ohne Grenzen.

Friedrich Rothbart, der edle Kaiſer, gab Heinrichen ſowohl Sachſen als Baiern zurück, und von nun an war dieſer des Kaiſers treueſter Waffenbruder, der mit ihm zog nach Welſchland und nach Rom und überall die Vorhut führte. Und als bei der Kaiſerkrönung die Römer das Lager ſtürmten, warf ſich ihnen Heinrich an der Tiberbrücke entgegen, bis der Kaiſer zu Hilfe eilte, und fing einen Streich, der das Haupt deſſelben ſpalten ſollte, mit eigenem Haupte auf. Damals ſchloß Friedrich den Treuen im Angeſichte des Heers in ſeine Arme, trocknete ihm das Blut, welches ſtrömend über ſein Antlitz floß, und nannte ihn den Retter ſeines Lebens; der Papſt Hadrian aber beſtätigte ihm zum Danke das Recht, Biſchöfe unter den Wenden einzuſetzen, wogegen der Erzbiſchof von Bremen Einſprache gethan hatte. Auch das ſtolze Mailand hilft Heinrich dem Kaiſer, ſeinem Freunde, bändigen, begibt ſich aber darauf in ſeine Länder, um daſelbſt Ordnung, Sicherheit und Wohlſtand zu fördern. Beſonders thätig war er in dem neueroberten Lande der Wenden, wo er Wälder in Fluren, Sümpfe in Wieſen, das wüſte und verheerte Land durch deutſche Anſiedler in einen blühenden Garten verwandelte. Seine Lieblingsſtadt Lübeck vergrößerte und verſchönerte er, und in dem Hafen daſelbſt wimmelte es von Schiffen aller Völker, mit denen die deutſchen Kaufleute ihre Waaren umtauſchten. Auch das von den Wenden verbrannte Hamburg richtete er wieder auf, noch einmal ſo ſchön, als es war; Schwerin, Mecklenburg und andere Städte erhoben ſich an der Oſtſee; die Inſel Rügen und alle Slaven bis an die Oder unterwirft er ſich. Doch ſind ſeine Kriege nicht verwüſtend und zerſtörend; gleich Alexander dem Großen baut er mehr, als im Gange des Krieges gefallen, und obwohl den Slaven und ihrem Verkehr im baltiſchen Meere durch ſolche Gewalt Eintrag geſchieht, ſuchte er doch gut zu machen, daß er den Handel erweiterte, woran auch dieſes große und thätige Volk Antheil nahm. Denn auch an der Donau war er thätig, und an den Ufern der Iſar errichtete er an der Stelle eines Maierhofes bairiſcher Mönche das ſchöne München, wohin er den Handel aus Italien und dem mittelländiſchen Meere leitete, ſo daß die Waaren des Morgenlandes über Venedig, Tyrol, München, Regensburg, Braunſchweig und Lübeck in die Oſtſee fließen. Gleich dem Kaiſer ſelbſt führt er einen prächtigen Hof zu Lübeck, zu Braunſchweig und zu München, denn die reichen Bergwerke des Harzes liefern ihm Gold und Silber; gleich dem Kaiſer ernennt er zur Bildung ſeiner Unterthanen Biſchöfe und Aebte und belehnt ſie mit Land und Leuten, ſetzt Grafen und Richter zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Sicherheit ein. Um aber ſeine Macht zu ſichern, verband er ſich mit König Waldemar von Dänemark, deſſen Sohne Knut er ſeine Tochter zur Ehe gab, und heirathete ſelbſt in zweiter Ehe Mathilden, die Tochter König Heinrichs II. von England.

Doch alle die Pracht und die Herrlichkeit seiner Länder erweckte den Neid der Nachbarn. Der Erzbischof von Bremen und die übrigen Bischöfe im Lande der Sachsen, Markgraf Albrecht der Bär, Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen fielen von allen Seiten, während der Kaiser im J. 1166 in Italien war, in seine Lande. Heinrich aber stellte zu Braunschweig auf dem Thore seiner Burg einen ehernen Löwen mit offenem Rachen zum schreckenden Sinnbild auf, sammelte seine Vasallen und fiel über seine Feinde her wie ein Löwe. Da kam eben der Kaiser aus Italien, wo er so schimpflich über Savoyen flüchten mußte; mißvergnügt, auch in Deutschland Fehde zu finden, gebot er Frieden. Heinrich eilt zu ihm, seine gerechten Klagen über die Feinde anzubringen, allein er kann nicht mehr erhalten, als daß Jeder, was er erobert, zurückgebe; strafen will der Kaiser die Störer des Landfriedens nicht. Sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, nimmt Heinrich das Kreuz und zieht mit vielen Lehnsmännern nach Palästina. Hier besucht er, weil eben Waffenruhe war zwischen den Christen und Muselmännern, Jerusalem und die übrigen heiligen Oerter und beschenkt die Tempelherren und Johanniter fürstlich. Auf seiner Reise nach Antiochia wird er von dem Sultan Azar-Eddin, wahrscheinlich Zenkis Sohne, der von der östreichischen Markgräfin Ida abstammte, als Vetter herrlich empfangen und bewirthet und mit prachtvollen Geschenken entlassen. Im Morgenlande war es, wo Heinrich einst im dichten Walde sich verirrend einen Löwen aus der Gewalt einer mächtigen Schlange befreite, der ihn dann aus Dankbarkeit, wie dieß von Löwen nicht selten erlebt worden, nicht mehr verließ und selbst nach Europa bis nach Deutschland begleitete. So war denn der Löwe bei dem Löwen und der Name, schon längst ihm eigen, nun so mehr ihm beigelegt von allem Volke. Allein es regte sich auch immer mehr in dem löwenmüthigen Manne ein unbezwinglicher Löwenstolz, und als Kaiser Friedrich wieder nach Italien, das in vollem Aufruhr stand, ziehen wollte und auch ihn aufforderte, mitzuziehen, bot Heinrich ihm Geld statt Heeresfolge an. „Dein Schwert," erwiderte Friedrich bei einer persönlichen Zusammenkunft, „wiegt mir alles Gold Italiens und Deutschlands auf." Ja der bedrängte Kaiser fiel dem mächtigen Freunde im Beisein der Kaiserin zu Füßen und bat ihn flehentlich, ihn dießmal nicht zu verlassen. Allein Heinrich begehrte die Veste Goslar zur Sicherheit gegen seine Feinde, wenn er so lange abwesend wäre in fremden Landen. Friedrich wollte sie nicht geben, und so schieden die beiden Fürsten mit tiefem Groll im Herzen aus einander. Kaum aber war Heinrich nach Baiern zurückgekehrt, als seine Feinde in Sachsen eingefallen waren, und der Löwe hatte wieder blutige Jagd, denn wo er hin traf, war der Sieg sein. Als nun der Kaiser nach der Niederlage von Legnano mißvergnügt zurückkam und Heinrich wieder bei ihm klagte, da sprach jener: „Sie selbst klagen noch härter gegen dich; doch ich will beiden Recht schaffen." Heinrich wird vorgeladen auf eine Reichsversammlung; der stolze Mann aber, der von dem Kaiser, aber nicht durch die Fürsten, wollte gerichtet sein, erschien nicht und wurde dann seiner Herzogthümer beraubt und in die Reichsacht erklärt, so daß ihm nichts blei-

ben ſollte als ſein Stammland Braunſchweig. Als nun die Fürſten kamen, ihn aus ſeinen Herzogthümern, die er nicht laſſen wollte, zu vertreiben, da griff er wieder zu dem Schwerte, und es fiel ſchwer auf alle ſeine Feinde, bis Friedrich der Kaiſer ſelber kam, alle ſeine Vaſallen zum Abfall brachte und ihn bis an die Oſtſee hin verfolgte und mit dem König Waldemar von Dänemark, der ſeine Schwäher verrieth, vereint in Lübeck belagerte. Auf einem Nachen entflieht Heinrich der Löwe und ſchlägt ſich mitten durch die Feinde bis in ſein treues Braunſchweig. Doch wie konnte er in dieſer kleinen Stadt ſoviel Feinden, dem ganzen Reiche und dem Kaiſer trotzen! Darum bat er um Frieden und warf ſich zu Erfurt dem Kaiſer zu Füßen, der ihn gerührt aufhob und umarmte, doch, weil er als Kaiſer nicht glaubte dem Herzen folgen zu dürfen, bloß die Reichsacht aufhob, ohne ihm mehr zu laſſen als Braunſchweig; ja die Fürſten, die ſich in ſein Land getheilt hatten, fürchteten ihn ſo ſehr, daß ſie verlangten, er ſollte auf drei Jahre das Reich verlaſſen. So zog denn Heinrich mit Weib und Kind zu König Heinrich von England, ſeinem Schwiegervater. Während aber Friedrich Rothbart in Paläſtina ſtirbt, fallen die Feinde Heinrichs wieder in Braunſchweig ein und verheeren das blühende Land. Da ſendet Heinrich, der Greis, ſeinen tapfern Sohn Heinrich den Schlanken und kommt bald ſelbſt mit wenigen Getreuen nach; gegen ihn zieht Kaiſer Heinrich VI., Friedrichs Sohn, und in Braunſchweig iſt nun wieder der Löwe eingeſchloſſen von zahlloſen Feinden. Da kommt ein Briefſlein von Fräulein Agneſe, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad am Rheine, des Kaiſers Oheim, die Heinrich den Schlanken längſt geliebt, dieſes Inhalts: „Komm eilends, Heinrich, rette mich, es will der verhaßte Philipp von Frankreich um mich freien.“ Als Pilger verkleidet eilt der junge Heinrich zu der Geliebten und wird durch einen vertrauten Prieſter mit ihr verbunden. Der Vater kommt eben zurück aus des Kaiſers Lager, das junge Paar erhält ſeine Verzeihung und ſeinen Segen, und Konrad iſt es, der den Kaiſer Heinrich VI. ausſöhnt mit dem alten Herzog Heinrich dem Löwen. Obwohl Letzterem auch die alten Herzogthümer verſprochen werden, erhält er ſie doch nicht, allein in ſeinem Braunſchweig lebt der Greis nun endlich nach einem Leben voll Sturm und Drang ein friedliches Jahr und geht dann im J. 1195, alt 66, heim zu den Vätern*).

Heinrich der Löwe.

Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

*) Von ſeinem Sohne Wilhelm ſtammen die Könige von England aus dem Hauſe Hannover.

Es liegt auf Heinrichs Grabe
Gleichwie auf einem Schild
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen eh'rnes Bild.

Der Löwe konnt' nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen mit einander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen mit einander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein!

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert' lang
Der Löwe, wie beim Leben,
Noch immer seinen Gang.

Mosen.

§ 8. Frankreich und England.

Gleichwie in Deutschland, war auch in Spanien, Frankreich und England schon im zwölften Jahrhundert allenthalben das Streben nach menschenwürdigen Zuständen rege. Auf der pyrenäischen Halbinsel schwächten sich die Mauren durch Uneinigkeit immer mehr, und die Christen drän-

ten sie immer weiter nach Süden, so daß sie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auf Algarvien und Granada beschränkt waren. Doch nicht bloß das Land; eine mildere Gesittung und die morgenländische Poesie ging auch auf Castilien und Arragon über, und es gestaltete sich hier ein durch die Lehre Jesu geheiligtes und zur edelsten Humanität hinstrebendes Heldenthum, das, mit dem fränkischen jenseits der Pyrenäen verschmolzen, das germanische Ritterthum schuf, an welchem sich die Barbarei des Mittelalters brach, und welches, von der sanften Minne genährt, ein Geschlecht erzeugte, das, hoch und stark am Leibe, eine Gemüthlichkeit entfaltete, wie sie die alte sinnliche Griechenwelt nicht hatte. So geschah denn das Wundervolle, daß die Helden des Kreuzes am Ebro und am Libanon, Kindern gleich von den sanftesten Gefühlen bewegt, zärtliche Lieder sangen und die schwere Hand, die das furchtbare Schwert sausend in die Lüfte schwang, auch wieder die Cither und Harfe spielte. Doch von dem Minnesang sowohl als von dem Ritterwesen werden wir am Schlusse dieser Periode weitläufiger sprechen; wir wenden uns nun zu denjenigen Ländern, worin dieser neue romantische Geist zuerst in's Leben trat. Die beiden Reiche Frankreich und England zeigten bald in ihrer Verfassung eine große Verschiedenheit, so daß sich in ersterem das Lehnwesen gänzlich ausbildete, aber den Königen Philipp I., Ludwig VI. und Ludwig VII. es schon gelang, die trotzigen Vasallen in strenger Abhängigkeit von der Krone zu erhalten. Dagegen mußte König Heinrich I. von England, um sich auf dem Thron zu befestigen, durch die sogenannte Charta libertatum die alten Freiheiten der Nation, wie sie unter angelsächsischen Königen bestanden, ertheilen und das Lehnsrecht größtentheils abschaffen. Seine Tochter Mathilde war an den Kaiser Heinrich V. vermählt, nach dessen Tode sie sich dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählte, wodurch wieder ein schönes Lehn von Frankreich mit der Krone Englands in Verbindung kam; denn dieser Mathilde Sohn Heinrich II. gelangte später auf den Thron von England und behauptete die Grafschaft Anjou und was dazu gehörte, so daß er mitten in Frankreich ein Besitzthum hatte, welches bald noch größer wurde. Es trennte sich nämlich König Ludwig VII. von seiner Gemahlin Eleonora, Erbgräfin von Guyenne und Heinrich II. von England nahm sie zur Gemahlin und bekam mit ihr die reiche Erbschaft. Darüber erhob sich nun ein gewaltiger Krieg, denn Philipp August II. von Frankreich, der 1180 bis 1223 regierte, wollte es nicht dulden, daß die Könige von England in seinem Reiche so große Besitzungen hätten. Der Krieg dauerte unter König Heinrichs II. Sohn Richard Löwenherz fort und wurde nur so lange unterbrochen, als die beiden Könige in Palästina waren. Es hatten nämlich sowohl Philipp August II. als Richard Löwenherz kurz nach Friedrich Rothbarts Abreise das Kreuz genommen und zogen nach Palästina mit einem großen Heere, welches die feste Stadt Acre nach langem Widerstand eroberte. Allein diese Kriegsgenossenschaft war nicht geeignet, die Herzen der beiden Könige zu versöhnen, Richards unerträglicher Stolz vermehrte nur noch den alten Groll. Denn als die Mauern von Acre erstiegen waren, riß dieser eine Fahne, die der Herzog Leo-

pold von Oestreich, der einer der Ersten auf dem Walle war, aufgepflanzt hatte, herunter, trat sie in den Koth und richtete dafür die englische Fahne auf. Dieß beleidigte alle übrigen Kreuzfahrer, und die Deutschen sowohl als die Franzosen verließen Palästina und kehrten heim, ohne, wie Richard Löwenherz wünschte, Jerusalem anzugreifen. König Richard unternahm zwar noch manches tollkühne Wagstück und erwarb sich dadurch seinen Namen, allein verlassen von den übrigen Kreuzfahrern konnte er nichts ausrichten gegen Jerusalem; er sandte daher auch, um seine Länder wegen König Philipps Rückkehr besorgt, seine Leute nach Europa zurück, er selbst kam durch Schiffbruch an die Küsten des adriatischen Meeres und eilte verkleidet über Deutschland heim. Allein in Wien wurde er erkannt und durch Herzog Leopold von Oestreich, den er bei der Eroberung von Acre so sehr beleidigt hatte, dem Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert*), der ihn auf das feste Schloß Dürrenstein in Oestreich gefangen setzen und erst nach zwei Jahren für ein Lösegeld von 150,000 Mark Silbers ziehen ließ. Wir können uns nicht erwehren, die Ballade Langbeins herzusetzen, in welcher erzählt wird, wie ein treuer Freund den König in Freiheit setzte.

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürst in Engeland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei seinem Namen stieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Lust
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten seine Brust
Die zartesten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne sang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunst verstanden;
Drum viele Ruhm und Ehrensold
An seinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor,
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund
Und selbst ein braver Degen:

*) Kaiser Heinrich VI. war ihm wegen des Beistandes feind, den er dem Fürsten Tankred, seinem Nebenbuhler um das Königreich Sicilien, geleistet hatte.

Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron ſich regen,
Stand er ſo treu, wie Felſen ſtehn;
So werdet ihr ihn handeln ſehn.

Stets um den König, den ſo ſehr
Die Noth der Chriſten rührte,
Daß er zu ihrem Schutz ein Heer
Nach Paläſtina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgeſang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberſchaar der Türken
Verſcheuchte bald ſein Flammenſchwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, ſtark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenwuth.

Denn ihm ſchuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarite
Von Hennegau, ein Weib ſo ſüß
Und ſchön wie Roſenblüthe.
Sie herrſchte ganz in ſeinem Sinn,
War ſeines Liedes Königin.

Nur zu geſchwind floh ihm ſein Glück.
Bald ſcholl vom Themſeſtrande
Der Angſtruf: „König, fleug zurück!
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps raſches Kriegesheer
Umſtürmt dein Erbreich wie ein Meer.“

Die Botſchaft ſetzt ihm Flügel an.
Gerüſtet in drei Tagen,
Durchſchnitt ſein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande ſtieß.

Urplötzlich ſchwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
In's Wuthgeheul der Wogen,
Und das Geſchwader auf der See
Zerſtreut der Sturm wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in ſichern Port,
An ſchroffen Felſenklippen

Zerſtieß ein anderes ſich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel, Blondel! ach wohin,
Erzürntes Schickſal, warfſt du ihn?

Der Sturm verſchlug ſein Fahrzeug fern
An Welſchlands heit're Küſtez
Doch er getrennt von ſeinem Herrn
Sah hier nur eine Wüſte.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich ſuche dich am Ziel der Welt!“

Und ſtracks und emſig zog er fort
Mit ſeinem Harfenſpiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort
Bei Regen, Froſt und Schwüle.
Ihm winkte manches Hoffnungslicht,
Doch den Geſuchten fand er nicht.

Einſt macht' ein Thurm in Oeſterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward ſo weh, ihm ward ſo weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte ſich der Tag in's Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unſichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken,
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer. „Sagt mir, Freund,“
Rief Blondel, „wer hier lebt und weint.“

Der Wandrer ſprach: „Seit Jahresfriſt
Sitzt Einer da gefangen,
Doch wahre Kundſchaft, wer es iſt,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man ſagt, es ſei ein großer Mann,
Der unſerm Herzog Unheil ſpann.“

„Ha!“ dachte Blondel, „Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt:
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht
Am Waffenloſen ſich gerächt?“

Und ſchnell entworfen war ſein Plan:
Er ſtimmte ſanft die Weiſe

Von einem Lieblingsliedchen an,
Das zu der Gräfin Preise
Einſt Richard dichtete, und ſang
Dann ſelbſt das Lied bei Harfenklang:

„Es tobt' in mir des Fiebers Brand,
Sengt' alle Lebensbande,
Schon reichte mir der Tod die Hand
Vom düſtern Schattenlande,
Da kam mein Lieb mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück.

Ich kämpft' im Mordgewühl der Schlacht,
Schier ſank mein Arm, als Stangen
Und Schwerter auf mich ein mit Macht
Wie Gotteshagel drangen,
Doch meine Holde rief ich an
Und Sieger blieb ich auf dem Plan."

Tief ſchweigend horcht' er nun empor
Und hört' aus fernen Hallen
Des ſchauervollen Thurms hervor
Bald eine Stimme ſchallen,
Die mit gepreßtem dumpfem Klang
Das Liebeslied zu Ende ſang:

„Laßt meiner Feinde Feldgeſchrei
Wie Donner mich umbrüllen,
Laßt mir des Schickſals Hand auf's neu
Den Todesbecher füllen!
Wenn Erd' und Himmel um mich bricht,
Im Arm der Liebe zag' ich nicht."

Wie ward dem Lauſcher wohl dabei!
Er zweifelte nun wenig,
Der arme Thurmgefangne ſei
Kein Andrer als ſein König.
Nur weil ſich Irrthum denken ließ,
Sang er noch aus dem Siegreich dieß:

„Die feige Rachgier lag im Hain,
Dem Löwen aufzulauern,
Sie fing ihn liſtig, ſchloß ihn ein
In finſtre Kerkermauern;
Doch Treue leitet Blondels Lauf,
Bald, Löwe, ſpringt dein Kerker auf."

Hoch auf den Zehn lauſcht' er empor
Und lauſchte nicht vergebens.

Es wallte lieblich durch sein Ohr
Ein neuer Strom des Lebens,
Als wiederum die Stimm' erklang
Und muthiger als vorher sang:

„O wäre Margot nur bei mir,
Die Rachgier möchte wüthen!
In Gottes Himmel wohnt' ich hier,
Wo Molch und Schlangen brüten.
Denn dieses holde, süße Weib
Erquickt und stärket Seel' und Leib."

Kaum hörte noch den letzten Ton
Der Harfner sanft erklingen,
Da sprach er allen Leiden Hohn,
Die ihn bisher umfingen.
Er schied vom Thurm mit nassem Blick,
Er eilt' in's Vaterland zurück.

In London welch ein Jubelschall,
Als er die Kund' erzählte,
Die Aller Herzen auf einmal
Mit neuem Muthe stählte!
Der Kern der Ritter flog sogleich
Mit Blondeln hin nach Oesterreich.

Hart wie ein Fels blieb Leopold,
Obschon sie Fehde drohten:
Nicht eher, bis sie Gold auf Gold
Zum Lösegelde boten,
Gelang es, daß sein Starrsinn brach
Und er das Wort der Freiheit sprach.

Die Britten eilten jetzt zum Thurm,
Wo Richards Seufzer hallen,
Sie laufen hier vor Sehnsucht Sturm,
Bis Schloß und Riegel fallen.
Der König tritt entstellt heraus,
Blickt um sich her und ruft dann aus:

„Heil mir, daß ich in frischer Luft
Euch, Freunde, wiedersehe —
Und aus der dumpfen Kerkergruft
Neu lebend auferstehe!
Habt Alle Dank, die aus der Nacht
Mich an das Sonnenlicht gebracht!

Von Seelenpein und Leibesnoth
War ich drei Jahr umsponnen.

Ich hatte kaum dem Flathentod
Mein Leben abgewonnen,
Da legt' ich Schwert und Harnisch ab,
Nahm Pilgerkleid und Wanderstab.

So wähnt' ich von Gefahr mich frei:
Bald aber, bald entdeckte
Luchsäugige Verrätherei,
Wer in der Kutte steckte.
Hoch freute drob der Herzog sich,
Und seine Söldner fingen mich.

Einst weckt' ich seinen Tigersinn,
Durch eine bittre Rede;
Wie taub und stumm nahm er sie hin,
Zu feig zu Ritterfehde.
Er floh aus Scham der Christen Heer
Und rächte nun sich spät, doch schwer.

In dieß Verließ, drei Schritte lang,
Wohin kein Lichtstrahl trete
Und nie ein Laut des Lebens drang,
Als wenn die Eule schwirrte,
In diese Werkstatt für den Tod
Verdammte mich sein Zorngebot.

Schon flohen Muth und Hoffnung mich
Auf der Verzweiflung Schwingen,
Da hört' ich, guter Blondel, dich
Zu deiner Harfe singen.
Ich glaubt' im ersten Freudensturm,
Dein Geist umwalle meinen Thurm.

Wohl mir, du lebst! Komm an mein Herz,
Du Treuer ohne Gleichen!
So fest vereint in Freud' und Schmerz
Laß uns dereinst erbleichen!
Doch hier brennt unter mir der Sand:
Fort in's geliebte Vaterland!"

Langbein.

So sehr auch König Richards Kampflust dem Lande beschwerlich fiel, war er doch seines ritterlichen Muthes wegen, der so ganz dem Volksgeiste damaliger Zeit gemäß war, allgemein beliebt. Sein Bruder und Nachfolger König Johann hingegen, der eben so feige als grausam war und den Thron mit dem Morde eines Kindes, seines Neffen Arthur, erkaufte, war von dem englischen Volke gehaßt. Er

verlor im Kriege mit Philipp August alle französische Besitzungen: die Normandie, Anjou und Guyenne, und unterwarf sich am Ende, um seinen Thron durch Rom zu schützen, dem Papste Innocentius III. als Vasall. Da erhoben sich im J. 1215 die Barone des Reichs und zwangen ihn, den großen Freiheitsbrief (magna charta) zu geben, in welchem nicht nur die Unabhängigkeit Englands, sondern auch das persönliche Recht eines jeden Bürgers gesichert wurde. Nur mit Mühe konnte sich Johanns Sohn, Heinrich III., der von dem größten Theile der Nation zum König von England ausgerufen ward, behaupten; als aber auch er, französischen Günstlingen hingegeben, das Land durch päpstliche Erpressungen bedrücken ließ, ergriffen die Reichsbarone, welche schon im J. 1222 einen Reichsrath bildeten (das obere Parlament) die Zügel der Regierung, und der König, der mit seinem Anhange gegen sie als gegen Rebellen zog, gerieth in Gefangenschaft, aus der ihn aber sein tapferster Sohn Eduard befreite. So beschränkt wurden in England allmählig die Könige, während sie in Frankreich, durch die eroberten Provinzen mächtig und reich, beinahe mit aller Willkür über die Vasallen herrschten.

§ 9. Innocentius III. und seine Zeit.

Allgemein war zu Ende des zwölften Jahrhunderts und zu Anfang des dreizehnten auch in den übrigen Ländern das Streben der Lehnsmänner, die Willkür der Landesfürsten durch gesetzmäßige Verfassung zu beschränken, und die Hierarchie, Päpste und Bischöfe, thaten, was sie konnten, dieses Streben zu fördern. Hätten sie sich nur auch selbst beschränkt und wären die Vasallen nur auch gütige Herren ihrer Unterthanen gewesen, wie Heinrich der Löwe es war; doch so mußte das gemeine Volk viel dulden unter dem Joche ihrer Grundherren, und ihre gerechten Klagen drangen nicht bis zum Landesfürsten. In Deutschland machte Heinrich VI. (er regierte vom J. 1190—1197) den deutschen Reichsfürsten den Vorschlag, die deutsche Kaiserwürde dem Hause Hohenstaufen erblich zu übergeben, wofür er versprach, das ihm durch seine Gemahlin Constanze zugefallene Königreich beider Sicilien (d. i. Neapel und Sicilien) mit dem deutschen Reiche zu vereinigen und den Reichsfürsten alle ihre Länder erblich zu lassen. Doch dieser Vorschlag scheiterte an dem Widerspruche einiger Fürsten, die ihren eigenen Vortheil der Wohlfahrt des ganzen deutschen Reiches hintansetzten, denn sie sahen wohl ein, daß durch diese Einrichtung die Freiheit allmählig untergehen müßte, weil so das ganze deutsche Volk, sowohl Edle als Gemeine, in die Hand der erblichen Reichsfürsten gerathen müßten. Eben so unglücklich war dieser Kaiser in seinem Erbkönigreiche Neapel, wo die normännische Ritterschaft sowohl als das Volk deutsche Herrschaft verabscheuten und einen Abkömmling König Rogers von Sicilien, den tapfern Tankred, zum Könige wählten und krönten, nach dessen Tode erst das Reich erobert werden konnte. Kaiser Heinrich VI. bezeigte sich hierauf, ganz gegen die Milde der Hohenstaufischen Fürsten, äußerst

grausam: er ließ alle normännische Grafen und Herren, die gegen ihn gestritten, selbst den jungen Sohn Tankreds und Unzählige aus dem Volke hinrichten. Nur sieben Jahre gönnte ihm die strafende Gerechtigkeit Gottes zu regieren, er starb plötzlich zu Messina und hinterließ seine Wittwe Constanze und einen dreijährigen Sohn Friedrich in dem kaum bezwungenen, noch von Empörung zuckenden Neapel. Das folgende Jahr starb auch Constanze, rettete aber ihrem Sohne dadurch das Reich, daß sie ihn der Vormundschaft des Papstes Innocentius III. übergab. Dieser Mann, er regierte von 1198—1216, war einer der größten Päpste und gewiß der größte Fürst seiner Zeit, der, so lange er auf dem päpstlichen Stuhle saß, beinahe ganz Europa leitete und den großen Plan Hildebrands ausführte, das griechische Reich den Lateinern zu unterwerfen. Mit wenig Zügen schildert ihn Johannes Müller, wie folgt:

„Innocentius III., vom Hause der Grafen von Segni, wurde mit allgemeinem Beifall in dem 37. Jahre seines Alters zum Papst erwählt. Ein in allen üblichen Wissenschaften wohl unterrichteter Mann, im Lateinischen und Italienischen wohlredender Herr, voll Güte und Anmuth, voll Standhaftigkeit, äußerst einfach und sparsam in seiner Lebensart, in Wohlthaten bis zur Verschwendung freigebig. Er verwaltete die Vormundschaft Friedrichs mit dem Geiste eines großen Fürsten und mit dem Biedersinne eines Ritters; er entschied unter den Mitwerbern um die deutsche und kaiserliche Krone; es glückte ihm auch, zu Constantinopel als oberster Vorsteher der Kirche anerkannt zu werden; er berief das wichtige Concilium zu St. Johann im Lateran; zu seiner Zeit, mit seiner Begünstigung erneuerten Franz von Assisi und Dominik von Osma, Stifter der Franciscaner (Barfüßer) und Dominicaner (Prediger) Bettelmönche, die alternde Andacht sowohl durch freiwillige Armuth, als populäre Predigten."

Freilich legte Innocenz III. auch durch eben diese Dominicaner den Grund zu der fruchtbaren Inquisition, welche sogenannte Ketzer mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgte. Innocentius brachte noch die Kaiserkrone auf das Haupt seines Mündlings, Friedrich und starb im 19. Jahre einer großen Regierung.

In Deutschland regierten während der Minderjährigkeit Friedrichs II., der vom Papst Innocenz III. in Italien trefflich erzogen wurde, zwei Kaiser zugleich: Philipp, Herzog von Schwaben, ein Bruder Heinrichs VI., und Otto IV., Herzog von Braunschweig, zweiter Sohn Heinrichs des Löwen. Es standen nun wieder Weiblingen und Welfen gegen einander in den Waffen, und das Reich litt während beinahe 18jähriger Kriege ungemein. Innocenz III. wollte den Hohenstaufen Philipp nicht anerkennen, schleuderte über ihn und seine Anhänger den Bann und krönte den Welfen Otto. Als aber Kaiser Philipp von seinem Freunde und Waffenbruder, dem Herzoge Otto Wittelsbach von Baiern, einem Neffen des tapfern Wittelsbach, dem Friedrich Rothbart Baiern verliehen hatte, einem jähzornigen Manne, ermordet wurde, und Kaiser Otto IV., von diesem Nebenbuhler befreit, rücksichtsloser gegen den Papst auftrat, traf auch

ihn der Bann, und die Anhänger des Hauses Hohenstaufen riefen im J. 1215 den 21jährigen Friedrich, Heinrichs VI. Sohn, nach Deutschland und krönten ihn zu Aachen zum König der Deutschen. Otto IV. aber starb nach einem unglücklichen Kriege mit Frankreich drei Jahre hernach, von den meisten seiner Freunde verlassen.

Merkwürdig ist dann besonders der vierte Kreuzzug im J. 1202 bis 1204, der auf Antrieb Innocenz III. von vielen französischen und italienischen Grafen und Rittern unternommen wurde, aber anstatt Jerusalem Constantinopel eroberte und in Griechenland ein lateinisches Kaiserreich stiftete. Das byzantinische Reich hatte sich im zwölften Jahrhundert unter der Regierung drei großer Kaiser: Alexis I., Johannes I. und Manuel, aus dem Hause Comneni, während der ersten Kreuzzüge merklich erhoben und mit Hilfe der Kreuzfahrer wieder einen großen Theil Kleinasiens zurückerhalten. Allein zu Ende des zwölften Jahrhunderts entstand Zwist unter der kaiserlichen Familie; Manuels Sohn, Alexis II., wurde von seinem Vetter Andronicus ermordet, Andronicus selbst durch Isaac Angeli hingerichtet. Es folgte nun das Haus Angeli, in welchem sich aber die Brüder Isaac und Alexis III. um den Thron stritten. Alexis III. hatte eben seinen Bruder Isaac vom Throne gestoßen und geblendet, als im J. 1203 30,000 Kreuzfahrer unter der Anführung des Grafen Balduin von Flandern und des Markgrafen Bonifaz von Montferat, sammt einer venetianischen Flotte, die der Doge Dandolo, ein blinder Greis von 80 Jahren, befehligte, unter den Mauern Constantinopels anlangten. Des geblendeten Isaacs Sohn, Alexis IV., kam zu den Kreuzfahrern, bat sie mit Thränen, seinen unglücklichen Vater, der im Kerker saß, und Constantinopel selbst zu befreien von einem Tyrannen, und versprach, das Schisma aufzuheben und die griechische Kirche dem römischen Papste zu unterwerfen, wenn sie ihm selbst auf den Thron verhälfen. Nach zehntägiger Belagerung stürmte Dandolo den Hafen und nahm Constantinopel ein, und setzte den befreiten Isaac Angeli und seinen Sohn Alexis als Mitregenten auf den Thron. Allein die Geistlichkeit und das Volk, als sie von der Unterwerfung der Kirche hörten, und voll Haß gegen die übermüthigen Lateiner, wagten unter der Anführung des Alexis Murcephalus aus dem Hause Ducas einen Aufstand, in welchem Isaac und sein Sohn um's Leben kamen. Da stürmten die Kreuzfahrer noch einmal die Stadt, plünderten und verbrannten den größten Theil und ernannten den Grafen Balduin von Flandern zum griechischen Kaiser, und also schrieben sie an den Papst Innocenz III.: „Heiligster Vater, was wir an Gold, Edelsteinen und Silber gefunden, übertrifft fast Alles, was sich in Rom und in der ganzen Christenheit vorfinden mag. Dem erwählten Kaiser Balduin haben wir den vierten Theil des Reichs gegeben, das Uebrige unter uns vertheilt."

Wirklich wurde das byzantinische Reich nun ganz in einen Lehnstaat umgebildet; es gab Herzoge von Athen, Gallipoli, Thessalonich, ja einen König des Morgenlandes, das erst erobert werden sollte, einen lateinischen Patriarchen; den besten Theil aber wählten sich die

Venetianer, nämlich alle Inseln des Archipelagus und des ionischen Meeres, die so vortheilhaft für den Seehandel waren. Wirklich erhob sich seit dieser Zeit, wo auch der durch die Kreuzzüge eröffnete Seehandel nach Aegypten und Palästina so ergiebig war, Venedig zu seiner Größe, so daß es bald an Macht und Ansehen mit den größten Reichen wetteiferte.

Für die Eroberung Jerusalems that aber dieses lateinische Reich in Constantinopel gar nichts, und auch das übrige Europa war für diese Unternehmung erkaltet. Da predigten einige fanatische Priester: die Kreuzfahrer hätten ihrer Sünden wegen das Grab Christi nicht behaupten können, man müsse unschuldige Kinder hinsenden; und wirklich gab es so gewissen- und herzlose Eltern, die ihre Kinder hergaben. Aus Deutschland zog ein Haufe von beiläufig 20,000 derselben über die Alpen nach Italien, die dort fast alle vor Hunger und Mattigkeit starben. 30,000 Kinder wurden in Marseille eingeschifft, aber von den habsüchtigen Schiffern an die Saracenen als Sklaven verkauft. Endlich um's J. 1217 brachte Innocenz III. Nachfolger, Honorius III., wieder einen ordentlichen Kreuzzug zusammen, unter der Anführung des Königs Andreas II. von Ungarn und des Herzogs Leopold VI. von Oestreich. Allein diese Fürsten richteten eben nicht viel aus; Krankheit und Uneinigkeit im christlichen Lager bewog sie, schon nach fünf Monaten heimzukehren.

Das lateinische Reich in Constantinopel aber dauerte unter sechs Kaisern nicht länger als 80 Jahre. Beständige Uneinigkeit der Vasallen und die Ungeschicklichkeit der Regenten, die listigen und gewandten Griechen zu regieren, brachte ihm den Untergang.

Die Nachkommen der byzantinischen Kaiser hatten sich indeß in Kleinasien als Kaiser von Nicäa behauptet, und um's J. 1261 überfiel Michael Paläologus, der Feldherr des griechischen Kaisers Johann IV., Constantinopel, verjagte den lateinischen Kaiser Balduin II., und mit Hilfe der Genueser, die längst schon den Venetianern den Besitz des schwarzen Meeres und der Inseln neideten, erhob er sich mit Ausschließung Johanns IV. auf den Thron und eröffnete wieder die Reihe griechischer Kaiser, die nun noch 200 Jahre fortbestehen sollten.

§ 10. Friedrich II. Vom J. 1215—1250.

In einer Zeit, wo durch Philipp und Otto's Regierung das kaiserliche Ansehen in Deutschland und Italien ganz gesunken war, und wo drei der hartnäckigsten und unternehmendsten Päpste: Honorius III., Gregor IX. und Innocentius IV., die Macht Roms über alle Fürstengewalt erheben wollten, betrat Friedrich II., der hochsinnige Enkel Friedrich Rothbarts, größer und besser als seine Zeit, den kaiserlichen Thron. Von ihm sagt Joh. Müller:

„Kaiser Friedrich II. war an Heldensinn den alten großen Cäsarn gleich, an Aufklärung den meisten überlegen. An der proven-

çalischen Dichtkunst fand er den Geschmack, welchen sein Vater und sein Sohn Konrad mit vielen andern damaligen Fürsten und Herren an der deutschen beliebten; es herrscht in seinen und ihren Arbeiten Empfindung, Leben und Wohlklang. Tugend und Liebe war nicht ihr einiges Lied; auch die Verderbniß der Zeit wurde gestraft, Saladin und Richard besungen; kühn war öfters der Schwung ihrer Muse; sie benutzten den Reichthum der Sprache; von Gott, Gestirnen, Natur und Romanen ertönte die Leier. Der Kaiser war Allen überlegen durch den kühnen Blick, mit welchem er die herrschenden Thorheiten und wesentlichen Wahrheiten faßte. Bei seiner Erhabenheit war er voll Gnade und Anmuth; äußerst einnehmend, weil er in Jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, den Menschen sah; die Liebe des Vergnügens trug bei, ihn gefällig zu machen. Er war von unerschütterlicher Festigkeit, und hatte eine persönliche Größe, deren Eindruck lange nach seinem Tode blieb."

Er hatte sie seinem Erzieher Innocenz III. zum Theile abgelernt, das Meiste davon war ihm und allen Hohenstaufen angeboren. Von Innocenz III. hatte er auch gelernt, das Christenthum mit freiem Blick zu schauen, und dieser freie Blick war in der Folge den Päpsten furchtbar; furchtbar waren ihnen die Worte eines vernünftigen Glaubens in dem Munde eines Kaisers, denn dieser sollte gleich dem Volke nur blindlings hinnehmen, was sie für den Glauben Christi ausgaben. Und so ist Friedrich II. der Fürst, welcher die erste Grundlage legte, die Deutschen zu einem Denkvolke zu erheben, und auf dieser Grundlage ist fortgebaut worden bis auf Luthers Zeit.

Friedrich II. wurde erst im J. 1220 vom Papst Honorius III. gekrönt, der ihn vermochte, Jolanta, die Tochter Johanns von Brienne, Titularkönigs von Jerusalem, zu heirathen und selbst den Titel eines Königs von Jerusalem anzunehmen und einen Kreuzzug zu versprechen. Da ihm aber mehr daran gelegen war, sein Erbkönigreich Neapel in Aufnahme zu bringen und in ganz Italien Ruhe und Ordnung herzustellen, so schob er den Kreuzzug noch acht Jahre lang auf. Während dem war Honorius gestorben; ihm folgte in hohem Alter Gregor IX., aus dem Hause der Grafen Segni, der nicht nachließ, bis Friedrich II. wirklich mit einem Kreuzheere zu Schiffe ging. Allein eine Seuche, die sich unter den Kreuzfahrern verbreitete und auch den Kaiser selbst und seinen Freund Ludwig den Landgrafen von Thüringen ergriff, nöthigten ihn, wieder umzukehren, und als der Landgraf zu Otranto starb, verwünschte er im tiefsten Schmerze die Kreuzfahrt und ließ das ganze Heer aus einander. Da ergrimmte Gregor IX., nannte die Krankheit Verstellung, und bestieg am Michaelistage die Canzel und predigte über die Worte: „Es muß ja Aergerniß kommen!" hieß den Kaiser eine Schlange, einen Gotteslängner und Antichristen, und schleuderte den Bannstrahl über ihn. Friedrich entschuldigte sich dagegen in offenen Schreiben, die er in Italien und Deutschland bekannt machen ließ, und versicherte: er werde, sobald er genesen, den Kreuzzug vollziehen, doch würde man dann sehen, ob es dem Papste um das heil. Grab, oder um das Verderben des Kaisers zu thun sei;

man habe Beispiele, wie der römische Stuhl den Bann nur dazu gebraucht, um sich ganze Länder zu unterwerfen, wie z. B. Innocenz III. den König Johann ohne Land darum verfolgte und mit dem Bann bestrafte, um sich England lehnspflichtig zu machen. Wirklich zog Friedrich schon im folgenden Jahre nach Palästina, worüber der Papst aufs Neue ergrimmte, denn ein Excommunicirter durfte nach der herrschenden Meinung nicht in das heil. Land ziehen, der Kaiser hatte sollen früher die Absolution erbitten, und darum ließ Gregor sogleich seine Söldner, die als Abzeichen die Schlüssel Petri trugen (daher der Name Schlüsselsoldaten), gegen Neapel aufbrechen. Friedrich II. war indessen zu Acre an's Land gestiegen, wo ihm die geistlichen Ordensritter fröhlich entgegen kamen und ihn als König von Jerusalem begrüßten, bis zwei Franciscaner mit päpstlichen Schreiben erschienen, welche die Erneuerung des Bannes und das Verbot, dem Kaiser zu gehorchen und zu folgen, enthielten. Nur mit Mühe konnte Hermann von der Salza, der wackere Großmeister des deutschen Ordens, die Johanniter und Templer bewegen, dem Heereszug Friedrichs, der gerade nach Jerusalem zog, sich anzuschließen. Der tapfere und staatskluge Saladin war schon lange todt und das Reich unter seine drei Söhne und seinen Bruder vertheilt, welche eben uneins gegen einander zu Felde lagen. Diese Umstände benutzte Friedrich, schloß mit dem Sultan von Aegypten, der auch Palästina besaß, einen 10 jährigen Waffenstillstand, und bekam ohne Schwertstreich die Städte Jerusalem, Bethlehem und Nazareth, wogegen er den Muselmännern in Palästina Schutz und Sicherheit versprach. So zog Friedrich II. in Jerusalem ein, aber gleich nach ihm kam der Erzbischof von Cäsarea und sprach im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdict über die Stadt und das heil. Grab. Dennoch ging Friedrich in die Kirche, wo aber kein Priester die Messe lesen wollte. Er betete nun mit den anwesenden deutschen Rittern, und nahm dann selbst die Krone vom Altare und setzte sie sich auf sein Haupt, worauf der Großmeister Hermann von der Salza in deutscher und französischer Sprache eine Rede hielt an das versammelte Volk. Nicht lange hielt sich Friedrich II. in Palästina auf, sondern eilte zurück nach Neapel, wo er die päpstlichen Söldner Alles verwüstend und verheerend antraf. Wie ein Gewitter fuhr er über die Schlüsselsoldaten her und verfolgte sie bis in's römische Gebiet, war aber so großmüthig, dem alten Gregor Frieden anzubieten, welchen dieser, nicht unfähig ritterlicher Gesinnung, auch annahm und sofort dem Kaiser die Absolution ertheilte. Vier Jahre verlebte jetzt Friedrich in Ruhe, und verwandte diese zur Beglückung seines Erbkönigreichs Neapel. Es blieb hier die normannische Lehnsverfassung, doch beschränkte er sowohl die Reichsbarone, als die Prälaten, und gab dem dritten Stande, den Bewohnern der Städte, große Rechte und Freiheiten, und sicherte auch das Landvolk vor Bedrückung. Er ordnete Reichstage, zu welchen Prälaten und Barone persönlich erschienen, die Städte Abgeordnete sandten; Normannen, Saracenen und die alten Eingebornen sollten nur ein Volk bilden. Eben so förderte er auch Kunst und Wissenschaft, errichtete eine hohe Schule in Neapel, mehrere Lehranstalten an andern Orten, baute

Paläste und verschönerte die Städte. Nie hat Neapel wieder so geblüht als damals, die Hafen wimmelten von Schiffen aus allen Nationen, und Handwerke sowohl als Feldbau nährten das Volk reichlich. Das war eben ein Aergerniß den Päpsten und Guelfen, und man beschuldigte ihn des Unglaubens, weil er mit Saracenen menschlich umging und ihnen sogar Moscheen bauen ließ in seinem Reiche. Aber auch Deutschland vergaß er nicht, auch hier war sein Auge auf das Volk und vorzüglich auf den Stand gerichtet, der später den Kern der Nation bilden sollte, durch deutschen Fleiß und Erfindungsgeist — auf den Bürgerstand. Denn seit kräftige Kaiser Sicherheit dem Reiche verschafften, gediehen auch die Städte und wuchsen an Volkszahl und an Wohlstand. Die Bischöfe aber eigneten sich bald dieselben zu, und die Bürger griffen schon hier und da zu den Waffen, um sich dieser Gewalthaber zu erwehren. Kaiser Friedrich II. nahm sich ihrer an, erhob mehrere derselben zu freien Reichsstädten, die da unmittelbar nur ihm unterthan sein sollten. Das war nun die Ursache, daß ihn die deutschen Bischöfe treulos verriethen an die Römlinge (d. h. an die Anhänger des Papstes) und endlich sogar seinen Sohn Heinrich, der schon von den Reichsfürsten zum König gewählt worden war, gegen ihn aufwiegelten. Es war dieß ein ausschweifender und unbesonnener Jüngling, der des Vaters strenge Ermahnungen nicht dulden wollte. Das war der erste Schlag, der schwer und hart auf das Herz des Kaisers fiel. Doch sein kräftiger Arm erdrückte den Aufstand, er nahm den Sohn gefangen und hielt ihn in Gewahrsam, um des Reichs Landfrieden zu erhalten; der unselige junge Fürst starb nach sieben Jahren in Reue und Verzweiflung. „Ich gestehe es," schrieb Friedrich damals an die Reichsfürsten, „daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte; auch bin ich weder der Erste noch der Letzte, der von einem ungehorsamen Sohne Kränkung erduldet und doch an seinem Grabe weint." Glücklicher war er mit seinen übrigen Söhnen, Konrad, Manfred und Enzio; Konrad wurde als der Vierte dieses Namens nach Heinrichs Tode zum König erwählt, und vertheidigte in der Folge seines Vaters Rechte in Deutschland; Manfred that dasselbe in Neapel, und Enzio in der Lombardei.

Aber mit dem J. 1242, als Innocenz IV. auf den päpstlichen Stuhl gelangte, beginnt auch der wüthendste Kampf der Hierarchie und der Guelfen gegen Friedrich und sein Haus. Nicht der Herzog von Braunschweig, auch nicht die übrigen deutschen Fürsten, die ehedem zu den Feinden des Hauses Hohenstaufen gehörten, traten in die feindlichen Reihen, sondern die deutschen Bischöfe und die lombardischen Städte ließen sich durch das Gold des Papstes erkaufen, gegen den Kaiser die Waffen zu führen. Es begann ein verheerender Krieg in der Lombardei, der mit aller Wuth des grimmigsten Hasses geführt wurde. Enzio, des Kaisers lieber Sohn, gerieth in die Gefangenschaft der Bologneser, die ihn im Kerker verschmachten ließen. Der Kaiser aber ging auf Rom los, worauf Innocenz IV. nach Frankreich entfloh. In Lyon hielt nun der unversöhnliche Priester ein Concilium, worin er den Kaiser

als einen Verächter und Feind der Kirche, als einen heimlichen Muhamedaner, der mit den Saracenen in Palästina ein Bündniß geschlossen und die Bischöfe und Priester täglich ihrer Güter und Rechte beraube, in den Bann legte und seiner kaiserlichen Würde entsetzte, auch den deutschen Fürsten gebieten ließ, einen andern Kaiser zu wählen. Er bietet auch sogleich dem König Ludwig IX. von Frankreich die Kaiserkrone für seinen Bruder Robert an; Ludwig aber antwortet ihm: „Nach welchem Rechte kann der heil. Vater einen so großen Fürsten, der keinen über sich hat, verdammen und absetzen? Er ist gegen uns stets ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nicht gesehen, daß er Etwas wider die Religion gethan hätte.“ Ein Priester in Paris, der, wie alle übrigen, auf des Papstes Geheiß den Bann über den Kaiser der Gemeinde vermelden mußte, drückte sich folgender Weise aus: „Daß der heil. Vater und der Kaiser Streit mit einander haben, das wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, den Bann gegen den Kaiser auszusprechen. Ich spreche ihn hiemit gegen den Schuldigen aus; dem Unschuldigen aber gebe ich Absolution.“

In Deutschland empörte dieß Verfahren des Papstes alles Volk und auch die Reichsfürsten, nur die Bischöfe achteten darauf, und sieben derselben traten zu Würzburg mit einigen erkauften armen Rittern zusammen, wählten den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zum König und krönten ihn auch zu Aachen. Allein er wurde allgemein nur der Pfaffenkönig genannt, und von Friedrichs Sohne, Konrad IV., hart bedrängt, starb er schon nach zwei Jahren, allgemein verachtet und von seinem Anhange schlecht unterstützt. Wiederum wählten die Bischöfe Herzog Wilhelm von Holland zum König, dem aber alle Städte, selbst Aachen, die Thore schlossen. Indessen wurde doch durch diese Gegenkaiser der Landfriede gestört und das kaiserliche Ansehen selbst gemindert. Niemand achtete auf Gesetze und Verordnungen, die Herzoge und Grafen, ja selbst die Ritter, hausten auf ihren Burgen nach Willkür gleich unabhängigen Landesfürsten, bedrückten das arme Landvolk, überfielen die Wanderer auf den Straßen und überzogen friedliche Städte mit Krieg. Das war das sogenannte Faustrecht, nach welchem weder Gesetz noch Herkommen, sondern nur die Gewalt des Stärkern galt. Gegen dieses, allen Handel und alles Gewerbe zerstörende, Faustrecht vereinigten sich zuerst Hamburg und Lübeck durch ein Schutz- und Trutzbündniß. Bald darauf entstand auch die sogenannte Hanse (ein altdeutsches Wort, welches Bündniß bedeutet) unter den See- und Handelsstädten von Norddeutschland, die zu gegenseitigem Beistand gegen die Raubritter und jede Gewalt beständig ein großes Heer auf den Beinen hatten. Desgleichen entstand unter den süddeutschen Städten der rheinische Städtebund. Zu den Wirren des deutschen Reiches kam noch der Erbfolgekrieg von Oestreich. Hier war nämlich der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare, ein unruhiger, kriegerischer Mann, in der Schlacht gegen die Ungarn (J. 1246) gefallen. Da er keinen Erben hinterlassen, wollte Kaiser Friedrich II. das Land als Reichslehn einziehen und seinem Hause unterwerfen; allein es traten die Fürsten,

welche östreichische Prinzessinnen zu Frauen hatten, auf und machten Ansprüche auf das Herzogthum. Eine derselben, die verwittwete Markgräfin von Baden, Gertrude, erhielt von dem östreichischen Volke, so beliebt war sie, den Vorzug; allein sie mußte dem nachmaligen König Ottokar von Böhmen weichen, der auch eine östreichische Prinzessin, Margarethe, zur Frau hatte und mit Gewalt der Waffen von den östreichischen Landen Besitz nahm. Mitten unter diesen Kriegen, auf's bitterste gekränkt, also das deutsche Reich verwirrt und alle seine redlichen Absichten vereitelt zu sehen, starb Friedrich II. in Italien im J. 1250, in den Armen seines Sohnes Manfred, alt 56 Jahre; sein Grabmal ist zu Palermo in Sicilien. So war dieser große Fürst ein Opfer deutschen Muthes gegen die Arglist der Römlinge; nur Eins kann man ihm zur Last legen, daß er, zu sehr eingenommen für sein Erbkönigreich Neapel, mehr Sorge für dasselbe trug, als für Deutschland. Er war ein ausgezeichnet schöner Mann, von kräftigem Wuchse und von herrlichen Zügen. Gebildet war er mehr, als je vor ihm ein Kaiser; er verstand sechs Sprachen und schrieb ein Buch über die Natur und Wartung der Vögel, war auch ein Minnesinger und sein Hof der Sammelplatz italienischer Dichter und Gelehrten. Als er von seiner Absetzung auf der Kirchenversammlung zu Lyon hörte, sprach er: „Ich bin nicht der Erste, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen sucht. Und dennoch gehorcht Ihr bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde! O hätte Eure leichtgläubige Einfalt sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer ist! Wie oft würdet Ihr haben die Schändlichkeiten des römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten. Glaubt nicht, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum Zeugen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes, und vorzüglich die mächtigeren, zu dem zurückzubringen, was sie in der ersten Kirche waren, d. h. zu einem apostolischen Wandel und zur Nachahmung der Demuth ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, glänzten durch Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte und machten durch ihre Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere Priester hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott, der Ueberfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Bei Euch betteln Christen und Pilger, damit in Italien Verschwender und Ketzer vollauf haben. Solchen Leuten die Reichthümer zu nehmen, welche ihnen schädlich und eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe. Und dazu, daß sie alles Ueberflüssige herausgeben und, mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, dazu solltet Ihr und alle Fürsten der Erde, mit uns vereint, die letzten Kräfte anwenden.

§ 11. Untergang der Hohenstaufen.

Friedrichs Tod änderte den Zustand der Dinge nicht; in Deutschland dauerte das Faustrecht fort, und weder Konrad IV. noch Wilhelm konnten ihre königliche Würde behaupten, nur Neapel blieb dem Hause Hohenstaufen treu, und Manfred jagte die päpstlichen Soldaten, die das Land erobern wollten, hinaus. Als aber Konrad IV. nach Italien kam, sein Erbland in Besitz zu nehmen, starb er plötzlich, wie die Sage ging, an Gift. Die Neapolitaner trugen nun dem tapfern Manfred die Krone an, der sie auch 12 Jahre ruhmvoll streitend trug. Innocenz IV. war indeß gestorben, nachdem er auch Manfred mit dem schrecklichsten Banne belegte, den die nächstfolgenden Päpste, Alexander IV. und Urban IV., bestätigten. Letzterer wurde von den Gibellinen in Rom verjagt, erweckte aber dem Hause Hohenstaufen einen mächtigen Feind in dem Grafen Karl von Anjou, König Ludwigs IX. von Frankreich Bruder, welchem er die Krone von Sicilien anbot. Dieser, ein grausamer und herrschsüchtiger Mann, kam wirklich mit einem großen Heere nach Italien, wurde zu Rom von Clemens IV., Nachfolger Urbans IV., nachdem er ihm den Lehnseid geschworen, zum König beider Sicilien gekrönt, und drang in das Königreich Neapel ein. Mit beispielloser Tapferkeit begegnete ihm König Manfred, allein in der Schlacht bei Benevent (J. 1266) siegten die Franzosen, und Manfred, als er Alles verloren sah, stürzte sich muthig in die Feinde und fiel mit dem Schwerte in der Faust. Neapel wurde nun bald von Karl von Anjou unterworfen; mit Henker und Beil zog er in die Hauptstadt ein, und die Edelsten des Reichs bluteten auf dem Schaffotte; harte Gesetze erfolgten, den Franzosen wurden alle Reichswürden und die meisten Güter gegeben; alles Volk seufzte unter dem eisernen Scepter. Da kamen einige der edelsten Neapolitaner, die dem Tyrannen entrinnen konnten, nach Deutschland, wo noch ein Hohenstaufe, Konradin, der Sohn des Königs Konrad IV., ein Jüngling von 16 Jahren, lebte. Diesen luden sie ein, nach Neapel zu kommen, das Reich zu übernehmen und den Thronenräuber Karl zu vertreiben; alles Volk würde ihm zufallen, wenn er käme, denn die Liebe für das Haus Hohenstaufen sei nicht ausgestorben. Vergebens warnte die besorgte Mutter den unerfahrnen Sohn, sich nicht zu wagen in einen Kampf, in welchem Vater und Oheim bereits unterlegen wären, in ein Land, in welchem Großvater, Vater und Oheim den Tod gefunden hätten. Konradin hatte hohenstaufischen Sinn und kannte keine Furcht, er verpfändete seine schwäbischen Erbgüter, rüstete ein Heer aus, an das sich viele deutsche Ritter anschlossen, und zog mit seinem Freunde Friedrich von Baden, einem Sohne der östreichischen Gertrude, im J. 1267 über die Alpen nach Italien. Hier kamen ihm die zahlreichen Gibellinen freudig entgegen, und selbst in Rom führte ihn das Volk dem Papste zum Trotze mit allem Gepränge in die Stadt. So kam denn Konradin mit einem Heere von 30,000 Mann und einem Herzen voll jugendlicher Hoffnung in das Königreich Neapel, und bei Tagliacozzo, wo er auf

die Franzosen stieß, warf der Ungestüm seiner tapfern Krieger Alles vor sich nieder, und die Deutschen eilten schon zur Beute und zur Plünderung der Todten und Gefangenen. Jetzt brach aus einem Hinterhalt eine feindliche Reiterschaar plötzlich hervor, fiel über die zerstreuten Haufen und entriß ihnen den bereits errungenen Sieg. Konradin und Friedrich entkamen glücklich an die Küste und bestiegen ein Schiff, auf dem sie zu dem Grafen Frangepani, dem Kaiser Friedrich II. große Wohlthaten erwiesen, flüchteten; allein der undankbare Mensch lieferte sie aus, und Karl von Anjou ließ Beide durch Richterspruch zum Tode verurtheilen. Mit edler Fassung sprach Konradin vom Blutgerüste zu dem versammelten Volke: daß er kein Rebell sei, sondern unschuldig sterbe, weil er sein gutes Recht vertheidigt habe; darauf warf er seinen Handschuh hinab, als Aufforderung, seinen Tod zu rächen. Nur der Anblick seines unglücklichen Freundes Friedrich von Baden, welcher zuerst enthauptet wurde, erschütterte ihn tief, und die Erinnerung an seine Mutter entlockte ihm Thränen: „O Mutter, welche Leiden bereit' ich Dir!“ waren seine letzten Worte, dann fiel sein Haupt unter dem Beile des Henkers.

Bald nach seinem Tode kam Elisabeth, seine Mutter, sie brachte das Lösegeld für ihren Sohn; als sie aber das Entsetzliche erfuhr, bat sie den gefühllosen Karl nur um die einzige Gnade, ihrem Sohn ein Grabmal zu errichten. Es wurde ihr abgeschlagen; doch zeigt noch heute ein weißer Stein den Ort, wo der letzte Hohenstaufe den Todesstreich empfangen, und nicht weit davon steht eine Kapelle, die man für des Unglücklichen Ruheplatz hält.

Konradin.

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See, es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge wellenblau,
Der Leier, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth,
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm,
Und herrſcht vom Lorbeerkranz umſchlungen
In ſeiner Väter Eigenthum.

Kind, wie Du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So rufet Dich ein ſchwanker Thron,
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh' Du es geglaubt,
Es ſitzt die Kron' auf Deinen Locken,
Als träumte nur davon Dein Haupt. —

Er höret eine Warnungsſtimme,
Schwimmt ſingend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben ſteht ſein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf ihm der Minne ſelig Band.

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft.

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an dieſen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude ſatt gen Himmel ſchwebt.

Was iſt's? er läßt die Leier fallen,
Er ſpringt an's Ufer, greift zum Schwert,
O ſeht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Luſt, der Liebe Lieder ſchweigen,
Er glüht von edlerem Gelüſt,
Er will der Väter Thron beſteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüſt.

Was willſt du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, ſeebeſpültes Land?

Was willſt du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willſt du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr ſchmücket euch zu ſeiner Wonne,
Hin iſt er ohne Wiederkehr:
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufen iſt nicht mehr.

G. Schwab.

§ 12. Preußen, Rußland, Polen und Ungarn.

Unter dieſem Kampfe der Hierarchie und des Feudalismus wurde das heil. Grab, welches ſchon wieder in die Hände der Ungläubigen gerathen war, beinahe ganz vergeſſen, und der Bekehrungseifer der chriſtlichen Ritter wandte ſich gegen die heidniſchen Slaven im Lande Preußen. Dahin rief nämlich um's J. 1228 Herzog Konrad von Maſovien die deutſchen Ritter, welche noch unter dem Hochmeiſter Hermann von Salza ſtanden. Sie kamen dahin, eroberten das Land, bekehrten die heidniſchen Preußen und gründeten durch deutſche Anſiedler die Städte Thorn, Kulm und Königsberg. Dabei verfuhren die Ordensbrüder wahrhaft chriſtlich; milde und ſchonend behandelten ſie die Beſiegten, ritten im Lande herum, verpflegten mitleidig Arme und Kranke in Spitälern, ſorgten für Wittwen und Waiſen, und ſchickten bildungsfähige Knaben nach Deutſchland in die Schulen. Zu gleicher Zeit bildete ſich in Liſland der Orden der Schwertbrüder, welche ſich aber ſpäter zur Bezwingung der Lithauer mit den deutſchen Rittern vereinigten. Allein je mächtiger dieſe Ordensritter wurden, deſto härter behandelten ſie auch die Preußen, ſo daß dieſe, vereinigt mit dem ſlaviſchen Herzog der Pommern, ſich empörten, und nur mit Mühe und nach einem Kampfe von 53 Jahren konnte das Land beruhigt werden. Unter dem Großmeiſter Konrad von Thiersberg wurde endlich im Jahre 1283 ganz Preußen bekehrt und ein Eigenthum des deutſchen Ordens.

Eine neue Völkerwanderung aber drohte von dem Uralgebirge her ganz Europa wieder zu verwüſten. Die Mongolen*) kamen in zahlloſen Haufen, verſtärkt durch alle Völkerſchaften, die von ihnen beſiegt worden waren, unter der Anführung Temundſchins des Dſchingiſchans (d. h. großen Herrſchers) aus Aſien und überwältigten das in viele Fürſtenthümer zertheilte Rußland. Jetzt war es an den Polen und Magyaren, Europa und ſich vor den eindringenden Barbaren zu ſchützen; allein dieſe Völker waren auf ſolchen Kampf ſchlecht gerüſtet. In Polen hatten die Landesfürſten den königlichen Titel verloren, und beſtändige Kriege in der regierenden Familie wegen der Nachfolge ſchwäch-

*) Im Vortrabe zogen die Tatern oder Tataren, daher die Mongolen meiſt in der Geſchichte unter dem Namen der Tataren vorkommen.

ten das Reich und zersplitterten es endlich in mehrere Theile. Die Mächtigsten waren die Herzoge von Schlesien zur Zeit, als die Mongolen unter der Regierung des Dschingischans Oktai, eines Sohnes Temudschins, aus Rußland heraustraten und in Polen einfielen. In Ungarn führte Andreas II., der Hierosolymitaner (so hieß er wegen seiner Kreuzfahrt nach Jerusalem), einen prächtigen Hof, überließ aber die Regierung Hofleuten und Geistlichen, so daß die Großen des Reichs den niedern Adel und das Volk schwer bedrückten und königliche Würde geringachteten. So kam es zur offenen Empörung, die dem König im J. 1222 einen Freiheitsbrief, die goldene Bulle, abnöthigte, in welcher die Verfassung König Stephans zu Gunsten des Landadels großen Theils umgeschaffen und diesem das Recht eingeräumt wurde, dem Könige, wenn er nicht nach den bestehenden Gesetzen regierte, Widerstand zu leisten. Bela IV., des Andreas Sohn, wollte dann das königliche Ansehen wieder aufrichten und den Adel beschränken, als eben die Mongolen unter Oktai's Feldherrn Batu im J. 1241 in's Land fielen. Bela IV. ließ sogleich alle streitbare Männer einberufen und sandte nach Polen und Oestreich um Hilfe; allein die Magyaren waren nicht gewohnt, zu gehorchen, und gestützt auf den Freiheitsbrief, leisteten sie nicht Folge, sondern wünschten sogar heimlich dem Könige, der ihre Macht beschränken wollte, eine Niederlage; die polnischen und die östreichischen Hilfstruppen blieben aber aus. Nur mit einem kleinen Heere und den Banderien*) von fünf Bischöfen, die persönlich im Lager erschienen, zog der König Bela IV. den Mongolen entgegen. Am Flusse Schajo lagerte sich das Heer, den Feinden, die am jenseitigen Ufer standen, gegenüber, wurde aber in der Nacht von den Mongolen überfallen und binnen wenigen Stunden entweder niedergehauen, oder in die Flucht geschlagen. Fünf Bischöfe lagen auf dem Wahlplatze, und Coloman, der Bruder des Königs, wurde tödtlich verwundet aus der Schlacht getragen; Bela selbst floh in die Karpaten, und als er dort nicht sicher war, über Oestreich nach Dalmatien. Die Mongolen aber wütheten nun verheerend im ganzen Reiche, zerstörten die Städte, verwüsteten Obst- und Weingärten und erschlugen die auf dem Lande zerstreut wohnenden Adeligen mit Weib und Kind, Knechten und Unterthanen. Da büßten nun die Magyaren, daß sie dem König nicht folgen wollten; das Volk war wie vertilgt, denn nur Wenige entkamen in die Höhlen der Karpaten, da wenig feste Burgen damals noch im Lande standen, wo sich das Volk hätte hinflüchten können.

Von Ungarn aus brachen die Mongolen sogleich in Polen und Schlesien ein und schleppten Tausende von Jungfrauen und Kindern mit sich fort, plünderten und sengten, wo sie hinkamen. Erst bei Liegnitz in Schlesien trat ihnen ein Heer von Polen, Deutschen und Mähren unter der Anführung Herzog Heinrichs II. von Schlesien entgegen. Die Schlacht war hartnäckig und blutig, allein die Feinde siegten wieder mit ihrem wilden Ungestüm; doch als Tausende schon auf dem Wahlplatze lagen und die Polen die Flucht ergriffen, hielt Herzog

*) So heißen in Ungarn die Kriegsschaaren der Vasallen.

Heinrich Stand — mit vier Rittern, weil er es für Schande hielt, zu weichen, und fiel, von dem Spieße eines Mongolen am Halse durchbohrt, nebst seinen Begleitern. Alsobald überschwemmten die Mongolen das fruchtbare mährische Land, die Hanna genannt, wo ihnen aber Jaroslaw Sternberg, ein tapferer Herr aus Böhmen, mit einer kleinen, doch muthigen Schaar die Spitze bot. Bei Olmütz schlug der tapfere Böhme die Mongolen und rettete so Deutschland in einer Zeit, wo Kaiser Friedrich II., von den Guelfen hart bedrängt, nicht Zeit und Macht hatte, die Grenzen des Reichs zu schützen. Die Sage von diesem großen Siege lebt noch fort in vielen Volksliedern, unter welchen dasjenige das merkwürdigste ist, welches in einer alten Handschrift*) aus dem 14. Jahrhundert in böhmischer Sprache zu Königinhof in einer Kammer an der Kirche unter verworfenen Papieren und alten Pfeilen entdeckt wurde, und wir wollen zum Beweise, welch herrliche Dichter die Böhmen schon um diese Zeit hatten, den Schluß dieses Heldengesanges, dessen Verfasser unbekannt ist, hersetzen.

Ueberall Geschrei und kläglich Stöhnen,
Und zur Flucht schon wenden sich die Christen:
Nach der Tatern wilde Haufen dringen:
Da fleugt Jaroslaw herzu, der Adler.
Harter Stahl umhüllt die Brust des Starken,
Unter'm Stahl wohnt Heldenkraft und Kühnheit,
Unter'm Helm das scharfe Feldherrnauge,
Kriegeszorn sprüht aus den glüh'nden Blicken.
Wuthentbrannt, wie der gereizte Löwe,
Wenn er irgend frisches Blut erblicket,
Wenn er wund nachstürzt dem kühnen Jäger,
So ergrimmt stürmt dieser in die Tatern.
Ihm wie Hagelwetter nach die Böhmen.
Furchtbar sprengt er auf den Sohn des Kublay;
Und ein grausam wilder Kampf beginnet.
Mit den Speeren stoßen sie zusammen,
Die zerstieben mit Gepraffel Beide.
Jaroslaw mit seinem muth'gen Rosse
Ganz in Blut gebadet, faßt den Sohn des Kublay,
Spaltet ihn mit einem starken Hiebe
Von der Schulter durch bis an die Hüfte,
Daß er leblos zu den Leichen sinket,
Und es tönt der Köcher und der Bogen:
Drob erschrickt das wilde Volk der Tatern,
Wirft von sich die lachterlangen Spieße,
Jeder läuft, wer nur vermag zu laufen,

*) Der ganze Titel des Buchs, das auch in's Deutsche übersetzt ist, heißt: Die Königinhofer Handschrift. Eine Sammlung lyrisch-epischer Nationalgesänge. Aus dem Altböhmischen metrisch übersetzt von Wenzel Swoboda von Navarow. Herausgegeben von Wenzel Hanka. Prag 1819, gedruckt bei Gottlieb Haase.

Bluft dahin, woher die Sonne aufgeht.
Frei vom Tatergrimme war die Hanna.

Nachdem die Mongolen beinahe ein Jahr in Ungarn gehauſet, kehrten ſie auf die Nachricht, daß der Dſchingiſchan geſtorben ſei, nach Rußland und Aſien zurück und wandten ſich unter neuen Anführern und ihrer ganzen Macht gegen die Morgenländer, wo ſie nach hartem Kampfe die Türken beſiegten und endlich auch im J. 1258 die alte Chalifenſtadt Bagdad eroberten. Der letzte Chalife Moſtaſem fiel unter mehr als 100,000 Leichen; ſieben Tage wurde geplündert, die ganze Stadt dem Boden gleich gemacht und alle hier geſammelten Werke der arabiſchen Literatur gingen in Flammen auf. Das war das Ende des Chalifats und der Anfang des Verfalls aſiatiſcher Bildung; denn die Mongolen, welche ſich nun über ganz Aſien, von Aegypten bis nach China verbreiteten, zerſtörten die prächtigſten Städte, deren viele noch jetzt in Ruinen liegen, und unter den Hufen ihrer Roſſe zerſtieben auf lange Zeit alle Spuren menſchlicher Werkthätigkeit.

§ 13. Die letzten Kreuzzüge.

Dazumal gingen auch, außer den Seeſtädten und Inſeln, faſt alle Beſitzungen der Chriſten im Paläſtina verloren, denn ſchon im J. 1244 eroberten die Sultane von Aegypten mit Hilfe neuer türkiſcher Horden (der Chowaresmier, die von den Mongolen nach Vorderaſien hingedrängt worden waren), die Stadt Jeruſalem, hieben die Einwohner nieder und zerſtörten das heil. Grab. Der Sultan von Damascus, Oheim des aegyptiſchen, focht damals vereint mit den Chriſten in einer großen Schlacht bei Gaza, wo die Blüthe der drei geiſtlichen Ritterorden erſchlagen wurde und kaum 100 Flüchtlinge mit dem Patriarchen nach Acre entrannen. Dieſe Nachricht veranlaßte die letzten Kreuzzüge, welche der fromme König Ludwig IX. von Frankreich unternahm. Von Frankreich waren die erſten Kreuzzüge ausgegangen, ſie ſollten auch von hier aus ihr Ende nehmen. Längſt ſchon hätten die Könige daſelbſt eine Kreuzfahrt unternommen, wäre nicht in ihrem eigenen Lande ſolch ein heiliger Krieg (der wohl beſſer ein unheiliger genannt werden möchte) ausgebrochen. An geiſtiger Entwickelung war immer das franzöſiſche Volk allen übrigen Völkern vorangegangen, und ſo wie bei ihnen das geſteigerte Gefühl ſich zuerſt bis zur Poeſie, aber auch zur Schwärmerei und zum Aberglauben entfaltete, erwachte auch bei ihnen zuerſt der grübelnde Verſtand. Schon um's Jahr 1115 lehrte zu Paris der freiſinnige Abälard und 50 Jahre beiläufig ſpäter, etwa um die Zeit, als König Ludwig VII. aus Paläſtina zurückgekehrt war, wurde Peter de Vaux oder Waldus, ein reicher Kaufmann zu Lyon, von einer tiefen innern Bewegung ergriffen, entſagte der Welt, theilte ſein Vermögen unter die Armen, ließ die Evangelien in die Landesſprache überſetzen und lehrte ganz im Sinne derſelben: man müſſe zur apoſtoliſchen

Einfalt zurückkehren, ſein Leben beſſern, Wahrheit ſuchen und Liebe pflegen — das ſei das wahre Chriſtenthum, welches die Geiſtlichen predigen ſollten. Dieſe Lehre fand bald in Südfrankreich und in Oberitalien viele Anhänger, welche von dem Urheber Waldenſer oder von dem Städtchen Albi Albigenſer genannt wurden. Beſonders war die ſchöne Provence und Toulouſe der Sitz dieſer freiſinnigen Secte, welche keine Kirchen mehr beſuchte, ſondern ſich unter einander verſammelte, mit Leſen der Evangelien, mit frommen Gebeten und Geſängen erbaute. Dabei führten dieſe Menſchen einen gottſeligen Lebenswandel, und der Graf Raimund von Toulouſe, in deſſen Gebiete ſie lebten, war ihnen ein gnädiger Herr und ſchützte ſie gegen die Geiſtlichen, welche ſie mit Gewalt, auf Befehl des Papſtes Innocenz III., zum Kirchenbeſuch zwingen wollten. Da ließ der Papſt wider dieſe Abtrünnigen oder Ketzer (wie ſie genannt wurden), das Kreuz predigen; denn ſie ſeien, hieß es, auch nicht beſſer als die Saracenen. König Philipp Auguſt II. von Frankreich ſandte hierauf den Grafen Simon von Montfort, der ein Gelüſte nach den Beſitzungen des Grafen von Toulouſe trug, zu dieſer Kreuzfahrt. Mit entſetzlicher Wuth und unchriſtlichem Blutdurſte wurde dieſer Krieg gegen Menſchen geführt, die bisher harmlos und ſtill in ihrem geſegneten Lande lebten und Niemand beleidigten, ſondern Gott dienten, wie Jeſus befohlen hat. Tauſende wurden nebſt ihren Weibern und Kindern erſchlagen, hingerichtet, verbrannt, und die Mönche gingen auf dieſen Zügen mit dem Kreuze voran und feuerten die wilden Krieger zur Grauſamkeit an. Der Graf Raimund von Toulouſe wurde in den Bann gelegt und ſein ganzes Land dem grauſamen Simon von Montfort auf einer Kirchenverſammlung zugeſprochen. Endlich ergriffen auch die Waldenſer, erbittert über die Wuth ihrer Feinde, die Waffen, und es dauerte der Krieg beinahe 20 Jahre und wurde erſt, nachdem das ganze ſüdliche Frankreich in eine Wüſte verwandelt war, unter der Regierung König Ludwigs IX. beendet. Die wenigen Waldenſer haben ſich in die Alpen geflüchtet, aber das ſüdliche Frankreich, welches vor dieſem Verfolgungskriege blühender war als das nördliche, konnte ſich lange nicht erholen, und noch bis heutigen Tag iſt es dort weniger lebhaft und angebaut, als in den übrigen Provinzen. Das war auch der Urſprung der Inquiſition, eines geiſtlichen Gerichts, welches der neue Dominicanerorden über ſogenannte Ketzer auf eine ſchauderhafte Weiſe verwaltete. Auch in Deutſchland begann der Dominicaner Konrad von Marburg ſolche Ketzerverfolgung, wurde aber, nachdem er viele unſchuldige Menſchen dem Tode geopfert hatte, bei Frankfurt von dem entrüſteten Volke erſchlagen.

Erſt nachdem alſo die Ketzer in Frankreich ausgerottet waren, lebte wieder die Luſt, das h. Grab zu erobern, daſelbſt auf. König Ludwig IX. fühlte ſich durch einen Traum aufgefordert zu einem Kreuzzuge, den er auch (es war der ſechſte, im J. 1249) mit einer großen Flotte unternahm. Weil der Mittelpunkt türkiſcher Macht damals in Aegypten war, zog er dahin, landete bei Damiette und erſtürmte dieſe feſte Stadt, kam aber nachher durch die unbeſonnene Hitze ſeiner Brüder, die zu weit vordrangen, in große Gefahr, wobei der größte Theil ſeines Heeres vernich-

tet und er selbst mit seinen Brüdern gefangen wurde. Nach mancher Lebensgefahr setzte er sich und die Seinigen wieder in Freiheit, mußte aber eine sehr große Summe Geldes erlegen und die Stadt Damiette zurückgeben. Er kehrte darauf nach manchen Abenteuern, die der wackere Ritter Joinville als Augenzeuge sehr treuherzig in seinem Buche erzählt, nach Frankreich zurück, wo er der frömmste und zugleich redlichste König, der je auf dem französischen Throne gesessen, gleich einem Vater weise und gerecht regierte. Allein seine übertriebene Frömmigkeit ließ ihm nicht Ruhe, er glaubte seinem Gelübde nicht genug gethan zu haben, und unternahm im J. 1267 einen neuen Kreuzzug (den siebenten), obwohl er schon schwach und kränklich war. Er zog dießmal auf den Rath seines Bruders Karl von Anjou, Königs beider Sicilien, gegen Tunis, starb aber bald, nachdem er gelandet, und sein Sohn Philipp III., genannt der Kühne, führte seines Vaters Gebeine und das Kreuzheer zurück nach Frankreich.

Das war nun das Ende der Kreuzzüge, welche vielen Millionen das Leben kosteten, viele Familien um Hab und Gut brachten und namenloses Elend und namenlose Leiden Einzelnen verursachten, jedoch der ganzen europäischen Menschheit ersprießlich waren. Denn es zogen doch nur unruhige, kriegslustige Männer dahin und mit ihnen auch viel träges und raubsüchtiges Gesindel; die Einen wie die Andern wären den Bestrebungen des Handels, der Gewerbe und des Feldbaues, welche jetzt in dem größten Theile von Europa rege wurden, hinderlich gewesen. Viele Ländereien, welche die Kreuzfahrer verpfändeten oder verkauften, kamen nun in die Hände friedlicher und emsiger Leute, in die Hände von Bürgern und sogar von Leibeigenen, weil sich diese oft während der Abwesenheit ihrer Gebieter entweder eigenmächtig in Freiheit setzten, oder mit dem Erworbenen loskauften. Das meiste Grundeigenthum kam freilich in die Hände der Kirchen, Klöster und Bischöfe, allein mit den Geistlichen konnten die Leute doch leichter fertig werden, auch waren jene häufig mildere Herren, als die weltlichen Vasallen.

Am meisten erhob sich während der Kreuzzüge der Bürgerstand, denn es kam zuerst der Wohlstand durch den Seehandel nach Venedig, Amalfi, Pisa und Genua und in die übrigen italienischen Städte und von diesen auch nach Frankreich, Deutschland und England, und wir haben schon gesehen, wie sich die deutschen Städte, begünstigt von den Kaisern, in Freiheit setzten, wie die Hanse und andere Bündnisse entstanden seien. Der neuerhobene Bürgerstand bekam aber auch neue Erwerbszweige durch allerlei Künste und Handwerke, welche die Kreuzfahrer und die Handelsleute aus dem Morgenlande brachten, z. B. die Seidenweberei, die Färberei und dgl.

Außerdem veredelte sich in den Kreuzzügen das Ritterwesen ungemein, und die Geschichte dieser Kriege ist voll der glänzendsten Heldenthaten, denn an Großmuth und Tapferkeit und allen männlichen Tugenden wetteiferten sowohl Christen als Saracenen. Und große Thaten erzeugen auch große Geschichtschreiber, deren Werke das Menschengeschlecht fortwährend veredeln, wie wir denn noch in einem besondern Abschnitt erzählen wer-

den, auf welche Weise, außer der Geschichte, auch noch andere Wissenschaften den Kreuzzügen ihre Ausbildung verdanken.

§ 14. Die Romantik.

Es war, wie schon gesagt worden, diese Periode das Blüthenalter der Romantik, dieser Neigung zum Mannigfaltigen und Bunten, zum Wunderbaren und Geheimnißvollen in Kunst und Leben, welche, vom Gefühl und von der Phantasie getragen, in der alten deutschen Treue und im Dienste des Lehnsherrn und des Vaterlandes, aber auch in der Treue und im Dienste der Frauen ihren Ursprung und ihre Nahrung fand. So ist aus dieser Romantik der Minnesang und das Ritterthum hervorgegangen, in welchen über alle Gefühle Ehre und Liebe herrschten.

Wie von den Arabern die romantische Poesie übergegangen ist zu den Christen in Spanien und Südfrankreich, ist schon gesagt worden; von hier verbreitete sie sich immer weiter gegen Osten und Norden, wo sie durch die Verschmelzung des altgermanischen Elements, das sich in einer phantastischen, aber schaudervollen Zauberwelt und in erhabenen Nebelgestalten eines untergegangenen Heldengeschlechts darthut, eine neue, eigenthümliche Gestalt bekam. Die romantische Poesie zu veredeln, diente ferner der christliche Glaube, in welchem auch Liebe als ein Morgenstern der neuen Menschheit vorleuchtet. Die ersten romantischen Dichter gab es an den Ufern der Garonne und Rhone, in Toulouse, Limosin und der Provence, und sie kommen entweder unter dem allgemeinen Namen der Ministrels oder unter dem besondern der Troubadours und der Provençalen vor. Es waren dieß theils geist- und gemüthvolle Männer aus dem Volke, die für Sold am Hofe (daher der Name Ministrels) in romanischer, d. i. altfranzösischer Sprache gedichtete Lieder zur Begleitung der Harfe und Cither sangen, oder, von Sängern und Possenreißern (Jongleurs) begleitet, durch's Land zogen und Hoch und Niedrig mit ihren Liedern und Possen belustigten; theils auch vornehme Ritter, ja selbst Grafen, Herzoge und Könige, welche sich oft gleich den geringen Troubadours herabließen, von Burg zu Burg zu ziehen mit ihren Liedern oder auch nur für sich die edle Dichtkunst trieben. Solche Troubadours wurden überall ehrenvoll empfangen und besonders von den Frauen auf's huldvollste aufgenommen, wohl bewirthet und gepflegt. Die ersten und ältesten Troubadours waren der Ritter Bechada und Graf Wilhelm IX. von Poitou, Theobald, Graf von Champagne und König von Navarra, Wilhelm von Lorris u. v. a. Der Inhalt ihrer Gedichte, die man auch Romanzen nannte, waren die Sagen von König Arthur und der Tafelrunde, vom heiligen Graal, von Kaiser Karl und seinem Helden Roland, aber auch arabische Mährchen und alte griechische und römische Geschichten, und die Kreuzzüge oder Lieder, in welchen sich Frauenliebe, Glaube, Tapferkeit, Freiheit und Liebe für Recht und Vaterland auf natürliche, meist höchst innige Weise aussprachen.

Von Frankreich aus verbreitete sich die romantische Poesie unter der

Regierung der Hohenſtaufen auch nach Deutſchland, wo zuerſt in Schwaben die ſogenannten Minneſinger auftraten: Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, Jakob von der Warte, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Heinrich von Oſterdingen, Nicolaus Klingsohr, und vor allen Wolfram von Eſchenbach. Aber auch gekrönte Häupter übten dieſe ſchöne Kunſt, Friedrich I. der Rothbart, ſein Sohn Heinrich VI., Friedrich II. und auch der unglückliche Konradin, König Wäceſlaw (Wenzel) von Böhmen, Vater Ottokars, Herzog Heinrich IV. von Breslau u. v. a. waren Minneſinger. Außer den hohenſtaufiſchen Kaiſern beſchützten und beförderten der Landgraf Hermann von Thüringen und die öſtreichiſchen Herzoge aus dem Babenbergiſchen Hauſe die Dichtkunſt am meiſten und verſammelten an ihren Höfen die Minneſinger. Die Gedichte waren theils Nachahmungen der franzöſiſchen Romanzen, wie der Parcival von Eſchenbach, der Triſtan von Gottfried von Straßburg, doch von deutſchem Geiſt durchdrungen, inniger und tiefer empfunden als die franzöſiſchen; theils deutſche Heldenſagen, welche im Liede der Nibelungen, von dem wir ſchon geſprochen, enthalten ſind. Unter den größern Heldengedichten iſt der Parcival bei weitem das gelungenſte, wie überhaupt Eſchenbach der größte deutſche Minneſinger iſt. Außerdem zeigt ſich aber das innigſte Gefühl im natürlichſten Ausdrucke und mit rührender Einfalt in den kleinen Liedern, deren wir noch ſo viele beſitzen. Hier folgen einige, die ſich entweder durch Zartheit und Anmuth auszeichnen, oder die Denk- und Empfindungsweiſe damaliger Zeit beſonders ausdrücken.

Fräuleins Klage.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr,
Und als ich ihn gezähmet
Und er mir freundlich war,
Da flocht' ich um die Schwingen
Ihm manches goldne Band;
Doch ach, bald lernt' er fliegen
Und flog in andres Land!

Wohl ſah ich ich oft ihn ſchweben
Und rief ihm weinend zu,
Doch er will mich nicht hören
In ſeinem ſtolzen Flug.
Er trägt viel ſeid'ne Riemen
Und glänzt vor rothem Gold:
O Gott, gib mir ihn wieder
Und mach' ſein Herz mir hold!

Der von Kürenberg.

An die deutſchen Frauen.

Ihr viel wonnereichen Frauen,
Laßt uns Grüßen an Euch ſchauen,
Lachet guten Freunden ſo,
Daß ſie mit Euch lachen müſſen:
Euer lächelndes Begrüßen
Macht die ſchweren Herzen froh.
Wie glänzt Heid' und Aue
In des Maien Thaue.
Baß noch muß ein ſel'ger Mann
Lachen, den Ihr lachet an.

Euer Grüßen und Eu'r Lachen,
Das ſoll keinen Herzenſchwachen
Je erfreun! ſo iſt mein Rath.
Was frommt lichter Schein dem Blinden?
Was dem Thoren, Gold zu finden,
Der nach Gold Begehr nicht hat?
Guter Frauen Hulde,
Goldes Uebergulde,
Die geziemt dem Feigen nicht:
Nie erjage ſie ein Wicht!

Heinrich von Riſpach
genannt der tugendhafte Schreiber.

Die Gottesminne.

Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Ihm darf auf der jagenden Weide:
Muß heldenſtark und ohne Bangen,
Will er die reine Jungfrau fangen,
Nach ihr nur langen
In ſteter Ringerfreude.
So muß er kämpfen Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne:
Denn Keiner ſie ſchlafend erringen mag,
Er muß ſie zwingen in dem Hag,
Zum Angriff wach,
Mit reinem feſten Sinne.

Die Gottesminne iſt hochgemuth,
Dabei demüthiglich und gut,

Und wer nicht thut,
Wie er ſollte, gegen die Minne,
Dem wird ſie nimmermehr recht kund
Und minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird der in ſeinem Sinne.
Sie iſt ſo ſeliglich gemuth,
Daß ſie im ganzen Herzen
Wohl iſt das allerhöchſte Gut,
Das allerliebſte Herzensblut.
O Thorenbrut,
Die ſolches Heil verſcherzen!

Die der Gotteminne fremde ſind,
Die ſind mit lichten Augen blind
Und ſolch ein Kind
Das heißt ein Kind der Erde,
Wer aber Gottes Minne fand,
Der wird ein Gotteskind genannt
Durch alles Land
Mit inniglichem Werthe.
Er wächſt und blüht in Himmelsregen
Und Himmelsthaues Süße
Und über ihm ſchwebt Gottes Segen,
Der ſein zu aller Zeit will pflegen,
Daß ſeinen Wegen
Die Freude rings erſprieße.

Wen Gottes Minne nie bezwang,
Nie der in hohen Freuden rang
Und guter Sang
Kann nimmermehr ihm fließen:
Wer Gottes Minne nie empfand,
Der iſt ein Schatten an der Wand,
Ihm unbekannt
Bleibt Leben, Kunſt und Wiſſen.
Wen Gottes Minne nie beſaß
Im Sinn und im Gemüthe,
Der iſt der Gnad' ein leeres Faß,
Blind iſt ſein Herzensſpiegelglas,
Sein Leib iſt laß
Für aller Wonnen Blüthe.

Meiſter Gottfried v. Straßburg.

Lob der Minne.

In der Blüthenzeit der Maien,
Wann der Aether wird zu Duft,

Da sieht man sich lieblich zweien,
Was das Herz zusammenruft.
Eines sich des Andern freut
In der frohen Frühlingszeit.

Wo sich Lieb' und Liebe zweiet,
Hohen Muth die Liebe beut
Und in beiden Herzen maiet
Eine ew'ge Wonnezeit.
Trauer kennt die Liebe nicht,
Wo sich Herz um Herze flicht.

Wenn zwei Seelen so sich meinen
Ohne Falsch und ohne Wank
Und sich beide so vereinen
In dem reinen Herzensdrang:
Die hat Gott zusammgegeben
Auf ein wonnigliches Leben.

Herr Ulrich von Lichtenstein.

Frühlingslied.

Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die uns der Frühling bringen will:
Sie standen erst in großer Noth,
Der Frost that ihnen Leides viel:
Nun will's der Mai ersetzen wohl
Mit manchem wonniglichen Tage:
Drum ist die Welt gar freudenvoll.

König Konrad der Junge.

Auch in England, wo schon unter den Angelsachsen Ministrels und Harfenspieler waren, wie wir in der Geschichte Alfreds gesehen haben, erhob sich während der Kreuzzüge die Romantik und König Richard Löwenherz war mit seinem Freunde Blondel nicht der einzige Sänger.

Es war aber die Poesie dieses Zeitraums nicht etwa eine künstliche und studirte, wie sie es größtentheils in unsern Zeiten geworden ist, es war wie bei Homer ein kindliches Spiel mit der Sprache, in welcher sich Gefühl und Phantasie natürlich und einfältig, fast ohne Bewußtsein aussprachen und zum Liede gestalteten, das sogleich, wie es entstanden, gesungen wurde. Denn die wenigsten Minnesinger konnten schreiben, was selbst Wolfram von Eschenbach eingesteht. Darum waren es auch Stimmen, die vom Herzen leicht den Weg zu Herzen fanden, und

durch eine milde Heiterkeit, die sie über das Leben ergossen, so Freude als Sitte veredelten, die Wildheit der Männer milderten und die Beschränktheit der Frauenwelt vom Gemeinen und Alltäglichen zum Höhern und Idealen erhoben. Aber auch belehren und zur Tugend erheben mußten diese Lieder, denn die zarteste Sittigkeit herrscht darin, Frömmigkeit aber und Menschenliebe kann in keinem Sittenbuche eindringlicher empfohlen werden. So ist auch mitten unter diesen Spielen eines schwärmerischen Wunderglaubens immer der Blick zur hellen Wahrheit gerichtet, und man kann sagen, daß durch den Minnesang mehr Bildung und Aufklärung verbreitet worden ist, als durch die ersten Universitäten und Schulen des Mittelalters.

Außer der Poesie und Musik ward noch eine Kunst in diesem Zeitalter geübt, welche auch wieder ganz den Stempel des Romantischen an sich trägt — die Baukunst. Denn auch in den sogenannten gothischen Kirchen herrscht das Mannigfaltige, Bunte, Wunderbare und Erhabene. Auf schlanken, mit allerlei Schnörkeln gezierten Säulen erhöhen sich die Spitzbogen und die unterbrochenen Gewölbe der düstern Dome und über ihnen ragen die himmelanstrebenden Thürme. Der Münster zu Freiburg, der von Straßburg, die Stephanskirche zu Wien, der Dom zu Cöln und der zu Magdeburg wurden in dieser Zeit gebaut. Die Bauleute waren anfänglich Mönche, bald aber Weltliche, die sich Freimaurer nannten und in Brüderschaften, die in England Logen, in Deutschland Hütten hießen, vereinigten. Diese Brüderschaften theilten sich in Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche die Grundsätze ihrer Kunst, die auf Geometrie beruht, geheim hielten und nebst dem Fleiße und der Kunstfertigkeit auch auf strenge Sittlichkeit und Redlichkeit in der ganzen Brüderschaft wachten. Nach dem Muster dieser Maurerbrüderschaften scheinen sich auch zu Ende dieses Zeitraums die Zünfte der Handwerker gebildet zu haben, die freilich, weil sie nicht der tiefen Wissenschaft bedurften, denselben an Würde weit nachstanden.

§ 15. Die Scholastik und die Wissenschaft.

Langsamer ging die Bildung des Verstandes durch die Wissenschaft von statten. Seit Karl der Große in seinen neuerrichteten Schulen in allerlei weltlichen und geistlichen Kenntnissen Unterricht ertheilen ließ, nannte man die Gelehrten Scholastiker und die Gelehrsamkeit selbst Scholastik. Nach dem Verfall dieser Schulen beschränkte sich aber der Unterricht meist nur auf die Religionswissenschaft, zu deren Erläuterung hernach im elften Jahrhundert die Philosophie angewendet und insbesondere mit dem Namen der Scholastik belegt wurde. Aber diese Philosophie war nicht, was sie sein sollte, eine Lehre über die Erkenntniß und Auffassung des Wahren, Guten und Schönen, sondern eine Unterweisung, wie man nach gewissen Formeln und Regeln über Religionslehren disputiren könne. Denn so haben die christlichen Gelehrten diese Wissenschaft von Arabern bekommen, bei denen sie auch nichts weiter, als eine Disputirkunst war. Zum Muster dienten wohl die Griechen,

aber nicht der einfache und den ganzen Menschen mit Klarheit umfassende und zum Leben vorbereitende Socrates, sondern seine beiden Schüler Plato und Aristoteles, von welchen jener mit seiner poetischen Weltanschauung das Gefühl und die Phantasie, dieser durch sein scharfes Denken den Verstand vorherrschen ließ. Obendrein wurden diese großen Meister, in's Arabische und Lateinische ziemlich schlecht übersetzt, nicht einmal recht verstanden, und so trieb man sich mit spitzfindigen Fragen und Untersuchungen herum, ohne der Wahrheit näher zu kommen, oder irgend etwas zur Veredlung der Menschheit beizutragen. Es entstanden aber unter den Gelehrten des Mittelalters zwei sich einander bekämpfende Parteien, nämlich die Scholastiker, welche es mit der aristotelischen Verstandesphilosophie und die Mystiker, welche es mit der platonischen Gefühlsphilosophie hielten. Weil aber die Hauptsache das Disputiren war, so wurden öffentliche Disputationen gehalten, zu welchen, wie zu Turnieren, nicht nur Gelehrte, sondern auch Ungelehrte kamen und wobei Könige und Fürsten auf hohen Sitzen die Zuschauer und Zuhörer machten. Es wurden bei solchen Disputationen oft ganz unsinnige Fragen aufgeworfen und darüber mit solcher Leidenschaftlichkeit disputirt, daß oft aller Wohlstand bei Seite gesetzt wurde. Die Disputirenden fuhren auf einander wie Kämpfer los, stießen die gemeinsten Flüche und Schimpfworte aus, warfen einander die Bücher an den Kopf, spieen sich einander in's Angesicht, kratzten und schlugen, so daß man nur mit Mühe beide Parteien besänftigen konnte.

Eine edle Ausnahme unter den Gelehrten dieser Zeit machten der Abt Bernhard von Clairvaux und der Scholastiker Peter Abälard, Beide aus Frankreich. Bernhard, ein Mystiker, wollte das ausgeartete Christenthum wieder zur wahren Frömmigkeit zurückführen; und darum ermunterte er auch die Christen, nach dem Morgenlande zu ziehen, wo seit jeher Andacht und Glaubensinnigkeit zu finden war. Schön ist, was er über den Zweck aller Gelehrsamkeit gesagt: „Es gibt Menschen, die da wissen wollen, nur damit sie es wissen, das ist unnütze Neugierde; Andre, damit sie Ruhm erlangen, und das ist Eitelkeit; noch Andre, damit sie ihre Wissenschaft verkaufen und damit Brot erwerben, und das ist schändliche Habsucht — du aber lerne, damit du erbaut werdest und erbauest, das ist Religion, das ist Liebe."

Merkwürdig durch seine Schicksale und seine Gelehrsamkeit ist Peter Abälard, der größte Gelehrte seiner Zeit, und zwar gleich Friedrich II. ein weltlicher und gleich diesem größer und freisinniger als seine Zeit. Dieser Mann, der Sohn eines wackern Ritters, war im J. 1079 in Frankreich geboren, ausgestattet mit der schönsten männlichen Gestalt, vereinigte er eindringenden Verstand mit unersättlicher Wißbegierde. In frühester Jugend schon versammelten sich um ihn Tausende von wißbegierigen Schülern, und als er im 31 Jahre seines Lebens nach Paris kam, übergab ihm der Canonicus Fulbert seine schöne Nichte Heloise zum Unterricht. Da aber eine Neigung zwischen Lehrer und Schülerin entstand und Fulbert keine öffentliche Eheverbindung zulassen wollte, verließ Abälard mit Heloisen sein Haus, wurde aber nach vielen traurigen Schicksalen durch ausgesandte Leute Fulberts auf's gröbste mißhan-

delt und verstümmelt, so daß er Heloisen den Rath gab, weil er weder sie, noch sich mehr schützen konnte, den Schleier zu nehmen. Er selbst ging auch in's Kloster zu St. Denys in Paris, wurde aber auch hier von seinen Schülern aufgesucht, und seine Zelle konnte die Unzahl nicht fassen, die zu ihm strömte. Das erweckte den Neid der übrigen Lehrer, und weil er die Vernunft bei seinen Untersuchungen über Religionssachen frei gebrauchte, wurde er der Ketzerei angeklagt und verließ, um allen Verfolgungen zu entgehen, das Kloster, baute sich in den dunkeln Wäldern der Champagne an den Ufern der Seine eine Schilfhütte, und führte daselbst ein Einsiedlerleben. Auch dahin kamen seine Schüler, bauten sich rings herum Hütten, um bei ihm zu wohnen, und endlich ein großes Kloster, das Abälard Paraklet, d. h. den Tröster nannte. Als darauf die Mönche von St. Gildas ihn zum Abte wählten, schenkte er das Paraklet dem Nonnenkloster, wo seine Heloise lebte. Es wurde also dahin eine Anzahl von Nonnen versetzt und Heloise als Aebtissin beigegeben, die Abälard selbst zu dieser Würde einweihte. Allein jetzt trat Bernhard gegen Abälards Lehre auf und er wurde wieder wegen seiner Lehre vom Papste und einer Kirchenversammlung verdammt. Der Abt von Clugni versöhnte ihn endlich mit Bernhard und auch die päpstliche Absolution erfolgte, so daß Abälard im J. 1142, schwächer am Leibe als am Geiste, in Frieden seine Tage schloß. Seinem Wunsche gemäß wurde er im Paraklet begraben; dort ruht auch Heloise, die noch 21 Jahre nach ihm, von Allen geliebt und verehrt, den Wissenschaften, der Kirche und dem Andenken an ihren edlen Freund lebte.

Welch ein seltener Mann Abälard gewesen sei, bezeugt unter andern die Stelle eines noch vorhandenen lateinischen Briefes seiner Heloise, wo sie an ihn schreibt, wie folgt:

„Zwei Dinge aber, ich gestehe es, besaßest Du vorzüglich, wodurch Du aller Frauen Herzen sogleich gewinnen konntest, die Anmuth Deines Gespräches und Deines Gesanges, Dinge, welche andere Philosophen bekanntlich nicht erreicht haben. Indem Du mit ihnen wie zum Spiel Dich von der Arbeit der philosophischen Uebungen erholtest, hast Du solche meistens in erotischem Metrum und Rhythmus verfertigte Gedichte hinterlassen, welche wegen der überschwänglichen Süßigkeit sowohl in Sprache als Melodie häufig nachgesungen wurden und Deinen Namen in Aller Mund unaufhörlich erhielten, so daß auch die Ungebildeten wegen Deiner Melodien Süßigkeit Dich niemals vergessen konnten."

Allein der Saame, den dieser große Lehrer streute, konnte nicht Früchte tragen, denn die Päpste ersannen ein neues Mittel, den neuerwachten Wahrheitssinn zu unterdrücken — die Inquisition. Der Tod auf dem Scheiterhaufen war als Strafe auf sogenannte Ketzereien gesetzt und schon im J. 1233 wurden zu Verona an einem Tage auf einmal 60 Männer und Frauen verbrannt! —

§ 16. Das Ritterthum.

Lebensvoller als die Scholastik wirkte das Ritterthum auf die Ausbildung und Veredlung der germanischen Völker. Die Keime dazu lagen in den alten germanischen Sitten, nach welchen des Mannes Ehre von seiner Tapferkeit und Redlichkeit abhing; dazu kam nun die christliche Frömmigkeit, welche einem jeden Ritter Schutz der Schwachen und Unterdrückten, besonders der Frauen und Schonung der Besiegten und Unbewehrten auferlegte. Seit den Kreuzzügen, wo das Ritterthum erst recht aufkam, wurde Jeder, der aus einem edeln und freien Geschlechte stammte, d. h. dessen Vater und Ahnen schon freie und von Königen und Fürsten ausgezeichnete Krieger waren, auf seinen Stand sorgfältig vorbereitet. Bis zum siebenten Jahr blieb der Knabe unter der Pflege und Aufsicht der Mutter, sodann wurde er auf das Schloß eines befreundeten Mannes geschickt, wo er sich als Edelknabe in verschiedenen Diensten übte. Hier wurde er der Hausfrau insbesondere übergeben, welche ihn zum Beten anhielt und wohl auch bei Erzählung von Heldengeschichten manche Lehre der Tugend und der Weisheit mittheilte und auf die Bewahrung guter Sitten sorgfältig achtete; auch lernte von ihr der Knabe alte Lieder singen und Harfe spielen. Kein Wunder also, daß solch' fromme Gemüther sich unter den Augen edler Frauen entwickelten. Doch wurde auch für leibliche Uebung gesorgt. Denn es mußte der Knabe mit den Roßbuben dem Herrn die Pferde satteln und anzäumen und ihn, sobald er reiten konnte, auf seinen Zügen begleiten. Alle seine Knabenspiele waren ritterlich, das Spielzeug Armbrust und Bolzen, Schleuder und Schwert und derlei Waffen. Im vierzehnten Jahre wurde der Edelknabe wehrhaft gemacht, d. i. die Eltern gingen mit ihm in die Kapelle und ein Priester nahm das Wehrgehänge vom Altar, sprach darüber den Segen und hing es dem Jüngling um, wodurch er feierlich zum Knappen erklärt ward. Nun hatte er noch immer den Dienst bei der Dame, ihr bei Tische aufzuwarten und manche häusliche Geschäfte auf ihren Befehl zu vollziehen, aber häufiger schon wurde er von dem Ritter in Anspruch genommen, dessen Rüstungen, Knechte, Pferde und Hunde ihm anbefohlen waren. Nun bekam er auch schon gelegentlich manche gute Lehre von dem Ritter, wie das Alles im Parcival II. 25, trefflich beschrieben steht:

Bald hatte Gurnemanz erkannt,
Wie noch sein Gast in Unverstand
Gar tief befangen, doch auch bald:
Wie reiche Tugend bei dem Kinde
Im ungeweckten Keim sich finde.
Drum unternahm erfahrungsalt
Der wack're Greis, zur schönen Frucht
In Weisheit, Ritterschaft und Zucht
Ihn zu entfalten, daß die Lehre
Den Schüler wie den Meister ehre.
Da Ritter und Diener Morgens gingen,

tet und er selbst mit seinen Brüdern gefangen wurde. Nach mancher Lebensgefahr setzte er sich und die Seinigen wieder in Freiheit, mußte aber eine sehr große Summe Geldes erlegen und die Stadt Damiette zurückgeben. Er kehrte darauf nach manchen Abenteuern, die der wackere Ritter Joinville als Augenzeuge sehr treuherzig in seinem Buche erzählt, nach Frankreich zurück, wo er der frömmste und zugleich redlichste König, der je auf dem französischen Throne gesessen, gleich einem Vater weise und gerecht regierte. Allein seine übertriebene Frömmigkeit ließ ihm nicht Ruhe, er glaubte seinem Gelübde nicht genug gethan zu haben, und unternahm im J. 1267 einen neuen Kreuzzug (den siebenten), obwohl er schon schwach und kränklich war. Er zog dießmal auf den Rath seines Bruders Karl von Anjou, Königs beider Sicilien, gegen Tunis, starb aber bald, nachdem er gelandet, und sein Sohn Philipp III., genannt der Kühne, führte seines Vaters Gebeine und das Kreuzheer zurück nach Frankreich.

Das war nun das Ende der Kreuzzüge, welche vielen Millionen das Leben kosteten, viele Familien um Hab und Gut brachten und namenloses Elend und namenlose Leiden Einzelnen verursachten, jedoch der ganzen europäischen Menschheit ersprießlich waren. Denn es zogen doch nur unruhige, kriegslustige Männer dahin und mit ihnen auch viel träges und raubsüchtiges Gesindel; die Einen wie die Andern wären den Bestrebungen des Handels, der Gewerbe und des Feldbaues, welche jetzt in dem größten Theile von Europa rege wurden, hinderlich gewesen. Viele Ländereien, welche die Kreuzfahrer verpfändeten oder verkauften, kamen nun in die Hände friedlicher und emsiger Leute, in die Hände von Bürgern und sogar von Leibeigenen, weil sich diese oft während der Abwesenheit ihrer Gebieter entweder eigenmächtig in Freiheit setzten, oder mit dem Erworbenen loskauften. Das meiste Grundeigenthum kam freilich in die Hände der Kirchen, Klöster und Bischöfe, allein mit den Geistlichen konnten die Leute doch leichter fertig werden, auch waren jene häufig mildere Herren, als die weltlichen Vasallen.

Am meisten erhob sich während der Kreuzzüge der Bürgerstand, denn es kam zuerst der Wohlstand durch den Seehandel nach Venedig, Amalfi, Pisa und Genua und in die übrigen italienischen Städte und von diesen auch nach Frankreich, Deutschland und England, und wir haben schon gesehen, wie sich die deutschen Städte, begünstigt von den Kaisern, in Freiheit setzten, wie die Hanse und andere Bündnisse entstanden seien. Der neuerhobene Bürgerstand bekam aber auch neue Erwerbszweige durch allerlei Künste und Handwerke, welche die Kreuzfahrer und die Handelsleute aus dem Morgenlande brachten, z. B. die Seidenweberei, die Färberei und dgl.

Außerdem veredelte sich in den Kreuzzügen das Ritterwesen ungemein, und die Geschichte dieser Kriege ist voll der glänzendsten Heldenthaten, denn an Großmuth und Tapferkeit und allen männlichen Tugenden wetteiferten sowohl Christen als Saracenen. Und große Thaten erzeugen auch große Geschichtschreiber, deren Werke das Menschengeschlecht fortwährend veredeln, wie wir denn noch in einem besondern Abschnitt erzählen wer-

den, auf welche Weiſe, außer der Geſchichte, auch noch andere Wiſſenſchaften den Kreuzzügen ihre Ausbildung verdanken.

§ 14. Die Romantik.

Es war, wie ſchon geſagt worden, dieſe Periode das Blüthenalter der Romantik, dieſer Neigung zum Mannigfaltigen und Bunten, zum Wunderbaren und Geheimnißvollen in Kunſt und Leben, welche, vom Gefühl und von der Phantaſie getragen, in der alten deutſchen Treue und im Dienſte des Lehnsherrn und des Vaterlandes, aber auch in der Treue und im Dienſte der Frauen ihren Urſprung und ihre Nahrung fand. So iſt aus dieſer Romantik der Minneſang und das Ritterthum hervorgegangen, in welchen über alle Gefühle Ehre und Liebe herrſchten.

Wie von den Arabern die romantiſche Poeſie übergegangen iſt zu den Chriſten in Spanien und Südfrankreich, iſt ſchon geſagt worden; von hier verbreitete ſie ſich immer weiter gegen Oſten und Norden, wo ſie durch die Verſchmelzung des altgermaniſchen Elements, das ſich in einer phantaſtiſchen, aber ſchaudervollen Zauberwelt und in erhabenen Nebelgeſtalten eines untergegangenen Heldengeſchlechts darthut, eine neue, eigenthümliche Geſtalt bekam. Die romantiſche Poeſie zu veredeln, diente ferner der chriſtliche Glaube, in welchem auch Liebe als ein Morgenſtern der neuen Menſchheit vorleuchtet. Die erſten romantiſchen Dichter gab es an den Ufern der Garonne und Rhone, in Toulouſe, Limoſin und der Provence, und ſie kommen entweder unter dem allgemeinen Namen der Miniſtrels oder unter dem beſondern der Troubadours und der Provençalen vor. Es waren dieß theils geiſt- und gemüthvolle Männer aus dem Volke, die für Sold am Hofe (daher der Name Miniſtrels) in romaniſcher, d. i. altfranzöſiſcher Sprache gedichtete Lieder zur Begleitung der Harfe und Cither ſangen, oder, von Sängern und Poſſenreißern (Jongleurs) begleitet, durch's Land zogen und Hoch und Niedrig mit ihren Liedern und Poſſen beluſtigten; theils auch vornehme Ritter, ja ſelbſt Grafen, Herzoge und Könige, welche ſich oft gleich den geringen Troubadours herabließen, von Burg zu Burg zu ziehen mit ihren Liedern oder auch nur für ſich die edle Dichtkunſt trieben. Solche Troubadours wurden überall ehrenvoll empfangen und beſonders von den Frauen auf's huldvollſte aufgenommen, wohl bewirthet und gepflegt. Die erſten und älteſten Troubadours waren der Ritter Bechada und Graf Wilhelm IX. von Poitou, Theobald, Graf von Champagne und König von Navarra, Wilhelm von Lorris u. v. a. Der Inhalt ihrer Gedichte, die man auch Romanzen nannte, waren die Sagen von König Arthur und der Tafelrunde, vom heiligen Graal, von Kaiſer Karl und ſeinem Helden Roland, aber auch arabiſche Mährchen und alte griechiſche und römiſche Geſchichten, und die Kreuzzüge oder Lieder, in welchen ſich Frauenliebe, Glaube, Tapferkeit, Freiheit und Liebe für Recht und Vaterland auf natürliche, meiſt höchſt innige Weiſe ausſprachen.

Von Frankreich aus verbreitete ſich die romantiſche Poeſie unter der

Regierung der Hohenstaufen auch nach Deutschland, wo zuerst in Schwaben die sogenannten Minnesinger auftraten: Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, Jakob von der Warte, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Heinrich von Ofterdingen, Nicolaus Klingsohr, und vor allen Wolfram von Eschenbach. Aber auch gekrönte Häupter übten diese schöne Kunst, Friedrich I. der Rothbart, sein Sohn Heinrich VI., Friedrich II. und auch der unglückliche Konradin, König Wäcflaw (Wenzel) von Böhmen, Vater Ottokars, Herzog Heinrich IV. von Breslau u. v. a. waren Minnesinger. Außer den hohenstaufischen Kaisern beschützten und beförderten der Landgraf Hermann von Thüringen und die östreichischen Herzoge aus dem Babenbergischen Hause die Dichtkunst am meisten und versammelten an ihren Höfen die Minnesinger. Die Gedichte waren theils Nachahmungen der französischen Romanzen, wie der Parcival von Eschenbach, der Tristan von Gottfried von Straßburg, doch von deutschem Geist durchdrungen, inniger und tiefer empfunden als die französischen; theils deutsche Heldensagen, welche im Liede der Nibelungen, von dem wir schon gesprochen, enthalten sind. Unter den größern Heldengedichten ist der Parcival bei weitem das gelungenste, wie überhaupt Eschenbach der größte deutsche Minnesinger ist. Außerdem zeigt sich aber das innigste Gefühl im natürlichsten Ausdrucke und mit rührender Einfalt in den kleinen Liedern, deren wir noch so viele besitzen. Hier folgen einige, die sich entweder durch Zartheit und Anmuth auszeichnen, oder die Denk- und Empfindungsweise damaliger Zeit besonders ausdrücken.

Fräuleins Klage.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr,
Und als ich ihn gezähmet
Und er mir freundlich war,
Da flocht' ich um die Schwingen
Ihm manches goldne Band;
Doch ach, bald lernt' er fliegen
Und flog in andres Land!

Wohl sah ich ich oft ihn schweben
Und rief ihm weinend zu,
Doch er will mich nicht hören
In seinem stolzen Flug.
Er trägt viel seid'ne Riemen
Und glänzt vor rothem Gold:
O Gott, gib mir ihn wieder
Und mach' sein Herz mir hold!

Der von Kürenberg.

An die deutſchen Frauen.

Ihr viel wonnereichen Frauen,
Laßt uns Grüßen an Euch ſchauen,
Lachet guten Freunden ſo,
Daß ſie mit Euch lachen müſſen:
Euer lächelndes Begrüßen
Macht die ſchweren Herzen froh.
Wie glänzt Heid' und Aue
In des Maien Thaue.
Baß noch muß ein ſel'ger Mann
Lachen, den Ihr lachet an.

Euer Grüßen und Eu'r Lachen,
Das ſoll keinen Herzenſchwachen
Je erfreun! ſo iſt mein Rath.
Was frommt lichter Schein dem Blinden?
Was dem Thoren, Gold zu finden,
Der nach Gold Begehr nicht hat?
Guter Frauen Hulde,
Goldes Ueberguld,
Die geziemt dem Feigen nicht:
Nie erjage ſie ein Wicht!

Heinrich von Riſpach
genannt der tugendhafte Schreiber.

Die Gottesminne.

Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Ihm darf auf der jagenden Weide:
Muß heldenſtark und ohne Bangen,
Will er die reine Jungfrau fangen,
Nach ihr nur langen
In ſteter Ringerfreude.
So muß er kämpfen Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne:
Denn Keiner ſie ſchlafend erringen mag,
Er muß ſie zwingen in dem Hag,
Zum Angriff wach,
Mit reinem feſten Sinne.

Die Gottesminne iſt hochgemuth,
Dabei demüthiglich und gut,

Und wer nicht thut,
Wie er ſollte, gegen die Minne,
Dem wird ſie nimmermehr recht kund
Und minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird der in ſeinem Sinne.
Sie iſt ſo ſeliglich gemuth,
Daß ſie im ganzen Herzen
Wohl iſt das allerhöchſte Gut,
Das allerliebſte Herzensblut.
O Thorenbrut,
Die ſolches Heil verſcherzen!

Die der Gottesminne fremde ſind,
Die ſind mit lichten Augen blind
Und ſolch ein Kind
Das heißt ein Kind der Erde,
Wer aber Gottes Minne fand,
Der wird ein Gotteskind genannt
Durch alles Land
Mit inniglichem Werthe.
Er wächſt und blüht in Himmelsregen
Und Himmelsthaues Süße
Und über ihm ſchwebt Gottes Segen,
Der ſein zu aller Zeit will pflegen,
Daß ſeinen Wegen
Die Freude rings erſprieße.

Wen Gottes Minne nie bezwang,
Nie der in hohen Freuden rang
Und guter Sang
Kann nimmermehr ihm fließen:
Wer Gottes Minne nie empfand,
Der iſt ein Schatten an der Wand,
Ihm unbekannt
Bleibt Leben, Kunſt und Wiſſen.
Wen Gottes Minne nie beſaß
Im Sinn und im Gemüthe,
Der iſt der Gnad' ein leeres Faß,
Blind iſt ſein Herzensſpiegelglas,
Sein Leib iſt laß
Für aller Wonnen Blüthe.

Meiſter Gottfried v. Straßburg.

Lob der Minne.

In der Blüthenzeit der Maien,
Wann der Aether wird zu Duft,

Da ſieht man ſich lieblich zweien,
Was das Herz zuſammenruft.
Eines ſich des Andern freut
In der frohen Frühlingszeit.

Wo ſich Lieb' und Liebe zweiet,
Hohen Muth die Liebe beut
Und in beiden Herzen maiet
Eine ew'ge Wonnezeit.
Trauer kennt die Liebe nicht,
Wo ſich Herz um Herze flicht.

Wenn zwei Seelen ſo ſich meinen
Ohne Falſch und ohne Wank
Und ſich beide ſo vereinen
In dem reinen Herzensdrang:
Die hat Gott zuſammgegeben
Auf ein wonnigliches Leben.

Herr Ulrich von Lichtenſtein.

Frühlingslied.

Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die uns der Frühling bringen will:
Sie ſtanden erſt in großer Noth,
Der Froſt that ihnen Leides viel:
Nun will's der Mai erſetzen wohl
Mit manchem wonniglichen Tage:
Drum iſt die Welt gar freudenvoll.

König Konrad der Junge.

Auch in England, wo ſchon unter den Angelſachſen Miniſtrels und Harfenſpieler waren, wie wir in der Geſchichte Alfreds geſehen haben, erhob ſich während der Kreuzzüge die Romantik und König Richard Löwenherz war mit ſeinem Freunde Blondel nicht der einzige Sänger.

Es war aber die Poeſie dieſes Zeitraums nicht etwa eine künſtliche und ſtudirte, wie ſie es größtentheils in unſern Zeiten geworden iſt, es war wie bei Homer ein kindliches Spiel mit der Sprache, in welcher ſich Gefühl und Phantaſie natürlich und einfältig, faſt ohne Bewußtſein ausſprachen und zum Liede geſtalteten, das ſogleich, wie es entſtanden, geſungen wurde. Denn die wenigſten Minneſinger konnten ſchreiben, was ſelbſt Wolfram von Eſchenbach eingeſteht. Darum waren es auch Stimmen, die vom Herzen leicht den Weg zu Herzen fanden, und

durch eine milde Heiterkeit, die sie über das Leben ergossen, so Freude als Sitte veredelten, die Wildheit der Männer milderten und die Beschränktheit der Frauenwelt vom Gemeinen und Alltäglichen zum Höhern und Idealen erhoben. Aber auch belehren und zur Tugend erheben mußten diese Lieder, denn die zarteste Sittigkeit herrscht darin, Frömmigkeit aber und Menschenliebe kann in keinem Sittenbuche eindringlicher empfohlen werden. So ist auch mitten unter diesen Spielen eines schwärmerischen Wunderglaubens immer der Blick zur hellen Wahrheit gerichtet, und man kann sagen, daß durch den Minnesang mehr Bildung und Aufklärung verbreitet worden ist, als durch die ersten Universitäten und Schulen des Mittelalters.

Außer der Poesie und Musik ward noch eine Kunst in diesem Zeitalter geübt, welche auch wieder ganz den Stempel des Romantischen an sich trägt — die Baukunst. Denn auch in den sogenannten gothischen Kirchen herrscht das Mannigfaltige, Bunte, Wunderbare und Erhabene. Auf schlanken, mit allerlei Schnörkeln gezierten Säulen erhöhen sich die Spitzbogen und die unterbrochenen Gewölbe der düstern Dome und über ihnen ragen die himmelanstrebenden Thürme. Der Münster zu Freiburg, der von Straßburg, die Stephanskirche zu Wien, der Dom zu Cöln und der zu Magdeburg wurden in dieser Zeit gebaut. Die Bauleute waren anfänglich Mönche, bald aber Weltliche, die sich Freimaurer nannten und in Brüderschaften, die in England Logen, in Deutschland Hütten hießen, vereinigten. Diese Brüderschaften theilten sich in Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche die Grundsätze ihrer Kunst, die auf Geometrie beruht, geheim hielten und nebst dem Fleiße und der Kunstfertigkeit auch auf strenge Sittlichkeit und Redlichkeit in der ganzen Brüderschaft wachten. Nach dem Muster dieser Maurerbrüderschaften scheinen sich auch zu Ende dieses Zeitraums die Zünfte der Handwerker gebildet zu haben, die freilich, weil sie nicht der tiefen Wissenschaft bedurften, denselben an Würde weit nachstanden.

§ 15. Die Scholastik und die Wissenschaft.

Langsamer ging die Bildung des Verstandes durch die Wissenschaft von statten. Seit Karl der Große in seinen neuerrichteten Schulen in allerlei weltlichen und geistlichen Kenntnissen Unterricht ertheilen ließ, nannte man die Gelehrten Scholastiker und die Gelehrsamkeit selbst Scholastik. Nach dem Verfall dieser Schulen beschränkte sich aber der Unterricht meist nur auf die Religionswissenschaft, zu deren Erläuterung hernach im elften Jahrhundert die Philosophie angewendet und insbesondere mit dem Namen der Scholastik belegt wurde. Aber diese Philosophie war nicht, was sie sein sollte, eine Lehre über die Erkenntniß und Auffassung des Wahren, Guten und Schönen, sondern eine Unterweisung, wie man nach gewissen Formeln und Regeln über Religionslehren disputiren könne. Denn so haben die christlichen Gelehrten diese Wissenschaft von Arabern bekommen, bei denen sie auch nichts weiter, als eine Disputirkunst war. Zum Muster dienten wohl die Griechen,

aber nicht der einfache und den ganzen Menschen mit Klarheit umfassende und zum Leben vorbereitende Socrates, sondern seine beiden Schüler Plato und Aristoteles, von welchen jener mit seiner poetischen Weltanschauung das Gefühl und die Phantasie, dieser durch sein scharfes Denken den Verstand vorherrschen ließ. Obendrein wurden diese großen Meister, in's Arabische und Lateinische ziemlich schlecht übersetzt, nicht einmal recht verstanden, und so trieb man sich mit spitzfindigen Fragen und Untersuchungen herum, ohne der Wahrheit näher zu kommen, oder irgend etwas zur Veredlung der Menschheit beizutragen. Es entstanden aber unter den Gelehrten des Mittelalters zwei sich einander bekämpfende Parteien, nämlich die Scholastiker, welche es mit der aristotelischen Verstandesphilosophie und die Mystiker, welche es mit der platonischen Gefühlsphilosophie hielten. Weil aber die Hauptsache das Disputiren war, so wurden öffentliche Disputationen gehalten, zu welchen, wie zu Turnieren, nicht nur Gelehrte, sondern auch Ungelehrte kamen und wobei Könige und Fürsten auf hohen Sitzen die Zuschauer und Zuhörer machten. Es wurden bei solchen Disputationen oft ganz unsinnige Fragen aufgeworfen und darüber mit solcher Leidenschaftlichkeit disputirt, daß oft aller Wohlstand bei Seite gesetzt wurde. Die Disputirenden fuhren auf einander wie Kämpfer los, stießen die gemeinsten Flüche und Schimpfworte aus, warfen einander die Bücher an den Kopf, spieen sich einander in's Angesicht, kratzten und schlugen, so daß man nur mit Mühe beide Parteien besänftigen konnte.

Eine edle Ausnahme unter den Gelehrten dieser Zeit machten der Abt Bernhard von Clairvaux und der Scholastiker Peter Abälard, Beide aus Frankreich. Bernhard, ein Mystiker, wollte das ausgeartete Christenthum wieder zur wahren Frömmigkeit zurückführen; und darum ermunterte er auch die Christen, nach dem Morgenlande zu ziehen, wo seit jeher Andacht und Glaubensinnigkeit zu finden war. Schön ist, was er über den Zweck aller Gelehrsamkeit gesagt: „Es gibt Menschen, die da wissen wollen, nur damit sie es wissen, das ist unnütze Neugierde; Andre, damit sie Ruhm erlangen, und das ist Eitelkeit; noch Andre, damit sie ihre Wissenschaft verkaufen und damit Brot erwerben, und das ist schändliche Habsucht — du aber lerne, damit du erbaut werdest und erbauest, das ist Religion, das ist Liebe."

Merkwürdig durch seine Schicksale und seine Gelehrsamkeit ist Peter Abälard, der größte Gelehrte seiner Zeit, und zwar gleich Friedrich II. ein weltlicher und gleich diesem größer und freisinniger als seine Zeit. Dieser Mann, der Sohn eines wackern Ritters, war im J. 1079 in Frankreich geboren, ausgestattet mit der schönsten männlichen Gestalt, vereinigte er eindringenden Verstand mit unersättlicher Wißbegierde. In frühester Jugend schon versammelten sich um ihn Tausende von wißbegierigen Schülern, und als er im 31 Jahre seines Lebens nach Paris kam, übergab ihm der Canonicus Fulbert seine schöne Nichte Heloise zum Unterricht. Da aber eine Neigung zwischen Lehrer und Schülerin entstand und Fulbert keine öffentliche Eheverbindung zulassen wollte, verließ Abälard mit Heloisen sein Haus, wurde aber nach vielen traurigen Schicksalen durch ausgesandte Leute Fulberts auf's gröbste mißhan-

delt und verstümmelt, so daß er Heloiſen den Rath gab, weil er weder ſie, noch ſich mehr ſchützen konnte, den Schleier zu nehmen. Er ſelbſt ging auch in's Kloſter zu St. Denys in Paris, wurde aber auch hier von ſeinen Schülern aufgeſucht, und ſeine Zelle konnte die Unzahl nicht faſſen, die zu ihm ſtrömte. Das erweckte den Neid der übrigen Lehrer, und weil er die Vernunft bei ſeinen Unterſuchungen über Religionsſachen frei gebrauchte, wurde er der Ketzerei angeklagt und verließ, um allen Verfolgungen zu entgehen, das Kloſter, baute ſich in den dunkeln Wäldern der Champagne an den Ufern der Seine eine Schilfhütte, und führte daſelbſt ein Einſiedlerleben. Auch dahin kamen ſeine Schüler, bauten ſich rings herum Hütten, um bei ihm zu wohnen, und endlich ein großes Kloſter, das Abälard Paraklet, d. h. den Tröſter nannte. Als darauf die Mönche von St. Gildas ihn zum Abte wählten, ſchenkte er das Paraklet dem Nonnenkloſter, wo ſeine Heloiſe lebte. Es wurde alſo dahin eine Anzahl von Nonnen verſetzt und Heloiſe als Aebtiſſin beigegeben, die Abälard ſelbſt zu dieſer Würde einweihte. Allein jetzt trat Bernhard gegen Abälards Lehre auf und er wurde wieder wegen ſeiner Lehre vom Papſte und einer Kirchenverſammlung verdammt. Der Abt von Clugni verſöhnte ihn endlich mit Bernhard und auch die päpſtliche Abſolution erfolgte, ſo daß Abälard im J. 1142, ſchwächer am Leibe als am Geiſte, in Frieden ſeine Tage ſchloß. Seinem Wunſche gemäß wurde er im Paraklet begraben; dort ruht auch Heloiſe, die noch 21 Jahre nach ihm, von Allen geliebt und verehrt, den Wiſſenſchaften, der Kirche und dem Andenken an ihren edlen Freund lebte.

Welch ein ſeltener Mann Abälard geweſen ſei, bezeugt unter andern die Stelle eines noch vorhandenen lateiniſchen Briefes ſeiner Heloiſe, wo ſie an ihn ſchreibt, wie folgt:

„Zwei Dinge aber, ich geſtehe es, beſaßeſt Du vorzüglich, wodurch Du aller Frauen Herzen ſogleich gewinnen konnteſt, die Anmuth Deines Geſpräches und Deines Geſanges, Dinge, welche andere Philoſophen bekanntlich nicht erreicht haben. Indem Du mit ihnen wie zum Spiel Dich von der Arbeit der philoſophiſchen Uebungen erholteſt, haſt Du ſolche meiſtens in erotiſchem Metrum und Rhythmus verfertigte Gedichte hinterlaſſen, welche wegen der überſchwänglichen Süßigkeit ſowohl in Sprache als Melodie häufig nachgeſungen wurden und Deinen Namen in Aller Mund unaufhörlich erhielten, ſo daß auch die Ungebildeten wegen Deiner Melodien Süßigkeit Dich niemals vergeſſen konnten.“

Allein der Saame, den dieſer große Lehrer ſtreute, konnte nicht Früchte tragen, denn die Päpſte erſannen ein neues Mittel, den neuerwachten Wahrheitsſinn zu unterdrücken — die Inquiſition. Der Tod auf dem Scheiterhaufen war als Strafe auf ſogenannte Ketzereien geſetzt und ſchon im J. 1233 wurden zu Verona an einem Tage auf einmal 60 Männer und Frauen verbrannt! —

§ 16. Das Ritterthum.

Lebensvoller als die Scholastik wirkte das Ritterthum auf die Ausbildung und Veredlung der germanischen Völker. Die Keime dazu lagen in den alten germanischen Sitten, nach welchen des Mannes Ehre von seiner Tapferkeit und Redlichkeit abhing; dazu kam nun die christliche Frömmigkeit, welche einem jeden Ritter Schutz der Schwachen und Unterdrückten, besonders der Frauen und Schonung der Besiegten und Unbewehrten auferlegte. Seit den Kreuzzügen, wo das Ritterthum erst recht aufkam, wurde Jeder, der aus einem edeln und freien Geschlechte stammte, d. h. dessen Vater und Ahnen schon freie und von Königen und Fürsten ausgezeichnete Krieger waren, auf seinen Stand sorgfältig vorbereitet. Bis zum siebenten Jahr blieb der Knabe unter der Pflege und Aufsicht der Mutter, sodann wurde er auf das Schloß eines befreundeten Mannes geschickt, wo er sich als Edelknabe in verschiedenen Diensten übte. Hier wurde er der Hausfrau insbesondere übergeben, welche ihn zum Beten anhielt und wohl auch bei Erzählung von Heldengeschichten manche Lehre der Tugend und der Weisheit mittheilte und auf die Bewahrung guter Sitten sorgfältig achtete; auch lernte von ihr der Knabe alte Lieder singen und Harfe spielen. Kein Wunder also, daß solch' fromme Gemüther sich unter den Augen edler Frauen entwickelten. Doch wurde auch für leibliche Uebung gesorgt. Denn es mußte der Knabe mit den Roßbuben dem Herrn die Pferde satteln und anzäumen und ihn, sobald er reiten konnte, auf seinen Zügen begleiten. Alle seine Knabenspiele waren ritterlich, das Spielzeug Armbrust und Bolzen, Schleuder und Schwert und derlei Waffen. Im vierzehnten Jahre wurde der Edelknabe wehrhaft gemacht, d. i. die Eltern gingen mit ihm in die Kapelle und ein Priester nahm das Wehrgehänge vom Altar, sprach darüber den Segen und hing es dem Jüngling um, wodurch er feierlich zum Knappen erklärt ward. Nun hatte er noch immer den Dienst bei der Dame, ihr bei Tische aufzuwarten und manche häusliche Geschäfte auf ihren Befehl zu vollziehen, aber häufiger schon wurde er von dem Ritter in Anspruch genommen, dessen Rüstungen, Knechte, Pferde und Hunde ihm anbefohlen waren. Nun bekam er auch schon gelegentlich manche gute Lehre von dem Ritter, wie das Alles im Parcival II. 25, trefflich beschrieben steht:

Bald hatte Gurnemanz erkannt,
Wie noch sein Gast in Unverstand
Gar tief befangen, doch auch bald:
Wie reiche Tugend bei dem Kinde
Im ungeweckten Keim sich finde.
Drum unternahm erfahrungsalt
Der wack're Greis, zur schönen Frucht
In Weisheit, Ritterschaft und Zucht
Ihn zu entfalten, daß die Lehre
Den Schüler wie den Meister ehre.
Da Ritter und Diener Morgens gingen,

tet und er selbst mit seinen Brüdern gefangen wurde. Nach mancher Lebensgefahr setzte er sich und die Seinigen wieder in Freiheit, mußte aber eine sehr große Summe Geldes erlegen und die Stadt Damiette zurückgeben. Er kehrte darauf nach manchen Abenteuern, die der wackere Ritter Joinville als Augenzeuge sehr treuherzig in seinem Buche erzählt, nach Frankreich zurück, wo er der frömmste und zugleich redlichste König, der je auf dem französischen Throne gesessen, gleich einem Vater weise und gerecht regierte. Allein seine übertriebene Frömmigkeit ließ ihm nicht Ruhe, er glaubte seinem Gelübde nicht genug gethan zu haben, und unternahm im J. 1267 einen neuen Kreuzzug (den siebenten), obwohl er schon schwach und kränklich war. Er zog dießmal auf den Rath seines Bruders Karl von Anjou, Königs beider Sicilien, gegen Tunis, starb aber bald, nachdem er gelandet, und sein Sohn Philipp III., genannt der Kühne, führte seines Vaters Gebeine und das Kreuzheer zurück nach Frankreich.

Das war nun das Ende der Kreuzzüge, welche vielen Millionen das Leben kosteten, viele Familien um Hab und Gut brachten und namenloses Elend und namenlose Leiden Einzelnen verursachten, jedoch der ganzen europäischen Menschheit ersprießlich waren. Denn es zogen doch nur unruhige, kriegslustige Männer dahin und mit ihnen auch viel träges und raubsüchtiges Gesindel; die Einen wie die Andern wären den Bestrebungen des Handels, der Gewerbe und des Feldbaues, welche jetzt in dem größten Theile von Europa rege wurden, hinderlich gewesen. Viele Ländereien, welche die Kreuzfahrer verpfändeten oder verkauften, kamen nun in die Hände friedlicher und emsiger Leute, in die Hände von Bürgern und sogar von Leibeigenen, weil sich diese oft während der Abwesenheit ihrer Gebieter entweder eigenmächtig in Freiheit setzten, oder mit dem Erworbenen loskauften. Das meiste Grundeigenthum kam freilich in die Hände der Kirchen, Klöster und Bischöfe, allein mit den Geistlichen konnten die Leute doch leichter fertig werden, auch waren jene häufig mildere Herren, als die weltlichen Vasallen.

Am meisten erhob sich während der Kreuzzüge der Bürgerstand, denn es kam zuerst der Wohlstand durch den Seehandel nach Venedig, Amalfi, Pisa und Genua und in die übrigen italienischen Städte und von diesen auch nach Frankreich, Deutschland und England, und wir haben schon gesehen, wie sich die deutschen Städte, begünstigt von den Kaisern, in Freiheit setzten, wie die Hanse und andere Bündnisse entstanden seien. Der neuerhobene Bürgerstand bekam aber auch neue Erwerbszweige durch allerlei Künste und Handwerke, welche die Kreuzfahrer und die Handelsleute aus dem Morgenlande brachten, z. B. die Seidenweberei, die Färberei und dgl.

Außerdem veredelte sich in den Kreuzzügen das Ritterwesen ungemein, und die Geschichte dieser Kriege ist voll der glänzendsten Heldenthaten, denn an Großmuth und Tapferkeit und allen männlichen Tugenden wetteiferten sowohl Christen als Saracenen. Und große Thaten erzeugen auch große Geschichtschreiber, deren Werke das Menschengeschlecht fortwährend veredeln, wie wir denn noch in einem besondern Abschnitt erzählen wer-

den, auf welche Weise, außer der Geschichte, auch noch andere Wissenschaften den Kreuzzügen ihre Ausbildung verdanken.

§ 14. Die Romantik.

Es war, wie schon gesagt worden, diese Periode das Blüthenalter der Romantik, dieser Neigung zum Mannigfaltigen und Bunten, zum Wunderbaren und Geheimnißvollen in Kunst und Leben, welche, vom Gefühl und von der Phantasie getragen, in der alten deutschen Treue und im Dienste des Lehnsherrn und des Vaterlandes, aber auch in der Treue und im Dienste der Frauen ihren Ursprung und ihre Nahrung fand. So ist aus dieser Romantik der Minnesang und das Ritterthum hervorgegangen, in welchem über alle Gefühle Ehre und Liebe herrschten.

Wie von den Arabern die romantische Poesie übergegangen ist zu den Christen in Spanien und Südfrankreich, ist schon gesagt worden; von hier verbreitete sie sich immer weiter gegen Osten und Norden, wo sie durch die Verschmelzung des altgermanischen Elements, das sich in einer phantastischen, aber schaudervollen Zauberwelt und in erhabenen Nebelgestalten eines untergegangenen Heldengeschlechts darthut, eine neue, eigenthümliche Gestalt bekam. Die romantische Poesie zu veredeln, diente ferner der christliche Glaube, in welchem auch Liebe als ein Morgenstern der neuen Menschheit vorleuchtet. Die ersten romantischen Dichter gab es an den Ufern der Garonne und Rhone, in Toulouse, Limosin und der Provence, und sie kommen entweder unter dem allgemeinen Namen der Ministrels oder unter dem besondern der Troubadours und der Provençalen vor. Es waren dieß theils geist- und gemüthvolle Männer aus dem Volke, die für Sold am Hofe (daher der Name Ministrels) in romanischer, d. i. altfranzösischer Sprache gedichtete Lieder zur Begleitung der Harfe und Cither sangen, oder, von Sängern und Possenreißern (Jongleurs) begleitet, durch's Land zogen und Hoch und Niedrig mit ihren Liedern und Possen belustigten; theils auch vornehme Ritter, ja selbst Grafen, Herzoge und Könige, welche sich oft gleich den geringen Troubadours herabließen, von Burg zu Burg zu ziehen mit ihren Liedern oder auch nur für sich die edle Dichtkunst trieben. Solche Troubadours wurden überall ehrenvoll empfangen und besonders von den Frauen auf's huldvollste aufgenommen, wohl bewirthet und gepflegt. Die ersten und ältesten Troubadours waren der Ritter Bechada und Graf Wilhelm IX. von Poitou, Theobald, Graf von Champagne und König von Navarra, Wilhelm von Lorris u. v. a. Der Inhalt ihrer Gedichte, die man auch Romanzen nannte, waren die Sagen von König Arthur und der Tafelrunde, vom heiligen Graal, von Kaiser Karl und seinem Helden Roland, aber auch arabische Mährchen und alte griechische und römische Geschichten, und die Kreuzzüge oder Lieder, in welchen sich Frauenliebe, Glaube, Tapferkeit, Freiheit und Liebe für Recht und Vaterland auf natürliche, meist höchst innige Weise aussprachen.

Von Frankreich aus verbreitete sich die romantische Poesie unter der

Regierung der Hohenstaufen auch nach Deutschland, wo zuerst in Schwaben die sogenannten Minnesinger auftraten: Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, Jakob von der Warte, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Heinrich von Ofterdingen, Nicolaus Klingsohr, und vor allen Wolfram von Eschenbach. Aber auch gekrönte Häupter übten diese schöne Kunst, Friedrich I. der Rothbart, sein Sohn Heinrich VI., Friedrich II. und auch der unglückliche Konradin, König Wáclaw (Wenzel) von Böhmen, Vater Ottokars, Herzog Heinrich IV. von Breslau u. v. a. waren Minnesinger. Außer den hohenstaufischen Kaisern beschützten und beförderten der Landgraf Hermann von Thüringen und die östreichischen Herzoge aus dem Babenbergischen Hause die Dichtkunst am meisten und versammelten an ihren Höfen die Minnesinger. Die Gedichte waren theils Nachahmungen der französischen Romanzen, wie der Parcival von Eschenbach, der Tristan von Gottfried von Straßburg, doch von deutschem Geist durchdrungen, inniger und tiefer empfunden als die französischen; theils deutsche Heldensagen, welche im Liede der Nibelungen, von dem wir schon gesprochen, enthalten sind. Unter den größern Heldengedichten ist der Parcival bei weitem das gelungenste, wie überhaupt Eschenbach der größte deutsche Minnesinger ist. Außerdem zeigt sich aber das innigste Gefühl im natürlichsten Ausdrucke und mit rührender Einfalt in den kleinen Liedern, deren wir noch so viele besitzen. Hier folgen einige, die sich entweder durch Zartheit und Anmuth auszeichnen, oder die Denk- und Empfindungsweise damaliger Zeit besonders ausdrücken.

Fräuleins Klage.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr,
Und als ich ihn gezähmet
Und er mir freundlich war,
Da flocht' ich um die Schwingen
Ihm manches goldne Band;
Doch ach, bald lernt' er fliegen
Und flog in andres Land!

Wohl sah ich ich oft ihn schweben
Und rief ihm weinend zu,
Doch er will mich nicht hören
In seinem stolzen Flug.
Er trägt viel seid'ne Riemen
Und glänzt vor rothem Gold:
O Gott, gib mir ihn wieder
Und mach' sein Herz mir hold!

Der von Kürenberg.

An die deutſchen Frauen.

Ihr viel wonnereichen Frauen,
Laßt uns Grüßen an Euch ſchauen,
Lachet guten Freunden ſo,
Daß ſie mit Euch lachen müſſen:
Euer lächelndes Begrüßen
Macht die ſchweren Herzen froh.
Wie glänzt Heid' und Aue
In des Maien Thaue.
Baß noch muß ein ſel'ger Mann
Lachen, den Ihr lachet an.

Euer Grüßen und Eu'r Lachen,
Das ſoll keinen Herzenſchwachen
Je erfreun! ſo iſt mein Rath.
Was frommt lichter Schein dem Blinden?
Was dem Thoren, Gold zu finden,
Der nach Gold Begehr nicht hat?
Guter Frauen Hulde,
Goldes Uebergulde,
Die geziemt dem Feigen nicht:
Nie erjage ſie ein Wicht!

Heinrich von Riſpach
genannt der tugendhafte Schreiber.

Die Gottesminne.

Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Ihm darf auf der jagenden Weide:
Muß heldenſtark und ohne Bangen,
Will er die reine Jungfrau fangen,
Nach ihr nur langen
In ſteter Ringerfreude.
So muß er kämpfen Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne:
Denn Keiner ſie ſchlafend erringen mag,
Er muß ſie zwingen in dem Hag,
Zum Angriff wach,
Mit reinem feſten Sinne.

Die Gottesminne iſt hochgemuth,
Dabei demüthiglich und gut,

Und wer nicht thut,
Wie er ſollte, gegen die Minne,
Dem wird ſie nimmermehr recht kund
Und minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird der in ſeinem Sinne.
Sie iſt ſo ſeliglich gemuth,
Daß ſie im ganzen Herzen
Wohl iſt das allerhöchſte Gut,
Das allerliebſte Herzensblut.
O Thorenbrut,
Die ſolches Heil verſcherzen!

Die der Gottesminne fremde ſind,
Die ſind mit lichten Augen blind
Und ſolch ein Kind
Das heißt ein Kind der Erde,
Wer aber Gottes Minne fand,
Der wird ein Gotteskind genannt
Durch alles Land
Mit inniglichem Werthe.
Er wächſt und blüht in Himmelsregen
Und Himmelsthaues Süße
Und über ihm ſchwebt Gottes Segen,
Der ſein zu aller Zeit will pflegen,
Daß ſeinen Wegen
Die Freude rings erſprieße.

Wen Gottes Minne nie bezwang,
Nie der in hohen Freuden rang
Und guter Sang
Kann nimmermehr ihm fließen:
Wer Gottes Minne nie empfand,
Der iſt ein Schatten an der Wand,
Ihm unbekannt
Bleibt Leben, Kunſt und Wiſſen.
Wen Gottes Minne nie beſaß
Im Sinn und im Gemüthe,
Der iſt der Gnad' ein leeres Faß,
Blind iſt ſein Herzensſpiegelglas,
Sein Leib iſt laß
Für aller Wonnen Blüthe.

Meiſter Gottfried v. Straßburg.

Lob der Minne.

In der Blüthenzeit der Maien,
Wann der Aether wird zu Duft,

Da ſieht man ſich lieblich zweien,
Was das Herz zuſammenruft.
Eines ſich des Andern freut
In der frohen Frühlingszeit.

Wo ſich Lieb' und Liebe zweiet,
Hohen Muth die Liebe beut
Und in beiden Herzen maiet
Eine ew'ge Wonnezeit.
Trauer kennt die Liebe nicht,
Wo ſich Herz um Herze flicht.

Wenn zwei Seelen ſo ſich meinen
Ohne Falſch und ohne Wank
Und ſich beide ſo vereinen
In dem reinen Herzensdrang:
Die hat Gott zuſammgegeben
Auf ein wonnigliches Leben.

Herr Ulrich von Lichtenſtein.

Frühlingslied.

Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die uns der Frühling bringen will:
Sie ſtanden erſt in großer Noth,
Der Froſt that ihnen Leides viel:
Nun will's der Mai erſetzen wohl
Mit manchem wonniglichen Tage:
Drum iſt die Welt gar freudenvoll.

König Konrad der Junge.

Auch in England, wo ſchon unter den Angelſachſen Miniſtrels und Harfenſpieler waren, wie wir in der Geſchichte Alfreds geſehen haben, erhob ſich während der Kreuzzüge die Romantik und König Richard Löwenherz war mit ſeinem Freunde Blondel nicht der einzige Sänger.

Es war aber die Poeſie dieſes Zeitraums nicht etwa eine künſtliche und ſtudirte, wie ſie es größtentheils in unſern Zeiten geworden iſt, es war wie bei Homer ein kindliches Spiel mit der Sprache, in welcher ſich Gefühl und Phantaſie natürlich und einfältig, faſt ohne Bewußtſein ausſprachen und zum Liede geſtalteten, das ſogleich, wie es entſtanden, geſungen wurde. Denn die wenigſten Minneſinger konnten ſchreiben, was ſelbſt Wolfram von Eſchenbach eingeſteht. Darum waren es auch Stimmen, die vom Herzen leicht den Weg zu Herzen fanden, und

durch eine milde Heiterkeit, die sie über das Leben ergossen, so Freude als Sitte veredelten, die Wildheit der Männer milderten und die Beschränktheit der Frauenwelt vom Gemeinen und Alltäglichen zum Höhern und Idealen erhoben. Aber auch belehren und zur Tugend erheben mußten diese Lieder, denn die zarteste Sittigkeit herrscht darin, Frömmigkeit aber und Menschenliebe kann in keinem Sittenbuche eindringlicher empfohlen werden. So ist auch mitten unter diesen Spielen eines schwärmerischen Wunderglaubens immer der Blick zur hellen Wahrheit gerichtet, und man kann sagen, daß durch den Minnesang mehr Bildung und Aufklärung verbreitet worden ist, als durch die ersten Universitäten und Schulen des Mittelalters.

Außer der Poesie und Musik ward noch eine Kunst in diesem Zeitalter geübt, welche auch wieder ganz den Stempel des Romantischen an sich trägt — die Baukunst. Denn auch in den sogenannten gothischen Kirchen herrscht das Mannigfaltige, Bunte, Wunderbare und Erhabene. Auf schlanken, mit allerlei Schnörkeln gezierten Säulen erhöhen sich die Spitzbogen und die unterbrochenen Gewölbe der düstern Dome und über ihnen ragen die himmelanstrebenden Thürme. Der Münster zu Freiburg, der von Straßburg, die Stephanskirche zu Wien, der Dom zu Cöln und der zu Magdeburg wurden in dieser Zeit gebaut. Die Bauleute waren anfänglich Mönche, bald aber Weltliche, die sich Freimaurer nannten und in Brüderschaften, die in England Logen, in Deutschland Hütten hießen, vereinigten. Diese Brüderschaften theilten sich in Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche die Grundsätze ihrer Kunst, die auf Geometrie beruht, geheim hielten und nebst dem Fleiße und der Kunstfertigkeit auch auf strenge Sittlichkeit und Redlichkeit in der ganzen Brüderschaft wachten. Nach dem Muster dieser Maurerbrüderschaften scheinen sich auch zu Ende dieses Zeitraums die Zünfte der Handwerker gebildet zu haben, die freilich, weil sie nicht der tiefen Wissenschaft bedurften, denselben an Würde weit nachstanden.

§ 15. Die Scholastik und die Wissenschaft.

Langsamer ging die Bildung des Verstandes durch die Wissenschaft von statten. Seit Karl der Große in seinen neuerrichteten Schulen in allerlei weltlichen und geistlichen Kenntnissen Unterricht ertheilen ließ, nannte man die Gelehrten Scholastiker und die Gelehrsamkeit selbst Scholastik. Nach dem Verfall dieser Schulen beschränkte sich aber der Unterricht meist nur auf die Religionswissenschaft, zu deren Erläuterung hernach im elften Jahrhundert die Philosophie angewendet und insbesondere mit dem Namen der Scholastik belegt wurde. Aber diese Philosophie war nicht, was sie sein sollte, eine Lehre über die Erkenntniß und Auffassung des Wahren, Guten und Schönen, sondern eine Unterweisung, wie man nach gewissen Formeln und Regeln über Religionslehren disputiren könne. Denn so haben die christlichen Gelehrten diese Wissenschaft von Arabern bekommen, bei denen sie auch nichts weiter, als eine Disputirkunst war. Zum Muster dienten wohl die Griechen,

aber nicht der einfache und den ganzen Menschen mit Klarheit umfassende und zum Leben vorbereitende Socrates, sondern seine beiden Schüler Plato und Aristoteles, von welchen jener mit seiner poetischen Weltanschauung das Gefühl und die Phantasie, dieser durch sein scharfes Denken den Verstand vorherrschen ließ. Obendrein wurden diese großen Meister, in's Arabische und Lateinische ziemlich schlecht übersetzt, nicht einmal recht verstanden, und so trieb man sich mit spitzfindigen Fragen und Untersuchungen herum, ohne der Wahrheit näher zu kommen, oder irgend etwas zur Veredlung der Menschheit beizutragen. Es entstanden aber unter den Gelehrten des Mittelalters zwei sich einander bekämpfende Parteien, nämlich die Scholastiker, welche es mit der aristotelischen Verstandesphilosophie und die Mystiker, welche es mit der platonischen Gefühlsphilosophie hielten. Weil aber die Hauptsache das Disputiren war, so wurden öffentliche Disputationen gehalten, zu welchen, wie zu Turnieren, nicht nur Gelehrte, sondern auch Ungelehrte kamen und wobei Könige und Fürsten auf hohen Sitzen die Zuschauer und Zuhörer machten. Es wurden bei solchen Disputationen oft ganz unsinnige Fragen aufgeworfen und darüber mit solcher Leidenschaftlichkeit disputirt, daß oft aller Wohlstand bei Seite gesetzt wurde. Die Disputirenden fuhren auf einander wie Kämpfer los, stießen die gemeinsten Flüche und Schimpfworte aus, warfen einander die Bücher an den Kopf, spieen sich einander in's Angesicht, kratzten und schlugen, so daß man nur mit Mühe beide Parteien besänftigen konnte.

Eine edle Ausnahme unter den Gelehrten dieser Zeit machten der Abt Bernhard von Clairvaux und der Scholastiker Peter Abälard, Beide aus Frankreich. Bernhard, ein Mystiker, wollte das ausgeartete Christenthum wieder zur wahren Frömmigkeit zurückführen; und darum ermunterte er auch die Christen, nach dem Morgenlande zu ziehen, wo seit jeher Andacht und Glaubensinnigkeit zu finden war. Schön ist, was er über den Zweck aller Gelehrsamkeit gesagt: „Es gibt Menschen, die da wissen wollen, nur damit sie es wissen, das ist unnütze Neugierde; Andre, damit sie Ruhm erlangen, und das ist Eitelkeit; noch Andre, damit sie ihre Wissenschaft verkaufen und damit Brot erwerben, und das ist schändliche Habsucht — du aber lerne, damit du erbaut werdest und erbauest, das ist Religion, das ist Liebe."

Merkwürdig durch seine Schicksale und seine Gelehrsamkeit ist Peter Abälard, der größte Gelehrte seiner Zeit, und zwar gleich Friedrich II. ein weltlicher und gleich diesem größer und freisinniger als seine Zeit. Dieser Mann, der Sohn eines wackern Ritters, war im J. 1079 in Frankreich geboren, ausgestattet mit der schönsten männlichen Gestalt, vereinigte er eindringenden Verstand mit unersättlicher Wißbegierde. In frühester Jugend schon versammelten sich um ihn Tausende von wißbegierigen Schülern, und als er im 31 Jahre seines Lebens nach Paris kam, übergab ihm der Canonicus Fulbert seine schöne Nichte Heloise zum Unterricht. Da aber eine Neigung zwischen Lehrer und Schülerin entstand und Fulbert keine öffentliche Eheverbindung zulassen wollte, verließ Abälard mit Heloisen sein Haus, wurde aber nach vielen traurigen Schicksalen durch ausgesandte Leute Fulberts auf's gröbste mißhan-

delt und verstümmelt, so daß er Heloisen den Rath gab, weil er weder sie, noch sich mehr schützen konnte, den Schleier zu nehmen. Er selbst ging auch in's Kloster zu St. Denys in Paris, wurde aber auch hier von seinen Schülern aufgesucht, und seine Zelle konnte die Unzahl nicht fassen, die zu ihm strömte. Das erweckte den Neid der übrigen Lehrer, und weil er die Vernunft bei seinen Untersuchungen über Religionssachen frei gebrauchte, wurde er der Ketzerei angeklagt und verließ, um allen Verfolgungen zu entgehen, das Kloster, baute sich in den dunkeln Wäldern der Champagne an den Ufern der Seine eine Schilfhütte, und führte daselbst ein Einsiedlerleben. Auch dahin kamen seine Schüler, bauten sich rings herum Hütten, um bei ihm zu wohnen, und endlich ein großes Kloster, das Abälard Paraklet, d. h. den Tröster nannte. Als darauf die Mönche von St. Gildas ihn zum Abte wählten, schenkte er das Paraklet dem Nonnenkloster, wo seine Heloise lebte. Es wurde also dahin eine Anzahl von Nonnen versetzt und Heloise als Aebtissin beigegeben, die Abälard selbst zu dieser Würde einweihte. Allein jetzt trat Bernhard gegen Abälards Lehre auf und er wurde wieder wegen seiner Lehre vom Papste und einer Kirchenversammlung verdammt. Der Abt von Clugni versöhnte ihn endlich mit Bernhard und auch die päpstliche Absolution erfolgte, so daß Abälard im J. 1142, schwächer am Leibe als am Geiste, in Frieden seine Tage schloß. Seinem Wunsche gemäß wurde er im Paraklet begraben; dort ruht auch Heloise, die noch 21 Jahre nach ihm, von Allen geliebt und verehrt, den Wissenschaften, der Kirche und dem Andenken an ihren edlen Freund lebte.

Welch ein seltener Mann Abälard gewesen sei, bezeugt unter andern die Stelle eines noch vorhandenen lateinischen Briefes seiner Heloise, wo sie an ihn schreibt, wie folgt:

„Zwei Dinge aber, ich gestehe es, besaßest Du vorzüglich, wodurch Du aller Frauen Herzen sogleich gewinnen konntest, die Anmuth Deines Gespräches und Deines Gesanges, Dinge, welche andere Philosophen bekanntlich nicht erreicht haben. Indem Du mit ihnen wie zum Spiel Dich von der Arbeit der philosophischen Uebungen erholtest, hast Du solche meistens in erotischem Metrum und Rhythmus verfertigte Gedichte hinterlassen, welche wegen der überschwänglichen Süßigkeit sowohl in Sprache als Melodie häufig nachgesungen wurden und Deinen Namen in Aller Mund unaufhörlich erhielten, so daß auch die Ungebildeten wegen Deiner Melodien Süßigkeit Dich niemals vergessen konnten."

Allein der Saame, den dieser große Lehrer streute, konnte nicht Früchte tragen, denn die Päpste ersannen ein neues Mittel, den neuerwachten Wahrheitssinn zu unterdrücken — die Inquisition. Der Tod auf dem Scheiterhaufen war als Strafe auf sogenannte Ketzereien gesetzt und schon im J. 1233 wurden zu Verona an einem Tage auf einmal 60 Männer und Frauen verbrannt! —

§ 16. Das Ritterthum.

Lebensvoller als die Scholastik wirkte das Ritterthum auf die Ausbildung und Veredlung der germanischen Völker. Die Keime dazu lagen in den alten germanischen Sitten, nach welchen des Mannes Ehre von seiner Tapferkeit und Redlichkeit abhing; dazu kam nun die christliche Frömmigkeit, welche einem jeden Ritter Schutz der Schwachen und Unterdrückten, besonders der Frauen und Schonung der Besiegten und Unbewehrten auferlegte. Seit den Kreuzzügen, wo das Ritterthum erst recht aufkam, wurde Jeder, der aus einem edeln und freien Geschlechte stammte, d. h. dessen Vater und Ahnen schon freie und von Königen und Fürsten ausgezeichnete Krieger waren, auf seinen Stand sorgfältig vorbereitet. Bis zum siebenten Jahr blieb der Knabe unter der Pflege und Aufsicht der Mutter, sodann wurde er auf das Schloß eines befreundeten Mannes geschickt, wo er sich als Edelknabe in verschiedenen Diensten übte. Hier wurde er der Hausfrau insbesondere übergeben, welche ihn zum Beten anhielt und wohl auch bei Erzählung von Heldengeschichten manche Lehre der Tugend und der Weisheit mittheilte und auf die Bewahrung guter Sitten sorgfältig achtete; auch lernte von ihr der Knabe alte Lieder singen und Harfe spielen. Kein Wunder also, daß solch' fromme Gemüther sich unter den Augen edler Frauen entwickelten. Doch wurde auch für leibliche Uebung gesorgt. Denn es mußte der Knabe mit den Roßbuben dem Herrn die Pferde satteln und anzäumen und ihn, sobald er reiten konnte, auf seinen Zügen begleiten. Alle seine Knabenspiele waren ritterlich, das Spielzeug Armbrust und Bolzen, Schleuder und Schwert und derlei Waffen. Im vierzehnten Jahre wurde der Edelknabe wehrhaft gemacht, d. i. die Eltern gingen mit ihm in die Kapelle und ein Priester nahm das Wehrgehänge vom Altar, sprach darüber den Segen und hing es dem Jüngling um, wodurch er feierlich zum Knappen erklärt ward. Nun hatte er noch immer den Dienst bei der Dame, ihr bei Tische aufzuwarten und manche häusliche Geschäfte auf ihren Befehl zu vollziehen, aber häufiger schon wurde er von dem Ritter in Anspruch genommen, dessen Rüstungen, Knechte, Pferde und Hunde ihm anbefohlen waren. Nun bekam er auch schon gelegentlich manche gute Lehre von dem Ritter, wie das Alles im Parcival II. 25, trefflich beschrieben steht:

Bald hatte Gurnemanz erkannt,
Wie noch sein Gast in Unverstand
Gar tief befangen, doch auch bald:
Wie reiche Tugend bei dem Kinde
Im ungeweckten Keim sich finde.
Drum unternahm erfahrungsalt
Der wack're Greis, zur schönen Frucht
In Weisheit, Ritterschaft und Zucht
Ihn zu entfalten, daß die Lehre
Den Schüler wie den Meister ehre.
Da Ritter und Diener Morgens gingen,

Um Gott und dem Hausherrn Dank zu ſingen,
War unſer Held bei ſolchen Thaten
Gar übel berathen.
Drum lehrt' ihn der Wirth der Meſſe Dienſt,
Der für und für der Seele Gewinnſt;
Und lehrt ihn opfern, ſich kreuzen und ſegnen
Und im Gebet dem Teufel begegnen;
Ließ ſich von ſeinen Fahrten ſagen:
Wie dennoch trotz der Mutter Klagen
Er aus der Heimath ſei gegangen,
Um Ritters Ehre zu erlangen, —
Wie Ring und Spang' er ſich erzwungen
Und Ithers Rüſtung hab' errungen. —
Mit Seufzen klagte des Helden Fall
Herr Gurnemanz, der nun Parcival,
Seit er ſich zum Sieger des Rothen bekannte,
Den rothen Ritter fortan nur nannte.

Der Wirth ließ ihn ſchwatzen, doch freundlich dann
Nahm ſeine Hand er, und hub an:
„Ihr redet, Junker, wie ein Kind;
Führt nicht die Mutter ſtets im Munde,
Nehmt auch mit Fleiß verſtändig Kunde
Von andern Dingen, die da ſind.
Haltet Euch treu an meinen Rath,
Der Euch bewahrt vor falſcher That.
Vor Allem leget nie das Kleid
Der Schaam von Euch und Sittſamkeit;
Denn auf den Schaamentblößten träuft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen. — Euer Weſen
Zeigt, daß zum Volksherrn Ihr erleſen;
Seid Ihr von hohem Stamm geboren,
Seid Ihr zu Höherem noch erkoren,
So haltet feſt doch im Gemüthe,
Daß Ihr Erbarmen ſtets und Güte
Der Noth, dem Kummerhaften leiht.
Oft wider Noth mit Schaam kämpft an —
Ein herbes Loos — der wack're Mann;
Stets ſeid mit Hülf' ihm gern bereit,
Denn ihm iſt übler, als jenen, die gehn,
Die Thür zu ſuchen, wo Fenſter ſtehn;
Und könnt Ihr ſo den Kummer heilen,
Wird Gottes Gnade bei Euch weilen. —
Verſtändig ſeid, ſo wie im Geben,
Auch im Behalten. Es zeigt nicht eben
Von hohem Sinn, mit vollen Händen
Das Gut leichtſinnig zu verſchwenden,

So wenig als es Ehre bringt,
Wenn man zu sehr nach Schätzen ringt.
Beachtet immer Maaß und Ziel;
Und Eins noch: — fraget nicht zu viel!
Doch seid auch maulfaul nicht, und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen;
Denn in der Rede, im Erzählen
Gibt sich der Thor und Weise kund.
Mit Eurer Kraft sei stets im Bund
Barmherzigkeit. Wen Ihr im Streit
Besiegt, und fleht er Sicherheit,
(Wie schwer er Euch auch mochte kränken)
Ihr sollt mit Großmuth sie ihm schenken.
Ihr werdet oft die Waffen führen;
Legt Ihr sie ab, so sei doch nicht,
Daß Ihr sie trugt, an Euch zu spüren,
Und reinigt Hände und Gesicht;
So glänzet lieblich Ihr und klar;
Gern nehmen das die Frauen wahr. —
Seid mannlichfest und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.
Und seid den Frauen hold ergeben,
Denn das erhöht des Jünglings Leben.
Gebt nie dem Wankelmuth Euch hin,
Das ist der rechte Männersinn,
Euch würd' es, wollt Ihr sie bethören,
Nur zu leicht, daß sie Euch erhören;
Doch gegen treue Liebe ist
Von kurzer Dauer falsche List.
Sie verräth der Schleicher Klage leicht,
Wie den Dieb, der durch das Dickicht streicht,
Das dürre Holz, das bricht und kracht
Bei seinem Tritt; der Wächter erwacht!
Meidet den Strauchweg und Katersteig;
Die sind an üblen Händeln reich.
Wenn Ihn erjagt die falsche Kunst,
Euch bringts um werther Minne Gunst —
Die Lehre haltet fest im Sinn —
Seid Ihr geknechtet ewiglhin,
Und müßt schaamvollen Vorwurf tragen.
Ich will noch mehr vom Weib Euch sagen:
Innig sind Mann und Weib vereint;
So wie die Sonne, die heute scheint,
Man nicht vom Tage scheiden kann,
So innig verbunden sind Weib und Mann.
Aus einem Keim entblühen sie;
Das, junger Mann, vergesset nie."

Der Knabe verneigt' ehrfürchtig
Vor ſeinem weiſen Meiſter ſich;
Nicht führt er mehr die Mutter nun
Stets auf der Zunge; deſto treuer —
Wie's treuem Mann geziemt zu thun —
Nährt er der Kindesliebe Feuer
Im Herzen ſtill. — Der Wirth ſprach fort:
„Und endlich: wie kamt auf dem Anger dort
So unbeholfen Ihr hergeritten!
Lernt nun auch ritterliche Sitten.
Geſehen hab' ich manche Wand,
An welcher beſſer hing der Schild,
Als wie er Euch zu Halſe ſtand.
Es iſt noch früh; fort in's Gefild!
Bringt ihm ſein Roß und mir das meine,
Und jeglichem Ritter auch das ſeine;
Es ſollen auch die Junker kommen,
Von jedem werd' ein Schaft genommen;
Da ſollt Ihr kunſtreich fechten lernen,
Und Euer Ungeſchick entfernen."

Und wahrlich zeigte ſich überall
Bald ſo gelehrig Parcival,
Zu ſpornen, zu ſchließen, das Roß zu ſchwenken,
Parade zu geben, den Speer zu ſenken,
Mit kräftigem Stoß die Lanze zu brechen,
Selbſt den Erfahrnen nieder zu ſtechen,
(Das lehrte die Gamuretes-Art
Den holden Jüngling ohne Bart)
Daß hohen Preis er ſich errang,
Und allgemein ſein Lob erklang.

Der Knappe konnte nun auch ſchon frei auf Abenteuer ausziehen, ſo wie er auch in den Schlachten unter den Rittern fechten durfte; gelang ihm ein Abenteuer, zeichnete er ſich in einem Treffen aus, ſo wurde er, wenn er das 21. Jahr erreicht hatte, förmlich zum Ritter geſchlagen, welches entweder in der Kirche oder auf dem Schlachtfelde ſelbſt geſchah. Dabei mußte er einen feierlichen Eid ablegen, der alſo lautete: „Ich will die Wahrheit alſo reden, ſtets auf der Seite des Rechts mich halten, die Kirche und ihre Diener ſchützen, den Schwachen und Unterdrückten beiſtehen, Wittwen und Waiſen vertheidigen, mich der Unſchuld annehmen, die Ehre edler Frauen verfechten und gegen die Feinde der Chriſtenheit kämpfen." Darauf gab ihm ein verſuchter und berühmter Ritter oder der Landesfürſt drei Schläge mit dem flachen Schwert auf den Nacken und ſprach: „Im Namen Gottes, des heiligen Michaels und des h. Georgs ſchlage ich Dich zum Ritter, und ſei dies der letzte Schlag, den Du duldeſt!"

Zum Ritterthum gehörte auch die Minne, d. h. ein Jeder erwählte sich irgend eine Dame des Herzens, der er das Gelübde that, ihr zu dienen sein Lebenlang, ohne auch immer ehliche Verbindung zu wünschen und zu begehren; ja es gab Fälle, wo der Ritter seiner Dame sich nie näherte. Der Dienst bestand aber darin, daß er ihrer gedachte bei jeder Gelegenheit, wo von edlen Frauen geredet wurde, und daß er ihre Ehre auf Tod und Leben vertheidigte, ihre Farben trug und sich ein Losungswort von ihr in allen Gefahren wiederholte. Dieser Minnedienst fand besonders statt bei den Turnieren, wo die Ritter der Blicke und Befehle ihrer Damen, die auf Balconen und Gerüsten saßen, gewärtig waren.

Bei den Turnieren kamen auch die Wappen auf, die als symbolisches Zeichen auf dem Schilde der Ritter gemalt waren, um, da Rüstung und verhüllendes Visir sie unkenntlich machten, ihren Knappen und Freunden ein Unterscheidungsmerkmal zu geben.

Was ein Ritter gewesen sei, bezeichnet am besten ein Lied Ulrichs von Lichtenstein, welches wir hier anführen.

Mannes Freude.

Krieg mit allen Ungemuthen,
Die sich nimmer noch gefreut,
Mit den Feinden alles Guten,
Was das Erdenleben beut!
Krieg für die Freuden und Krieg für die Ehren,
Die uns die Neider wollen verwehren!

Wenn die Frauen froh nicht machen
Einen vielgeliebten Mann,
Dem aus Herzensgrund sie lachen,
Sagt, was den erfreuen kann?
Wenn ihn nicht freuet ihr süßes Kosen,
Wird er sich freuen der Maienrosen?

Ich bin froh ob einer Rosen,
Die viel süße Worte spricht,
Und mit Scherzen und mit Kosen
Jedes Herzeleid zerbricht.
Mit dem kleinen rosigen Munde
Zieht sie den Schmerz aus des Herzens Grunde.

Wie die Bienen ihre Süße
Aus den Blumenkelchen ziehn,
Also ziehen ihre Grüße
Auch den Schmerz aus meinen Sinn!
Seit sie den ersten Gruß mir gegeben,
Ward mir zum Himmel das irdische Leben.

Wie des höchsten Wunsches Krone
Hat sie mir das Herze geschmückt.
Heute er schwebt mir seinem Lohne
In den Lüften hochentzückt.
Eine ewige Freudensonne
Scheinet mir ihr Firmamentgrün.

---

§ 17. Die Frauen.

Wenn die Frauen und Jungfrauen in diesem Zeitalter so hoch geehrt wurden, daß sie die tapfersten Männer zu begeisterten Sängern und treuen Dienern umschufen und die Herzen unter Stahl und Eisen für die feinsten und zartesten Empfindungen empfänglich machten, so mußten sie auch in der That äußerst sittsam, innig und liebenswürdig sein. Den Preis unaussprechlichen Liebreizes, lebhafter Unterhaltung und, wenn es galt, auch entschlossenen Muthes, haben die Provençalen den italienischen und französischen Damen vielfach zuerkannt. Noch ist in dem Andenken des Volkes die schöne und geistreiche Adelaide, Tochter des Grafen Theobald von Champagne, nachmalige Königin von Frankreich und zweite Gemahlin Ludwigs VII., die, selbst eine Dichterin, stets einen Kreis von Troubadours um sich hatte und ihrer Anmuth und Güte wegen vom Volke angebetet wurde. Und welch eine Frau war Abälards Heloise, welche, gleich schön an Körper und Seele, in allen Wissenschaften und selbst in den alten Sprachen die gelehrtesten Männer in Erstaunen setzte und doch dabei so häuslich und still gesinnet in ihrem ganzen Wesen, so weich und ächt weiblich im Glücke war und in ihrem namenlosen Unglück so viel hohen Sinn bewahrte! Noch steht in Paris ihr Haus an der Ecke der Straße Basse-des-Ursins, wo sie gewohnt, mit folgender Inschrift:

Abeilard, Heloïse habitèrent ces lieux,
Des sincères amants modèles précieux.

Auch die liebenswürdigen Frauen des neapolitanischen Hofes der Hohenstaufen werden gepriesen, vor allen die Gräfin von Caserta, die edle Freundin Kaiser Friedrichs II., welche eine Verschwörung auf den Tod dieses Fürsten entdeckte und ihm beistand, das furchtbare Gewebe meuchelmörderischer Hinterlist zu zerstören.

Mehr durch Häuslichkeit, Frömmigkeit und Unschuld zeichneten sich aber die deutschen Frauen aus, von denen Walther von der Vogelweide folgendes Loblied singt:

Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

Ich will deutschen Frauen sagen
Solch ein Lied, daß desto baß

Aller Welt ſie ſolle behagen:
Unbezahlet ſing' ich das.
Wollt ihr mich belohnen,
Lacht mich freundlich an:
Wenn ich eure Gunſt gewann,
Nimmer begehr' ich dann Kränze und Kronen.

Deutſche Männer ſind wohlgezogen,
Die Weiber ſind wie Engel ſchön;
Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen,
Oder hat ſie nie geſehn.
Tugend und reine Minne,
Wer die ſuchen will,
Der komme nach Deutſchland, da findet er viel,
Lange müſſe ich leben darinne!

Viele Länder hab' ich geſehen
Und das Allerbeſte drin,
Doch nie ſoll mir's wohlergehen,
Konnt' ich je bringen mein Herz dahin,
Daß ihm wollte gefallen
Fremder Sitt' und Sinn.
Was hätt' ich vom Lügen für Gewinn?
Deutſche Zucht geht vor in Allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis in das Ungerland,
Da mögen die beſten Weiber wohl ſein,
Die man je auf Erden fand.
Kann mein Auge ſchauen,
Was iſt gut und ſchön,
So ſchwör' ich, nie hab' ich wo anders geſehn
Holdere, keuſchere, treuere Frauen!

So war die Stammmutter der Kaiſer aus dem Hauſe Hohenſtaufen, Agnes, die Tochter Kaiſer Heinrichs IV., welche der alte Friedrich von Hohenſtaufen zum Lohn ſeiner Treue, mit welcher er ihrem Vater anhing, bekam. Sie war die Mutter Kaiſer Konrads III. und die Großmutter Friedrichs Rothbart. Nach dem Tode ihres Gatten nahm ſie der Markgraf Leopold IV., genannt der Heilige, zur Frau. Als ſie mit dieſem Gemahl einſt auf dem Schloſſe Kahlenburg im Fenſter lag und der Wind ihr den Schleier vom Haupte riß und weit in den Wald hinein forttrug, gelobte Leopold, da, wo der Schleier würde gefunden werden, ein ſtattliches Kloſter zu bauen. Erſt nach 9 Jahren fand man ihn an einer Hollunderſtaude hängen, und Leopold ließ auf der Stelle das berühmte Kloſter Neuburg errichten. Die Sitte dieſer Zeit, die Für-

stentöchter in Klöstern erziehen zu lassen, hat allerdings die deutschen Fürstinnen der Welt entfremdet und ihnen eine einseitige Neigung zu frommen Andachtübungen eingeflößt; solche frömmelnde Mütter aber waren selten geeignet, Heldensöhne zu erziehen. Doch können wir z. B. Hedwig der Heiligen, der Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Schlesien, unsere Bewunderung nicht versagen, die allen Freuden des Lebens aus Frömmigkeit entsagte und ihre Tage in Bußübungen, Almosen und Krankenpflege theilte. Ihr Sohn war Heinrich II. von Breslau, derselbe, der in der Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen fiel.

Lebensheiterer war die Landgräfin Sophie, des Landesgrafen Hermann von Thüringen Gattin, dessen Hof ein Sammelplatz der Minnesänger war und wo auch der berühmte Dichterwettstreit unter dem Namen des Wartburger Krieges gefeiert wurde. Leider schlich sich an diesem Hofe der schon erwähnte Magister Konrad von Marburg ein, der auch hier Frömmelei und Bußübungen in Aufnahme bringen wollte, und Hermanns Sohn, Ludwig IV., und dessen Gemahlin Elisabeth, Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, die schon als Kind verlobt nach Thüringen gekommen war, rastlos dazu anhielt. So wurde besonders das weibliche Gemüth der jungen Elisabeth ganz der Entsagungsidee geöffnet, und sie weihte ihr ganzes Leben nur Gebeten, Bußübungen und Almosenspenden. Als ihr trefflicher Gemahl, der mit Kaiser Friedrich II., seinem Freunde, nach Palästina ziehen wollte, zu Otranto starb, wurde die Arme von ihrem rauhen Schwager Heinrich Raspe aufs schimpflichste aus der Wartburg verjagt, und mit ihren Kindern auf dem Arme wanderte sie von dem Schlosse herab und fand nach langem Herumirren in einem Kloster ihre Zuflucht. Ihr Trost war nun, daß sie dieß große Unglück für eine Zulassung Gottes hielt, die ihrem Seelenheil ersprießlich wäre, und darum wollte sie auch nicht in ihr Vaterland zurückkehren, als König Andreas, der von ihrer Noth gehört, sie dahin einladen ließ. Die Gesandten fanden sie am Spinnrade sitzen, und so blieb sie in Niedrigkeit und Armuth, bis sie im 24. Jahre ihres Lebens der Tod heimholte. Landgraf Heinrich Raspe, um sich Thüringens zu bemächtigen, ließ ihren Sohn Hermann II. vergiften und wurde dann selbst zum Kaiser erwählt; doch blieb er, wie schon erzählt worden, verachtet vom deutschen Volke, und mit ihm ist das regierende Haus Thüringen ausgestorben. Das Land gab Kaiser Friedrich II. dem Herzog Heinrich von Meißen, dem Erlauchten, der die schöne Jutta, Tochter des sängerliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, zur Frau hatte. Heinrichs Sohn, Albrecht, mit Recht der Unartige genannt, schlug aus der Art; er hatte die edle Tochter Kaiser Friedrichs II. geehelicht. Diese tugendhafte und schöne Frau mußte gleich ihrem Vater unseligen Kummer dulden. Ihr lasterhafter Gatte hatte sein Auge auf ein leichtsinniges Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, geworfen, und um diese heirathen zu können, beschloß er, Margarethen ermorden zu lassen. Ein Eseltreiber, der Holz, Fleisch und Brot auf die Wartburg zu bringen pflegte, war beauftragt, diese Unthat zu begehen; allein das Gewissen des gemeinen Menschen treibt ihn, die Sache dem Mundschenken Vargula zu ent-

decken. Dieser beredet die Landgräfin, noch in der Nacht die Wartburg zu verlassen. Als die unglückliche Frau ihre schlummernden Kinder, die sie zurücklassen mußte, noch einmal küßte, geschah es, daß sie, überwältigt vom Schmerz, den einen Knaben in die Wange biß, so daß er lebenslänglich eine Narbe davon behielt und daher Friedrich mit der gebissenen Wange hieß. Margaretha selbst kam mit Mühe und Noth bis Frankfurt, wo sie in kurzer Zeit darauf in der Blüthe ihrer Jahre starb. Ihre Söhne, und besonders Friedrich mit der gebissenen Wange, als sie erwachsen, rächten ihre Mutter und führten blutige Fehde mit dem harten Vater, der ihnen am Ende das Erbe herausgeben mußte.

Es ist diese Geschichte merkwürdig, weil sie uns in der Geschichte eines deutschen Hauses zeigt, wie Verwilderung der Sitten damit anfängt, daß sich die Männer unartig und ungeschliffen benehmen gegen das weibliche Geschlecht. Man sieht an diesem Albrecht dem Unartigen und seinem Vater Heinrich dem Erlauchten den Uebergang von der Minne zu dem wilden Faustrechte, und zum Schlusse mag noch ein kräftiger Minnesang hier stehen, den Heinrich der Erlauchte gesungen und der so ganz auf seinen eigenen Sohn, den unartigen Albrecht, paßt.

An die Ungeschliffenen.

Was hat wohl Bess'res noch die Welt,
Das uns in steter Lust erhält,
  Als Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, die lieblich lachen kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
  Die Wonne ist nicht kleine:
Wenn sie ihm blickt in's Angesicht
Und mit den Augen zu ihm spricht,
  Daß sie ihn herzlich meine.
Wer dieser Freude sich nicht freut
Und nährt im Herzen Tück' und Neid,
  Der werde gleich zum Steine!
Im schönen Leib' ein gutes Herz,
Im reinen Muthe Minnescherz,
  Wer das bei Frauen finde,
Der suche keinen gold'nen Schatz:
Der Minne reichlicher Ersatz
  Ihn aller Wünsch' entbinde.
Ihr lauter spiegelhelles Leben
Kann trüben Herzen Freude geben:
  Wer dieser widerstünde,
Und guten Frauen unhold wär',
Der segle weit hinaus in's Meer
  Vom Weibe und vom Kinde!

Ihr Ungeschliff'nen, hört mich an!
Euch hat die Zucht in Bann gethan:

Drauf ſchwör' ich tauſend Eide.
Die Unzucht iſt euch' beſter Gott
Und treulich thut ihr ſein Gebet,
Er geb' euch ſeine Freude!
Ihr Frauen, ſeht den Ritersmann
Mit keinem gift'gen Blicke an,
Bis er die Unzucht meide!
Dann gebt ihm einen Minnegruß,
Daß hoch das Herz ihm ſpringen muß,
Gedenkt treu allem Leide!

5. Periode.

Von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian I., oder von Aufhebung des Faustrechts bis auf den Landfrieden. Zeitalter der Scholastik, des Bürgerthums, der Erfindungen und Entdeckungen bis zur Reformation.

Vom J. 1283 bis 1517.

§ 1. Eingang.

Die Hohenstaufen waren vertilgt, die Könige zahlten Schoß dem römischen Papste, überall waren die Bischöfe und Aebte weltliche Herren und im Besitze großer Länder, den Papst wählte nicht mehr der römische Kaiser, und Niemand durfte dem widersprechen, was in Rom zu glauben und zu thun geboten wurde, mit einem Worte — die Hierarchie hatte gesiegt. Doch eben dieser Sieg schadete ihr mehr, als ihre Niederlagen; denn mit einmal gingen den Völkern die Augen auf und sie begannen zu begreifen, was die Absicht der Bannflüche, der Ketzergerichte und der Kreuzzüge gewesen sei, nämlich die Macht der römischen Päpste und des gesammten Clerus über alle Macht zu erheben und die Christenheit in unmündiger Kindheit des Aberglaubens und der Unwissenheit zu erhalten. Der poetischen Begeisterung, dem Gefühle und der Phantasie hingegeben, nahmen die Christen das nicht wahr; doch jetzt erwachte plötzlich der Verstand; denn die allgemeine Noth, in welche ein gesetzloser Zustand ohne die Leitung mächtiger Fürsten die Völker versetzt hatte, und aus der weder Papst noch Priester halfen und retteten, trieb sie, auf Mittel zu denken, Leib und Leben, Gut und Freiheit zu retten. Die Tausende und abermal Tausende, welche seit 200 Jahren nach Asien zogen, hatten jetzt kein Ziel, auszuwandern, und in der Heimath kein Brot, kaum Dach und Fach. Die Klöster, nicht mehr so reich beschenkt wie ehedem, nahmen auch nicht mehr so Viele auf, und es war nun der Andrang müßigen und dürftigen Volkes zu den Städten immer größer. Diese wurden nun, was ehedem die Klöster waren, die Werkstätten des menschlichen Geistes, wo Erfindungen auf Erfindungen folgten, von Dingen, die das Leben bequemer, leichter und angenehmer machen sollten und Millionen Hände beschäftigten sich, Brot und alle Bedürfnisse zu verschaffen, ohne mit dem Schwert in der Hand es erkämpfen oder erbeuten zu müssen. Wollte

aber die Gewalt geistlicher oder weltlicher Herren solche Bestrebungen hemmen, so lehrte derselbe grübelnde Verstand auch diese Plebejer neue Waffen und neue Vertheidigungsart, ja sie holten sich in der zweiten Hälfte dieser Periode, gleich dem alten Vater Prometheus, vom Himmel selbst den Blitz herab, d. h. sie erfanden die Feuerwaffe, mit der sie den trotzigen Raubritter aus seiner hohen Burg und von seinem bepanzerten Schlachtrosse herabwarfen. Sehr bald erkannten die Könige und Landesfürsten die Trefflichkeit solcher Kriegsleute und bedienten sich ihrer zur Unterdrückung der Vasallen, und in den meisten Ländern Europas ging bis zu Ende dieser Periode die Gewalt in die Hand eines Einzigen über. Indessen war gegen die Gefahr, alle Freiheit einzubüßen, zu Ende des Zeitraums die Buchdruckerkunst erfunden, ein unschätzbares Geschenk göttlicher Vorsehung, wodurch der Geist des Menschen mit Sturmeseile durch alle Länder hinfliegt und den auf's Papier niedergelegten Gedanken tausendmal vervielfältigt überall hinverbreitet, gleich der saamenstreuenden Schöpfung Gottes.

§ 2. Rudolf von Habsburg. Vom J. 1273 — 1291.

In Deutschland war seit Kaiser Konrads IV. Tode ein Zwischenreich von beinahe 20 Jahren, worin sich das Faustrecht in seiner ganzen Wildheit zeigte. Großen und kleinen Tyrannen war dieser Zustand der Gesetzlosigkeit eben recht, weil sie da ihre Hab- und Herrschsucht nach Willkür befriedigen konnten. So geschah es, daß aus Grundherren Landesherren wurden, je nachdem sich Grafen und andere Herren aus dem Ritterstande ihre Güter erweiterten und daselbst über ihre Unterthanen königliche und herzogliche Rechte ausübten. Dasselbe thaten auch Bischöfe und Aebte und die reichern Städte, denn gehorchen wollte in dieser Zeit Niemand, Alles gedachte nur zu herrschen. Erst im J. 1273 ermahnte der Papst Gregor X. die deutschen Fürsten, wieder einen König zu wählen, und der Erzbischof von Mainz Werner von Eppenstein versammelte einen Reichstag zu Frankfurt und empfahl den Grafen Rudolf von Habsburg, der seiner Tapferkeit und seines frommen biedern Sinnes wegen allgemein bekannt war. Weil er seiner geringen Besitzungen wegen den Fürsten nicht gefährlich schien, wurde er auch wirklich beinahe einstimmig zum römischen Könige gewählt. Allein Ottokar, König von Böhmen, wollte ihn, den armen Grafen, nicht als König anerkennen, und als er, deßhalb zur Verantwortung auf einen Reichstag nach Augsburg vorgeladen, nicht erschien, sondern nur einen Gesandten schickte, der sehr ungebührliche Reden führte, wurde er und sein Bundesgenosse Heinrich von Baiern in die Reichsacht erklärt und der Krieg gegen sie beschlossen. Nur mit wenigen schwäbischen und elsassischen Rittern zog Rudolf dem trotzigen Ottokar entgegen, gewann aber auf seinem Zuge durch seine Leutseligkeit und Klugheit noch manchen Fürsten, ja selbst den Herzog Heinrich von Baiern, dessen Sohn Otto er seine Tochter zur Gemahlin gab. So kam er nach Oestreich, wo alles Volk dem Böhmen, der seine östreichische Gattin, die ihm An-

sprüche auf das Land zugebracht hatte, verstoßen, abhold war. Ottokar fand es demnach für räthlich, Frieden zu schließen, und gab gutwillig: Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain heraus und kam selbst in's kaiserliche Lager, um vor Rudolf kniend Böhmen und Mähren, als deutsche Reichslehen zu empfangen. Gemildert wurde diese harte Demüthigung des stolzen Königs durch Wechselheirathen, so daß Rudolfs Sohn eine Tochter Ottokars und Rudolfs Tochter Kunigunde dem böhmischen Erbprinzen Wáclaw II. verlobt wurde. Allein Ottokar konnte den Gedanken nicht ertragen, vom mächtigsten König in Deutschland zum Vasallen eines Schweizergrafen herabgekommen zu sein; zwei Jahre darnach brach er wieder in Oestreich ein. Dießmal hatte sich Rudolf mit dem König Ladislaw IV. von Ungarn verbunden und auf dem Marchfelde bei Wien traf er (es war 1278) auf das böhmische Heer. Ottokar hatte früher mehrmals verheerende Einfälle in's Land der Magyaren gethan und die Rachbegierde dieses Volkes stürmte nun unaufhaltsam gegen das böhmische Kriegsheer los. Als sodann die Mähren im Getümmel der Schlacht verrätherisch das Heer verließen und Ottokar heldenmüthig kämpfend fiel, war das Schicksal Böhmens entschieden und Rudolf trug den glorreichsten Sieg davon*). Dem Sohne Ottokars Wáclaw II. blieb nun Böhmen und Mähren, Oestreich und Steiermark aber übergab er mit der deutschen Fürsten Einwilligung seinen Söhnen: Albrecht und Rudolf, Kärnthen überließ er dem Schwiegervater seines Sohnes Albrecht, dem Grafen Meinhart von Tyrol.

Viel machte ihm noch der Graf Eberhard von Würtemberg zu schaffen, der sich in Schwaben aus den Trümmern der hohenstaufenschen Länder ein großes Besitzthum erworben hatte und alle Nachbarn befehdete und nichts auf Kaiser und Reich achtete. Es blieb nichts übrig, als nach dem Beispiele der hohenstaufenschen Kaiser vielen Städten Freiheiten und Rechte einzuräumen, um so der Eroberungssucht dieses wilden Kriegers einen Damm zu setzen; zugleich aber setzte er ihm mit vielen Edlen und Grafen hart zu und zwang ihn endlich nach vielen blutigen Schlachten und als das schöne Land Schwaben arg verwüstet ward, Frieden anzubieten und zu geloben, dem Reiche getreu zu verbleiben und allen Schaden, den er Andern angethan, zu ersetzen.

Der feste Gang, mit welchem Rudolf von Habsburg in der Regierung fortfuhr, verschaffte ihm immer mehr Macht und Ansehen, und bald, als die alten Reichsfürsten meist abgestorben waren und ihre Söhne, deren mehrere durch Heirathen mit dem Hause Habsburg verwandt waren, nachfolgten, lebte er und schaltete im Reiche wie ein Vater unter seinen Kindern. Und als einen Vater ehrte und liebte ihn auch das gemeine Volk, welches er so trefflich gegen die Friedensstörer schützte; denn er zog von Land zu Land und zerstörte an die 70 Raubschlösser; die Raubritter aber, die er in seine Gewalt bekam, verurtheilte er zum Hundetragen, viele auch zum Tode.

---

*) Siehe Grillparzers treffliches Schauspiel: Ottokars Glück und Ende. Wien.

Der Knabe verneigt' ehrfürchtig
Vor ſeinem weiſen Meiſter ſich;
Nicht führt er mehr die Mutter nun
Stets auf der Zunge; deſto treuer —
Wie's treuem Mann geziemt zu thun —
Nährt er der Kindesliebe Feuer
Im Herzen ſtill. — Der Wirth ſprach fort:
„Und endlich: wie kamt auf dem Anger dort
So unbeholfen Ihr hergeritten!
Lernt nun auch ritterliche Sitten.
Geſehen hab' ich manche Wand,
An welcher beſſer hing der Schild,
Als wie er Euch zu Halſe ſtand.
Es iſt noch früh; fort in's Gefild!
Bringt ihm ſein Roß und mir das meine,
Und jeglichem Ritter auch das ſeine;
Es ſollen auch die Junker kommen,
Von jedem werd' ein Schaft genommen;
Da ſollt Ihr kunſtreich fechten lernen,
Und Euer Ungeſchick entfernen."

Und wahrlich zeigte ſich überall
Bald ſo gelehrig Parcival,
Zu ſpornen, zu ſchließen, das Roß zu ſchwenken,
Parade zu geben, den Speer zu ſenken,
Mit kräftigem Stoß die Lanze zu brechen,
Selbſt den Erfahrnen nieder zu ſtechen,
(Das lehrte die Gamuretes-Art
Den holden Jüngling ohne Bart)
Daß hohen Preis er ſich errang,
Und allgemein ſein Lob erklang.

Der Knappe konnte nun auch ſchon frei auf Abenteuer ausziehen, ſo wie er auch in den Schlachten unter den Rittern fechten durfte; gelang ihm ein Abenteuer, zeichnete er ſich in einem Treffen aus, ſo wurde er, wenn er das 21. Jahr erreicht hatte, förmlich zum Ritter geſchlagen, welches entweder in der Kirche oder auf dem Schlachtfelde ſelbſt geſchah. Dabei mußte er einen feierlichen Eid ablegen, der alſo lautete: „Ich will die Wahrheit alſo reden, ſtets auf der Seite des Rechts mich halten, die Kirche und ihre Diener ſchützen, den Schwachen und Unterdrückten beiſtehen, Wittwen und Waiſen vertheidigen, mich der Unſchuld annehmen, die Ehre edler Frauen verfechten und gegen die Feinde der Chriſtenheit kämpfen." Darauf gab ihm ein verſuchter und berühmter Ritter oder der Landesfürſt drei Schläge mit dem flachen Schwert auf den Nacken und ſprach: „Im Namen Gottes, des heiligen Michaels und des h. Georgs ſchlage ich Dich zum Ritter, und ſei dies der letzte Schlag, den Du duldeſt!"

Zum Ritterthum gehörte auch die Minne, d. h. ein Jeder erwählte sich irgend eine Dame des Herzens, der er das Gelübde that, ihr zu dienen sein Lebenlang, ohne auch immer ehliche Verbindung zu wünschen und zu begehren; ja es gab Fälle, wo der Ritter seiner Dame sich nie näherte. Der Dienst bestand aber darin, daß er ihrer gedachte bei jeder Gelegenheit, wo von edlen Frauen geredet wurde, und daß er ihre Ehre auf Tod und Leben vertheidigte, ihre Farben trug und sich ein Losungswort von ihr in allen Gefahren wiederholte. Dieser Minnedienst fand besonders statt bei den Turnieren, wo die Ritter der Blicke und Befehle ihrer Damen, die auf Balconen und Gerüsten saßen, gewärtig waren.

Bei den Turnieren kamen auch die Wappen auf, die als symbolisches Zeichen auf dem Schilde der Ritter gemalt waren, um, da Rüstung und verhüllendes Visir sie unkenntlich machten, ihren Knappen und Freunden ein Unterscheidungsmerkmal zu geben.

Was ein Ritter gewesen sei, bezeichnet am besten ein Lied Ulrichs von Lichtenstein, welches wir hier anführen.

Mannes Freude.

Krieg mit allen Ungemuthen,
Die sich nimmer noch gefreut,
Mit den Feinden alles Guten,
Was das Erdenleben beut!
Krieg für die Freuden und Krieg für die Ehren,
Die uns die Neider wollen verwehren!

Wenn die Frauen froh nicht machen
Einen vielgeliebten Mann,
Dem aus Herzensgrund sie lachen,
Sagt, was den erfreuen kann?
Wenn ihn nicht freuet ihr süßes Kosen,
Wird er sich freuen der Maienrosen?

Ich bin froh ob einer Rosen,
Die viel süße Worte spricht,
Und mit Scherzen und mit Kosen
Jedes Herzeleid zerbricht.
Mit dem kleinen rosigen Munde
Zieht sie den Schmerz aus des Herzens Grunde.

Wie die Bienen ihre Süße
Aus den Blumenkelchen ziehn,
Also ziehen ihre Grüße
Auch den Schmerz aus meinen Sinn!
Seit sie den ersten Gruß mir gegeben,
Ward mir zum Himmel das irdische Leben.

Mit des höchſten Muthes Krone
Hat ſie mir das Haupt geſchmückt,
Und es ſchwebt mit ſeinem Lohne
In den Lüften hochentzückt.
Eine ewige Freudenjugend
Schenkte mir ihre Frauentugend.

---

§ 17. Die Frauen.

Wenn die Frauen und Jungfrauen in dieſem Zeitalter ſo hoch geehrt wurden, daß ſie die tapferſten Männer zu begeiſterten Sängern und treuen Dienern umſchufen und die Herzen unter Stahl und Eiſen für die feinſten und zarteſten Empfindungen empfänglich machten, ſo mußten ſie auch in der That äußerſt ſittſam, ſanft und liebenswürdig ſein. Den Preis unausſprechlichen Liebreizes, lebhafter Unterhaltung und, wenn es galt, auch entſchloſſenen Muthes, haben die Provençalen den italieniſchen und franzöſiſchen Damen vielfach zuerkannt. Noch iſt in dem Andenken des Volkes die ſchöne und geiſtreiche Adelaide, Tochter des Grafen Theobald von Champagne, nachmalige Königin von Frankreich und zweite Gemahlin Ludwigs VII., die, ſelbſt eine Dichterin, ſtets einen Kreis von Troubadours um ſich hatte und ihrer Anmuth und Güte wegen vom Volke angebetet wurde. Und welch eine Frau war Abälards Heloiſe, welche, gleich ſchön an Körper und Seele, in allen Wiſſenſchaften und ſelbſt in den alten Sprachen die gelehrteſten Männer in Erſtaunen ſetzte und doch dabei ſo häuslich und ſtill geordnet in ihrem ganzen Weſen, ſo weich und ächt weiblich im Glücke war und in ihrem namenloſen Unglück ſo viel hohen Sinn bewahrte! Noch ſteht in Paris ihr Haus an der Ecke der Straße Basse-des-Ursins, wo ſie gewohnt, mit folgender Inſchrift:

Abeilard, Heloïse habitèrent ces lieux,
Des sincères amants modèles précieux.

Auch die liebenswürdigen Frauen des neapolitaniſchen Hofes der Hohenſtaufen werden geprieſen, vor allen die Gräfin von Caſerta, die edle Freundin Kaiſer Friedrichs II., welche eine Verſchwörung auf den Tod dieſes Fürſten entdeckte und ihm beiſtand, das furchtbare Gewebe meuchelmörderiſcher Hinterliſt zu zerſtören.

Mehr durch Häuslichkeit, Frömmigkeit und Unſchuld zeichneten ſich aber die deutſchen Frauen aus, von denen Walther von der Vogelweide folgendes Loblied ſingt:

Lob deutſcher Zucht und deutſcher Frauen.

Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solch ein Lied, daß deſto baß

Aller Welt ſie ſolle behagen:
Unbezahlet ſing' ich das.
Wollt ihr mich belohnen,
Lacht mich freundlich an:
Wenn ich eure Gunſt gewann,
Nimmer begehr' ich dann Kränze und Kronen.

Deutſche Männer ſind wohlgezogen,
Die Weiber ſind wie Engel ſchön;
Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen,
Oder hat ſie nie geſehn.
Tugend und reine Minne,
Wer die ſuchen will,
Der komme nach Deutſchland, da findet er viel,
Lange müſſe ich leben darinne!

Viele Länder hab' ich geſehen
Und das Allerbeſte drin,
Doch nie ſoll mir's wohlergehen,
Konnt' ich je bringen mein Herz dahin,
Daß ihm wollte gefallen
Fremder Sitt' und Sinn.
Was hätt' ich vom Lügen für Gewinn?
Deutſche Zucht geht vor in Allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis in das Ungerland,
Da mögen die beſten Weiber wohl ſein,
Die man je auf Erden fand.
Kann mein Auge ſchauen,
Was iſt gut und ſchön,
So ſchwör' ich, nie hab' ich wo anders geſehn
Holdere, keuſchere, treuere Frauen!

So war die Stammmutter der Kaiſer aus dem Hauſe Hohenſtaufen, Agnes, die Tochter Kaiſer Heinrichs IV., welche der alte Friedrich von Hohenſtaufen zum Lohn ſeiner Treue, mit welcher er ihrem Vater anhing, bekam. Sie war die Mutter Kaiſer Konrads III. und die Großmutter Friedrichs Rothbart. Nach dem Tode ihres Gatten nahm ſie der Markgraf Leopold IV., genannt der Heilige, zur Frau. Als ſie mit dieſem Gemahl einſt auf dem Schloſſe Kahlenburg im Fenſter lag und der Wind ihr den Schleier vom Haupte riß und weit in den Wald hinein forttrug, gelobte Leopold, da, wo der Schleier würde gefunden werden, ein ſtattliches Kloſter zu bauen. Erſt nach 9 Jahren fand man ihn an einer Hollunderſtaude hängen, und Leopold ließ auf der Stelle das berühmte Kloſter Neuburg errichten. Die Sitte dieſer Zeit, die Für-

stentöchter in Klöstern erziehen zu lassen, hat allerdings die deutschen Fürstinnen der Welt entfremdet und ihnen eine einseitige Neigung zu frommen Andachtübungen eingeflößt; solche frömmelnde Mütter aber waren selten geeignet, Heldensöhne zu erziehen. Doch können wir z. B. Hedwig der Heiligen, der Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Schlesien, unsere Bewunderung nicht versagen, die allen Freuden des Lebens aus Frömmigkeit entsagte und ihre Tage in Bußübungen, Almosen und Krankenpflege theilte. Ihr Sohn war Heinrich II. von Breslau, derselbe, der in der Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen fiel.

Lebensheiterer war die Landgräfin Sophie, des Landesgrafen Hermann von Thüringen Gattin, dessen Hof ein Sammelplatz der Minnesänger war und wo auch der berühmte Dichterwettstreit unter dem Namen des Wartburger Krieges gefeiert wurde. Leider schlich sich an diesem Hofe der schon erwähnte Magister Konrad von Marburg ein, der auch hier Frömmelei und Bußübungen in Aufnahme bringen wollte, und Hermanns Sohn, Ludwig IV., und dessen Gemahlin Elisabeth, Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, die schon als Kind verlobt nach Thüringen gekommen war, rastlos dazu anhielt. So wurde besonders das weibliche Gemüth der jungen Elisabeth ganz der Entsagungsidee geöffnet, und sie weihte ihr ganzes Leben nur Gebeten, Bußübungen und Almosenspenden. Als ihr trefflicher Gemahl, der mit Kaiser Friedrich II., seinem Freunde, nach Palästina ziehen wollte, zu Otranto starb, wurde die Arme von ihrem rauhen Schwager Heinrich Raspe auf's schimpflichste aus der Wartburg verjagt, und mit ihren Kindern auf dem Arme wanderte sie von dem Schlosse herab und fand nach langem Herumirren in einem Kloster ihre Zuflucht. Ihr Trost war nun, daß sie dieß große Unglück für eine Zulassung Gottes hielt, die ihrem Seelenheil ersprießlich wäre, und darum wollte sie auch nicht in ihr Vaterland zurückkehren, als König Andreas, der von ihrer Noth gehört, sie dahin einladen ließ. Die Gesandten fanden sie am Spinnrade sitzen, und so blieb sie in Niedrigkeit und Armuth, bis sie im 24. Jahre ihres Lebens der Tod heimholte. Landgraf Heinrich Raspe, um sich Thüringens zu bemächtigen, ließ ihren Sohn Hermann II. vergiften und wurde dann selbst zum Kaiser erwählt; doch blieb er, wie schon erzählt worden, verachtet vom deutschen Volke, und mit ihm ist das regierende Haus Thüringen ausgestorben. Das Land gab Kaiser Friedrich II. dem Herzog Heinrich von Meißen, dem Erlauchten, der die schöne Jutta, Tochter des sängerliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, zur Frau hatte. Heinrichs Sohn, Albrecht, mit Recht der Unartige genannt, schlug aus der Art; er hatte die edle Tochter Kaiser Friedrichs II. geehelicht. Diese tugendhafte und schöne Frau mußte gleich ihrem Vater unseligen Kummer dulden. Ihr lasterhafter Gatte hatte sein Auge auf ein leichtsinniges Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, geworfen, und um diese heirathen zu können, beschloß er, Margarethen ermorden zu lassen. Ein Eseltreiber, der Holz, Fleisch und Brot auf die Wartburg zu bringen pflegte, war beauftragt, diese Unthat zu begehen; allein das Gewissen des gemeinen Menschen treibt ihn, die Sache dem Mundschenken Vargula zu ent-

decken. Dieser beredet die Landgräfin, noch in der Nacht die Wartburg zu verlassen. Als die unglückliche Frau ihre schlummernden Kinder, die sie zurücklassen mußte, noch einmal küßte, geschah es, daß sie, überwältigt vom Schmerz, den einen Knaben in die Wange biß, so daß er lebenslänglich eine Narbe davon behielt und daher Friedrich mit der gebissenen Wange hieß. Margaretha selbst kam mit Mühe und Noth bis Frankfurt, wo sie in kurzer Zeit darauf in der Blüthe ihrer Jahre starb. Ihre Söhne, und besonders Friedrich mit der gebissenen Wange, als sie erwachsen, rächten ihre Mutter und führten blutige Fehde mit dem harten Vater, der ihnen am Ende das Erbe herausgeben mußte.

Es ist diese Geschichte merkwürdig, weil sie uns in der Geschichte eines deutschen Hauses zeigt, wie Verwilderung der Sitten damit anfängt, daß sich die Männer unartig und ungeschliffen benehmen gegen das weibliche Geschlecht. Man sieht an diesem Albrecht dem Unartigen und seinem Vater Heinrich dem Erlauchten den Uebergang von der Minne zu dem wilden Faustrechte, und zum Schlusse mag noch ein kräftiger Minnesang hier stehen, den Heinrich der Erlauchte gesungen und der so ganz auf seinen eigenen Sohn, den unartigen Albrecht, paßt.

An die Ungeschliffenen.

Was hat wohl Bess'res noch die Welt,
Das uns in steter Lust erhält,
  Als Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, die lieblich lachen kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
  Die Wonne ist nicht kleine:
Wenn sie ihm blickt in's Angesicht
Und mit den Augen zu ihm spricht,
  Daß sie ihn herzlich meine.
Wer dieser Freude sich nicht freut
Und nährt im Herzen Tück' und Neid,
  Der werde gleich zum Steine!
Im schönen Leib' ein gutes Herz,
Im reinen Muthe Minnescherz,
  Wer das bei Frauen finde,
Der suche keinen gold'nen Schatz:
Der Minne reichlicher Ersatz
  Ihn aller Wünsch' entbinde.
Ihr lauter spiegelhelles Leben
Kann trüben Herzen Freude geben:
  Wer dieser widerstünde,
Und guten Frauen unhold wär',
Der segle weit hinaus in's Meer
  Vom Weibe und vom Kinde!

Ihr Ungeschliff'nen, hört mich an!
Euch hat die Zucht in Bann gethan:

Drauf ſchwör' ich tauſend Eide.
Die Unzucht iſt eur' beſter Gott
Und treulich thut ihr ſein Gebet,
Er geb' euch ſeine Freude!
Ihr Frauen, ſeht den Ritersmann
Mit leinem güt'gen Blicke an,
Bis er die Unzucht meide!
Dann gebt ihm einen Minnegruß,
Daß hoch das Herz ihm ſpringen muß,
Geräumt von allem Leide!

5. Periode.

Von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian I., oder von Aufhebung des Faustrechts bis auf den Landfrieden. Zeitalter der Scholastik, des Bürgerthums, der Erfindungen und Entdeckungen bis zur Reformation.

Vom J. 1283 bis 1517.

§ 1. Eingang.

Die Hohenstaufen waren vertilgt, die Könige zahlten Schoß dem römischen Papste, überall waren die Bischöfe und Aebte weltliche Herren und im Besitze großer Länder, den Papst wählte nicht mehr der römische Kaiser, und Niemand durfte dem widersprechen, was in Rom zu glauben und zu thun geboten wurde, mit einem Worte — die Hierarchie hatte gesiegt. Doch eben dieser Sieg schadete ihr mehr, als ihre Niederlagen; denn mit einmal gingen den Völkern die Augen auf und sie begannen zu begreifen, was die Absicht der Bannflüche, der Ketzergerichte und der Kreuzzüge gewesen sei, nämlich die Macht der römischen Päpste und des gesammten Clerus über alle Macht zu erheben und die Christenheit in unmündiger Kindheit des Aberglaubens und der Unwissenheit zu erhalten. Der poetischen Begeisterung, dem Gefühle und der Phantasie hingegeben, nahmen die Christen das nicht wahr; doch jetzt erwachte plötzlich der Verstand; denn die allgemeine Noth, in welche ein gesetzloser Zustand ohne die Leitung mächtiger Fürsten die Völker versetzt hatte, und aus der weder Papst noch Priester halfen und retteten, trieb sie, auf Mittel zu denken, Leib und Leben, Gut und Freiheit zu retten. Die Tausende und abermal Tausende, welche seit 200 Jahren nach Asien zogen, hatten jetzt kein Ziel, auszuwandern, und in der Heimath kein Brot, kaum Dach und Fach. Die Klöster, nicht mehr so reich beschenkt wie ehedem, nahmen auch nicht mehr so Viele auf, und es war nun der Andrang müßigen und dürftigen Volkes zu den Städten immer größer. Diese wurden nun, was ehedem die Klöster waren, die Werkstätten des menschlichen Geistes, wo Erfindungen auf Erfindungen folgten, von Dingen, die das Leben bequemer, leichter und angenehmer machen sollten und Millionen Hände beschäftigten sich, Brot und alle Bedürfnisse zu verschaffen, ohne mit dem Schwert in der Hand es erkämpfen oder erbeuten zu müssen. Wollte

aber die Gewalt geistlicher oder weltlicher Herren solche Bestrebungen hemmen, so lehrte derselbe grübelnde Verstand auch diese Plebejer neue Waffen und neue Vertheidigungsart, ja sie holten sich in der zweiten Hälfte dieser Periode, gleich dem alten Vater Prometheus, vom Himmel selbst den Blitz herab, d. h. sie erfanden die Feuerwaffe, mit der sie den trotzigen Raubritter aus seiner hohen Burg und von seinem bepanzerten Schlachtrosse herabwarfen. Sehr bald erkannten die Könige und Landesfürsten die Trefflichkeit solcher Kriegsleute und bedienten sich ihrer zur Unterdrückung der Vasallen, und in den meisten Ländern Europas ging bis zu Ende dieser Periode die Gewalt in die Hand eines Einzigen über. Indessen war gegen die Gefahr, alle Freiheit einzubüßen, zu Ende des Zeitraums die Buchdruckerkunst erfunden, ein unschätzbares Geschenk göttlicher Vorsehung, wodurch der Geist des Menschen mit Sturmeseile durch alle Länder hinfliegt und den auf's Papier niedergelegten Gedanken tausendmal vervielfältigt überall hinverbreitet, gleich der saamenstreuenden Schöpfung Gottes.

§ 2. Rudolf von Habsburg. Vom J. 1273 — 1291.

In Deutschland war seit Kaiser Konrads IV. Tode ein Zwischenreich von beinahe 20 Jahren, worin sich das Faustrecht in seiner ganzen Wildheit zeigte. Großen und kleinen Tyrannen war dieser Zustand der Gesetzlosigkeit eben recht, weil sie da ihre Hab- und Herrschsucht nach Willkür befriedigen konnten. So geschah es, daß aus Grundherren Landesherren wurden, je nachdem sich Grafen und andere Herren aus dem Ritterstande ihre Güter erweiterten und daselbst über ihre Unterthanen königliche und herzogliche Rechte ausübten. Dasselbe thaten auch Bischöfe und Aebte und die reichern Städte, denn gehorchen wollte in dieser Zeit Niemand, Alles gedachte nur zu herrschen. Erst im J. 1273 ermahnte der Papst Gregor X. die deutschen Fürsten, wieder einen König zu wählen, und der Erzbischof von Mainz Werner von Eppenstein versammelte einen Reichstag zu Frankfurt und empfahl den Grafen Rudolf von Habsburg, der seiner Tapferkeit und seines frommen biedern Sinnes wegen allgemein bekannt war. Weil er seiner geringen Besitzungen wegen den Fürsten nicht gefährlich schien, wurde er auch wirklich beinahe einstimmig zum römischen Könige gewählt. Allein Ottokar, König von Böhmen, wollte ihn, den armen Grafen, nicht als König anerkennen, und als er, deßhalb zur Verantwortung auf einen Reichstag nach Augsburg vorgeladen, nicht erschien, sondern nur einen Gesandten schickte, der sehr ungebührliche Reden führte, wurde er und sein Bundesgenosse Heinrich von Baiern in die Reichsacht erklärt und der Krieg gegen sie beschlossen. Nur mit wenigen schwäbischen und elsassischen Rittern zog Rudolf dem trotzigen Ottokar entgegen, gewann aber auf seinem Zuge durch seine Leutseligkeit und Klugheit noch manchen Fürsten, ja selbst den Herzog Heinrich von Baiern, dessen Sohn Otto er seine Tochter zur Gemahlin gab. So kam er nach Oestreich, wo alles Volk dem Böhmen, der seine östreichische Gattin, die ihm An-

sprüche auf das Land zugebracht hatte, verstoßen, abhold war. Ottokar fand es demnach für räthlich, Frieden zu schließen, und gab gutwillig: Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain heraus und kam selbst in's kaiserliche Lager, um vor Rudolf kniend Böhmen und Mähren, als deutsche Reichslehen zu empfangen. Gemildert wurde diese harte Demüthigung des stolzen Königs durch Wechselheirathen, so daß Rudolfs Sohn eine Tochter Ottokars und Rudolfs Tochter Kunigunde dem böhmischen Erbprinzen Wáclaw II. verlobt wurde. Allein Ottokar konnte den Gedanken nicht ertragen, vom mächtigsten König in Deutschland zum Vasallen eines Schweizergrafen herabgekommen zu sein; zwei Jahre darnach brach er wieder in Oestreich ein. Dießmal hatte sich Rudolf mit dem König Ladislaw IV. von Ungarn verbunden und auf dem Marchfelde bei Wien traf er (es war 1278) auf das böhmische Heer. Ottokar hatte früher mehrmals verheerende Einfälle in's Land der Magyaren gethan und die Rachbegierde dieses Volkes stürmte nun unaufhaltsam gegen das böhmische Kriegsheer los. Als sodann die Mähren im Getümmel der Schlacht verrätherisch das Heer verließen und Ottokar heldenmüthig kämpfend fiel, war das Schicksal Böhmens entschieden und Rudolf trug den glorreichsten Sieg davon*). Dem Sohne Ottokars Wáclaw II. blieb nun Böhmen und Mähren, Oestreich und Steiermark aber übergab er mit der deutschen Fürsten Einwilligung seinen Söhnen: Albrecht und Rudolf, Kärnthen überließ er dem Schwiegervater seines Sohnes Albrecht, dem Grafen Meinhart von Tyrol.

Viel machte ihm noch der Graf Eberhard von Würtemberg zu schaffen, der sich in Schwaben aus den Trümmern der hohenstaufenschen Länder ein großes Besitzthum erworben hatte und alle Nachbarn befehdete und nichts auf Kaiser und Reich achtete. Es blieb nichts übrig, als nach dem Beispiele der hohenstaufenschen Kaiser vielen Städten Freiheiten und Rechte einzuräumen, um so der Eroberungssucht dieses wilden Kriegers einen Damm zu setzen; zugleich aber setzte er ihm mit vielen Edlen und Grafen hart zu und zwang ihn endlich nach vielen blutigen Schlachten und als das schöne Land Schwaben arg verwüstet ward, Frieden anzubieten und zu geloben, dem Reiche getreu zu verbleiben und allen Schaden, den er Andern angethan, zu ersetzen.

Der feste Gang, mit welchem Rudolf von Habsburg in der Regierung fortfuhr, verschaffte ihm immer mehr Macht und Ansehen, und bald, als die alten Reichsfürsten meist abgestorben waren und ihre Söhne, deren mehrere durch Heirathen mit dem Hause Habsburg verwandt waren, nachfolgten, lebte er und schaltete im Reiche wie ein Vater unter seinen Kindern. Und als einen Vater ehrte und liebte ihn auch das gemeine Volk, welches er so trefflich gegen die Friedensstörer schützte; denn er zog von Land zu Land und zerstörte an die 70 Raubschlösser; die Raubritter aber, die er in seine Gewalt bekam, verurtheilte er zum Hundetragen, viele auch zum Tode.

---

*) Siehe Grillparzers treffliches Schauspiel: Ottokars Glück und Ende. Wien.

Nach Italien ging er nicht; er war der erste Kaiser, der da einsah, daß dieses Land das Grab der Deutschen sei. Freilich wuchs den Städten und den Fürsten dieses Landes um so mehr der Muth, sich völlig von Deutschland loszumachen, doch traten nun zwei neue Mächte daselbst auf, welche in der Folge der Freiheit dieser Halbinsel sehr gefährlich wurden — Frankreich und Spanien. Ersteres trat schon mit Karl von Anjou, der dem Hause Hohenstaufen Neapel entriß, in die Reihe der italienischen Fürsten. Im J. 1282 that dieses auch Spanien, als König Peter von Aragonien, der eine Tochter König Manfreds zur Gemahlin hatte, sein Erbrecht auf Sicilien geltend machte. Zu diesem kam nämlich der Neapolitaner Johann von Procida mit dem Handschuh des unglücklichen Konradins und forderte ihn auf, im Namen aller Sicilianer den Tod des letzten Hohenstaufen zu rächen und das Königreich Neapel zu erobern. Peter willigte ein; um aber den mächtigen Karl von Anjou zu überlisten, wurde das Unternehmen geheim gehalten und vorgegeben, daß man einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Afrika ausrüste. Indessen reiste Procida als Mönch verkleidet bis nach Constantinopel, Alles gegen den Usurpator Karl aufzubringen, wagte sich selbst nach Sicilien, wo er mit Volk und Baronen den Untergang aller Franzosen auf Sicilien verabredete. König Peter von Aragonien war bereits mit einer großen Flotte ausgelaufen, als am Ostermontage des Jahres 1282 ein Zufall die Verschwörung zum Ausbruch brachte. An diesem Tage pflegten nämlich die Einwohner von Palermo nach einer Kirche außer der Stadt zur Vesperzeit zu wallfahrten und bei diesem Feste zugleich ein beliebtes Kampfspiel zur allgemeinen Belustigung aufzuführen. Der französische Statthalter gestattete zwar die Wallfahrt, nicht aber das Kampfspiel; ja es wurde streng verboten, Waffen bei sich zu tragen. Als nun bei dieser Gelegenheit ein Franzose eine junge adelige Dame unter dem Vorwande, er müsse untersuchen, ob sie verborgene Waffen bei sich führe, unanständig behandelte, eilten der Vater und Gatte derselben herbei und bohrten den Beleidiger nieder, und in wenig Augenblicken blitzten tausend verborgene Dolche und alle Franzosen in Palermo wurden niedergemacht, so daß aus der Kirchenvesper ein gräßliches Blutbad wurde, das sich bald durch die ganze Insel verbreitete; denn nicht mehr als zwei Franzosen entrannen der Rachewuth. Als darauf Peter von Aragonien an der Küste von Sicilien landete, wurde er mit Jubel empfangen und in Palermo zum Könige ausgerufen. Vergebens belegte der Papst Martin IV. den König Peter und ganz Sicilien mit dem Banne, vergebens zog Karl von Anjou heran, die Insel wieder zu erobern, sie blieb von nun an getrennt von Neapel und blieb es 160 Jahre.

Im J. 1291 starb Kaiser Rudolf von Habsburg, nachdem er seinem Hause die östreichischen Länder verschafft hatte; doch war es ihm nicht gelungen, die deutsche Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Die deutschen Fürsten hielten nunmehr das Haus Habsburg für zu mächtig und wählten den Grafen Adolf von Nassau. Dieser Fürst konnte sich aber gegen den Herzog Albrecht von Oestreich, der ihn nicht anerkennen wollte, nicht lange behaupten, er verlor nach

sieben unruhigen Regierungsjahren in der Schlacht bei Worms Leben und Krone. Nun erst wurde Herzog Albrecht I. von Oestreich auf dem Reichstage zu Frankfurt zum König und Kaiser feierlich erwählt. Es waren dieß unfriedliche Zeiten für Deutschland, in welchen sich das Faustrecht wieder geltend machte, besonders in Thüringen und Meißen ein blutiger Erbfolgekrieg fortwüthete, der anfangs von den Söhnen des Markgrafen Albrecht des Unartigen gegen ihren Vater, sodann gegen Kaiser Albrecht, der ihre Länder als Reichslehen einziehen wollte, geführt wurde.

§ 8. Die Schweizer Eidgenossenschaft.

Zur Zeit Kaiser Albrechts I. geschahen in der Schweiz Dinge, die aller Welt zeigten, wie stark ein Volk sei, das einfache Sitten und Tugend in Freiheit höher hält, als müßiges Wohlleben in Knechtschaft. Es war aber dieß Land, seit Römerherrschaft daselbst aufgehört, von verschiedenen deutschen Völkern (unter denen die Alemannier die vorzüglichsten) bewohnt, die in abgesonderten Gauen oder Cantonen, gleich den übrigen Deutschen, in Lehnsverfassung unter eingebornen Edlen, auch Bischöfen und Klöstern lebten und als Oberhaupt den deutschen Kaiser anerkannten. Mitten im Lande wohnten in den drei Gauen Schwyz, Uri und Unterwalden die Schwyzer oder Schweizer (von welchen ganz Helvetien den neuen Namen bekam), die rings um den Vierwaldstädtersee herum in dem rauhesten Gebirgslande wohnten. Sie hatten daselbst in den ältesten Zeiten so viel Wald ausgerodet, als sie zur Viehweide und zum Ackerlande brauchten, und lebten daselbst unbeachtet und unberührt von den Stürmen der Völkerwanderung als freie Hirten. Gleich den übrigen Helvetiern hielten auch sie sich zu dem deutschen Reiche, das ihnen einen Schirmvogt gab, der sie beschützen, doch weder besteuern, noch beherrschen sollte. Friedrich Rothbart und seine Nachfolger aus dem Hause Hohenstaufen liebten dieses harmlose und tapfere Volk sehr und ließen ihm kein Unrecht thun, dagegen die Schwyzer den Kaisern auch immer, so oft es nöthig war, auf ihren Kreuzzügen rüstiges Fußvolk stellten. Nach dem Falle der Hohenstaufen war Rudolf von Habsburg ihr Schirmvogt, der sie auch als Kaiser väterlich schirmte. Allein Kaiser Albrecht, ein harter und ländergieriger Herr, unterwarf sich bald außer seinen habsburgischen Erbgütern auch noch einen großen Theil des übrigen Landes, und wollte auch die Waldstädte unter seine unmittelbare Gewalt bringen, so daß sie nicht des deutschen Reiches, sondern des Hauses Oestreich Unterthanen würden. Die Schweizer aber baten ihn, er möchte sie in dem Zustande ihrer Väter lassen. Da zürnte der Kaiser und gab ihnen anstatt eingeborner Grafen, die zu reich und edel genug waren, um von der Armuth zu nehmen, Edelleute aus seinem Dienste zu Landvögten. Das war der Hermann Geßler von Bruneck und der Beringer von Landenberg, Männer, die selbst kein Eigenthum hatten und darum das Landvolk bedrückten, um sich zu bereichern. Sie verboten die Ausfuhr,

ſetzten ſchwere Zölle auf die Einfuhr und beſtraften die geringſten Vergehen nach Willkür mit Geld, Kerker und Züchtigungen. Männer, wie Walther Fürſt von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold Melchthal von Unterwalden, die durch Fleiß ihrer Väter wohlbegütert waren und ſich herausnahmen, ein freies Wort zu ſprechen für ihr altes Recht, nannten die Vögte höhnend den Bauernadel. Da nun, nach manchem Frevel an Mann und Weib verübt, der Landenberg dem Melchthal zwei ſchöne Ochſen vom Pfluge zur Strafe wegnehmen ließ, ſchlug Melchthals Sohn deſſen Knecht und floh in die Berge. Aber der Landenberg ließ dem alten Vater, weil er den Sohn nicht ſtellen wollte, beide Augen ausſtechen. Da trat eines Tages zu Stauffacher ſein Weib Margareth in die Stube und ſchalt die Langmuth der Männer, daß ſie ſolches litten. Stauffacher fuhr zu Walther Fürſt über den See nach Uri und fand dort den jungen Heinrich Melchthal. Dieſe drei Männer verabredeten nun, in der Nacht Mittwoch vor Martinstag des Jahres 1307 auf dem Rütli zuſammenzukommen und jeder zehn Männer aus ſeinem Lande mitzubringen. Es iſt aber das Rütli eine von Bergen eingeſchloſſene Wieſe am Waldſtädterſee, da wo die Marken von Uri, Unterwalden und Schwyz zuſammenlaufen, und hat ſeinen Namen daher, weil es ein ausgereutetes Waldgeſtrippe iſt. In der feſtgeſetzten Nacht kamen nun die dreiunddreißig Männer zuſammen und beſchloſſen: „Sie wollten Alle zuſammen in gemeinſamer Freundſchaft leben und ſterben, jeder das unterdrückte Volk in ſeinem Thale ſchützen und vertheidigen, den Grafen von Habsburg nichts von ihren Gütern und Rechten entfremden, auch keinen Tropfen Blutes an den Vögten und ihren Leuten vergießen, — aber die Freiheit, welche ſie von ihren Vätern empfangen, dieſelbe wollten ſie ihren Enkeln aufbewahren.“ Das beſchwuren ſie im Namen Gottes, welcher der Könige und der Bauern Herr und gerechter Richter iſt. Zur Ausführung ihres Unternehmens beſtimmten ſie die Neujahrsnacht und gingen darauf ſtill auseinander, Jeder ſeines Wegs zu ſeiner Hütte, und arbeiteten, wie ſie gewohnt waren, ernſt und ſchweigend, und Alles blieb geheim vor den Vögten.

Der Geßler aber, nicht ahnend die Gefahr, richtete, um die Trotzigſten herauszufinden, in Altdorf eine Stange auf, an die er den herzoglichen Hut aufhängen ließ, mit dem Gebot, daß wer vorübergehe, ſein Haupt, als ſtünde der Herzog von Oeſtreich ſelber da, entblöße. Da kam des Weges Wilhelm Tell aus dem Orte Bürglen, Eidam des Walther Fürſt, ein berühmter Bogenſchütz, der auch unter denen im Rütli geweſen war, ſeinen Knaben an der Hand führend, den Bogen und Köcher auf der Schulter. Der verſchmähte, ſich vor dem Hute zu beugen, als der das Bild der Freiheit, nicht der Knechtſchaft ſein ſollte. Da ließ ihn der Vogt greifen, und da er trotzige Worte ſprach, rief der Wüthrich, Alles verhöhnend, was heilig im Himmel und auf Erden iſt: „Nun, ſtolzer Schütze, zeige Deine Kunſt! Von dieſes Deines Söhnleins Haupte ſchieße den Apfel, den ich darauf lege!“ Und Gott gab dem Vater Muth und Gnade, daß er den Schuß that, ohne den Knaben zu verletzen. Der Vogt aber reizte noch mehr und fragte:

„Warum nahmſt Du den zweiten Pfeil hervor, den hier auf Deiner Bruſt?“ Da hielt ſich Tell nicht mehr und rief: „Der ging in Dein Herz, wenn ich den Apfel verfehlte!“ Darauf wurden ihm Feſſeln angelegt, und der Vogt, welcher den Aufſtand der Verwandten und Freunde in der Heimath fürchtete, beſchloß, ihn gegen die Geſetze des Volks über den Waldſtädterſee nach Küßnach in ein anderes Land zu führen und dort zu ſtrafen. Als ſie aber auf dem Waſſer dem Rütli gegenüber waren, brauſte der Fön vom St. Gotthard her, ein gewaltiger Sturmwind, den alles Volk fürchtet, weil er die Abgründe des Sees aus einer Tiefe von 600 Fuß aufwühlt und zu Rieſenwellen emportreibt, ſo daß die Schiffe, die er erfaßt, überſchüttet und verſchlungen werden, oder an den ſteilen Felſen des Ufers zerſchellen. Da nun das Schiffsvolk verzagte und meinte, daß Niemand retten könne als Tell, ließ dieſem der Vogt die Feſſeln abnehmen und befahl ihm, das Fahrzeug zu lenken. Der nahm das Steuer und führte nach dem Ufer und an den Felſen hin. Wo aber am Axenberg, deſſen kahle Wand aus den Fluthen emporſteigt, eine nackte Felſenplatte einige Schritte weit in den See hineinragt, da erſah er den Augenblick, ergriff ſeine Waffen und ſprang auf die Platte; das Schiff ſchleuderte er in die ſtürmende Fluth zurück und entkam über den Berg in das Land Schwyz. Doch auch der Vogt erreichte ſpäter das Ufer und zog durch die hohle Gaſſe nach Küßnach. Hier lauerte auf ihn Tell im Gebüſche und ſchoß ihm einen Pfeil durch's Herz. Niemand verfolgte ihn, denn alle Welt ſagte: „Gott habe gerichtet!“ Die Verbündeten aber tadelten von Anfang die blutige That; als aber das Land ſpäter befreit war, hielten die Einwohner alljährlich Wallfahrten nach der Felſenplatte, wo Tell das Schiff zurückgeſchleudert hatte, und ſie heißt die Tellenplatte bis auf dieſen Tag.

Das geſchah ohne Einverſtändniß und Verabredung; was aber auf dem Rütli beſchloſſen ward, vollzogen die Eidgenoſſen am Neujahrstage 1308. Die Burgen der Landvögte wurden genommen ohne Blutvergießen, und den Landenberg, der entfliehen wollte, fingen ſie, thaten ihm aber kein Leids an, ſondern nachdem er geſchworen, nie wieder in die Waldſtädte zu kommen, ließen ſie ihn zu dem Kaiſer ziehen. Durch ganz Unterwalden flammten die Feuer auf von Alpe zu Alpe, um das Volk aufzurufen zur Freiheit, und in wenig Tagen war in den Waldſtädten kein kaiſerlicher Söldner mehr zu finden.

Als der Kaiſer Albrecht das hörte, ward er zornig und ſammelte ein Heer und zog nach der Schweiz. Mit ihm ſeines Bruders Sohn Johann, dem er ſein väterliches Erbe vorenthielt, um damit ſeine Söhne Friedrich und Leopold zu belehnen. Johann war ein wilder und leidenſchaftlicher Jüngling, und die Ritter Eſchenbach, von Palm, von Wart und von Tegernfeld, Alle aus heimlichem Groll, den Kaiſer zu ermorden, waren mit ihm verſchworen. Als Albrecht nun mit dieſen Männern allein auf einer Fähre über die Reuß fuhr, fielen die Verſchwornen über ihn her und ermordeten ihn. Der Kaiſer verſchied in den Armen eines alten Weibes, das am Wege ſaß; die Mörder verſchwanden in alle Welt, nur Rudolf von Wart,

stentöchter in Klöstern erziehen zu lassen, hat allerdings die deutschen Fürstinnen der Welt entfremdet und ihnen eine einseitige Neigung zu frommen Andachtübungen eingeflößt; solche frömmelnde Mütter aber waren selten geeignet, Heldensöhne zu erziehen. Doch können wir z. B. Hedwig der Heiligen, der Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Schlesien, unsere Bewunderung nicht versagen, die allen Freuden des Lebens aus Frömmigkeit entsagte und ihre Tage in Bußübungen, Almosen und Krankenpflege theilte. Ihr Sohn war Heinrich II. von Breslau, derselbe, der in der Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen fiel.

Lebensheiterer war die Landgräfin Sophie, des Landesgrafen Hermann von Thüringen Gattin, dessen Hof ein Sammelplatz der Minnesänger war und wo auch der berühmte Dichterwettstreit unter dem Namen des Wartburger Krieges gefeiert wurde. Leider schlich sich an diesem Hofe der schon erwähnte Magister Konrad von Marburg ein, der auch hier Frömmelei und Bußübungen in Aufnahme bringen wollte, und Hermanns Sohn, Ludwig IV., und dessen Gemahlin Elisabeth, Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, die schon als Kind verlobt nach Thüringen gekommen war, rastlos dazu anhielt. So wurde besonders das weibliche Gemüth der jungen Elisabeth ganz der Entsagungsidee geöffnet, und sie weihte ihr ganzes Leben nur Gebeten, Bußübungen und Almosenspenden. Als ihr trefflicher Gemahl, der mit Kaiser Friedrich II., seinem Freunde, nach Palästina ziehen wollte, zu Otranto starb, wurde die Arme von ihrem rauhen Schwager Heinrich Raspe auf's schimpflichste aus der Wartburg verjagt, und mit ihren Kindern auf dem Arme wanderte sie von dem Schlosse herab und fand nach langem Herumirren in einem Kloster ihre Zuflucht. Ihr Trost war nun, daß sie dieß große Unglück für eine Zulassung Gottes hielt, die ihrem Seelenheil ersprießlich wäre, und darum wollte sie auch nicht in ihr Vaterland zurückkehren, als König Andreas, der von ihrer Noth gehört, sie dahin einladen ließ. Die Gesandten fanden sie am Spinnrade sitzen, und so blieb sie in Niedrigkeit und Armuth, bis sie im 24. Jahre ihres Lebens der Tod heimholte. Landgraf Heinrich Raspe, um sich Thüringens zu bemächtigen, ließ ihren Sohn Hermann II. vergiften und wurde dann selbst zum Kaiser erwählt; doch blieb er, wie schon erzählt worden, verachtet vom deutschen Volke, und mit ihm ist das regierende Haus Thüringen ausgestorben. Das Land gab Kaiser Friedrich II. dem Herzog Heinrich von Meißen, dem Erlauchten, der die schöne Jutta, Tochter des sängerliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, zur Frau hatte. Heinrichs Sohn, Albrecht, mit Recht der Unartige genannt, schlug aus der Art; er hatte die edle Tochter Kaiser Friedrichs II. geehelicht. Diese tugendhafte und schöne Frau mußte gleich ihrem Vater unseligen Kummer dulden. Ihr lasterhafter Gatte hatte sein Auge auf ein leichtsinniges Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, geworfen, und um diese heirathen zu können, beschloß er, Margarethen ermorden zu lassen. Ein Eseltreiber, der Holz, Fleisch und Brot auf die Wartburg zu bringen pflegte, war beauftragt, diese Unthat zu begehen; allein das Gewissen des gemeinen Menschen treibt ihn, die Sache dem Mundschenken Vargula zu ent-

decken. Dieser beredet die Landgräfin, noch in der Nacht die Wartburg zu verlassen. Als die unglückliche Frau ihre schlummernden Kinder, die sie zurücklassen mußte, noch einmal küßte, geschah es, daß sie, überwältigt vom Schmerz, den einen Knaben in die Wange biß, so daß er lebenslänglich eine Narbe davon behielt und daher Friedrich mit der gebissenen Wange hieß. Margaretha selbst kam mit Mühe und Noth bis Frankfurt, wo sie in kurzer Zeit darauf in der Blüthe ihrer Jahre starb. Ihre Söhne, und besonders Friedrich mit der gebissenen Wange, als sie erwachsen, rächten ihre Mutter und führten blutige Fehde mit dem harten Vater, der ihnen am Ende das Erbe herausgeben mußte.

Es ist diese Geschichte merkwürdig, weil sie uns in der Geschichte eines deutschen Hauses zeigt, wie Verwilderung der Sitten damit anfängt, daß sich die Männer unartig und ungeschliffen benehmen gegen das weibliche Geschlecht. Man sieht an diesem Albrecht dem Unartigen und seinem Vater Heinrich dem Erlauchten den Uebergang von der Minne zu dem wilden Faustrechte, und zum Schlusse mag noch ein kräftiger Minnesang hier stehen, den Heinrich der Erlauchte gesungen und der so ganz auf seinen eigenen Sohn, den unartigen Albrecht, paßt.

An die Ungeschliffenen.

Was hat wohl Bess'res noch die Welt,
Das uns in steter Lust erhält,
  Als Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, die lieblich lachen kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
  Die Wonne ist nicht kleine:
Wenn sie ihm blickt in's Angesicht
Und mit den Augen zu ihm spricht,
  Daß sie ihn herzlich meine.
Wer dieser Freude sich nicht freut
Und nährt im Herzen Tück' und Neid,
  Der werde gleich zum Steine!
Im schönen Leib' ein gutes Herz,
Im reinen Muthe Minnescherz,
  Wer das bei Frauen finde,
Der suche keinen gold'nen Schatz:
Der Minne reichlicher Ersatz
  Ihn aller Wünsch' entbinde.
Ihr lauter spiegelhelles Leben
Kann trüben Herzen Freude geben:
  Wer dieser widerstünde,
Und guten Frauen unhold wär',
Der segle weit hinaus in's Meer
  Vom Weibe und vom Kinde!

Ihr Ungeschliff'nen, hört mich an!
Euch hat die Zucht in Bann gethan:

Drauf ſchwör' ich tauſend Eide.
Die Unzucht iſt eur' beſter Gott
Und treulich thut ihr ſein Gebot,
Er geb' euch ſeine Freude!
Ihr Frauen, ſeht den Rittersmann
Mit keinem güt'gen Blicke an,
Bis er die Unzucht meide!
Dann gebt ihm euren Minnegruß,
Daß hoch das Herz ihm ſpringen muß,
Geräumt von allem Leide!

5. Periode.

Von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian I., oder von Aufhebung des Faustrechts bis auf den Landfrieden. Zeitalter der Scholastik, des Bürgerthums, der Erfindungen und Entdeckungen bis zur Reformation.

Vom J. 1283 bis 1517.

§ 1. Eingang.

Die Hohenstaufen waren vertilgt, die Könige zahlten Schoß dem römischen Papste, überall waren die Bischöfe und Aebte weltliche Herren und im Besitze großer Länder, den Papst wählte nicht mehr der römische Kaiser, und Niemand durfte dem widersprechen, was in Rom zu glauben und zu thun geboten wurde, mit einem Worte — die Hierarchie hatte gesiegt. Doch eben dieser Sieg schadete ihr mehr, als ihre Niederlagen; denn mit einmal gingen den Völkern die Augen auf und sie begannen zu begreifen, was die Absicht der Bannflüche, der Ketzergerichte und der Kreuzzüge gewesen sei, nämlich die Macht der römischen Päpste und des gesammten Clerus über alle Macht zu erheben und die Christenheit in unmündiger Kindheit des Aberglaubens und der Unwissenheit zu erhalten. Der poetischen Begeisterung, dem Gefühle und der Phantasie hingegeben, nahmen die Christen das nicht wahr; doch jetzt erwachte plötzlich der Verstand; denn die allgemeine Noth, in welche ein gesetzloser Zustand ohne die Leitung mächtiger Fürsten die Völker versetzt hatte, und aus der weder Papst noch Priester halfen und retteten, trieb sie, auf Mittel zu denken, Leib und Leben, Gut und Freiheit zu retten. Die Tausende und abermal Tausende, welche seit 200 Jahren nach Asien zogen, hatten jetzt kein Ziel, auszuwandern, und in der Heimath kein Brot, kaum Dach und Fach. Die Klöster, nicht mehr so reich beschenkt wie ehedem, nahmen auch nicht mehr so Viele auf, und es war nun der Andrang müßigen und dürftigen Volkes zu den Städten immer größer. Diese wurden nun, was ehedem die Klöster waren, die Werkstätten des menschlichen Geistes, wo Erfindungen auf Erfindungen folgten, von Dingen, die das Leben bequemer, leichter und angenehmer machen sollten und Millionen Hände beschäftigten sich, Brot und alle Bedürfnisse zu verschaffen, ohne mit dem Schwert in der Hand es erkämpfen oder erbeuten zu müssen. Wollte

aber die Gewalt geistlicher oder weltlicher Herren solche Bestrebungen hemmen, so lehrte derselbe grübelnde Verstand auch diese Plebejer neue Waffen und neue Vertheidigungsart, ja sie holten sich in der zweiten Hälfte dieser Periode, gleich dem alten Vater Prometheus, vom Himmel selbst den Blitz herab, d. h. sie erfanden die Feuerwaffe, mit der sie den trotzigen Raubritter aus seiner hohen Burg und von seinem bepanzerten Schlachtrosse herabwarfen. Sehr bald erkannten die Könige und Landesfürsten die Trefflichkeit solcher Kriegsleute und bedienten sich ihrer zur Unterdrückung der Vasallen, und in den meisten Ländern Europas ging bis zu Ende dieser Periode die Gewalt in die Hand eines Einzigen über. Indessen war gegen die Gefahr, alle Freiheit einzubüßen, zu Ende des Zeitraums die Buchdruckerkunst erfunden, ein unschätzbares Geschenk göttlicher Vorsehung, wodurch der Geist des Menschen mit Sturmeseile durch alle Länder hinfliegt und den auf's Papier niedergelegten Gedanken tausendmal vervielfältigt überall hinverbreitet, gleich der saamenstreuenden Schöpfung Gottes.

§ 2. Rudolf von Habsburg. Vom J. 1273 — 1291.

In Deutschland war seit Kaiser Konrads IV. Tode ein Zwischenreich von beinahe 20 Jahren, worin sich das Faustrecht in seiner ganzen Wildheit zeigte. Großen und kleinen Tyrannen war dieser Zustand der Gesetzlosigkeit eben recht, weil sie da ihre Hab- und Herrschsucht nach Willkür befriedigen konnten. So geschah es, daß aus Grundherren Landesherren wurden, je nachdem sich Grafen und andere Herren aus dem Ritterstande ihre Güter erweiterten und daselbst über ihre Unterthanen königliche und herzogliche Rechte ausübten. Dasselbe thaten auch Bischöfe und Aebte und die reichern Städte, denn gehorchen wollte in dieser Zeit Niemand, Alles gedachte nur zu herrschen. Erst im J. 1273 ermahnte der Papst Gregor X. die deutschen Fürsten, wieder einen König zu wählen, und der Erzbischof von Mains Werner von Eppenstein versammelte einen Reichstag zu Frankfurt und empfahl den Grafen Rudolf von Habsburg, der seiner Tapferkeit und seines frommen biedern Sinnes wegen allgemein bekannt war. Weil er seiner geringen Besitzungen wegen den Fürsten nicht gefährlich schien, wurde er auch wirklich beinahe einstimmig zum römischen Könige gewählt. Allein Ottokar, König von Böhmen, wollte ihn, den armen Grafen, nicht als König anerkennen, und als er, deßhalb zur Verantwortung auf einen Reichstag nach Augsburg vorgeladen, nicht erschien, sondern nur einen Gesandten schickte, der sehr ungebührliche Reden führte, wurde er und sein Bundesgenosse Heinrich von Baiern in die Reichsacht erklärt und der Krieg gegen sie beschlossen. Nur mit wenigen schwäbischen und elsäßischen Rittern zog Rudolf dem trotzigen Ottokar entgegen, gewann aber auf seinem Zuge durch seine Leutseligkeit und Klugheit noch manchen Fürsten, ja selbst den Herzog Heinrich von Baiern, dessen Sohn Otto er seine Tochter zur Gemahlin gab. So kam er nach Oestreich, wo alles Volk dem Böhmen, der seine östreichische Gattin, die ihm An-

sprüche auf das Land zugebracht hatte, verstoßen, abhold war. Ottokar fand es demnach für räthlich, Frieden zu schließen, und gab gutwillig: Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain heraus und kam selbst in's kaiserliche Lager, um vor Rudolf kniend Böhmen und Mähren, als deutsche Reichslehen zu empfangen. Gemildert wurde diese harte Demüthigung des stolzen Königs durch Wechselheirathen, so daß Rudolfs Sohn eine Tochter Ottokars und Rudolfs Tochter Kunigunde dem böhmischen Erbprinzen Wáclaw II. verlobt wurde. Allein Ottokar konnte den Gedanken nicht ertragen, vom mächtigsten König in Deutschland zum Vasallen eines Schweizergrafen herabgekommen zu sein; zwei Jahre darnach brach er wieder in Oestreich ein. Dießmal hatte sich Rudolf mit dem König Ladislaw IV. von Ungarn verbunden und auf dem Marchfelde bei Wien traf er (es war 1278) auf das böhmische Heer. Ottokar hatte früher mehrmals verheerende Einfälle in's Land der Magyaren gethan und die Rachbegierde dieses Volkes stürmte nun unaufhaltsam gegen das böhmische Kriegsheer los. Als sodann die Mähren im Getümmel der Schlacht verrätherisch das Heer verließen und Ottokar heldenmüthig kämpfend fiel, war das Schicksal Böhmens entschieden und Rudolf trug den glorreichsten Sieg davon*). Dem Sohne Ottokars Wáclaw II. blieb nun Böhmen und Mähren, Oestreich und Steiermark aber übergab er mit der deutschen Fürsten Einwilligung seinen Söhnen: Albrecht und Rudolf, Kärnthen überließ er dem Schwiegervater seines Sohnes Albrecht, dem Grafen Meinhart von Tyrol.

Viel machte ihm noch der Graf Eberhard von Würtemberg zu schaffen, der sich in Schwaben aus den Trümmern der hohenstaufenschen Länder ein großes Besitzthum erworben hatte und alle Nachbarn befehdete und nichts auf Kaiser und Reich achtete. Es blieb nichts übrig, als nach dem Beispiele der hohenstaufenschen Kaiser vielen Städten Freiheiten und Rechte einzuräumen, um so der Eroberungssucht dieses wilden Kriegers einen Damm zu setzen; zugleich aber setzte er ihm mit vielen Edlen und Grafen hart zu und zwang ihn endlich nach vielen blutigen Schlachten und als das schöne Land Schwaben arg verwüstet ward, Frieden anzubieten und zu geloben, dem Reiche getreu zu verbleiben und allen Schaden, den er Andern angethan, zu ersetzen.

Der feste Gang, mit welchem Rudolf von Habsburg in der Regierung fortfuhr, verschaffte ihm immer mehr Macht und Ansehen, und bald, als die alten Reichsfürsten meist abgestorben waren und ihre Söhne, deren mehrere durch Heirathen mit dem Hause Habsburg verwandt waren, nachfolgten, lebte er und schaltete im Reiche wie ein Vater unter seinen Kindern. Und als einen Vater ehrte und liebte ihn auch das gemeine Volk, welches er so trefflich gegen die Friedensstörer schützte; denn er zog von Land zu Land und zerstörte an die 70 Raubschlösser; die Raubritter aber, die er in seine Gewalt bekam, verurtheilte er zum Hundetragen, viele auch zum Tode.

---

*) Siehe Grillparzers treffliches Schauspiel: Ottokars Glück und Ende. Wien.

Nach Italien ging er nicht; er war der erste Kaiser, der da einsah, daß dieses Land das Grab der Deutschen sei. Freilich wuchs den Städten und den Fürsten dieses Landes um so mehr der Muth, sich völlig von Deutschland loszumachen, doch traten nun zwei neue Mächte daselbst auf, welche in der Folge der Freiheit dieser Halbinsel sehr gefährlich wurden — Frankreich und Spanien. Ersteres trat schon mit Karl von Anjou, der dem Hause Hohenstaufen Neapel entriß, in die Reihe der italienischen Fürsten. Im J. 1282 that dieses auch Spanien, als König Peter von Aragonien, der eine Tochter König Manfreds zur Gemahlin hatte, sein Erbrecht auf Sicilien geltend machte. Zu diesem kam nämlich der Neapolitaner Johann von Procida mit dem Handschuh des unglücklichen Konradins und forderte ihn auf, im Namen aller Sicilianer den Tod des letzten Hohenstaufen zu rächen und das Königreich Neapel zu erobern. Peter willigte ein; um aber den mächtigen Karl von Anjou zu überlisten, wurde das Unternehmen geheim gehalten und vorgegeben, daß man einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Afrika ausrüste. Indessen reiste Procida als Mönch verkleidet bis nach Constantinopel, Alles gegen den Usurpator Karl aufzubringen, wagte sich selbst nach Sicilien, wo er mit Volk und Barenen den Untergang aller Franzosen auf Sicilien verabredete. König Peter von Aragonien war bereits mit einer großen Flotte ausgelaufen, als am Ostermontage des Jahres 1282 ein Zufall die Verschwörung zum Ausbruch brachte. An diesem Tage pflegten nämlich die Einwohner von Palermo nach einer Kirche außer der Stadt zur Vesperzeit zu wallfahrten und bei diesem Feste zugleich ein beliebtes Kampfspiel zur allgemeinen Belustigung aufzuführen. Der französische Statthalter gestattete zwar die Wallfahrt, nicht aber das Kampfspiel; ja es wurde streng verboten, Waffen bei sich zu tragen. Als nun bei dieser Gelegenheit ein Franzose eine junge adelige Dame unter dem Vorwande, er müsse untersuchen, ob sie verborgene Waffen bei sich führe, unanständig behandelte, eilten der Vater und Gatte derselben herbei und bohrten den Beleidiger nieder, und in wenig Augenblicken blitzten tausend verborgene Dolche und alle Franzosen in Palermo wurden niedergemacht, so daß aus der Kirchenvesper ein gräßliches Blutbad wurde, das sich bald durch die ganze Insel verbreitete; denn nicht mehr als zwei Franzosen entrannen der Rachewuth. Als darauf Peter von Aragonien an der Küste von Sicilien landete, wurde er mit Jubel empfangen und in Palermo zum Könige ausgerufen. Vergebens belegte der Papst Martin IV. den König Peter und ganz Sicilien mit dem Banne, vergebens zog Karl von Anjou heran, die Insel wieder zu erobern, sie blieb von nun an getrennt von Neapel und blieb es 160 Jahre.

Im J. 1291 starb Kaiser Rudolf von Habsburg, nachdem er seinem Hause die östreichischen Länder verschafft hatte; doch war es ihm nicht gelungen, die deutsche Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Die deutschen Fürsten hielten nunmehr das Haus Habsburg für zu mächtig und wählten den Grafen Adolf von Nassau. Dieser Fürst konnte sich aber gegen den Herzog Albrecht von Oestreich, der ihn nicht anerkennen wollte, nicht lange behaupten, er verlor nach

sieben unruhigen Regierungsjahren in der Schlacht bei Worms Leben und Krone. Nun erst wurde Herzog Albrecht I. von Oestreich auf dem Reichstage zu Frankfurt zum König und Kaiser feierlich erwählt. Es waren dieß unfriedliche Zeiten für Deutschland, in welchen sich das Faustrecht wieder geltend machte, besonders in Thüringen und Meißen ein blutiger Erbfolgekrieg fortwüthete, der anfangs von den Söhnen des Markgrafen Albrecht des Unartigen gegen ihren Vater, sodann gegen Kaiser Albrecht, der ihre Länder als Reichslehen einziehen wollte, geführt wurde.

§ 3. Die Schweizer Eidgenossenschaft.

Zur Zeit Kaiser Albrechts I. geschahen in der Schweiz Dinge, die aller Welt zeigten, wie stark ein Volk sei, das einfache Sitten und Tugend in Freiheit höher hält, als müßiges Wohlleben in Knechtschaft. Es war aber dieß Land, seit Römerherrschaft daselbst aufgehört, von verschiedenen deutschen Völkern (unter denen die Alemannier die vorzüglichsten) bewohnt, die in abgesonderten Gauen oder Cantonen, gleich den übrigen Deutschen, in Lehnsverfassung unter eingebornen Edlen, auch Bischöfen und Klöstern lebten und als Oberhaupt den deutschen Kaiser anerkannten. Mitten im Lande wohnten in den drei Gauen Schwyz, Uri und Unterwalden die Schwyzer oder Schweizer (von welchen ganz Helvetien den neuen Namen bekam), die rings um den Vierwaldstädtersee herum in dem rauhesten Gebirgslande wohnten. Sie hatten daselbst in den ältesten Zeiten so viel Wald ausgerodet, als sie zur Viehweide und zum Ackerlande brauchten, und lebten daselbst unbeachtet und unberührt von den Stürmen der Völkerwanderung als freie Hirten. Gleich den übrigen Helvetiern hielten auch sie sich zu dem deutschen Reiche, das ihnen einen Schirmvogt gab, der sie beschützen, doch weder besteuern, noch beherrschen sollte. Friedrich Rothbart und seine Nachfolger aus dem Hause Hohenstaufen liebten dieses harmlose und tapfere Volk sehr und ließen ihm kein Unrecht thun, dagegen die Schwyzer den Kaisern auch immer, so oft es nöthig war, auf ihren Kreuzzügen rüstiges Fußvolk stellten. Nach dem Falle der Hohenstaufen war Rudolf von Habsburg ihr Schirmvogt, der sie auch als Kaiser väterlich schirmte. Allein Kaiser Albrecht, ein harter und ländergieriger Herr, unterwarf sich bald außer seinen habsburgischen Erbgütern auch noch einen großen Theil des übrigen Landes, und wollte auch die Waldstädte unter seine unmittelbare Gewalt bringen, so daß sie nicht des deutschen Reiches, sondern des Hauses Oestreich Unterthanen würden. Die Schweizer aber baten ihn, er möchte sie in dem Zustande ihrer Väter lassen. Da zürnte der Kaiser und gab ihnen anstatt eingeborner Grafen, die zu reich und edel genug waren, um von der Armuth zu nehmen, Edelleute aus seinem Dienste zu Landvögten. Das war der Hermann Geßler von Brunneck und der Beringer von Landenberg, Männer, die selbst kein Eigenthum hatten und darum das Landvolk bedrückten, um sich zu bereichern. Sie verboten die Ausfuhr,

setzten schwere Zölle auf die Einfuhr und bestraften die geringsten Vergehen nach Willkür mit Geld, Kerker und Züchtigungen. Männer, wie Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold Melchthal von Unterwalden, die durch Fleiß ihrer Väter wohlbegütert waren und sich herausnahmen, ein freies Wort zu sprechen für ihr altes Recht, nannten die Vögte höhnend den Bauernadel. Da nun, nach manchem Frevel an Mann und Weib verübt, der Landenberg dem Melchthal zwei schöne Ochsen vom Pfluge zur Strafe wegnehmen ließ, schlug Melchthals Sohn dessen Knecht und floh in die Berge. Aber der Landenberg ließ dem alten Vater, weil er den Sohn nicht stellen wollte, beide Augen ausstechen. Da trat eines Tages zu Stauffacher sein Weib Margareth in die Stube und schalt die Langmuth der Männer, daß sie solches litten. Stauffacher fuhr zu Walther Fürst über den See nach Uri und fand dort den jungen Heinrich Melchthal. Diese drei Männer verabredeten nun, in der Nacht Mittwoch vor Martinstag des Jahres 1307 auf dem Rütli zusammenzukommen und jeder zehn Männer aus seinem Lande mitzubringen. Es ist aber das Rütli eine von Bergen eingeschlossene Wiese am Waldstädtersee, da wo die Marken von Uri, Unterwalden und Schwyz zusammenlaufen, und hat seinen Namen daher, weil es ein ausgereutetes Waldgestrippe ist. In der festgesetzten Nacht kamen nun die dreiunddreißig Männer zusammen und beschlossen: „Sie wollten Alle zusammen in gemeinsamer Freundschaft leben und sterben, jeder das unterdrückte Volk in seinem Thale schützen und vertheidigen, den Grafen von Habsburg nichts von ihren Gütern und Rechten entfremden, auch keinen Tropfen Blutes an den Vögten und ihren Leuten vergießen, — aber die Freiheit, welche sie von ihren Vätern empfangen, dieselbe wollten sie ihren Enkeln aufbewahren.“ Das beschwuren sie im Namen Gottes, welcher der Könige und der Bauern Herr und gerechter Richter ist. Zur Ausführung ihres Unternehmens bestimmten sie die Neujahrsnacht und gingen darauf still auseinander, Jeder seines Wegs zu seiner Hütte, und arbeiteten, wie sie gewohnt waren, ernst und schweigend, und Alles blieb geheim vor den Vögten.

Der Geßler aber, nicht ahnend die Gefahr, richtete, um die Trotzigsten herauszufinden, in Altdorf eine Stange auf, an die er den herzoglichen Hut aufhängen ließ, mit dem Gebot, daß wer vorübergehe, sein Haupt, als stünde der Herzog von Oestreich selber da, entblöße. Da kam des Weges Wilhelm Tell aus dem Orte Bürglen, Eidam des Walther Fürst, ein berühmter Bogenschütz, der auch unter denen im Rütli gewesen war, seinen Knaben an der Hand führend, den Bogen und Köcher auf der Schulter. Der verschmähte, sich vor dem Hute zu beugen, als der das Bild der Freiheit, nicht der Knechtschaft sein sollte. Da ließ ihn der Vogt greifen, und da er trotzige Worte sprach, rief der Wüthrich, Alles verhöhnend, was heilig im Himmel und auf Erden ist: „Nun, stolzer Schütze, zeige Deine Kunst! Von dieses Deines Söhnleins Haupte schieße den Apfel, den ich darauf lege!“ Und Gott gab dem Vater Muth und Gnade, daß er den Schuß that, ohne den Knaben zu verletzen. Der Vogt aber reizte noch mehr und fragte:

„Warum nahmſt Du den zweiten Pfeil hervor, den hier auf Deiner Bruſt?“ Da hielt ſich Tell nicht mehr und rief: „Der ging in Dein Herz, wenn ich den Apfel verfehlte!“ Darauf wurden ihm Feſſeln angelegt, und der Vogt, welcher den Aufſtand der Verwandten und Freunde in der Heimath fürchtete, beſchloß, ihn gegen die Geſetze des Volks über den Waldſtädterſee nach Küßnach in ein anderes Land zu führen und dort zu ſtrafen. Als ſie aber auf dem Waſſer dem Rütli gegenüber waren, brauſte der Fön vom St. Gotthard her, ein gewaltiger Sturmwind, den alles Volk fürchtet, weil er die Abgründe des Sees aus einer Tiefe von 600 Fuß aufwühlt und zu Rieſenwellen emportreibt, ſo daß die Schiffe, die er erfaßt, überſchüttet und verſchlungen werden, oder an den ſteilen Felſen des Ufers zerſchellen. Da nun das Schiffsvolk verzagte und meinte, daß Niemand retten könne als Tell, ließ dieſem der Vogt die Feſſeln abnehmen und befahl ihm, das Fahrzeug zu lenken. Der nahm das Steuer und führte nach dem Ufer und an den Felſen hin. Wo aber am Axenberg, deſſen kahle Wand aus den Fluthen emporſteigt, eine nackte Felſenplatte einige Schritte weit in den See hineinragt, da erſah er den Augenblick, ergriff ſeine Waffen und ſprang auf die Platte; das Schiff ſchleuderte er in die ſtürmende Fluth zurück und entkam über den Berg in das Land Schwyz. Doch auch der Vogt erreichte ſpäter das Ufer und zog durch die hohle Gaſſe nach Küßnach. Hier lauerte auf ihn Tell im Gebüſche und ſchoß ihm einen Pfeil durch's Herz. Niemand verfolgte ihn, denn alle Welt ſagte: „Gott habe gerichtet!“ Die Verbündeten aber tadelten von Anfang die blutige That; als aber das Land ſpäter befreit war, hielten die Einwohner alljährlich Wallfahrten nach der Felſenplatte, wo Tell das Schiff zurückgeſchleudert hatte, und ſie heißt die Tellenplatte bis auf dieſen Tag.

Das geſchah ohne Einverſtändniß und Verabredung; was aber auf dem Rütli beſchloſſen ward, vollzogen die Eidgenoſſen am Neujahrstage 1308. Die Burgen der Landvögte wurden genommen ohne Blutvergießen, und den Landenberg, der entfliehen wollte, fingen ſie, thaten ihm aber kein Leids an, ſondern nachdem er geſchworen, nie wieder in die Waldſtädte zu kommen, ließen ſie ihn zu dem Kaiſer ziehen. Durch ganz Unterwalden flammten die Feuer auf von Alpe zu Alpe, um das Volk aufzurufen zur Freiheit, und in wenig Tagen war in den Waldſtädten kein kaiſerlicher Söldner mehr zu finden.

Als der Kaiſer Albrecht das hörte, ward er zornig und ſammelte ein Heer und zog nach der Schweiz. Mit ihm ſeines Bruders Sohn Johann, dem er ſein väterliches Erbe vorenthielt, um damit ſeine Söhne Friedrich und Leopold zu belehnen. Johann war ein wilder und leidenſchaftlicher Jüngling, und die Ritter Eſchenbach, von Palm, von Wart und von Tegernfeld, Alle aus heimlichem Groll, den Kaiſer zu ermorden, waren mit ihm verſchworen. Als Albrecht nun mit dieſen Männern allein auf einer Fähre über die Reuß fuhr, fielen die Verſchwornen über ihn her und ermordeten ihn. Der Kaiſer verſchied in den Armen eines alten Weibes, das am Wege ſaß; die Mörder verſchwanden in alle Welt, nur Rudolf von Wart,

der nicht Hand angelegt, ſondern nur zugeſehen hatte, wurde ergriffen und gerädert. Albrechts Gattin Eliſabeth und die Königin von Ungarn Agnes, ſeine Tochter, opferten noch mehr als 1000 Menſchen, Verwandte der Mörder, die weder von der That wußten, noch ſchuldig waren, und Agnes ſtiftete auf der Stelle, wo ihr Vater fiel, das Kloſter Königsfelden. Ein alter Kriegsmann, der als Einſiedler in der Gegend lebte und von ihr in das Kloſter eingeladen wurde, ſprach zu ihr: „Frau, es iſt ein ſchlechter Gottesdienſt, wer unſchuldig Blut vergießt und aus dem Raube Klöſter ſtiftet; Gott hat Gefallen an Güte und Erbarmen.“

Den Schweizern war Albrechts Tod erſprießlich; denn kein Habsburger folgte auf dem Kaiſerthrone, ſondern Heinrich VII. aus dem Hauſe Luxemburg, der die Freiheiten derſelben beſtätigte. Als darauf im J. 1314 Ludwig der Baier und Albrechts Sohn, Friedrich der Schöne, um die Kaiſerkrone ſtritten, erklärten ſich die Schweizer für Erſtern und ſchlugen Friedrichs Bruder, den Herzog Leopold den Glorreichen, bei Morgarten; das erſte Beiſpiel, daß gemeines Fußvolk, ſchlechtbewaffnete Bauern mit Knütteln, Morgenſternen und verroſteten Schwertern in offener Schlacht bepanzerten Rittern Stand hielten und ſiegten. Kaiſer Ludwig beſtätigte ihre Rechte, und Lucern, die vierte Waldſtadt, trat dem Bunde bei, der treu an Baiern hielt und ihm Mannſchaft mitgab auf ſeinen Zügen. Als darauf der Papſt den Kaiſer und ſie in den Bann that, fragten ſie ihre Prieſter, ob ſie Meſſe leſen wollten, oder aus dem Lande ziehen, und dieſe wählten das Erſtere. Albrecht der Weiſe, der jüngſte Sohn Kaiſer Albrechts und der mildeſte, verſuchte darauf vergebens, die Eidgenoſſen, zu denen ein Canton nach dem andern trat, theils mit Gewalt, theils mit Unterhandlung zu gewinnen; ſein Sohn Leopold aber kam im J. 1386 mit einer auserleſenen Ritterſchaar, und gedachte mit den Roſſen die elenden Bauern zu zerſtampfen. Wie ſie aber da ſtanden die geharniſchten Ritter in langen Reihen, mit vorgehaltenen Lanzen, und die Schweizer in leichten, wehrloſen Wämſen herabrannten von den Bergen, und durchzubrechen hofften, da wandte ſich die eiſerne Mauer mit fürchterlichem Geprаſſel, die kleine Schaar in der Geſtalt eines Halbmondes zu umgeben, und die tapferſten Männer fielen zu den Füßen der Ritter. In dieſer Noth warf Arnold von Winkelried hinweg Wehr und Waffe und rief mit lauter Stimme: „Sorget für Weib und Kind, liebe Eidgenoſſen, ich will eine Gaſſe machen!“ ſprang dann plötzlich aus den Reihen gerade auf den Feind, umſchlang mit ſeinen Armen ſo viele Spieße, als er nur konnte, begrub dieſelben in ſeiner Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Falle ſie mit ſich auf den Boden, ſo daß die Ritter, die die Spieße nicht losließen, ſich niederbücken mußten. Sogleich drangen nun die Schweizer über Winkelrieds Leichnam hin und über die Ritter her, deren viele in Schrecken, Eile, Noth und Hitze unverwundet in ihren Harniſchen erſtickten; die Andern, nachdem die Reihe durchgebrochen war, umringt von den Bauern, wurden erſchlagen. Viele der Ritter wollten zu Roſſe; allein die Troßbuben, die mit denſelben hinter dem Heere hielten, waren

davon gerittten, und ſo mußten die meiſten auf der Wahlſtatt ihr Leben laſſen. Herzog Leopold von Oeſtreich ſelbſt, ein tapferer junger Herr in blühender Manneskraft, durchaus edel und ritterlich, fiel unter den Streichen der Eidgenoſſen, welche drei Tage auf dem Schlachtfelde blieben und die Todten begruben oder von den Ihrigen abführen ließen. Von der Zeit wurde der Schweizer Tapferkeit gerühmt und gefürchtet, und überall hieß es: Gott ſei zu Gericht geſeſſen über dem muthwilligen Trotz der Herren von Adel. Noch einmal ſiegten die Schweizer bei Näfels, ſodann aber wurde Friede geſchloſſen mit Oeſtreich, erſt auf ſieben, dann auf zwanzig Jahre, und hatten die Eidgenoſſen auch noch manchen ſchweren Strauß zu beſtehen mit auswärtigen Fürſten und ſelbſt unter einander, ſo blieben ſie doch frei, und ganz Helvetien trat am Ende dem großen Bunde bei. Da begann ſie der Herzog von Burgund zu bedrängen; allein im Kampfe mit dieſem mächtigen Feinde wuchs erſt recht ihre Kraft, und in den Schlachten bei Murten und Granſon erfochten ſie Siege, die ganz Europa in Staunen ſetzten. Fürſten aber und Könige bewarben ſich nun um die Gunſt dieſer freien, tapfern Leute, und nahmen, wie einſt die alten Römer die Gothen, Schweizer zur Leibwache, nur daß dieſe nie ihre Herren verriethen und ſich auch nirgends Gewalt angemaßt haben und mehr heißen wollten, als treue Diener und Kriegsmänner. Wie ſie aber ſtritten gegen Ende dieſes Zeitraums gegen die Burgunder, ſoll uns Veit Weber, einer ihrer Meiſterſänger, erzählen; es wird aus dem Liede kund gethan, wie die Schweizer gleich den Griechen Schwert und Leier zu führen wußten.

Schlacht bei Murten.

Die Zeitung flog von Land zu Land,
Vor Murten liegt Burgund!
Und jeder eilt für's Vaterland,
Zu ſtreiten mit Burgund.

Im Feld vor einem grünen Wald,
Rief Knecht und Reitersmann,
Laut rief von Lothringen Renald:
„Wir wollen vorne dran.“

Die Führer hielten kurzen Rath,
Doch dünkt er uns zu lang;
Wann endigt ſich der lange Rath,
Iſt ihnen etwa bang?

Schon ſteht die Sonn' am Himmel hoch,
Nicht träg' im blauen Zelt,
Und wir verziehen immer noch,
Zu hauen in dem Feld!

Zwar furchtbar knallte Karls Geſchütz,
Man gab darum nicht viel;
Man achtete nicht in der Hitz',
Ob der und jener fiel.

Im weiten Kreiſe blitzt das Schwert,
Auslangt der lange Spieß;
Blut dürſtete das breite Schwert,
Blut trank der lange Spieß.

Der Welſche kämpfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld ward überſtreut
Mit Speeren Knees tief.

Der floh zum Strauch — der floh zum Hain
Vorm hellen Sonnenlicht,
Viel ſprangen in die See hinein
Und dürſteten doch nicht.

Sie ſchwammen wie der Enten Schaar
Im Waſſer hin und her,
Als wär' es wilder Enten Schaar,
Schoß man ſie im Gevhr.

Auf Schiffen fuhr man in den See,
Schlug ſie mit Rudern todt,
Das Waidwort war nur Ach und Weh,
Die grüne See ward roth.

Viel klommen auf die Bäume hoch,
Die ſchoß man wie die Krähn;
Die Fittich fehlten ihnen noch,
Sie mocht' der Wind nicht wehn.

Zwo Meilen lang bedeckte ſich
Das Land mit Tod und Blut;
Das Land, der Strauch, die Roſe glich
Dem ſchwarzen Menſchenblut.

Den Bergen war die Sonne nah,
Die uns den Sieg gebracht;
Die Welſchen, die man leben ſah,
Die dankten es der Nacht.

Ein Lager einem Marktplatz gleich
Kam in der Schweizer Hand;

Karl machte ſchnell den Bettler reich
Im armen Schweizerland.

Schachzabel iſt ein Königsſpiel,
Jetzt ſpielt's der Eidgenoß,
Er nahm ihm ſeiner Feuden viel,
Die Seite ſtand ihm bloß.

Die Rochen halfen ihm nicht viel,
Die Roſſe litten Noth;
Er wende ſich wohin er will,
Schachmatt iſt ihm gedroht."

Der hatte ſelbſt die Hand am Schwert,
Der dieſen Reim gemacht;
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts ſang er die Schlacht.

Er ſchwang die Saiten und das Schwert,
Ein Fiedler und Soldat,
Den Herren und den Mädchen werth,
Dem Tänzer und Prälat.

Die mich gebar, das gute Weib,
Sie küßte mich, und Veit,
Heiß' Veit, ſo ſprach das gute Weib!
Veit heiß ich immerſeit.

---

§ 4. Die deutſchen Kaiſer des vierzehnten Jahrhunderts und die Päpſte in Avignon.

Auch die Gewalt des Papſtes ſollte um dieſe Zeit einen mächtigen Stoß erhalten, der nicht wie bisher von deutſchen Kaiſern, ſondern von einem König von Frankreich geführt wurde. Dieß war König Ludwigs IX. Enkel, Philipp IV., der Schöne, welcher durch Einziehung vieler Reichslehen und durch die Begünſtigung der Städte, deren Abgeordnete er zu den Reichstagen zuzog, ſeine königliche Macht ungemein vermehrte. Als er auch nach den geiſtlichen Gütern und Rechten ſeine Hand ausſtreckte, kam er in Streit mit dem Papſt Bonifacius VIII., einem herrſchſüchtigen und ſtolzen Manne, der ſich zuerſt mit einer zwiefachen Krone und zwar mit nie geſehener Pracht krönen ließ. Nachdem ſich Beide, Philipp und Bonifacius, einander in Briefen die bitterſten Vorwürfe und allen Schimpf angethan hatten, ſchleuderte Letzterer über den König den Bann. Da ließ Philipp eine Reichsverſammlung zu Paris halten, in welcher allen Geiſtlichen bei Gefängnißſtrafe die Verbreitung der Bannbulle verboten und der Papſt als ein herrſchſüchti-

ger und ſtolzer Prieſter ſeiner hohen Stelle unwürdig erklärt wurde. Zum Glück für Philipp hatte Bonifacius auch in Rom wenig Freunde, weßhalb er in ſeiner Vaterſtadt Anagni wohnte; vorzüglich war es die Familie Colonna, welche den Papſt unabläſſig verfolgte. Das wußte Philipp und ſandte ſeinen Kanzler, Wilhelm von Nogaret, einen unternehmenden Mann, dahin, der mit Hilfe der Colonna 300 Reiter und zahlreiches Fußvolk in Italien anwarb und mit dieſen plötzlich in Anagni einfiel. Die Stadt wurde geplündert, Bonifacius aber erwartete den Kanzler mit allen Zeichen der päpſtlichen Würde angethan. Da geſchah es, daß Nogaret, von den ſtolzen Reden des geiſtlichen Fürſten gereizt, denſelben in's Geſicht ſchlug. Dieſe Demüthigung brachte die Bürger der Stadt auf, ſie rotteten ſich zuſammen und verjagten die Söldner. Bonifacius aber wurde durch den heftigen Zorn über dieſen Vorfall ſo bis in's Innerſte ergriffen und zerrüttet, daß er in Raſerei verfiel und etwa vier Wochen darnach zu Rom (im J. 1303) ſein Leben endete. Nun wurde zwar ein neuer Papſt Benedict XI. gewählt, der aber bald mit Tode abging, und auf Betrieb des Königs von Frankreich wählte man einen franzöſiſchen Erzbiſchof unter dem Namen Clemens IV. zum Papſte, der anfangs zu Lyon, bald aber für beſtändig (ſeit 1309) ſeinen Sitz zu Avignon in Frankreich nahm. Aber die Römer, damit unzufrieden, daß der Papſt außer Lande und in ſolcher Abhängigkeit vom Könige von Frankreich lebe, wählten in der Folge einen Gegenpapſt, ſo daß oft zwei, auch drei Päpſte zugleich regierten, die einander mit Bannbullen verfolgten und verdammten.

So rühmlich aber Philipp im Uebrigen regierte und für die Aufnahme ſeines Reiches ſorgte, ſo iſt doch nicht zu entſchuldigen, daß er aus Habſucht den reichen Orden der Templer, der große Beſitzungen in Frankreich hatte, nicht nur aufhob, ſondern ſich ihrer Güter bemächtigte und unter dem Vorwande unerwieſener Verbrechen Großmeiſter und Ritter grauſam hinrichten ließ. Auch war es Philipp IV., der aus Habſucht den erſten Adelsbrief für Geld ausſtellte; dieſes Beiſpiel wurde dann ſpäter auch von andern Fürſten nachgeahmt, ſo daß nun allmählig der ſogenannte Briefadel aufkam.

In Deutſchland war indeſſen mit Heinrich VII. das Haus Luxemburg auf den Thron gekommen. Dieſer Herr ſuchte gleich Rudolf von Habsburg ſein Haus zu vergrößern und warf ſein Auge auf Böhmen. Hier war mit Wáclaw III., einem Enkel Ottokars, das Haus Premyſl ausgeſtorben. Kurz nur regierten die Könige Rudolf von Oeſtreich und Heinrich von Kärnthen, welche durch ihre Gemahlinnen aus dem Hauſe Ottokars die Krone erlangt hatten. Allein die Böhmen liebten ſie nicht, weil ſie Ausländer waren, und alle ihre Hoffnung ruhte auf der Prinzeſſin Eliſabeth, einer Schweſter König Wáclaws III. Dieſe vermählte Heinrich VII. mit ſeinem Sohne Johann, einem wilden, tollkühnen und kriegeriſchen Herrn, der die Böhmen durch ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit ganz in Schrecken ſetzte, ſo daß ſie die ſchmählichſte Behandlung dulden mußten. Er irrte ſein ganzes Leben in allen Ländern umher auf Kriegsabenteuer, kam nur nach Böhmen, wenn er

Geld und Söldner brauchte, und fiel zuletzt in der Schlacht bei Crecy in Frankreich und hinterließ das schwer gedrückte Böhmen seinem milden Sohne Karl IV. Indessen war auch Heinrich VII. nach kurzer Regierung in Italien, wie man glaubt durch Priesterhand vergiftet, gestorben, und von verschiedenen Parteien wurden zwei Kaiser gewählt, Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oestreich, einst Jugendfreunde, edel und tapfer Beide und der Krone werth. Ersterer behauptet sich, obwohl er vom Papst Johann XXII. excommunicirt wurde, und siegt in der Schlacht bei Mühldorf, wo auch Friedrich von Oestreich in seine Hände fällt. Zu diesem Siege trug der tapfere und biederherzige Feldhauptmann Ludwigs, Siegfried Schweppermann, das Meiste bei, was sein Herr auch anerkannte; und als er mit seinem Gefolge müde und hungrig nach der Schlacht in einer Herberge nichts als einige Eier vorfand, vertheilte er den Vorrath mit den Worten: jedem Mann ein Ei, dem Schweppermann zwei. Darauf schließen beide Fürsten einen Vertrag zu Traußniz, kraft dessen Friedrich der Krone entsagt und aber auch wieder in die Haft zurückzukehren verspricht, sollten seine Freunde wieder Krieg anfangen. Als Letzteres sodann auch erfolgte, kam Friedrich wirklich zurück und gab sich selbst gefangen, worauf Ludwig gerührt ihn umarmte und küßte und fortan mit ihm an einem Tische aß, in einem Bette schlief, arglos wie bei einem Bruder, ja die Regierung mit ihm theilte und, wenn er zu Felde zog, Weib und Kind und sein Land Baiern ihm zur Vertheidigung übergab. Trefflich hat dieses denkwürdige Beispiel deutscher Treue und Redlichkeit Uhland in seinem Schauspiele: Ludwig der Baier (Berlin bei G. Reimer 1819) dargestellt. Darum soll auch die herrliche Scene hier nicht fehlen, wo Friedrich in seine Haft mit der Krone zurückkehrt.

Du ein Gefangner? nein! Du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest Du.
Vor Dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
Nicht kann ich König sein, wenn Du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als Du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an; und jetzt
Ist mir es klar geworden, wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluthen und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
In Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.

Das Herz nur kann uns retten, das uns ſtets,
Wenn wir zum Kampfe ſchritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere ſchon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die Dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir beſſ're Wege, damals hatten wir
Die Schüſſel und den Becher und das Bett
Gemeinſam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieſes längſt Dir angeboten!
O hätteſt Du es längſt von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumeſt, Ludwig.

Ludwig.

Das iſt mehr als Traum.
Es ſteht mir wahr und wirklich vor dem Geiſt.
Und wie es vor mir ſteht, verkünd' ich Dir's.
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir ſollen's Beide haben, als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider Jeden ſetzen,
Der unſer Einem feindlich ſich erweiſt.
Wir ſollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unſrer Macht
Soll Beider Name ſich verſchlingen und
Wir ſelbſt auch ſollen feſt verflochten ſein
Und ungeſchieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die Du mir gebracht,
Ich ſetze ſie auf Dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' iſt heilig. Unſer großer Ahn,
Der königliche Rudolf, ſchaut hernieder
Und ſegnet uns, und hier in dieſen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geſchlecht.

Friedrich.

Ich faſſ' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich ſtark, jetzt führ' ich ſelbſt mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann Dir Theureres nicht anvertrau'n,

Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt ſetzen,
Der ſo in Allem mein Vertreter und
Verweſer wäre, ſo mein andres Selbſt.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüſten, tritt ihm Du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird ſein finſtres Angeſicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich iſt?
Ob im feindſel'gen Treiben dieſer Erde
So herrlicher Entſchluß beſtehen kann?
Genug es iſt in dieſer großen Stunde,
Es lebt in dieſem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an Deine Bruſt.

Ludwig.

In dieſer innigen Umarmung ſei
Auf ewig ausgeſöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutſche Volk.

Dargeſtellt wird aber auch der edle Kaiſer Ludwig als ein Freund des Bürgerſtandes, wenn er ihn ſagen läßt, zu den Rittern, die von ihm abgefallen waren:

— — Unerhört
Iſt Manches, was die Zeit in's Leben treibt,
Die nimmer raſtende. Was herrlich war
Und groß, das ſinkt zuſammen und vergeht;
Was niedrig ſtand, erwächſt und ſtrebet auf.
Auch unſre Städte, Fröhnerhütten einſt,
Sie dehnen ſich, und weiter ſtets und weiter
Zieht ſich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort ſchafft der Fleiß, dort rührt ſich das Gewerb',
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunſt,
Dort knüpft ſich der geſellige Verein,
Dort gründet ſich, was tüchtig iſt und frommt.
Von ihren Thoren ſtrömt das Leben aus;
Auf tauſend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg',
Hoch über Felſen und des Alpen Eis.
Indeſſen Ihr, die Ihr Euch rühmen möchtet
Des Landes Zierde, neidiſch blickt Ihr nieder
Von Euren Horſten in das blüh'nde Thal.
Im Strauche lauert Ihr dem Wandrer auf,

Den Kaufmann werft Ihr, führt das Saumroß weg,
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
Nährt immer Fehde, ruft den äußern Feind.
Sagt nun, bei wem ist unsres Landes Heil?
Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeihen?
Wem soll der Fürst vertrauen? wessen Schutze
Die Seinen anbefehlen, wenn er stirbt?

Nicht minder verdient Erwähnung das treffliche Gedicht Schillers: Deutsche Treue.

Ludwig unternahm auch, um den Papst Johann XXII. zu züchtigen, einen Römerzug und wählte einen Gegenpapst Nicolaus V. Er hatte aber bis an sein Ende mit den Päpsten und seinen Gegnern zu kämpfen, ging jedoch siegreich aus dem Kampfe hervor, obwohl König Johanns von Böhmen Sohn, Karl IV., zum König gewählt war; denn nur erst nach seinem Tode 1347 konnte dieser das Reich gewinnen.

Karl IV., in Frankreich erzogen und gebildet, ein Freund der Kunst und Wissenschaft, stellte wieder den Landfrieden her, und durch die goldene Bulle, (ein Reichsgesetz, welches den Namen von der Bulle oder Kapsel hat, worin das anhängende Siegel befindlich war,) bestimmte er die Kaiserwahl, und setzte sieben Kur- oder Wahlfürsten ein, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, sodann Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, welche Länder untheilbar und erbbar sein sollten von nun an. Auch nach Rom kam er, dämpfte dort die Unruhen, die der kühne Volkstribun Nicolaus Rienzi erregte, verkaufte aber die meisten kaiserlichen Rechte an die lombardischen Städte, deren Unabhängigkeit und Macht von nun an immer höher stieg. Für Böhmen sorgte Karl ungemein; nach dem Muster der Pariser Hochschule stiftete er eine zu Prag, ließ die reichen Gold- und Silberbergwerke fleißiger betreiben, hob Wein- und Feldbau, Handel und Gewerbe, und machte, daß zu seiner Zeit in Böhmen mehr Bildung und Wohlstand herrschte, als irgendwo in Deutschland.

Leider war sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Wäceslaw, weniger thatkräftig, so daß in Böhmen und Deutschland allgemeine Unzufriedenheit herrschte und er um's Jahr 1400 auf einem deutschen Reichstage abgesetzt wurde und verachtet und mit Mühe sich nur im Königreich Böhmen behauptete. Allein in diesem Reiche sind zu Anfang des 15. Jahrhunderts Dinge vorgefallen, die besonders erzählt werden müssen.

§ 5. Frankreich gerettet von Johanna d'Arc.

Frankreich, welches noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter der Regierung Philipp des Schönen so mächtig und blühend da stand,

wäre in diesem Zeitraum beinahe auf immer unter die Herrschaft der Engländer gekommen, weil sich zwischen den Königen beider Reiche ein Erbfolgekrieg entspann. Philipp hatte drei Söhne, welche ihm nach kurzen Regierungen nach einander auf dem Throne folgten und keine männliche Erben hinterließen, die weiblichen waren aber durch das salische Gesetz ausgeschlossen. Als nun auch der letzte Sohn, Karl IV., starb, übernahm Philipp VI. von Valois, ein Sohn des Herzogs Karl Valois, der ein Bruder Philipps IV. war, im J. 1328 die Regierung. Allein da trat Eduard III., König von England, auf, und machte als Sohn Isabellens, welche eine Schwester König Karls IV. war, auf die Krone Frankreichs Anspruch. Es kommt zum Kriege, in welchem Eduards Sohn, Eduard, genannt der schwarze Prinz, durch den glorreichen Sieg bei Crecy und durch die Eroberung von Calais namhafte Vortheile gewinnt. Sonst regierte Philipp VI. gut, vereinigte auch die Dauphiné mit der Krone, von welcher dann der jedesmalige Kronprinz den Namen eines Dauphins erhielt. Er starb im J. 1350 und hinterließ seinem Sohne Johann dem Guten den beschwerlichen Krieg mit England, zu einer Zeit, wo halb Europa eine furchtbare Seuche, genannt der schwarze Tod, verheerte. Johann war ein beschränkter und leidenschaftlicher Fürst, der den Engländern nur schwachen Widerstand leistet und durch den schwarzen Prinzen bei Poitiers geschlagen und gefangen wird. Während nun Johann in London gefangen sitzt und der Dauphin, Karl V. die Regierung in Frankreich führt, reizt Karl der Böse, König von Navarra, ein mächtiger Vasall und heftiger Gegner des regierenden Hauses, die Bürger und Kaufleute von Paris zum Aufruhr, zu dem sie leicht geneigt waren, weil man sie seit der Dauer des englischen Krieges zu sehr mit Steuern bedrückte. Zu gleicher Zeit erhob sich auch das Landvolk in vielen Gegenden, fiel über die Schlösser der Adeligen her, und mordete und verheerte, wo es hinkam. Glücklich und weise versteht der Dauphin den Aufruhr mit Hilfe der bewaffneten Ritterschaft zu stillen und durch Abtretung großer Ländereien in Frankreich seinen Vater aus der Gefangenschaft zu befreien. Als aber sein zweiter Sohn, Herzog Ludwig von Anjou, der als Geisel in England bleiben sollte, nach Frankreich entflieht, kehrt König Johann freiwillig in seine Gefangenschaft zurück, wo er auch bald darauf mit Tode abgeht. Karl V. ist glücklicher gegen die Engländer und regiert überhaupt so gut, daß das ganze Reich wieder in Aufnahme kommt, darum er auch den Namen Karl des Weisen trägt. Unter seiner Regierung veränderte sich die Kriegskunst ungemein; die neuerfundenen Feuergewehre, die schon in der Schlacht bei Crecy donnerten, machten die schwere Reiterei beinahe unbrauchbar und erforderten gut eingeübtes Fußvolk. Weil sich nun zu diesem Dienste die Ritter nicht bequemen wollten, nahmen die Könige von Frankreich zuerst Soldaten, d. h. besoldete Krieger. Es zogen nämlich zu jenen kriegerischen Zeiten waffengeübte Leute in ganzen Truppen, die sich Kameradschaften nannten, von Lande zu Lande, und verdingten sich um's Geld jedem Fürsten, der ihres Beistands bedurfte. Diese Kameradschaften nahm nun Karl V. in seine Dienste, und sie thaten unter der Anfüh-

rung des berühmten Bertrand du Gueselin große Heldenthaten. Doch alle diese Vortheile gehen unter Karls Sohne, Karl VI., verloren, der wieder alle Macht gegen die Vasallen verliert und am Ende gar wahnsinnig wird. Um ihn zu beschäftigen und die Zeit zu vertreiben, erfanden die Hofleute das Kartenspiel. Die Anverwandten des Königs und die Königin Isabelle aus Baiern selbst, eine höchst unsittliche Frau, verrathen und verkaufen das Reich an den König Heinrich V. von England, welcher durch Beistand des Herzogs von Burgund nach Paris kam, daselbst zum König von Frankreich gekrönt wurde und sich mit der Prinzessin Katharina, einer Tochter Karls VI., vermählte. So weit ging der unnatürliche Haß Isabellens gegen ihren Sohn Karl VII., daß sie ihn nicht nur von der Erbfolge ausschließen, sondern sogar ächten und im ganzen Reiche verfolgen ließ. Zum Glück für die Unabhängigkeit Frankreichs starb bald darauf der wahnsinnige König und auch der tapfere König Heinrich V. von England, der schwerlich geruht haben würde, bis er nicht das ganze Reich unterworfen hätte. Diesem folgte sein Sohn Heinrich VI., ein Kind von neun Monaten, während dessen Minderjährigkeit die Brüder des verstorbenen Königs, Herzog Glocester in England und Herzog Bedford in Frankreich, regierten; allein zwischen dem Herzog Glocester und dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund erhob sich wegen der schönen Gräfin Jakobine von Holland ein Streit, welcher bald den gänzlichen Abfall Burgunds von der englischen Partei veranlaßte. Jakobine wurde nämlich schon in ihrer frühesten Jugend durch ihre Mutter gezwungen, zweimal sich wider ihre Neigung zu vermählen, und verlor, so muthig sie sich auch vertheidigte, durch Factionen und Einmischung benachbarter Fürsten ihr Erbe, und floh, besonders hart durch den Herzog von Burgund bedrängt, nach England, wo sie Glocester ritterlich vertheidigte. Nun war der Augenblick, wo Karl VII. die Engländer angreifen und aus ihren Eroberungen hätte vertreiben können, allein er hatte nur ritterlichen Muth in Gefahren und Schlachten, doch nicht den unternehmenden Geist eines Feldherrn, und nebenbei einen unüberwindlichen Hang zu sinnlichen Vergnügungen. Sein Lager war ein Sammelplatz von Troubadours, Possenreißern und lustigen Leuten aller Art; Tanz, Spiel und Zechgelage hörten nicht auf und waren an der Tagesordnung, die schönsten Frauen erhöhten die Lust des Lebens; wären nur alle so edel und vaterländisch gesinnt gewesen, als des Königs Freundin, die schöne Agnes Sorel. So kam es, daß Bedford bis auf Orleans bereits alle feste Plätze in seiner Gewalt hatte, und nun auch diese Stadt belagerte und der Augenblick nicht ferne war, wo sich die französische Besatzung daselbst, durch Hungersnoth gezwungen, ergeben mußte. Da trat ein Hirtenmädchen, aus Domremi in Lothringen gebürtig, Johanna d'Arc, auf und kam in's Lager des Dauphins (J. 1429) und versicherte, von Gott berufen zu sein, Orleans zu retten, den Dauphin nach Rheims zu führen und dort krönen zu lassen. Anfangs verlachte und bald bewunderte man sie. Sie sprach wie eine von Gott Begeisterte, und begeisterte auch die Ritter und den Dauphin, so daß sie beschlossen, aufzubrechen und Orleans zu retten. In einer stählernen Rüstung und einen Helm auf

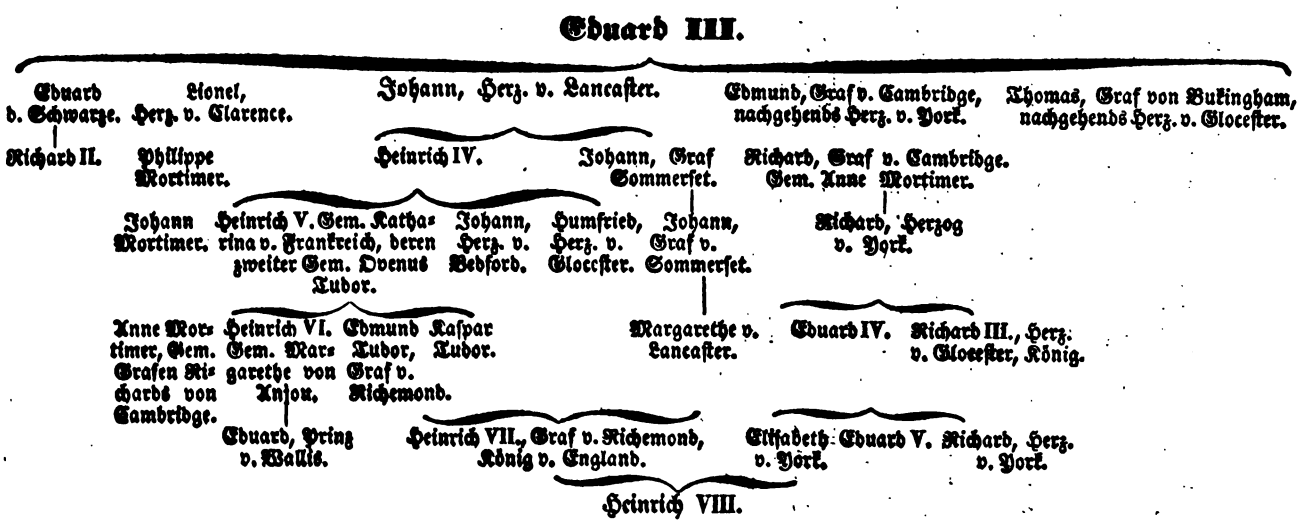
dem Haupte, ein Panier in der Hand, zog sie vor dem Heere her, und gleich einem Donnerschlag fuhr sie mit demselben unter die Feinde, die vor Orleans standen, schlug sie und brachte den Belagerten Lebensmittel und Verstärkung. Sodann führte sie den Dauphin mit einem kleinen Heere vierzig Meilen weit, mitten durch die Feinde hindurch nach Rheims. Karl VII. wurde wirklich mit aller Pracht gekrönt, und Johanna d'Arc, welche von dem König in den Adelstand erhoben wurde, glaubte nun ihre Aufgabe gelöst zu haben und verlangte ihre Entlassnng. Allein sie wurde beredet, noch zu bleiben, bis das Reich völlig von Feinden gesäubert wäre, und sie gerieth bei der Vertheidigung der Festung Compiègne in die Gefangenschaft der Engländer. Von diesen wurde sie einem Gerichte französischer Geistlichen (freilich von der englisch-burgundischen Partei) übergeben, welches sie zur Schande des Zeitalters der Zauberei beschuldigte und solche auch wirklich im J. 1431 zu Rouen öffentlich verbrennen ließ. Weder der leichtsinnige König, noch die Diener der Kirche und Gottes, dem sie so ergeben war, thaten oder versuchten irgend Etwas, sie zu retten, und es scheint, daß die Männer Frankreichs aus Schaam und Neid, daß eine Jungfrau das Vaterland retten mußte, ihren Untergang gewünscht haben. Erst nach ihrem Tode wurde ihr Prozeß wieder untersucht, und der damalige Papst Calixtus II. sprach sie von dem Verbrechen der Zauberei los. Sie starb auf dem Scheiterhaufen in frommen Gebeten zu Gott, und obwohl die Inbrunst ihrer Andacht selbst Engländer zu Thränen rührte, war man doch so grausam, ihre furchtbaren Qualen durch langsames Feuer absichtlich zu verlängern.

Indessen überließ sich König Karl VII. leichtsinniger Weise den gewöhnlichen Lustbarkeiten, und das bereits Eroberte wäre wieder verloren gegangen, hätten nicht die beiden großherzigen Frauen, Maria von Anjou, die Königin und Agnes Sorel, den Muth des Königs wieder geweckt. Er und seine Helden, die Grafen Richmond und Dunois, griffen die Engländer auf allen Punkten an und warfen sie aus dem Reiche, so daß ihnen nichts übrig blieb als Calais.

In England brach indessen der blutige Bürgerkrieg der beiden Rosen aus, und Heinrich VI. sowohl als seine Nachfolger waren 30 Jahre hindurch zu sehr in England selbst beschäftigt, als daß sie irgend Etwas gegen Frankreich hätten unternehmen können. Während dieser Zeit konnte sich Frankreich von den erschütternden Stürmen erholen, und den Nachfolgern Karls VII. gelang es, die königliche Macht weit höher zu bringen, als sie unter Philipp IV. war. Karl VII. selbst hatte viel Kummer mit seinem ungerathenen Sohne Ludwig, der sich nicht nur öffentlich gegen ihn empört hatte, sondern auch zuletzt trotzig das Reich verließ und am burgundischen Hofe lebte. Da verbreitete sich das Gerücht, er habe Giftmischer ausgesandt, seinen Vater um's Leben zu bringen, worauf Karl VII. aus Todesfurcht sich aller Speisen enthielt und so sein Lebensende herbeiführte.

§ 6. England vom J. 1377 — 1458.

Stammtafel der rothen und weißen Rose.



König Eduard III. hatte fünf Söhne, unter welchen besonders Eduard, der schwarze Prinz, Johann von Lancaster und Edmund von York hervorgehoben werden müssen. Eduard's III. Nachfolger war Richard II., der elfjährige Sohn des schwarzen Prinzen, welcher noch vor dem Vater gestorben war. Der Jugend Richards bemächtigten sich bald ränkesüchtige Günstlinge, welche ihn zu Dingen verleiteten, wodurch allgemeine Unzufriedenheit erregt wurde. Es war überhaupt eine unruhige Zeit, seit Johann Wiklef, noch unter Eduards III. Regierung Professor in Oxford, die christliche Glaubens- und Sittenlehre aus dem Neuen Testamente, welches er übersetzte, in ihre ursprüngliche Reinheit und Einfalt zurückführen wollte. Da kam unter andern zur Sprache, daß die Apostel und ersten Lehrer der christlichen Gemeinde arm gewesen seien und daß unter allen Christen brüderliche Liebe und Gleichheit bestanden habe. Solche Grundsätze fanden auch bald bei dem gemeinen Volke Anklang, und es meinte, daß solche Gleichheit auch wirklich stattfinden solle; vorzüglich war das Auge der Geringen und Vornehmen auf die Bischöfe und Prälaten gerichtet, welche ganz gegen den Sinn des Christenthums große Gewalt und Reichthümer besaßen. Darum trat der hohe Clerus von England zuerst gegen diese neue Lehre auf und bewirkte die Absetzung Wiklefs. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher man zu Werke ging, vermehrte den Widerstand, und in England und Schottland bildeten sich ganze Secten, die auf Abschaffung des Priesterthums und des römischen Gottesdienstes drangen und bald das ganze Land in Aufruhr setzten. Der König sowohl, als die Großen des Reichs, die der Geistlichkeit schon längst ihre Reichthümer mißgönnten, waren insgeheim froh über diese Bewegungen und nahmen daher, gedrängt von den Bischöfen, nur halbe Maßregeln, sie zu beschwichtigen.

Als nun wegen der hohen Steuerforderungen, die der französische Krieg nöthig machte, das gemeine Volk, welches im Joche der Leibeigenschaft ohnehin hart seufzte, sich empörte, stellte sich an ihre Spitze Watt Tyler (soviel als Walther, der Dachdecker), und kam bis London mit einem ungeheuren Heere, nahm die Stadt ein und nöthigte dem König für jedes Kirchspiel Freiheitsbriefe ab. Da aber der übermüthige Dachdecker in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König noch größere Forderungen machte, wurde er von dem Lordmayor erstochen; der König widerrief seine Freiheitsbriefe, und der Adel, dessen Schlösser von den Bauern geplündert und verbrannt worden waren, griff zu den Waffen, schlug die zerstreuten Haufen der Rebellen, und ein grausames Gericht erging über Alle, die mit den Waffen in den Händen gefangen wurden. Das geschah um's Jahr 1382, als eben auch in Frankreich zu Anfang der Regierung Karls VI. gräuliche Volksaufstände Statt fanden. Kaum war aber das Volk zur Ruhe gebracht, als am Hofe selbst unter den Gliedern der königlichen Familie Zwist und Uneinigkeit entstanden. Johann von Lancaster war nämlich seiner Leutseligkeit und der Mäßigung wegen, mit der er sich während des Aufruhrs benahm, ein Liebling des Volks und darum nicht gern bei Hof gesehen. Nach seinem Tode erbte sein Sohn die Liebe des Volks, wodurch der junge Mann immer kühner wurde und in Allem dem Könige entgegen war. Richard nahm

ger und stolzer Priester seiner hohen Stelle unwürdig erklärt wurde. Zum Glück für Philipp hatte Bonifacius auch in Rom wenig Freunde, weßhalb er in seiner Vaterstadt Anagni wohnte; vorzüglich war es die Familie Colonna, welche den Papst unablässig verfolgte. Das wußte Philipp und sandte seinen Kanzler, Wilhelm von Nogaret, einen unternehmenden Mann, dahin, der mit Hilfe der Colonna 300 Reiter und zahlreiches Fußvolk in Italien anwarb und mit diesen plötzlich in Anagni einfiel. Die Stadt wurde geplündert, Bonifacius aber erwartete den Kanzler mit allen Zeichen der päpstlichen Würde angethan. Da geschah es, daß Nogaret, von den stolzen Reden des geistlichen Fürsten gereizt, denselben in's Gesicht schlug. Diese Demüthigung brachte die Bürger der Stadt auf, sie rotteten sich zusammen und verjagten die Söldner. Bonifacius aber wurde durch den heftigen Zorn über diesen Vorfall so bis in's Innerste ergriffen und zerrüttet, daß er in Raserei verfiel und etwa vier Wochen darnach zu Rom (im J. 1303) sein Leben endete. Nun wurde zwar ein neuer Papst Benedict XI. gewählt, der aber bald mit Tode abging, und auf Betrieb des Königs von Frankreich wählte man einen französischen Erzbischof unter dem Namen Clemens IV. zum Papste, der anfangs zu Lyon, bald aber für beständig (seit 1309) seinen Sitz zu Avignon in Frankreich nahm. Aber die Römer, damit unzufrieden, daß der Papst außer Lande und in solcher Abhängigkeit vom Könige von Frankreich lebe, wählten in der Folge einen Gegenpapst, so daß oft zwei, auch drei Päpste zugleich regierten, die einander mit Bannbullen verfolgten und verdammten.

So rühmlich aber Philipp im Uebrigen regierte und für die Aufnahme seines Reiches sorgte, so ist doch nicht zu entschuldigen, daß er aus Habsucht den reichen Orden der Templer, der große Besitzungen in Frankreich hatte, nicht nur aufhob, sondern sich ihrer Güter bemächtigte und unter dem Vorwande unerwiesener Verbrechen Großmeister und Ritter grausam hinrichten ließ. Auch war es Philipp IV., der aus Habsucht den ersten Adelsbrief für Geld ausstellte; dieses Beispiel wurde dann später auch von andern Fürsten nachgeahmt, so daß nun allmählig der sogenannte Briefadel aufkam.

In Deutschland war indessen mit Heinrich VII. das Haus Luxemburg auf den Thron gekommen. Dieser Herr suchte gleich Rudolf von Habsburg sein Haus zu vergrößern und warf sein Auge auf Böhmen. Hier war mit Wáclaw III., einem Enkel Ottokars, das Haus Premysl ausgestorben. Kurz nur regierten die Könige Rudolf von Oestreich und Heinrich von Kärnthen, welche durch ihre Gemahlinnen aus dem Hause Ottokars die Krone erlangt hatten. Allein die Böhmen liebten sie nicht, weil sie Ausländer waren, und alle ihre Hoffnung ruhte auf der Prinzessin Elisabeth, einer Schwester König Wáclaws III. Diese vermählte Heinrich VII. mit seinem Sohne Johann, einem wilden, tollkühnen und kriegerischen Herrn, der die Böhmen durch seine unerschütterliche Festigkeit ganz in Schrecken setzte, so daß sie die schmählichste Behandlung dulden mußten. Er irrte sein ganzes Leben in allen Ländern umher auf Kriegsabenteuer, kam nur nach Böhmen, wenn er

Geld und Söldner brauchte, und fiel zuletzt in der Schlacht bei Crecy in Frankreich und hinterließ das schwer gedrückte Böhmen seinem milden Sohne Karl IV. Indessen war auch Heinrich VII. nach kurzer Regierung in Italien, wie man glaubt durch Priesterhand vergiftet, gestorben, und von verschiedenen Parteien wurden zwei Kaiser gewählt, Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oestreich, einst Jugendfreunde, edel und tapfer Beide und der Krone werth. Ersterer behauptet sich, obwohl er vom Papst Johann XXII. excommunicirt wurde, und siegt in der Schlacht bei Mühldorf, wo auch Friedrich von Oestreich in seine Hände fällt. Zu diesem Siege trug der tapfere und biederherzige Feldhauptmann Ludwigs, Siegfried Schweppermann, das Meiste bei, was sein Herr auch anerkannte; und als er mit seinem Gefolge müde und hungrig nach der Schlacht in einer Herberge nichts als einige Eier vorfand, vertheilte er den Vorrath mit den Worten: jedem Mann ein Ei, dem Schweppermann zwei. Darauf schließen beide Fürsten einen Vertrag zu Traußniz, kraft dessen Friedrich der Krone entsagt und aber auch wieder in die Haft zurückzukehren verspricht, sollten seine Freunde wieder Krieg anfangen. Als Letzteres sodann auch erfolgte, kam Friedrich wirklich zurück und gab sich selbst gefangen, worauf Ludwig gerührt ihn umarmte und küßte und fortan mit ihm an einem Tische aß, in einem Bette schlief, arglos wie bei einem Bruder, ja die Regierung mit ihm theilte und, wenn er zu Felde zog, Weib und Kind und sein Land Baiern ihm zur Vertheidigung übergab. Trefflich hat dieses denkwürdige Beispiel deutscher Treue und Redlichkeit Uhland in seinem Schauspiele: Ludwig der Baier (Berlin bei G. Reimer 1819) dargestellt. Darum soll auch die herrliche Scene hier nicht fehlen, wo Friedrich in seine Haft mit der Krone zurückkehrt.

Du ein Gefangner? nein! Du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest Du.
Vor Dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
Nicht kann ich König sein, wenn Du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als Du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
Ist mir es klar geworden, wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluthen und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
In Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.

Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
Wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die Dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir beff're Wege, damals hatten wir
Die Schüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst Dir angeboten!
O hättest Du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig.

Ludwig.

Das ist mehr als Traum.
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist.
Und wie es vor mir steht, verkünd' ich Dir's.
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's Beide haben, als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider Jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll Beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die Du mir gebracht,
Ich setze sie auf Dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann Dir Theureres nicht anvertrau'n,

Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt ſetzen,
Der ſo in Allem mein Vertreter und
Verweſer wäre, ſo mein andres Selbſt.
Wenn Leopold heraugezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüſten, tritt ihm Du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird ſein finſtres Angeſicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich iſt?
Ob im feindſel'gen Treiben dieſer Erde
So herrlicher Entſchluß beſtehen kann?
Genug es iſt in dieſer großen Stunde,
Es lebt in dieſem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an Deine Bruſt.

Ludwig.

In dieſer innigen Umarmung ſei
Auf ewig ausgeſöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutſche Volk.

Dargeſtellt wird aber auch der edle Kaiſer Ludwig als ein Freund des Bürgerſtandes, wenn er ihn ſagen läßt, zu den Rittern, die von ihm abgefallen waren:

— — Unerhört
Iſt Manches, was die Zeit in's Leben treibt,
Die nimmer raſtende. Was herrlich war
Und groß, das ſinkt zuſammen und vergeht;
Was niedrig ſtand, erwächſt und ſtrebet auf.
Auch unſre Städte, Fröhnerhütten einſt,
Sie dehnen ſich, und weiter ſtets und weiter
Zieht ſich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort ſchafft der Fleiß, dort rührt ſich das Gewerb',
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunſt,
Dort knüpft ſich der geſellige Verein,
Dort gründet ſich, was tüchtig iſt und frommt.
Von ihren Thoren ſtrömt das Leben aus;
Auf tauſend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg',
Hoch über Felſen und des Alpen Eis.
Indeſſen Ihr, die Ihr Euch rühmen möchtet
Des Landes Zierde, neidiſch blickt Ihr nieder
Von Euren Horſten in das blüh'nde Thal.
Im Strauche lauert Ihr dem Wandrer auf,

Den Kaufmann werft Ihr, führt das Saumroß weg,
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
Nährt immer Fehde, ruft den äußern Feind.
Sagt nun, bei wem ist unsres Landes Heil?
Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeihen?
Wem soll der Fürst vertrauen? wessen Schutze
Die Seinen anbefehlen, wenn er stirbt?

Nicht minder verdient Erwähnung das treffliche Gedicht Schillers: Deutsche Treue.

Ludwig unternahm auch, um den Papst Johann XXII. zu züchtigen, einen Römerzug und wählte einen Gegenpapst Nicolaus V. Er hatte aber bis an sein Ende mit den Päpsten und seinen Gegnern zu kämpfen, ging jedoch siegreich aus dem Kampfe hervor, obwohl König Johanns von Böhmen Sohn, Karl IV., zum König gewählt war; denn nur erst nach seinem Tode 1347 konnte dieser das Reich gewinnen.

Karl IV., in Frankreich erzogen und gebildet, ein Freund der Kunst und Wissenschaft, stellte wieder den Landfrieden her, und durch die goldene Bulle, (ein Reichsgesetz, welches den Namen von der Bulle oder Kapsel hat, worin das anhängende Siegel befindlich war,) bestimmte er die Kaiserwahl, und setzte sieben Kur- oder Wahlfürsten ein, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, sodann Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, welche Länder untheilbar und erbbar sein sollten von nun an. Auch nach Rom kam er, dämpfte dort die Unruhen, die der kühne Volkstribun Nicolaus Rienzi erregte, verkaufte aber die meisten kaiserlichen Rechte an die lombardischen Städte, deren Unabhängigkeit und Macht von nun an immer höher stieg. Für Böhmen sorgte Karl ungemein; nach dem Muster der Pariser Hochschule stiftete er eine zu Prag, ließ die reichen Gold- und Silberbergwerke fleißiger betreiben, hob Wein- und Feldbau, Handel und Gewerbe, und machte, daß zu seiner Zeit in Böhmen mehr Bildung und Wohlstand herrschte, als irgendwo in Deutschland.

Leider war sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Wäcslaw, weniger thatkräftig, so daß in Böhmen und Deutschland allgemeine Unzufriedenheit herrschte und er um's Jahr 1400 auf einem deutschen Reichstage abgesetzt wurde und verachtet und mit Mühe sich nur im Königreich Böhmen behauptete. Allein in diesem Reiche sind zu Anfang des 15. Jahrhunderts Dinge vorgefallen, die besonders erzählt werden müssen.

§ 5. Frankreich gerettet von Johanna d'Arc.

Frankreich, welches noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter der Regierung Philipp des Schönen so mächtig und blühend da stand,

wäre in diesem Zeitraum beinahe auf immer unter die Herrschaft der Engländer gekommen, weil sich zwischen den Königen beider Reiche ein Erbfolgekrieg entspann. Philipp hatte drei Söhne, welche ihm nach kurzen Regierungen nach einander auf dem Throne folgten und keine männliche Erben hinterließen, die weiblichen waren aber durch das salische Gesetz ausgeschlossen. Als nun auch der letzte Sohn, Karl IV., starb, übernahm Philipp VI. von Valois, ein Sohn des Herzogs Karl Valois, der ein Bruder Philipps IV. war, im J. 1328 die Regierung. Allein da trat Eduard III., König von England, auf, und machte als Sohn Isabellens, welche eine Schwester König Karls IV. war, auf die Krone Frankreichs Anspruch. Es kommt zum Kriege, in welchem Eduards Sohn, Eduard, genannt der schwarze Prinz, durch den glorreichen Sieg bei Crecy und durch die Eroberung von Calais namhafte Vortheile gewinnt. Sonst regierte Philipp VI. gut, vereinigte auch die Dauphiné mit der Krone, von welcher dann der jeweilige Kronprinz den Namen eines Dauphins erhielt. Er starb im J. 1350 und hinterließ seinem Sohne Johann dem Guten den beschwerlichen Krieg mit England, zu einer Zeit, wo halb Europa eine furchtbare Seuche, genannt der schwarze Tod, verheerte. Johann war ein beschränkter und leidenschaftlicher Fürst, der den Engländern nur schwachen Widerstand leistet und durch den schwarzen Prinzen bei Poitiers geschlagen und gefangen wird. Während nun Johann in London gefangen sitzt und der Dauphin, Karl V. die Regierung in Frankreich führt, reizt Karl der Böse, König von Navarra, ein mächtiger Vasall und heftiger Gegner des regierenden Hauses, die Bürger und Kaufleute von Paris zum Aufruhr, zu dem sie leicht geneigt waren, weil man sie seit der Dauer des englischen Krieges zu sehr mit Steuern bedrückte. Zu gleicher Zeit erhob sich auch das Landvolk in vielen Gegenden, fiel über die Schlösser der Adeligen her, und mordete und verheerte, wo es hinkam. Glücklich und weise versteht der Dauphin den Aufruhr mit Hilfe der bewaffneten Ritterschaft zu stillen und durch Abtretung großer Ländereien in Frankreich seinen Vater aus der Gefangenschaft zu befreien. Als aber sein zweiter Sohn, Herzog Ludwig von Anjou, der als Geisel in England bleiben sollte, nach Frankreich entflieht, kehrt König Johann freiwillig in seine Gefangenschaft zurück, wo er auch bald darauf mit Tode abgeht. Karl V. ist glücklicher gegen die Engländer und regiert überhaupt so gut, daß das ganze Reich wieder in Aufnahme kommt, darum er auch den Namen Karl des Weisen trägt. Unter seiner Regierung veränderte sich die Kriegskunst ungemein; die neuerfundenen Feuergewehre, die schon in der Schlacht bei Crecy donnerten, machten die schwere Reiterei beinahe unbrauchbar und erforderten gut eingeübtes Fußvolk. Weil sich nun zu diesem Dienste die Ritter nicht bequemen wollten, nahmen die Könige von Frankreich zuerst Soldaten, d. h. besoldete Krieger. Es zogen nämlich zu jenen kriegerischen Zeiten waffengeübte Leute in ganzen Truppen, die sich Kameradschaften nannten, von Lande zu Lande, und verdingten sich um's Geld jedem Fürsten, der ihres Beistands bedurfte. Diese Kameradschaften nahm nun Karl V. in seine Dienste, und sie thaten unter der Anfü-

rung des berühmten Bertrand du Guesclin große Heldenthaten. Doch alle dieſe Vortheile gehen unter Karls Sohne, Karl VI., verloren, der wieder alle Macht gegen die Vaſallen verliert und am Ende gar wahnſinnig wird. Um ihn zu beſchäftigen und die Zeit zu vertreiben, erfanden die Hofleute das Kartenſpiel. Die Anverwandten des Königs und die Königin Iſabelle aus Baiern ſelbſt, eine höchſt unſittliche Frau, verrathen und verkaufen das Reich an den König Heinrich V. von England, welcher durch Beiſtand des Herzogs von Burgund nach Paris kam, daſelbſt zum König von Frankreich gekrönt wurde und ſich mit der Prinzeſſin Katharina, einer Tochter Karls VI., vermählte. So weit ging der unnatürliche Haß Iſabellens gegen ihren Sohn Karl VII., daß ſie ihn nicht nur von der Erbfolge ausſchließen, ſondern ſogar ächten und im ganzen Reiche verfolgen ließ. Zum Glück für die Unabhängigkeit Frankreichs ſtarb bald darauf der wahnſinnige König und auch der tapfere König Heinrich V. von England, der ſchwerlich geruht haben würde, bis er nicht das ganze Reich unterworfen hätte. Dieſem folgte ſein Sohn Heinrich VI., ein Kind von neun Monaten, während deſſen Minderjährigkeit die Brüder des verſtorbenen Königs, Herzog Glocester in England und Herzog Bedford in Frankreich, regierten; allein zwiſchen dem Herzog Glocester und dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund erhob ſich wegen der ſchönen Gräfin Jakobine von Holland ein Streit, welcher bald den gänzlichen Abfall Burgunds von der engliſchen Partei veranlaßte. Jakobine wurde nämlich ſchon in ihrer früheſten Jugend durch ihre Mutter gezwungen, zweimal ſich wider ihre Neigung zu vermählen, und verlor, ſo muthig ſie ſich auch vertheidigte, durch Factionen und Einmiſchung benachbarter Fürſten ihr Erbe, und floh, beſonders hart durch den Herzog von Burgund bedrängt, nach England, wo ſie Glocester ritterlich vertheidigte. Nun war der Augenblick, wo Karl VII. die Engländer angreifen und aus ihren Eroberungen hätte vertreiben können, allein er hatte nur ritterlichen Muth in Gefahren und Schlachten, doch nicht den unternehmenden Geiſt eines Feldherrn, und nebenbei einen unüberwindlichen Hang zu ſinnlichen Vergnügungen. Sein Lager war ein Sammelplatz von Troubadours, Poſſenreißern und luſtigen Leuten aller Art; Tanz, Spiel und Zechgelage hörten nicht auf und waren an der Tagesordnung, die ſchönſten Frauen erhöhten die Luſt des Lebens; wären nur alle ſo edel und vaterländiſch geſinnt geweſen, als des Königs Freundin, die ſchöne Agnes Sorel. So kam es, daß Bedford bis auf Orleans bereits alle feſte Plätze in ſeiner Gewalt hatte, und nun auch dieſe Stadt belagerte und der Augenblick nicht ferne war, wo ſich die franzöſiſche Beſatzung daſelbſt, durch Hungersnoth gezwungen, ergeben mußte. Da trat ein Hirtenmädchen, aus Domremi in Lothringen gebürtig, Johanna d'Arc, auf und kam in's Lager des Dauphins (J. 1429) und verſicherte, von Gott berufen zu ſein, Orleans zu retten, den Dauphin nach Rheims zu führen und dort krönen zu laſſen. Anfangs verlachte und bald bewunderte man ſie. Sie ſprach wie eine von Gott Begeiſterte, und begeiſterte auch die Ritter und den Dauphin, ſo daß ſie beſchloſſen, aufzubrechen und Orleans zu retten. In einer ſtählernen Rüſtung und einen Helm auf

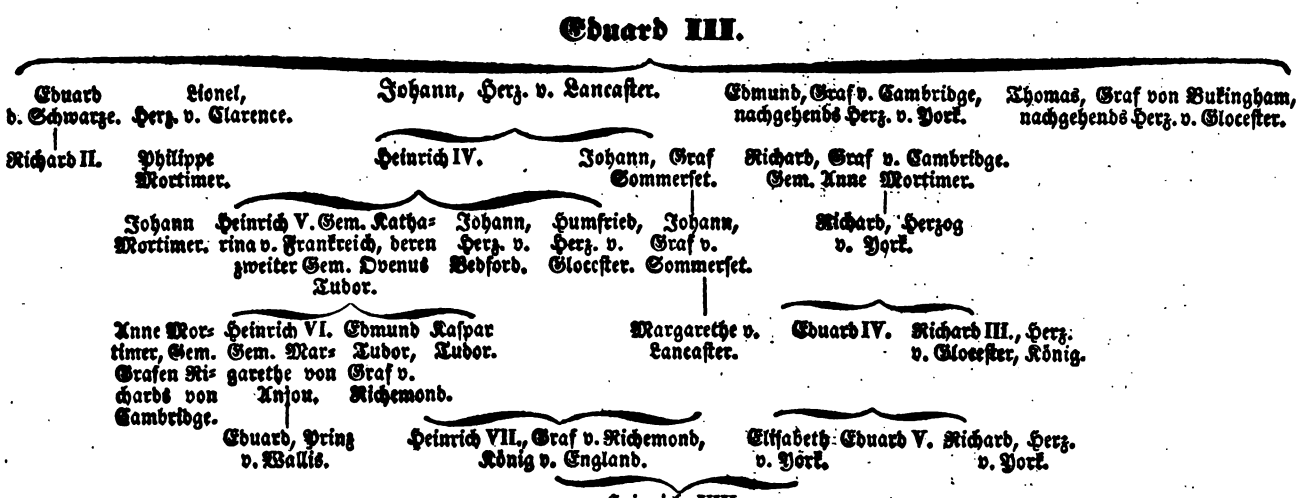
dem Haupte, ein Panier in der Hand, zog sie vor dem Heere her, und gleich einem Donnerschlag fuhr sie mit demselben unter die Feinde, die vor Orleans standen, schlug sie und brachte den Belagerten Lebensmittel und Verstärkung. Sodann führte sie den Dauphin mit einem kleinen Heere vierzig Meilen weit, mitten durch die Feinde hindurch nach Rheims. Karl VII. wurde wirklich mit aller Pracht gekrönt, und Johanna d'Arc, welche von dem König in den Adelstand erhoben wurde, glaubte nun ihre Aufgabe gelöst zu haben und verlangte ihre Entlassung. Allein sie wurde beredet, noch zu bleiben, bis das Reich völlig von Feinden gesäubert wäre, und sie gerieth bei der Vertheidigung der Festung Compiègne in die Gefangenschaft der Engländer. Von diesen wurde sie einem Gerichte französischer Geistlichen (freilich von der englisch-burgundischen Partei) übergeben, welches sie zur Schande des Zeitalters der Zauberei beschuldigte und solche auch wirklich im J. 1431 zu Rouen öffentlich verbrennen ließ. Weder der leichtsinnige König, noch die Diener der Kirche und Gottes, dem sie so ergeben war, thaten oder versuchten irgend Etwas, sie zu retten, und es scheint, daß die Männer Frankreichs aus Schaam und Neid, daß eine Jungfrau das Vaterland retten mußte, ihren Untergang gewünscht haben. Erst nach ihrem Tode wurde ihr Prozeß wieder untersucht, und der damalige Papst Calixtus II. sprach sie von dem Verbrechen der Zauberei los. Sie starb auf dem Scheiterhaufen in frommen Gebeten zu Gott, und obwohl die Inbrunst ihrer Andacht selbst Engländer zu Thränen rührte, war man doch so grausam, ihre furchtbaren Qualen durch langsames Feuer absichtlich zu verlängern.

Indessen überließ sich König Karl VII. leichtsinniger Weise den gewöhnlichen Lustbarkeiten, und das bereits Eroberte wäre wieder verloren gegangen, hätten nicht die beiden großherzigen Frauen, Maria von Anjou, die Königin und Agnes Sorel, den Muth des Königs wieder geweckt. Er und seine Helden, die Grafen Richmond und Dünois, griffen die Engländer auf allen Punkten an und warfen sie aus dem Reiche, so daß ihnen nichts übrig blieb als Calais.

In England brach indessen der blutige Bürgerkrieg der beiden Rosen aus, und Heinrich VI. sowohl als seine Nachfolger waren 30 Jahre hindurch zu sehr in England selbst beschäftigt, als daß sie irgend Etwas gegen Frankreich hätten unternehmen können. Während dieser Zeit konnte sich Frankreich von den erschütternden Stürmen erholen, und den Nachfolgern Karls VII. gelang es, die königliche Macht weit höher zu bringen, als sie unter Philipp IV. war. Karl VII. selbst hatte viel Kummer mit seinem ungerathenen Sohne Ludwig, der sich nicht nur öffentlich gegen ihn empört hatte, sondern auch zuletzt trotzig das Reich verließ und am burgundischen Hofe lebte. Da verbreitete sich das Gerücht, er habe Giftmischer ausgesandt, seinen Vater um's Leben zu bringen, worauf Karl VII. aus Todesfurcht sich aller Speisen enthielt und so sein Lebensende herbeiführte.

§ 6. England vom J. 1377 — 1458.

Stammtafel der rothen und weißen Rose.



König Eduard III. hatte fünf Söhne, unter welchen besonders Eduard, der schwarze Prinz, Johann von Lancaster und Edmund von York hervorgehoben werden müssen. Eduard's III. Nachfolger war Richard II., der elfjährige Sohn des schwarzen Prinzen, welcher noch vor dem Vater gestorben war. Der Jugend Richards bemächtigten sich bald ränkesüchtige Günstlinge, welche ihn zu Dingen verleiteten, wodurch allgemeine Unzufriedenheit erregt wurde. Es war überhaupt eine unruhige Zeit, seit Johann Wiklef, noch unter Eduards III. Regierung Professor in Oxford, die christliche Glaubens- und Sittenlehre aus dem Neuen Testamente, welches er übersetzte, in ihre ursprüngliche Reinheit und Einfalt zurückführen wollte. Da kam unter andern zur Sprache, daß die Apostel und ersten Lehrer der christlichen Gemeinde arm gewesen seien und daß unter allen Christen brüderliche Liebe und Gleichheit bestanden habe. Solche Grundsätze fanden auch bald bei dem gemeinen Volke Anklang, und es meinte, daß solche Gleichheit auch wirklich stattfinden solle; vorzüglich war das Auge der Geringen und Vornehmen auf die Bischöfe und Prälaten gerichtet, welche ganz gegen den Sinn des Christenthums große Gewalt und Reichthümer besaßen. Darum trat der hohe Clerus von England zuerst gegen diese neue Lehre auf und bewirkte die Absetzung Wiklefs. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher man zu Werke ging, vermehrte den Widerstand, und in England und Schottland bildeten sich ganze Secten, die auf Abschaffung des Priesterthums und des römischen Gottesdienstes drangen und bald das ganze Land in Aufruhr setzten. Der König sowohl, als die Großen des Reichs, die der Geistlichkeit schon längst ihre Reichthümer mißgönnten, waren insgeheim froh über diese Bewegungen und nahmen daher, gedrängt von den Bischöfen, nur halbe Maßregeln, sie zu beschwichtigen.

Als nun wegen der hohen Steuerforderungen, die der französische Krieg nöthig machte, das gemeine Volk, welches im Joche der Leibeigenschaft ohnehin hart seufzte, sich empörte, stellte sich an ihre Spitze Watt Tyler (soviel als Walther, der Dachdecker), und kam bis London mit einem ungeheuren Heere, nahm die Stadt ein und nöthigte dem König für jedes Kirchspiel Freiheitsbriefe ab. Da aber der übermüthige Dachdecker in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König noch größere Forderungen machte, wurde er von dem Lordmayor erstochen; der König widerrief seine Freiheitsbriefe, und der Adel, dessen Schlösser von den Bauern geplündert und verbrannt worden waren, griff zu den Waffen, schlug die zerstreuten Haufen der Rebellen, und ein grausames Gericht erging über Alle, die mit den Waffen in den Händen gefangen wurden. Das geschah um's Jahr 1382, als eben auch in Frankreich zu Anfang der Regierung Karls VI. gräuliche Volksaufstände Statt fanden. Kaum war aber das Volk zur Ruhe gebracht, als am Hofe selbst unter den Gliedern der königlichen Familie Zwist und Uneinigkeit entstanden. Johann von Lancaster war nämlich seiner Leutseligkeit und der Mäßigung wegen, mit der er sich während des Aufruhrs benahm, ein Liebling des Volks und darum nicht gern bei Hof gesehen. Nach seinem Tode erbte sein Sohn die Liebe des Volks, wodurch der junge Mann immer kühner wurde und in Allem dem Könige entgegen war. Richard nahm

ihm deßhalb seine Erbgüter, worauf sich eine Partei unter den Reichsbaronen bildete, an die sich sehr bald auch die Gemeinen im Parlamente anschlossen, die den König geradezu anklagten, daß er nach Willkür und gegen die Gesetze regiere, und zuletzt gar verhafteten und Heinrich IV. von Lancaster zum König ausriefen. Allein die Regierung dieses Königs war sehr unruhig, denn die Großen des Reichs erschraken bald, daß dem Parlamente und darin dem Unterhause so große Gewalt eingeräumt und sogar ein König durch seinen Ausspruch verhaftet worden sei, und ein furchtbarer Aufstand unter der Anführung des Herzogs von Northumberland, verstärkt durch die Schotten, erhob sich und konnte nur durch die Tapferkeit des Königs und seines kühnen Sohnes Heinrich nach langwierigem Kriege durch den Sieg bei Shrewsbury unterdrückt werden. Das viele Blutvergießen auf dem Schlachtfelde, die Hinrichtungen mancher Reichsbarone und der Mord des verhafteten Königs, den er allzuwahrscheinlich veranlaßt hat, beunruhigten das Gewissen Heinrichs IV. so sehr, daß er schon im 13. Jahre seiner Regierung mit Tode abging.

Ihm folgte nun sein Sohn Heinrich V., ein Fürst, der seine Jugend in wüsten Zerstreuungen zubrachte, nun aber auf dem Throne solch einen hohen und festen Geist zeigte, daß die acht Jahre seiner Regierung zu den glänzendsten der englischen Geschichte gehören. Ein neuer Aufstand der Lollharden*) machte die Geistlichkeit so erschrocken, daß sie gerne dem König freiwillig einen Theil ihres Grundeigenthums überließ, und eine Verschwörung des Grafen von Cambridge, der eine Urenkelin Lionels, des zweiten Sohns Eduards III., zur Gemahlin und darum nähere Ansprüche auf den Thron hatte, als das Haus Lancaster, wurde entdeckt und er sammt seinen Mitschuldigen durch das Parlament zum Tode verurtheilt. Von der Zeit an war Feindschaft zwischen dem Hause Lancaster und dem Hause York, welche man durch eine rothe und weiße Rose symbolisch bezeichnete, denn erstere führte Lancaster, letztere York in seinem Wappen. Heinrich IV. hatte seinem Sohne auf dem Sterbebette gerathen, die Engländer auswärtig zu beschäftigen, um im Lande Frieden zu haben. Diesen Rath befolgte nun Heinrich V., um ähnlichen Empörungen zuvorzukommen, und zog mit einer kleinen Armee nach Frankreich, wo gerade damals unter der Regierung Karls des Wahnsinnigen der französische Hof durch Parteien zerrüttet war. Der ritterliche Geist Heinrichs V. könnte nicht schöner und kräftiger geschildert werden, als Shakespeare es gethan in seinem Schauspiele Heinrich V., worin er den König am Tage vor der Schlacht bei Azincourt also sprechen läßt:

König Heinrich tritt auf.

Westmoreland.

O hätten wir nun hier
Nur Ein Zehntausend von dem Volk in England,
Das heut ohn' Arbeit ist!

*) So hieß die Secte, welche die Priesterherrschaft abschaffen wollte.

Wer wünschte so?
Mein Vetter Westmoreland? — Nein, bester Vetter:
Zum Tode ausersehn, sind wir genug
Zu unsers Lands Verlust; und wenn wir leben,
Je klein're Zahl, je größ'res Ehrentheil.
Wie Gott will! Wünsche nur nicht einen mehr.
Beim Zeus, ich habe keine Gier nach Gold,
Noch frag' ich, wer auf meine Kosten lebt,
Mich kränkt's nicht, wenn sie meine Kleider tragen;
Mein Sinn steht nicht auf solche äußre Dinge:
Doch wenn es Sünde ist, nach Ehre geizen,
Bin ich das schuldigste Gemüth, das lebt.
Nein, Vetter, wünsche keinen Mann von England:
Bei Gott! ich geb' um meine beste Hoffnung
Nicht so viel Ehre weg, als Ein Mann mehr
Mir würd' entziehn. O wünscht nicht Einen mehr!
Ruf' lieber aus im Heere, Westmoreland,
Daß Jeder, der nicht Lust zu fechten hat,
Nur hinziehn mag; man stell' ihm seinen Paß,
Und stecke Reisegeld in seinen Beutel:
Wir wollen nicht in deß Gesellschaft sterben,
Der die Gemeinschaft scheut mit unserm Tod.
Der heut'ge Tag heißt Crispinianus Fest:
Der, so ihn überlebt und heim gelangt,
Wird auf dem Sprung stehn, nennt man diesen Tag,
Und sich beim Namen Crispinianus rühren.
Wer heut' am Leben bleibt und kommt zu Jahren,
Der gibt ein Fest am heil'gen Abend jährlich,
Und sagt: Auf Morgen ist Sanct Crispinian;
Streift dann die Aermel auf, zeigt seine Narben,
Und sagt: An Crispins Tag empfing ich die.
Die Alten sind vergeßlich; doch wenn Alles
Vergessen ist, wird er sich noch erinnern
Mit manchem Zusatz, was er an dem Tag
Für Stücke that: dann werden unsre Namen,
Geläufig seinem Mund wie Alltagsworte,
Heinrich der König, Bedford, Exeter,
Warwick und Talbot, Salisbury und Gloster,
Bei ihren vollen Schaalen frisch bedacht.
Der wackre Mann lehrt seinem Sohn die Mähre,
Und nie von heute bis zum Schluß der Welt
Wird Crispin Crispinian vorübergehn,
Daß man nicht uns dabei erwähnen sollte,
Uns Wen'ge, uns beglücktes Häuflein Brüder:
Denn welcher heut sein Blut mit mir vergießt,
Der wird mein Bruder; sei er noch so niedrig,

Der heut'ge Tag wird adeln ſeinen Stand.
Und Edelleut' in England, jetzt im Bett',
Verfluchen einſt, daß ſie nicht hier geweſen,
Und werden kleinlaut, wenn nur Jemand ſpricht,
Der mit uns focht am Sanct Criſpinus Tag.

Die Schlacht bei Azincourt ward gewonnen, ein Bündniß mit dem Herzog von Burgund geſchloſſen, mit ſeinem und der Königin Iſabelle Beiſtand Paris genommen und Heinrich V. Gemahl der Prinzeſſin Katharina und König von Frankreich. Allein mitten im Laufe ſeiner Siege ſtirbt dieſer große König, erſt 34 Jahre alt, und hinterläßt Heinrich VI., einem Kinde von neun Monaten, ſeine beiden Kronen.

§ 7. Der Krieg der Roſen, vom J. 1453 — 1485.

Heinrich VI. war der König, unter deſſen ſchwacher Regierung Englands Ruhm und ſeine Macht über Frankreich unterging und der verderbliche Bürgerkrieg zwiſchen Lancaſter und York das Land verheerte. So lange er noch unmündig war und ſeine Oheime Gloceſter und Bedford das Reich verwalteten, wie ſchon erzählt worden, ging Alles gut; die Erſcheinung des Mädchens von Orleans und der Abfall Burgunds brachte bloß Verluſte in Frankreich, in England ſtand noch das Haus Lancaſter feſt und ruhig. Allein nach dem Tode dieſer beiden Prinzen regte ſich das Mißvergnügen des Volkes, denn es war bisher gewohnt, Helden als Könige zu ehren, und Heinrich VI., der mittlerweile herangewachſen war, zeigte wenig Entſchloſſenheit und Herrſchergeiſt. Trefflich ſchildert ihn Shakespeare in ſeinem Trauerſpiele Heinrich VI., 3. Theil, 2. Akt, 5. Scene, wo er ihn alſo ſprechen läßt:

Schlachtgetümmel. König Heinrich tritt auf.

Dieß Treffen ſteht ſo wie des Morgens Krieg
Von ſterbendem Gewölk mit regem Licht,
Dann, wann der Schäfer, auf die Nägel hauchend,
Es nicht entſchieden Tag noch Nacht kann nennen.
Bald ſchwankt es hierhin, wie die mächt'ge See,
Gezwungen von der Fluth, dem Wind zu trotzen;
Bald ſchwankt es dorthin, wie dieſelbe See,
Gezwungen vor des Windes Wuth zu weichen.
Bald überwiegt die Fluth und dann der Wind;
Nun ſtärker eins, das andre dann das ſtärkſte,
Beid' um den Sieg ſich reißend, Bruſt an Bruſt,
Doch keiner Ueberwinder, noch beſiegt:
So wäget gleich ſich dieſer grimm'ge Krieg.
Hier auf dem Maulwurfshügel will ich ſitzen.
Der Sieg ſei deſſen, dem ihn Gott beſchert!
Denn Margaretha mein Gemahl, und Clifford,

Sie schalten aus der Schlacht mich, beide schwörend,
Wenn ich entfernt sei, glück' es ihnen besser.
Wär' ich doch todt, wär's Gottes Wille so!
Wer wird in dieser Welt des Jammers froh?
O Gott! mich dünkt, es wär' ein glücklich Leben,
Nichts Höh'res als ein schlichter Hirt zu sein;
Auf einem Hügel sitzend, wie ich jetzt,
Mir Sonnenuhren zierlich auszuschnitzen,
Daran zu sehn, wie die Minuten laufen,
Wie viele eine Stunde machen voll,
Wie viele Stunden einen Tag vollbringen,
Wie viele Tage endigen ein Jahr,
Wie viele Jahr' ein Mensch auf Erden lebt,
Wann ich dieß weiß, dann theil' ich ein die Zeiten:
So viele Stunden muß die Heerd' ich warten,
So viele Stunden muß der Ruh ich pflegen,
So viele Stunden muß ich Andacht üben,
So viele Stunden muß ich mich ergötzen;
So viele Tage trugen schon die Schafe,
So viele Wochen, bis die Alten lammen,
So viele Jahr', eh ich die Wolle schere.
Minuten, Stunden, Tage, Monden, Jahre,
Zu ihrem Ziel gediehen, würden so
Das weiße Haar zum stillen Grabe bringen.
Ach, welch ein Leben wär's! wie süß! wie lieblich!
Gibt nicht der Hagdorn einen süßern Schatten
Dem Schäfer, der die fromme Heerd' erblickt,
Als wie ein reich gestickter Baldachin
Dem König, der Verrath der Bürger fürchtet?
O ja, das thut er, tausendmal so süß!
Und endlich ist des Schäfers magrer Quark,
Sein dünner Trank aus seiner Lederflasche,
Im kühlen Schatten sein gewohnter Schlaf,
Was Alles süß und sorglos er genießt,
Weit über eines Fürsten Köstlichkeiten,
Die Speisen blinkend in der goldnen Schaale,
Den Leib gelagert auf ein kunstreich Bett,
Wenn Sorge lauert, Argwohn und Verrath.

Männlicher als er und ritterlicher, ja ein wahres Wunder weiblichen Heldenthums, war wohl seine Gattin, Margarethe von Anjou, Tochter des Titularkönigs René von Sicilien; allein eben ihre Erhebung zur Königin von England war das Unglück ihres Gemahls und seines Hauses und die nächste Ursache und Veranlassung zu dem verderblichen Bürgerkriege. Schon daß sie eine Französin war, machte einen übeln Eindruck auf das Volk, den ihre außerordentliche Schönheit nicht zu mildern vermochte, weil sie mit so vielem Stolz in Miene und

Geberden und in ihrem ganzen Betragen gepaart war. Um die Unzufriedenheit zu mehren, überließ der König ihrem Vater das schöne Reichslehn Anjou in Frankreich. Das erste Opfer des allgemeinen Unwillens war der Herzog von Suffolk, der sie nach England gebracht hatte, — er wurde vom Parlamente verschiedener Eingriffe in die Rechte der Nation beschuldigt, des Landes verwiesen und auf dem Schiffe, in welchem er wegfuhr, hingerichtet. Bald darauf trat der Herzog von York, der Sohn desselben Grafen von Cambridge, der in der vorigen Regierung wegen Hochverrath's sterben mußte, mit seinem Freunde, dem tapfern Grafen von Warwick, auf und forderte mit gewaffneter Hand von dem Könige den Thron für seinen Sohn Eduard, weil er gleich seinem Vater durch seine Mutter näheres Recht auf denselben hatte, als das Haus Lancaster. So entspann sich nun ein offener Krieg, in welchem der König zweimal in Gefangenschaft gerieth, aber durch die Königin Margarethe, welche gleich einem Manne an der Spitze ihres Heeres kämpfte, wieder in Freiheit gesetzt wurde. In der Schlacht bei Wakefeld ließ der Herzog von York sein Leben, doch sein Sohn, ein junger Mann von schöner Gestalt und königlichem Aussehen, schlug mit Hilfe Warwicks das königliche Heer und zog triumphirend in London ein. Hier wurde er von dem versammelten Volke zum Könige ausgerufen und als solcher durch eine Versammlung von Prälaten, Baronen und vornehmen Bürgern bestätigt. Vergebens setzte Margarethe England und Frankreich in Bewegung, um den Thron wieder zu erobern, der unglückliche Heinrich VI. fiel abermals in die Gefangenschaft. Eduard überließ sich im Taumel seines Glückes allen seinen Leidenschaften, denn er war sicher auf dem Throne, weil er durch seine leutselige Herablassung die Liebe des Volkes gewonnen hatte. Als er aber den mächtigen Grafen Warwick beleidigte, verließ dieser England, verband sich mit dem Könige von Frankreich und der Königin Margarethe, landete mit einem Heere von 60,000 Mann, verjagte Eduard IV. ohne Schwertstreich, zog den König Heinrich aus dem Gefängnisse und setzte ihn wieder auf den Thron. (Warwick hieß darum allgemein der Königmacher). Das erschrockene Parlament billigte Alles, was Warwick that; allein Heinrichs Regierung dauerte nicht lange, denn Eduard IV. kam wieder mit einer burgundischen Flotte und zog siegreich in London ein, wo ihn das Volk, durch die Kaufleute, denen er viel Geld schuldig war, gewonnen, mit Jubel empfing. Warwick wurde bald darauf in einem Treffen geschlagen und getödtet; auch die heldenmüthige Margarethe verlor bald darauf eine große Schlacht und gerieth zugleich sammt ihrem Gemahle und Sohne in die Gefangenschaft. Der grausame Eduard fragte den 18zehnjährigen Sohn Heinrichs, wie er es habe wagen können, in sein Reich zu kommen, und als der Jüngling, der seiner Mutter Stolz geerbt hatte, antwortete: „um meines Vaters Krone und mein Erbe zu verfechten," schlug ihm der König mit seinem eigenen Handschuh in's Gesicht, worauf die Brüder des Königs den Unglücklichen mit ihren Dolchen durchbohrten. Es folgten nun grausame Hinrichtungen aller Anhänger des Hauses Lancaster; auch der unglückliche König wurde im Tower (einem festen Thurme, wo er gefangen saß) ermordet. Margarethens Vater,

der Titularkönig René, verkaufte alle seine Besitzungen in Frankreich dem König Ludwig XI., wofür dieser das Heldenweib um schweres Lösegeld aus England zurückerhielt. Sie lebte von nun an in dunkler Zurückgezogenheit, arm und dürftig an den Ufern der Loire bis an ihren Tod. Im J. 1483 starb auch Eduard IV., hart geplagt von seinem Gewissen, das durch die Hinrichtung seines eigenen Bruders und vieler anderer Herren und Prinzen beschwert war, und hinterließ den Thron seinem 12jährigen Sohne Eduard V. Der arme Knabe büßte, was sein Vater verbrochen hatte, denn er war kaum dritthalb Monate König, als sich sein Oheim, Herzog Richard von Glocester, ein Abschaum der Menschheit, eben so häßlich an Seele, als am Leibe, sich erstens der Regentschaft, dann der Person des Königs und bald darauf des Thrones bemächtigte. Allein die Einwilligung des Parlaments hatte er nicht, und das Volk haßte ihn als einen Wüthrich. Da häufte er Verbrechen auf Verbrechen und ließ den jungen König und seinen Bruder heimlich im Schlafe in ihren Betten ersticken; die Prinzessin Elisabeth aber, die Schwester der jungen Prinzen, machte er Anstalt zu heirathen, um so ein Recht auf die Krone zu erwerben. Allein ein großer Anhang der verwittweten Königin rief den Grafen Heinrich von Richmond, der sich in Frankreich aufhielt. Heinrich landete mit 4000 Franzosen, die ihm König Karl VIII. von Frankreich überließ, in England, und Richard III. verlor bei Bosworth, von den meisten seiner Leute während des Treffens verlassen, Schlacht und Leben. Siegreich zog Heinrich*) in London ein (das war im J. 1485), wurde vom Volke und Parlamente zum König ausgerufen und vereinigte durch seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth die rothe und weiße Rose und endete dadurch den blutigen Krieg, in welchem, außer den Tausenden vom Ritterstande und Gemeinen, viele Baronen und achtzig königliche Prinzen das Leben einbüßten.

Heinrich VII. in Shakespeares Trauerspiele: Richard III.

England war lang' im Wahnsinn, schlug sich selbst:
Der Bruder, blind, vergoß des Bruders Blut;
Der Vater würgte rasch den eignen Sohn;
Der Sohn, gedungen, ward des Vaters Schlächter;
All' dieß entzweite York und Lancaster,
Entzweiet selbst in gräulicher Entzweiung. —
Nun mögen Richmond und Elisabeth,
Die echten Erben jedes Königshauses,
Durch Gottes schöne Fügung sich vereinen.

---

*) Er war ein Enkel Katharinens von Frankreich, der Gemahlin König Heinrichs V. von England, aus dem Hause Lancaster, und zwar aus ihrer zweiten Ehe mit Owen Tudor; sein Vater Edmund Tudor hatte auch eine Lancaster zur Frau, nämlich Margarethe von Sommerset, und wurde Graf von Richmond, weßwegen er allgemein für einen Lancaster angesehen wurde.

§ 8. Johann Huß.

Nicht minder zerrüttet und mit wildem Kriegsgeschrei eben so erfüllt als England und Frankreich, war auch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Deutschland, wo noch immer die Luxemburger regierten. Es ist schon erzählt worden, wie väterlich Kaiser Karl IV. für Böhmen gesorgt habe; allein für das deutsche Reich war er ein Stiefvater, und sein Hauptaugenmerk schien darauf gerichtet zu sein, seine Einkünfte zu vermehren. Aus dieser Rücksicht war sein Benehmen ganz ungleich; bald beschützte und erhob er die freien Reichsstädte, bald wieder die Landstände oder die Ritterschaft, bald die höhern Reichsfürsten, welche um diese Zeit immer mehr die Ritterschaft und die Städte im Umkreis ihres Gebietes sich zu unterwerfen strebten. Sein Sohn, Kaiser Wáclaw (Wenzeslaw, in Böhmen der IV.), kam im J. 1378 zur Regierung. War er auch nicht so schlimm, als ihn manche Geschichtsschreiber machen, so ist es doch nicht zu läugnen, daß ihm ein unverzeihlicher Leichtsinn eigen war. Es war unter der Regierung dieses Kaisers Deutschland ganz gespalten. Die schwäbischen Städte hatten einen großen Bund unter sich geschlossen, um sich sowohl gegen die schweren Steuern, die ihnen der Kaiser auferlegt hatte, als gegen die Ritterschaft und gegen den mächtigen Grafen Eberhard von Würtemberg zu vertheidigen. Desgleichen hatte auch der Adel unter sich Gesellschaften gestiftet, als da waren die Schlägler oder Martinsvögel gegen denselben Grafen Eberhard*), außerdem die St. Georgen-, die St. Wilhelms-, die Löwenritter und andere. Da gab es denn beständigen Krieg, und Kaiser Wenzeslaw that nichts Nachdrückliches, um den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Da Wenzeslaw eben so leichtsinnig in Böhmen regierte und das Volk mit unerschwinglichen Steuern bedrückte, empörten sich die Bürger von Prag und nahmen ihn gefangen; welche Schmach die Kurfürsten bewog, ihn im J. 1400 auf einer Reichsversammlung abzusetzen. Kurz war die Regierung des darauf gewählten Kaisers Ruprecht von der Pfalz; der tapfere Mann that Alles, um die Fehler seiner Vorgänger wieder gut zu machen, allein die Wirren des Reichs waren zu groß und die kaiserliche Macht zu gering. Nach seinem Tode 1410 wurde Kaiser Wenzeslaws Bruder Siegmund, der schon durch seine Gemahlin Maria König von Ungarn war, zum Kaiser erwählt. Indessen hatte sich Wenzeslaw wieder in Böhmen in Freiheit gesetzt, und in seinem Leichtsinn unbekümmert wegen des Verlustes der deutschen Krone, suchte er sich in Böhmen durch die Begünstigung der Inländer zu befestigen, und es fügte sich bald hiezu eine schickliche Veranlassung. König Wenzeslaws Schwester war mit König Richard II. von England vermählt, und es kamen in ihrem Gefolge viele Böhmen nach England, wo eben damals Wiklef lehrte. Hieronymus von Prag,

*) Er hieß Rauschebart, auch der Greiner; die unübertrefflichen Balladen Uhlands sind bekannt und ein würdiges Denkmal des alten Helden.

ein junger Edelmann, brachte Wiklefs Schriften in sein Vaterland, und empfahl sie dem Beichtvater des Königs, Johann Huß, der zugleich Prediger an der Bethlehemkapelle und Professor der Universität war und längst schon durch seinen heiligen Lebenswandel, seine Gelehrsamkeit und seine ergreifenden Bußpredigten, in welchen er auch den König nicht verschonte, alles Volk in Prag begeistert hatte. Der Erzbischof daselbst und mehrere Finsterlinge klagten beim Könige. Dieser antwortete den Priestern: „So lange Huß nur gegen uns Laien eiferte, war es Euch recht, und wir litten es mit Geduld; da jetzt die Reihe an Euch kommt, so gebt Euch zufrieden.“ Dabei hing Johann Huß mit voller Seele an seinem Vaterlande, und wollte wieder böhmische Sprache und böhmisches Volksthum, das unter deutschen Regierungen in Verfall gerathen, herstellen. Darum war ihm die böhmische Jugend ganz ergeben, da hingegen um's J. 1409 die deutschen Studenten, wegen Zurücksetzung, die Universität Prag verließen. So geschah es, daß die Universität Leipzig für die zurückkehrenden Sachsen gestiftet wurde, und sonderbar ist es, daß damals aus Nationalhaß, was so oft geschieht, die Stimme der Wahrheit in der Lehre Wiklefs von den Deutschen verkannt wurde. Desto freier und inniger lehrte aber nun Johann Huß, und Folgendes waren die Hauptsätze seiner Lehre.

Petrus war nicht und ist nicht das Haupt der katholischen Kirche.

Der Papst ist nicht der wahre Stellvertreter Petri, sondern wenn er sündig lebt, der wahre Nachfolger des Judas Ischariot.

Schriftgelehrte, welche einen Ketzer zur Todesstrafe verurtheilen und dem weltlichen Arme überliefern, gleichen den Pharisäern, welche Christum an Pilatum übergaben.

Die Priester lehren allerlei Grundloses von den Sakramenten, von der Schlüsselgewalt, von den Kirchenrechten, von den Ceremonien, von den Reliquien, Ablässen und Weihen.

Es ist verdienstlich, wenn die Fürsten dem Clerus die weltlichen Güter als teuflische Lockungen abnehmen.

Zu allen diesen hatte Johann Huß berechtigende Veranlassung, denn die christliche Religion war wirklich schon um diese Zeit mit allerlei falschen Lehren angefüllt. Dazu gehörte besonders die Lehre von der Brodverwandlung im heil. Abendmahl, vom Fegfeuer und dergl. m. Die Hauptsache beim Gottesdienste war die Messe, und beim heil. Abendmahl entzog man den Weltlichen schon überall den Kelch, verlangte bei der Ohrenbeichte die Aufzählung jeder einzelnen Sünde und führte den englischen Gruß (Ave Maria) als tägliches Gebet ein. Am ärgerlichsten war der Ablaß, wo gegen baare Bezahlung Sündenvergebung vom heil. Vater versprochen wurde. Der Lebenswandel der Geistlichkeit war aber über alle Vorstellung unsittlich und lasterhaft; nicht nur die Meistersänger und andere weltliche Schriftsteller, auch Bischöfe und andre Geistliche damaliger Zeit beklagen sich in ihren Werken über die Sittenlosigkeit des Clerus. Dazu kam noch die Kirchentrennung (das Schisma), welche durch die Verlegung der päpstlichen Residenz nach Avignon entstanden war. So nannten sich, als Johann Huß in Prag lehrte,

Gregor XII. und Johann XXII. im römischen Gebiete, Benedikt XIII. in Avignon zu gleicher Zeit Päpste, darunter Johann XXII., in der Jugend ein Seeräuber, das lasterhafteste Leben führte und eben damals seine Ablaßkrämer nach Böhmen sandte, um sich Geld zu einem Kriege gegen den König von Neapel zu verschaffen. Huß erhob auch gegen diesen Mißbrauch seine Stimme, und das Prager Volk stimmte ihm lauten Beifall zu; allein der Erzbischof setzte es doch durch, daß der Zeuge der Wahrheit, vom Papste excommunicirt und seines Amtes entsetzt, Prag verlassen mußte.

Auf dem Lande zog er nun mit seinem Freunde Hieronymus herum, und begeisterte Adel und Volk für seine Lehre. König Wenceslaw bekümmerte sich wohl nicht darum, desto mehr aber die Bischöfe, und weil gerade damals im J. 1414 wegen der Verwirrung der Kirche durch drei Päpste von Kaiser Siegmund ein Concilium nach Costnitz in Schwaben einberufen wurde, bekam auch Huß den Befehl, daselbst zu erscheinen und sich seiner Ketzerei wegen zu vertheidigen. Die Freunde redeten ihm ab, allein er ging, voll Vertrauen auf Gott und seine gute Sache und auf das Wort des Kaisers, der ihm einen Geleitsbrief gab, daß er frei und ungefährdet sollte hin und wieder reisen können. In Costnitz war eine außerordentlich zahlreiche Versammlung; außer dem Papste Johann XXII. (die beiden andern schickten nur Gesandte) waren noch 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 250 Aebte und Prälaten und 18,000 andere Geistliche, aber auch außer dem Kaiser Siegmund noch 19 regierende Fürsten, 83 Grafen und mehr als 80,000 Laien aus allen Nationen. Die Pracht der Aufzüge war ungemein und große Festlichkeiten eröffneten das Concil. Das Erste war nun, daß man nach der Absetzung aller drei Päpste einen neuen, Martin V., erwählte. Sodann wurde Johann Huß, der sogleich bei seiner Ankunft verhaftet wurde, vorgenommen. Wie er da stand in der mit Priestern und neugierigem Volke erfüllten Kirche, ein bleicher und hagerer Mann, dessen Feuerseele den Körper zu verzehren schien, und das Bewußtsein der guten Sache eine schöne Gluth auf seine Wangen trieb, da fuhren ihn die Inquisitoren, die geistlichen Amtsbrüder, leidenschaftlich an und hörten nicht auf seine Gründe. Auch die gelehrten Professoren, die dieselbe Klage gegen das Verderben der Kirche führten, wie er, hörten seine Gründe nicht und sahen nur vornehm auf den böhmischen Theologen herab, und weil er nicht widerrufen wollte, so wurde er — zum Scheiterhaufen verurtheilt. Der Kaiser sprach wohl von seinem Geleitsbriefe, allein man versicherte ihm: einem Ketzer dürfe man kein Wort halten. Man entkleidete ihn dann seiner Priesterwürde und übergab ihn dem weltlichen Gerichte, und mit einer Papiermütze auf dem Haupte, worauf Teufel angemalt waren, führten ihn 800 Kriegsknechte hinaus zum Scheiterhaufen. Als man ihn an den Pfahl band, begann er einen Psalm in böhmischer Sprache, doch der aufqualmende Rauch erstickte bald die Stimme. Die Asche des Holzstoßes und der Leiche wurde in den Rhein geworfen, damit die Böhmen, die da waren, sie nicht in ihr Vaterland brächten; dafür nahmen sie von der Stelle die Erde, und ein böhmischer Künstler verfertigte wohlgelungene Abbilder

des heiligen Mannes daraus, die sie gleich einer Reliquie in die Heimath mit sich nahmen. Auch sein Freund Hieronymus war nachgekommen, um ihn zu vertheidigen; doch auch er wurde nicht gehört, sondern zu demselben Tode verurtheilt. Von Beiden schreibt Aeneas Sylvius (der nachmalige Papst Pius II.) „Sie gingen zum Tode wie zu einem Gastmahle und ließen keinen Laut von sich hören, aus dem man hätte schließen können, daß sie unglücklich wären; kein Weltweiser hat so viel Heldenmuth auf dem Todbette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen.

§ 9. Die Hussiten.

Als nun die Nachricht davon nach Böhmen kam, da flogen die Schwerter aus der Scheide und ein furchtbarer Bürgerkrieg loderte auf im ganzen Reiche. König Wenzeslaw wußte sich nicht zu helfen, in Prag selbst war Alles in Aufruhr und das Rathhaus von dem wüthenden Volke belagert. Da flog ein Stein aus den Fenstern, und das war das Losungswort zum Sturme. Die Rathsherren, viele Geistliche und Alle, die nicht für Hussens Lehre waren, wurden ermordet, Klöster, Kirchen und Paläste angezündet, der König selbst starb in diesem Tumulte, noch weiß man nicht, ob gewaltsam oder vor Schrecken. Von Prag wälzte sich der Aufruhr über das ganze Land; Johann Zizka (lies Schischka) von Trocnow, ein vornehmer Ritter, geachtet am Hofe und im Lande seiner Tapferkeit wegen, war der Anführer. Kaiser Siegmund, der nach seinem Bruder Böhmen erben wollte, wurde mit seinem Heere, das sich ein Kreuzheer nannte, aus dem Lande hinausgejagt, und so oft er wieder mit allen deutschen Reichsfürsten und unzähligem Kriegsvolke erschien, geschah ihm dasselbe. Doch jetzt entstand unter den Hussiten selbst Zwietracht; die Bürger nämlich, immer zum Frieden geneigter, als zum Kriege, wollten den angebotenen Frieden unter der Bedingniß schließen, daß man ihnen bloß den Kelch beim Abendmahle lasse. Das waren die Calixtiner. Gewaltsamer waren die Taboriten, gemeine Arbeitsleute, welche allen Priestern und aller Obrigkeit den Tod schwuren. Die Zornigsten aber waren die Horebiten, welche, von blinder Rasewuth befallen, nur sengten und mordeten und weder Vernunft noch Mahnung hörten. Zizka, der in den Kriegen beide Augen verloren, bändigte Alle, die nicht für's gemeine Wohl des Vaterlandes seinem Rufe gehorchen wollten. Denn er war furchtbar, und als er im J. 1424 bei der Belagerung von Pribislawa fiel, befahl er sterbend, seine Haut zum Trommelfell zu machen für den Aufruf zum heiligen Kampfe. Nach seinem Tode führten Procopius, seiner Schlachten und Thaten wegen der Große genannt, (auch der Glatzkopf, weil er als ehemaliger Mönch eine Platte trug), und Procopius, nicht minder tapfer, doch der Unterscheidung wegen der Kleine genannt, die Hussiten. Wiederum zogen Kreuzheere unter der Anführung Siegmunds und der deutschen Kurfürsten gegen die Hussiten zu Felde; sie wurden jedesmal mit großem Verluste geschlagen und die Hussiten fielen in die benachbarten Länder mit Feuer und Schwert, Alles verwüstend und verheerend, nördlich

bis Dresden, Naumburg und Magdeburg, südlich bis Wien und Preßburg, und die Beute an Vieh war so groß, daß in Böhmen ein Ochse um zwei Gulden verkauft wurde. Kaiser Siegmund, da er sah, daß dieses Volk unbezwinglich sei, bot Frieden an, und auf dem Concilium zu Basel sollte die Religionsfrage verhandelt werden. Dahin kamen denn vier hussitische Prediger und vier Gelehrte aus dem weltlichen Stande; auch Procopius der Große kam mit und hatte 300 Ritter als Begleiter. Er zeigte dort als Redner, daß er eben so gelehrt als tapfer sei. Vier Glaubensartikel wurden hier von den versammelten Vätern den Böhmen zugestanden, allein so bedingungs- und verwahrungsweise, daß nur die Prager und der hohe Adel damit zufrieden waren, die Horebiten und Taboriten aber verlangten völlige und unbedingte Religions- und Kirchenfreiheit und stürmten fort, wie ehedem. Da kam der Kaiser noch einmal, mit ihm der Schwiegersohn und Thronfolger Albrecht V. von Oestreich, und bei Lippau kam es im J. 1434 zu einer großen Schlacht. Es wurde mit gewohnter Tapferkeit, ja mit Erbitterung gestritten, und, als der Sieg wankte, mit Verzweiflung gekämpft; allein in den Reihen der Hussiten standen Verräther, die mitten in der Schlacht zu den Feinden übergingen, die Verwirrung ergriff das Heer und die Schlacht war verloren. Die beiden Procope, als sie das Unglück sahen, warfen sich noch einmal in das Gewühl der Feinde, um zu sterben. Der tapfere Rohatz, Freiherr von Duba, führte die Reste des geschlagenen Heeres auf seine feste Burg Sion. Nun unterhandelten die Calixtiner und die Prager mit dem Kaiser, und ergaben sich auf die Basler Zugeständnisse. Siegmund zog mit seinem Schwiegersohne in Prag ein und wurde mit Jubel empfangen. Darauf zog man vor die feste Burg Sion, wo sich Rohatz hartnäckig vertheidigte. Endlich wurde gestürmt, die Burg genommen, Rohatz nebst 63 Hussiten, die in die Gewalt der Kaiserlichen fielen, zu Prag gehenkt. Im J. 1437 starb Siegmund, und ihm folgte sein Schwiegersohn Albrecht V. von Oestreich, der, ein bigotter Herr, nicht einmal die Calixtiner dulden wollte. Daher neuer Krieg, den nun selbst die Adeligen und Bürger begannen, Sternberg, Podiebrad Lippa an der Spitze. Die flüchtigen Taboriten und Horebiten kamen zurück und reihten sich an; das Feldzeichen auf der Fahne war der Kelch. Gleich das Jahr darauf starb Albrecht in Ungarn, und nach seinem Tode gebar ihm Siegmunds Tochter, Elisabeth, seine Gemahlin, einen Sohn, der von Kaiser Friedrich, seinem Oheim, zu Neustadt in Oestreich erzogen wurde. Die Hussiten forderten ihn nach Prag, und weil er nicht ausgeliefert wurde, ließ sich Georg von Podiebrad, ein freisinniger Mann, voll Liebe für's Vaterland, zum Statthalter ernennen. Erst im J. 1453 kam der 14 jährige Erbprinz Ladislaus und wurde zum König von Böhmen gekrönt; als er aber vier Jahre später in Prag seine Vermählung mit einer französischen Prinzessin feiern wollte, starb er plötzlich, und man beschuldigte allgemein den Calixtiner Erzbischof Rokycana und Podiebrads Frau, daß sie ihn vergiftet hätten. Nun wurde Landtag gehalten und Rokycana, aber auch das Verdienst, sprach für Georg Podiebrad, der eben so tapfer als staatsklug, eben so edel als tadellos in seinem Leben war. Er wurde zum König erwählt

und gekrönt, blieb Katholik, trank aber mit den Calixtinern den Kelch beim Abendmahl, und so wurde er vom Kaiser anerkannt; allein Pius II., der ihn persönlich haßte, wollte ihn nicht anerkennen, und sandte einen Legaten nach Prag, der ihm geradezu sagte, daß er ein Ketzer sei. Der folgende Papst Paul II. aber predigte gar einen Kreuzzug wider ihn, Kaiser Friedrich III. und Matthias Corvinus, König von Ungarn, zogen aus gegen ihn, wie gegen einen Ungläubigen, Podiebrad aber schlug sie aus dem Felde und zwang sie zum Frieden. Wie ein gehetzter Löwe, von Treulosen umringt, nie seines Lebens sicher, weil sowohl fanatische Katholiken als Hussiten nach seinem Leben strebten, ward er zum frühen Greise, und obwohl erst 50 Jahr alt, fühlte er doch das Ende seines Lebens nahen. Darum dem Vaterlande Ruhe zu verschaffen, und weil er seinen beiden herrlichen Söhnen nicht ein ähnliches Loos, als er hatte, bereiten wollte, empfahl er auf einem allgemeinen Landtag den polnischen Prinzen Wladislaw zum König und starb ein Jahr darauf 1471.

Große und verabscheuungswürdige Gräuel hat der Hussitenkrieg veranlaßt, allein unter Feuer und Schwert hat sich der böhmische Volksgeist geläutert und erhoben, und die flüchtigen Hussiten, die in allen Heeren Europas, besonders in Ungarn gegen die Türken tapfer kämpften, streuten kräftigen Samen der Erkenntniß, welcher 100 Jahre später durch die Wittenberger Sonne zur herrlichen Saat aufging.

§ 10. Ungarn und Türken.

Indessen erhob sich in Asien noch ein kriegerischer Völkerstamm, der sich bald auch nach Europa herüber wälzte und diesen Erdtheil wieder mit Barbarei und Verheerung bedrohte. Der Türke Osman gründete nämlich um's J. 1330 in Vorderasien ein eigenes Reich, welches von ihm das osmanische oder ottomanische heißt. Sein Sohn Urchan errichtete ein treffliches Fußvolk, die Janitscharen, welche gleich den Schweizern und den Hussiten die meisten Schlachten zu entscheiden pflegten und auch Streifzüge nach Europa unternahmen. Murad I. kam aber schon mit größerer Macht über den Hellespont, und obgleich Serben, Bulgaren und Albanier sich gegen ihn erhoben, nahm er doch seine Residenz in Adrianopel, und Sultan Bajesid I. machte die slavischen Länder bis an die Donau zinspflichtig und belagerte Constantinopel sieben Jahre lang, obwohl vergebens.

Das griechische Reich, sowohl Hof als Volk in Sittenlosigkeit und Schwäche versunken, konnte nichts mehr beitragen, diese Barbaren zurückzuhalten, und war beinahe nur auf die Hauptstadt beschränkt. Zum Glück für Europa erhob sich im vierzehnten Jahrhundert Ungarn, um eine Schutzmauer für die Christenheit zu werden. Hier war mit dem Jahre 1301 unter Andreas III. das arpadische Haus erloschen, und es folgten nach achtjährigen Parteikämpfen Könige aus dem Hause Anjou. Karl I., ein Urenkel Karls von Anjou, der die Hohenstaufen aus Neapel verdrängte, war der Erste. Er und sein Sohn Ludwig I. er-

hoben in diesem Lande die königliche Macht und gaben ihm dadurch von Innen und Außen Stärke und Ansehen. Letzterer dehnte das Reich bis an's adriatische Meer aus, nachdem er die Venetianer aus dem dalmatischen Küstenlande verdrängte, und als sein Bruder Andreas, der mit der Königin von Neapel Johanna I. vermählt war, vielleicht mit ihrem Wissen meuchlings um's Leben kam, unternahm er einen Rachekrieg und eroberte Neapel, ließ sich aber wieder vom Papste bereden, es der Schwägerin zurückzugeben. Dafür erwarb er, nachdem mit Kasimir der Stamm Piast ausgestorben war, als Schwestersohn des letzten Königs, das Königreich Polen, welches er nach seinem Tode der jüngern Tochter Hedwig hinterließ. Diese liebenswürdige Prinzessin gab ihre Hand dem Herzog Jagello von Lithauen (im J. 1386), der sich taufen ließ, (denn noch war um diese Zeit das unbezwingliche tapfere Volk der Lithauen der heidnischen Religion zugethan) und unter dem Namen Wladislaw II. eine neue Königsfamilie begann. In Ungarn folgte Ludwigs ältere Tochter Maria, die sich an Kaiser Karls IV. Sohn Siegmund vermählte. Dieser mit trefflichen Anlagen begabte ritterliche Herr führte einen ärgerlichen Lebenswandel und verlor bald das königliche Ansehen wieder, welches seine beiden Vorgänger errungen hatten. Eben damals kam der siegreiche Bajesid an die Donau und drohte mit einem Einfall in das Reich Ungarn. Siegmund rückte ihm 1396 mit einem Heere, von französischen und deutschen Kreuzfahrern verstärkt, entgegen, wurde aber bei Nikopolis so geschlagen, daß er nur mit Mühe über Constantinopel und Ragusa entrinnen konnte. Zum Glück für Ungarn und Europa erhob sich eben damals in Asien der Tatarenfürst Timur Lenk (insgemein Tamerlan genannt), der halb Asien eroberte und auch das ottomanische Reich angriff. Diesem zu begegnen, eilte Bajesid nach Asien zurück, wurde aber bei Angora besiegt und endete sein Leben in Gefangenschaft.

Siegmund wurde in Ungarn nicht wohl empfangen, sondern in offener Reichsversammlung, wo man ihm leichtsinniges Leben und willkürliche Regierung vorwarf, gefangen gesetzt. Doch gelingt es ihm mit Hilfe des Reichspalatins Gara zu entweichen, und als er nach der Absetzung seines Bruders Wenzeslaw Kaiser wurde, befestigte er wieder sein Ansehen, mehr durch sein persönliches Auftreten, womit er Alles zu gewinnen wußte, als durch weisere Regierung; denn weder in Deutschland, noch in Ungarn hat er das Reich gemehrt, vielmehr, weil er immer viel verschwendete, kaiserliche und königliche Rechte, ja ganze Länder verpfändet und verkauft. Vom Hussitenkriege, den er durch die Verbrennung Johann Hussens veranlaßt hat, ist schon erzählt worden; große Schuld trägt er an allen den Gräueln, die da verübt worden sind, und an dem Unglücke Böhmens. Ihm folgte als Kaiser und König von Ungarn und Böhmen sein Schwestersohn Albrecht, Herzog von Oestreich, der aber schon nach zweijähriger Regierung starb. Die Ungarn wählten darauf anstatt Albrechts nachgebornen Sohnes Ladislaus den Sohn Jagello's, Wladislaw II., König von Polen, eben als die Türken unter dem Sultan Murad II. wieder ihr Reich in Europa ausbreiteten. An dem Statthalter von Ungarn, dem tapfern Johann

Hunyad jedoch, dem Fürsten von Epirus, Georg Castriota (die Türken nannten ihn Skanderbeg), und dem Despoten Georg von Serbien, fanden sie tapfern Widerstand, so daß sie einen zehnjährigen Waffenstillstand schlossen. Da aber der alte Murad die Regierung niederlegt und seinem Sohne Muhamed übergibt, überreden mehrere Fürsten, der griechische Kaiser Johann, Georg Castriota, der Papst Eugen IV., die Genueser und Venetianer den König Wladislaw von Ungarn, den Frieden zu brechen. Der päpstliche Legat Julian hebt durch den Grundsatz, daß man einem Ungläubigen das Wort nicht halten dürfe, die Gewissenszweifel des edlen Königs, und in größter Hast eilt er mit einem kleinen Heere, weil er von allen Bundesgenossen Beistand erwartet, nach Bulgarien. Da ergreift Murad, ein Greis von 70 Jahren, wiederum die Zügel der Regierung und erscheint mit einem großen Heere auf den Bergen, welche die Straße nach Constantinopel längs dem schwarzen Meere berühren, und bei der Stadt Warna wird das kleine Heer der Ungarn und Polen, ehe noch die Hilfsheere eintreffen, auf's Haupt geschlagen, der König selbst getödtet und nur ein kleiner Rest von Johann Hunyad gerettet. Da fand auch der Cardinal Julian, der früher in den Hussitenkriegen äußerst thätig war, das Kreuz gegen die Ketzer zu predigen, so wie er hier Eidschwüre löste, um die Christen gegen die Ungläubigen in Waffen zu bringen, sein Ende. Wirklich war damals Europa in der größten Gefahr, und in noch größere kam es, als Murads Sohn, Mohamed II., unaufhaltsam gegen die Donau zustürmte. Da war es Johann Hunyad*), der als Statthalter des Reichs, während der Minderjährigkeit Ladislaus V., beinahe ganz allein mit seinen Kriegsleuten die Grenzen vertheidigte und zugleich dem Kaiser Friedrich, der König und Krone von Ungarn in Händen hatte, muthig die Spitze bot, und endlich wenigstens das er-

*) Ueber Johann Hunyads Herkunft erzählen sich die Magyaren eine Sage, wie folgt:

König Siegmund nahm auf einem Feldzuge gegen die Wallachen eine Jungfrau aus edlem Geschlechte, ohne sich ihr zu erkennen zu geben, zum Weibe. Als er dann im Laufe des Krieges sie verlassen wollte, gab er ihr einen Ring mit den Worten: sie möge, wenn sie einen Sohn zur Welt brächte, mit diesem Ringe und dem Kinde nach Ofen kommen, unter den Hofleuten des Königs werde sie ihn wiederfinden. Sie genas wirklich eines Söhnleins, der in der Taufe den Namen Johann bekam, und mit welchem sie, sobald er laufen konnte, die Reise nach Ungarn antrat. Ohnweit Ofen rastete sie, und als der Knabe mit dem Ringe spielte, kam ein Rabe herabgeflogen, ergriff den glänzenden Ring und erhob sich damit in die Lüfte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Mutter über den Verlust des theuren Kleinods, als zu gleicher Zeit ein Waidmann aus dem Gehölze sprang und mit seiner Armbrust den Raben so traf, daß er prasselnd vor der Frau zu Boden fiel. Die Freude darüber wurde noch erhöht, als sie den Waidmann erkannte, denn es war Siegmund. Er nahm die Geliebte sogleich an den Hof, ließ den Knaben, der von dem Raben den Namen Corvinus (Rabe heißt lat. Corvus) erhielt, wohl erziehen, und schenkte ihm, als er erwachsen ritterliche Thaten im Kriege vollführte, das Schloß Hunyad in Siebenbürgen. Merkwürdig ist, daß Hunyad und sein großer Sohn Matthias wirklich in dem Wappen einen Raben mit dem Ringe auffliegend führten.

kämpfte, daß der zwölfjährige König nach Preßburg kam und sodann unter der Leitung seines Oheims, des Grafen Ulrich von Cilli, die Regierung übernahm. Schade daß dieser tapfere und staatskluge Mann aus Neid und Mißgunst dem großen Hunyad feind war, und seinen persönlichen Haß nicht dem allgemeinen Wohle des Landes aufopfern wollte. Es kam dadurch wieder Zwiespalt unter die Großen des Reichs, und das in einer Zeit, wo eben die größte Eintracht nöthig war, um gegen den furchtbaren Feind der Christenheit sich zu rüsten.

§ 11. Die Eroberung Constantinopels im J. 1453.

Der alte Murad war gestorben, und sein Sohn Mohamed bestieg den Thron der Osmanen. Zu Adrianopel, wo er residirte, begann er sogleich seine großen Rüstungen; denn er hatte sich vorgenommen, das byzantinische Reich vollends zu zertrümmern und sofort gegen Westen hin alle europäische Länder zu erobern. In dieser großen Gefahr stand Constantin VIII., der letzte griechische Kaiser, männlich und gerüstet da, und bot Alles auf, Constantinopel und sein Reich zu retten. Er sandte an den Papst Nicolaus V. und an alle christliche Fürsten und bat um Beistand und Hilfe; allein Kaiser Friedrich III. war ein unkriegerischer Herr, der sich nur um Vermehrung seines Hauses, nicht aber um die Wohlfahrt seines Reiches kümmerte, und Nicolaus V. versprach nur dann Hilfe, wenn sich die griechische Kirche mit der römischen vereinigte. Gerne hätte Constantin Letzteres gethan, allein fanatische Mönche hinderten den Abschluß eines Vertrags durch Geschrei und Aufruhr. Der einzige Hunyad betrieb in seinem Reiche einen Kreuzzug gegen die Osmanen; doch wurden seine Rüstungen durch Selbstsucht der Großen und durch den Neid seiner Feinde verzögert. Unterdessen verheerte Mohamed die ganze Gegend um Constantinopel herum, und suchte, weil ein Friedensvertrag zwischen seinem Vater und Constantin bestand, auf diese Weise Ursache zum Kriege. Als sich die Landleute zur Wehr stellten und einige Türken erschlugen, nahm dieß der Sultan für eine Kriegserklärung und rückte sogleich mit Flotte und Heer vor, um die Hauptstadt zu Wasser und zu Lande anzugreifen. So furchtbar auch die Zurüstungen der Türken waren, blieben doch die Griechen selbst gleichgiltig und weigerten sich, trotz aller Befehle und Bitten des Kaisers, die Waffen zu ergreifen; ja der Mönch Gennadius bestärkte sie in ihrer Sorglosigkeit und behauptete, wenn sie der griechischen Kirche getreu blieben, würden himmlische Heerschaaren von oben herabkommen und die belagerte Stadt erretten. Von 400,000 Seelen stellten sich nicht mehr als 5000 Krieger unter die Fahne des heldenmüthigen Kaisers, wozu noch 2000 fremde Söldner kamen, welche ihm der Venetianer Giustiniani zuführte. Wohl kamen genuesische Schiffe und durchbrachen die türkische Flotte; allein sie begnügten sich, die Stadt Galata, welche ihnen gehörte, zu erhalten. Fast zwei Monate währte die Belagerung, am 51sten Tage (29. Mai 1453) ward die Stadt von allen Seiten gestürmt, die Mauern durch das furchtbare

Geschütz niedergeworfen und der Kaiser selbst, von den Leichen seiner Freunde umringt, erschlagen. Nun begann ein gräßliches Blutbad, und das feige Volk, welches vergebens auf die himmlischen Schaaren wartete, büßte seine Feigheit und seinen Aberglauben. 60,000 Männer wurden in Sklaverei verkauft, die Kirchen wurden zu Moscheen verwandelt, Mohamed selbst feierte das Siegesopfer in der Sophienkirche, wo ein türkischer Iman den Patriarchenstuhl bestieg. Hierauf bezog er den kaiserlichen Palast und machte so dem griechischen oder oströmischen Kaiserthume ein Ende. Unverzüglich eroberte nun Mohamed auch die übrigen Provinzen des griechischen Reichs, wo er aber an Johann Hunyad und dem Scanderbeg furchtbare Feinde und Gegner hatte. Fünf Jahre nach der Eroberung von Constantinopel gelang es endlich dem edlen Hunyad und seinem Freunde, dem gottbegeisterten Mönch Johann Capistran, ein großes Heer bei Belgrad zusammenzubringen. Mohamed griff die Stadt mit einem mächtigen Heere zu Wasser und zu Lande an, und mit der äußersten Erbitterung wurde auf beiden Seiten gestritten, während die Pest zugleich mit dem feindlichen Geschütz in den Reihen der Krieger wüthete. Sieben Tage währte die Schlacht, bis Mohamed selbst verwundet, nachdem alle seine Feldherren getödtet um ihn her lagen, mit Thränen des Zornes im Auge, den Befehl zum Abzug gab. Der Held Hunyad selbst, der durch diesen Sieg Europa gerettet hat, wurde von der allgemeinen Seuche ergriffen und starb bald nach der Schlacht, beweint von seinen Kriegern und noch jetzt bewundert in seinem Vaterlande. Neun Jahre später starb auch Georg Castriota, der Scanderbeg, nachdem er glücklich alle Angriffe der Osmanen in den Bergen von Albanien zurückgeschlagen hatte. Mohameds Siege aber hemmten sodann die Johanniterritter, welche sich der Insel Rhodus bemächtigt hatten, und daher Rhodiser hießen, und die Magyaren.

Wohl wurden dem großen Hunyad seine Thaten schlecht gelohnt, denn Ulrich Cilli's Haß vererbte sich auch auf die Söhne des verstorbenen Helden, Ladislaus und Matthias, und als Ulrich zu Belgrad von Ersterm in einem Wortwechsel, der bald zum Zweikampfe sich steigerte, ermordet wurde, ließ der junge König Ladislaus ihn zu Ofen enthaupten, den jüngern Bruder Matthias aber, einen Knaben von 14 Jahren, gefangen nach Prag abführen. Ein Jahr darnach starb aber König Ladislaus, als er eben in Prag seine Vermählung mit einer französischen Prinzessin feiern wollte, und die zu Ofen versammelten Stände des Königreichs Ungarn wählten, aus Furcht vor dem Statthalter von Siebenbürgen, Michael Silagyi, der, ein Oheim der jungen Corvine, mit einem großen Heere vor die Hauptstadt, den Tod seines Neffen zu rächen, gekommen war, den jungen Matthias zum König von Ungarn. Dieser großherzige und eben so tapfere als staatskluge Fürst zeigte schon in früher Jugend, was er werden sollte; er zwingt den Kaiser Friedrich III. mit gewaffneter Hand, die Krone auszuliefern; schlägt die Polen, deren König Casimir Ansprüche auf die Krone machte, aus dem Felde, und entreißt den Osmanen Bosnien, erhebt überhaupt durch das geistige Uebergewicht, welches er über alle seine Vasallen hatte, das königliche Ansehen und zugleich die Macht von

Ungarn. Doch befleckt seinen Charakter der Krieg, den er gegen seinen Schwiegervater und Wohlthäter, den König Georg Podiebrad von Böhmen führte. Auch scheint der letzte Krieg gegen Kaiser Friedrich III., in welchem er Wien und Neustadt eroberte, dem Reiche weniger genützt zu haben, als er gekostet; die Folge hat gezeigt, daß es viel vortheilhafter gewesen wäre, Frieden zu halten mit Deutschland und Böhmen, und mit vereinten Kräften aller Christen gegen die Osmanen zu ziehen und die Grenzen des Reichs gegen Süden hin zu erweitern. Groß waren des Matthias Corvinus Verdienste auch um die Wissenschaften, die er ungemein liebte und beförderte. Er legte in Ofen eine Bibliothek an, wo er die kostbarsten Handschriften sammelte, zog Gelehrte aus Italien an seinen Hof, an welchem Kunstliebe und feine Sitte mit Pracht und Aufwand vereinigt herrschten. Der große König, dessen Andenken noch immer im Munde aller Landsassen von Ungarn lebt, starb im J. 1490 zu Wien; und Ungarn regierte nach ihm der träge Wladislaw II., ein Sohn des Polenkönigs Casimir, der seit Georg Podiebrads Tode König von Böhmen war. Unter der 24jährigen Regierung dieses schläfrigen Fürsten gewinnen wieder die Großen des Reichs die Oberhand so sehr, daß weder Gesetze noch Verfassung Geltung hatten, die auswärtigen Eroberungen verloren gingen und die unmenschlich bedrückten Bauern einen furchtbaren Aufstand wagten, der zwar durch den mächtigen Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zápolya, gedämpft wurde, aber auch Spuren der Verwüstung zurückließ und das Volk dergestalt schwächte, daß die Zeit kommen mußte, wo Ungarn, die Schutzmauer Europas gegen die Osmanen, fiel.

§ 12. Das burgundische Reich.

Nicht nur das Wachsthum des Bürgerstandes und der Städte, sondern auch die Staatskunst und Staatsklugheit der Könige war es, welche zu Ende des Mittelalters in den meisten Reichen die Gewalt aus den Händen der Vasallen in die Hand eines Einzigen brachte. Es ging aber diese Veränderung der Staatsverfassungen größtentheils aus Burgund hervor, wo sich die Herzoge in den Kriegen zwischen England und Frankreich und durch andere Fehden, ja durch Vermählungen mit Erbinnen kleiner Nebenländer ein großes Reich, beinahe wie es einmal die burgundischen Könige besaßen, erwarben; denn es gehörte dazu beinahe ganz Holland, die Niederlande, Flandern und ein großer Theil des ehemaligen Burgund bis Lothringen und über Savoyen hinab bis an's mittelländische Meer. Welche Schätze flossen aus den Zöllen und Abgaben der reichen Seestädte von Holland und den Niederlanden, welche Einkünfte aus den fruchtbaren Ländern an der Mosel und am Rheine dem Hofe von Arras zu, wo schon Philipp der Gütige seine prächtige Residenz hatte, wo er die Vasallen der benachbarten Länder, die sich ihren Landesherren nicht unterwerfen wollten, versammelte. Hier wurde der Orden des goldenen Vließes gestiftet; hier waren noch Turniere, Bankete des Mittelalters und das Ritterwesen wohl noch in seinem

alten Glanze, doch nicht in seiner alten Einfalt und Tüchtigkeit zu schauen; denn Alles war hier auf seinen Sinnesgenuß, leichtfertiges Spiel und höfisches Ceremoniel gerichtet. An diesem Hofe hielt Ludwig XI. von Frankreich, geächtet von seinem Vater Karl VII., seine Lehrjahre, und als er nach dem Tode seines Vaters König von Frankreich wurde, war sein ganzes Bestreben, den Adel, den er am Burgunder Hofe kennen gelernt hatte, durch unbezwingliche Strenge zu unterdrücken und dann das Reich nach Willkür zu regieren. Die Verschwörungen, die gleich zu Anfang seiner Regierung ausbrachen, unterdrückte er durch Hinrichtungen, Kerker und Verbannung und machte sich bald so furchtbar, daß er beinahe unumschränkt regierte. Damals erhob sich Herzog Karl der Kühne von Burgund, Philipps Sohn, und zeigte bald offenbar, daß er im Sinne habe, sein Land zu einem mächtigen Königreiche zu erheben; doch an der Tapferkeit der Schweizer, die der schlaue Ludwig XI. gegen ihn aufgereizt, scheitern seine Entwürfe; bei Granson und bei Murten siegen die Republikaner und bei Nancy verliert Karl der Kühne Schlacht und Leben. Zum Glück für Deutschland hatte Karl schon früher seine einzige Tochter und Erbin Maria mit dem Erzherzoge Maximilian, Kaiser Friedrichs III. Sohne, verlobt, sonst wäre das große burgundische Reich, also auch das jenseitige Rheinufer den Franzosen anheimgefallen. Wohl suchte Ludwig durch Aufregung der Niederländer und Holländer und durch offenen Krieg die köstliche Erbschaft dem Hause Oestreich streitig zu machen, allein die Deutschen unter Maximilian hielten tapfer Stand, und alle Umtriebe bewirkten bloß, daß den Niederländern und Holländern ihre alten Rechte eingeräumt werden mußten und der südliche Theil des Reichs in mehrere Theile zersplittert wurde; nur ein kleiner Theil vom alten Burgund kam an die französische Krone. Maximilians Sohn Philipp erwarb dann durch Vermählung mit der Infantin Johanna, einer Tochter Ferdinands und Isabellens, auch Ansprüche auf Spanien, das jedoch, da er vor seinem Schwiegervater, Ferdinand dem Aragonier, starb, erst sein Sohn Karl wirklich erlangte.

§ 13. Spanien und Frankreich.

Außer Burgund wurde aber um diese Zeit auch wieder Italien ein Zankapfel, um den sich Papst und Kaiser, die Könige von Frankreich und Spanien stritten. Es ist schon gesagt worden, wie sich auf dieser Halbinsel zuerst das Städtewesen und das freie Bürgerthum erhob, und beinahe so viele Republiken entstanden, als Städte waren. Allein diese Republiken währten nicht lange, und schon gegen Ende des Mittelalters hatten sich in den meisten derselben Einzelne zu erblichen Fürsten erhoben; das war der Fall z. B. in Mailand, wo die Visconti, in Toscana, wo die Medici herrschten. Unter den freigebliebenen Republiken ragten noch immer Venedig und Genua hervor; bedeutend war das welfische Herzogthum Modena. In Neapel war mit Johanna II. das Haus Anjou ausgestorben, und mit Alphons V., Könige von

Sicilien, begann hier das aragonische Haus zu regieren. Dagegen erhob sich Karl VIII., König von Frankreich, der als Verwandter des Hauses Anjou näheres Recht auf Neapel vorgab. Sein Vater Ludwig XI. hatte seine Macht durch Staatsklugheit schon so befestigt, daß die folgenden Könige von Frankreich es wagen durften, auswärtige Kriege zu führen. So zogen denn die Franzosen, wie einst die Deutschen, nach Italien. Der neue Herzog von Mailand und selbst der Papst Alexander VI. empfingen sie aufs beste, und mit unglaublicher Schnelligkeit kamen sie nach Neapel und vertrieben die Aragonier. Da erhebt sich aber wieder die alte welsche Arglist, die keinen Fremden in Italien dulden will, und die ehemaligen Bundesgenossen, Papst und Mailand, vereinigen sich mit dem deutschen Kaiser Maximilian und versperren den Franzosen den Rückweg. Die Aragonier verjagen sie mit Hilfe des Volks aus Neapel, und mit großem Verluste schlagen sie sich durch die ganze Halbinsel über die Apenninen und Alpen durch nach Frankreich. Nicht viel glücklicher war Ludwig XII., ein trefflicher König und selbst Held; er verband sich mit Rom, Venedig, mit der Schweiz und dem König von Aragonien, der selbst ein Gelüste nach Neapel trug, wo eine Seitenlinie seines Hauses regierte. Glänzende Thaten wurden von Franzosen, Spaniern und Schweizern gethan, Mailand und Neapel erobert; doch letzteres behielt sich Ferdinand von Aragonien, der am Ende mit Hilfe des Papstes Julius II. ein Bündniß, die sogenannte heilige Ligue, zusammenbringt und die Franzosen aus ganz Italien vertreibt. Das war nun das Ende der französischen Kriege in Italien, durch welche die Franzosen manche Laster des südlichen Landes kennen lernten, wenn sie auch dafür viele Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft und allerlei Gewerben und Manufacturen heimbrachten. Den größten Vortheil aber hatte Ferdinand, König von Aragonien, ein zweiter Ludwig XI. an Schlauheit und Verstellungskunst. Durch ihn hat Spanien zuerst Einfluß auf die Staatsverhältnisse von Europa bekommen, wie denn auch zu seiner Zeit die ganze pyrenäische Halbinsel das reichste und mächtigste Reich geworden ist.

In Spanien waren die verschiedenen Königreiche zu zwei großen, Castilien und Aragonien, zusammengeschmolzen; denn auch Navarra wurde größtentheils mit letztem vereinigt, und nur ein kleiner Strich davon in den Pyrenäen erhielt sich unter dem alten Namen unabhängig und kam durch Vermählung an französische Herren, die sich mehr zu Frankreich, als zu Spanien hielten.

In Castilien regierte zu Ende des Mittelalters König Heinrichs IV. Schwester Isabella, welche sich mit Ferdinand von Aragonien vermählte, wodurch denn, wenn auch nicht sogleich (denn die Stände des Reichs waren gegen die Vereinigung), doch in der Folge Castilien und Aragonien zu einem Reiche vereinigt wurden, welches von der Zeit an Spanien heißt.

Aragonien war schon durch die Besitznahme von Sicilien groß geworden; da aber in der Folge diese Insel ihren eigenen König (jedoch aus der aragonischen Königsfamilie) bekam, waren die Könige von Aragonien nur auf ihre spanischen Länder beschränkt. Nach dem Absterben

des Hauses Anjou erwarben die Könige von Sicilien, wie schon erzählt worden, auch Neapel; allein Ferdinand von Aragonien eroberte sowohl Sicilien, als Neapel, und vereinigte also auch diese Länder mit Spanien.

Die Mauren waren um diese Zeit nur noch auf Granada beschränkt, und Ferdinand und Isabella vereinigten ihre Kräfte, die letzte Besitzung der Ungläubigen zu erobern. Dieß gelang im J. 1491; den Mauren wurde freier Abzug gestattet; welche bleiben wollten, sollten freie Religionsübung haben; doch wurde dieser Vertrag zehn Jahre später gebrochen, als auf Antrieb der Inquisition alle Muselmänner gezwungen wurden, Christen zu werden. Die unermeßliche Beute von Granada und der Zuwachs der steuerpflichtigen Mauren bereicherte das königliche Ehepaar ungemein und gab ihnen auch Mittel an die Hand, das königliche Ansehen zu erheben und den Stolz der Castilianer, wie auch den Trotz der Aragonier einigermaßen zu zähmen. Sie bedienten sich dazu der heiligen Hermandad sowohl, als der heil. Inquisition. Erstere war eine große Verbindung der castilischen Städte, welche von der Regierung hier wie überall gegen die Anmaßungen der Vasallen in Schutz genommen wurden. Die Inquisition diente aber nicht nur zur Verfolgung der Juden, geheimen Mohamedaner und Ketzer, sondern auch gegen Macht und Reichthum der Großen, die man auf diese Weise an unbedingten Gehorsam gewöhnte.

Indessen ereigneten sich in Spanien und Portugal so außerordentliche Dinge, daß bald die ganze Nation ihre Blicke auf das große Weltmeer wandte, wo ein neuer Welttheil entdeckt worden war. Dieß ist die Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus, von welcher im folgenden Abschnitt geredet werden soll. Als im J. 1504 Isabella mit Tode abging, wurde Castilien wieder von Aragon getrennt, weil die Castilianer, um nicht Ferdinand unterthan zu werden, den sie fürchteten, Johanna's, der Tochter Ferdinands und Isabellens, Gemahl Philipp von Oestreich zum König erwählten. Allein Philipp starb schon nach zwei Jahren und seine Gemahlin Johanna wurde wahnsinnig und zur Regierung unfähig; da bewirkte denn der Erzbischof Ximenes, daß Ferdinand von Aragonien im Namen seines sechsjährigen Enkels Karl die Regentschaft über Castilien bekommt, welche er auch bis an seinen Tod 1516 fortführt, worauf denn Karl I., ein Enkel Kaiser Maximilians, der damals noch lebte, die Herrschaft über Oestreich, den größten Theil von Italien, die Niederlande, Spanien und das neuentdeckte Amerika vereinigt.

Das zweite Reich der pyrenäischen Halbinsel, Portugal, hatte sich indeß gleich Spanien an Macht und Reichthum erhoben, mit gleichem Glücke die Mauren verdrängt und früher noch als Spanien Entdeckungen im Weltmeer gemacht. Letzteres geschah nämlich schon im J. 1432 durch den Sohn Johanns I., Heinrich, und es wurden diese Fahrten unter den nachfolgenden Königen Eduard, Alphons V., Johann II. und Emanuel dem Großen unabläßig verfolgt.

§ 14. Die Entdeckungen des 15. Jahrhunderts.

Der Welthandel war seit den Kreuzzügen größtentheils in den Händen der Venetianer und Genueser, die alle Waaren Indiens, an welche die Europäer seit dieser Zeit allmählig sich gewöhnt hatten, über Aegypten, wohin sie mittelst Kameelen durch die Wüste Arabiens geschafft wurden, auf den Marktplatz von Europa brachten, und, weil alle übrigen Nationen von ihnen kaufen mußten, unermeßliche Reichthümer gewannen. Daher erwachte bei einigen Seefahrern der Gedanke, ob man nicht auf einem kürzern Wege nach Ostindien gelangen könne, um so diese gesuchten Waaren aus der ersten Hand zu holen und den Venetianern und Genuesern den Alleinhandel (Monopol) zu entreißen. Zwei Erfindungen halfen vorzüglich, diesen Gedanken auszuführen: der Compaß und das Schießpulver. Bisher mußten die Seefahrer, um nicht in's unendliche Weltmeer verschlagen zu werden, nur immer an den Küsten fahren, doch im 14. Jahrhundert entdeckte man die Eigenschaft der Magnetnadel, daß sie mit ihrer Spitze immer nur nach Norden zeige, wornach denn die Seeleute nur dieselbe mit zu Schiffe nahmen, um sich auch auf offenem Meere zurechtzufinden. Das Schießpulver erfand ein deutscher Mönch, Berthold Schwarz aus Freiburg, zufällig, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, und bald gebrauchte man es im Kriege, nachdem man grobes Geschütz und bald auch kleinere Schießgewehre dazu verfertigte. Diese Schießgewehre thaten den Seefahrern treffliche Dienste, wenn sie an fremden Küsten landeten und von den Wilden, die diese furchtbaren Waffen nicht kannten, angegriffen wurden. Der Forschungsgeist gelehrter Männer dieser Zeit und vorzüglich erweiterte Kenntniß der Erde gab die sichere Hoffnung, durch Umschiffung der Erdkugel nach Ostindien zu gelangen. Die ersten Versuche dieser Art machte des König Johanns I. von Portugal Sohn, Heinrich, der die ersten Schiffe bis über das Vorgebirge Bojador hinaus sandte. Zwei kühne Ritter, Gonsalez Zarco und Tristran Vaz, entdeckten im J. 1418 die Insel Porto Santo und ein Jahr darauf die große Insel Madeira, welche so dichtes Gehölz hatte, daß man einen Theil des Waldes in Brand steckte, um Raum zur Anpflanzung zu gewinnen. Das Feuer ergriff aber die ganze Insel, so daß es sieben Jahre fort brannte, aber hernach wurde der Boden so fruchtbar, daß Alles, was dort angebaut wurde, reichliche Früchte trug, besonders Wein und Zuckerrohr. Darauf folgte die Entdeckung der azorischen Inseln; später gelangten die Portugiesen sogar zum grünen Vorgebirge und landeten an der Goldküste von Guinea, wo man mit Erstaunen die ersten Neger völlig verschieden von andern Menschenracen antraf. Heinrichs Tod unterbrach diese Seefahrten, allein nur auf kurze Zeit, denn die Portugiesen hatten nun einmal den unwiderstehlichen Hang bekommen, immer weiter an der Küste von Afrika hinabzuschiffen, und als das erste Schiff über die Linie glücklich hinüber kam, war auch das Vorurtheil gestürzt, daß der mittlere Strich der heißen Zone weder bewohnt noch zu durchschiffen sei. Unter dem König Johann II. kam der kühne

Seefahrer Bartolomäus Diaz im J. 1487 bis an die äußerste Südspitze von Afrika, welche er in seinem Berichte an seinen König der ausgestandenen Mühseligkeiten wegen das Vorgebirge der Drangsale (cabo di Tormentos) nannte, allein Johann nannte es das Vorgebirge der guten Hoffnung, weil er nun die Gewißheit hatte, daß man Afrika umsegeln und auf diesem Wege nach Ostindien gelangen könne.

Nun sollte aber auch Spanien an den Entdeckungen Theil nehmen, als der Genueſe Christoph Columbus der Königin Isabella seinen Plan vorlegte, den Weg nach Ostindien nicht wie die Portugiesen südostwärts, sondern westwärts aufzusuchen, weil er gewiß wäre, daß jenseits des atlantischen Meeres Asien läge. Nach langen Unterhandlungen bekam er denn drei kleine Schiffe mit 90 Mann, womit er am 3. Aug. 1492 aus dem Hafen von Palos wegfuhr und nach einer Fahrt von 9 Wochen (am 12. October) die Insel Guanahani, sodann Cuba und Hayti entdeckte. Um bald die erfreuliche Nachricht seines gelungenen Unternehmens zu überbringen, hinterließ er auf Hayti eine kleine Colonie und eilte zurück nach Spanien, und bekam nun zur zweiten Fahrt 17 Schiffe, mit welchen er schneller als auf der ersten Reise in den Gewässern des heutigen Westindiens ankam und Jamaika nebst den Kaiabeninseln entdeckte, als er aber in Hayti landete, seine Colonie zerstört und vernichtet fand. Die zurückgelassenen Spanier hatten nämlich aus unersättlicher Begierde nach Gold die Eingebornen auf's grausamste gequält und sie zwingen wollen, dieß kostbare Metall, von dem sie kleine Ringe in den aufgeschlitzten Nasen trugen, in größter Menge herbeizuschaffen, worauf diese über ihre Dränger herfielen und sie alle erschlugen.

Von nun an hatte Columbus offenen Krieg, und er mußte, so menschlich er auch vom Gemüthe war, zu den Waffen greifen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dabei aber führte er auch strenge Mannszucht bei seinen Leuten ein, weil er wohl einsah, daß ihre Zügellosigkeit an allem Unheil schuld sei. Daher denn unter den schlechtgesinnten Spaniern, die in der Hoffnung großer Beute gekommen waren und sich weder zur Arbeit, noch zu Entbehrungen verstehen wollten, große Unzufriedenheit entstand, und als Columbus wieder mit allerlei Naturerzeugnissen der neuen Welt nach Spanien zurückfuhr, beschwerten sich diejenigen, die er ihrer schlechten Aufführung halber bestraft hatte, daß er die Wilden besser behandle, als die Spanier, und überhaupt willkürlich in dem neuen Welttheil, als ob er König wäre, herrsche. Diese Klagen fanden Gehör bei den vielen Neidern und Feinden des großen Mannes und kamen sogar vor die Königin. Columbus wußte sich zwar zu rechtfertigen, allein zu einer neuen Fahrt konnte er erst im J. 1498 eine Flottille mit der nöthigen Mannschaft erhalten; der Gewinn aus den neuen Colonien genügte noch immer nicht, und der Verdacht, daß er sich aus den neuentdeckten Ländern ein selbständiges Reich bilden möchte, wurde von Ohrenbläsern am Hofe sorgfältig genährt. Indeß war Columbus Seele nur auf das Weltmeer gerichtet, wo er noch immer das ersehnte Asien zu finden hoffte, und unbekümmert um die Ränke seiner Widersacher fuhr er zum dritten Male ab. Diesmal hielt er sich noch

mehr südlich und kam zu einer Insel, die er Trinidad (Dreieinigkeit) nannte und von welcher er schon das feste Land sehen konnte. Als er an die Mündung des großen Orinocoſtromes kam, wurde er noch mehr bestärkt, daß er das feste Land, welches er aber noch immer für Asien hielt, gefunden habe. Er schiffte darauf nach Hayti zurück, hatte aber wieder da mit Aufruhr und Meuterei zu kämpfen, und kaum war die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, als Bovadilla, ein Bevollmächtigter der Königin, landete, der die unaufhörlichen Klagen der unzufriedenen Spanier, die sie wider Columbus führten, untersuchen sollte. Isabella meinte dadurch die Unschuld ihres Günstlings auf's beste an den Tag zu bringen und so die Verleumdungen seiner Feinde auf immer niederzuschlagen. Allein Bovadilla, ein herrschsüchtiger und eitler Mann, der selbst nach der Würde eines Vicekönigs der neuentdeckten Inseln strebte, schickte sich sogleich an, ein strenges Gericht zu halten, wobei er nur die Untergebenen des Columbus, ihn aber gar nicht hörte, sondern für schuldig erklärte und in Ketten schlagen und also nach Spanien zurückführen ließ. Der Schiffshauptmann wollte ihm, sobald das Schiff auf offener See war, die Fesseln abnehmen, allein Columbus ließ es nicht zu und sprach: Ganz Spanien soll sehen, wie man den Entdecker einer neuen Welt belohnt! In Spanien angelangt, wurden ihm sogleich auf den Befehl der Königin die Fesseln abgenommen und er selbst mit neuen Versicherungen von Huld und Gnade empfangen, auch sogleich Bovadilla, weil er seine Vollmacht überschritten hatte, zurückberufen; doch sollte Columbus sein volles Recht nicht wieder erhalten, denn seine Stelle als Unterkönig der neuentdeckten Länder bekam ein spanischer Edelmann Ovando; es scheint der Umstand, daß Columbus ein Ausländer war, eine der Hauptursachen seines Sturzes gewesen zu sein.

Währenddem waren aber die Portugiesen nicht müßig, den einmal eröffneten Weg nach Ostindien um die Südspitze von Afrika herum zu verfolgen. Unter der Regierung Emanuels des Großen, welcher die goldene Zeit Portugals herbeiführte, fand endlich der kühne Seefahrer Vasco de Gama den Weg nach Ostindien, und landete im J. 1498 zu Calicut. Er konnte sich aber dort, angefeindet von den Mohamedanern, die den Seehandel in jenen Küsten eifrig betrieben, nicht behaupten, fuhr also nach Lissabon zurück, um seinem Könige die wichtige Nachricht zu überbringen, daß der Weg nach Ostindien endlich gefunden sei. Eifriger als Isabella betrieb nun auch Emanuel selbst diese Entdeckungen, und sandte nicht nur, wie in Spanien geschah, Abenteurer und allerlei schlechtes Gesindel auf elenden Fahrzeugen aus, sondern mächtige Flotten mit ritterlich gesinnten Männern aus guten Geschlechtern. So entdeckte im J. 1500 Alvarez de Cabral Brasilien, welches bald nach ihm der Florentiner Amerigo Vespuci, in portugiesischen Diensten, im Namen seines Königs in Besitz nahm. Dieser Mann gab hernach eine Beschreibung seiner Reise heraus und er trug die Ehre davon, daß nach ihm der ganze neu entdeckte Welttheil Amerika genannt wurde; denn nun merkte man schon, daß es nicht Asien sein könne, nur wußte man noch nicht, ob dieses Amerika mit jenem zusammenhänge, oder noch ein Meer zwischen beiden Welttheilen liege.

Im J. 1502 fuhr Vasco de Gama noch einmal nach Ostindien, wo er schon glücklicher war und mit zwei einheimischen Königen Handelsverträge schloß und sodann, reich mit ostindischen Waaren beladen, nach Lissabon zurückkehrte. Auf diesen Reisen, die den Portugiesen den großen Handel nach Ostindien eröffneten, war auch der Dichter Camoens, welcher in seinem Heldengedichte: Lusiadi (die Lusitanier) den Ruhm der kühnen Seefahrer verherrlichte.

Diese Fortschritte der Portugiesen weckten den Neid der Königin Isabella und sie gab endlich den Bitten Columbus nach und rüstete ihm vier Schiffe zu einer Fahrt nach dem neuen Welttheile aus. Columbus suchte nun das feste Land auf, wo seiner Meinung nach eine Meerstraße in das große Weltmeer führen mußte, welches zwischen Amerika und Asien liegt. Allein Stürme und Ungewitter hinderten ihn, die Straße zu finden; mit Mühe rettete er sich auf die Insel Jamaika, wo er lange verweilte, bis er aus Hayti ein Schiff bekam, welches ihn zurück nach Europa führte. Da war eben seine Beschützerin, die Königin Isabella, gestorben, und Ferdinand behandelte ihn mit kalter Höflichkeit, ohne daran zu denken, denselben in seine Würden und Aemter wieder einzusetzen, und so starb er schon im J. 1506, erst 57 Jahre alt, vor Gram und Kränkung über die Undankbarkeit des Hofes. Seine Entdeckungen wurden nach seinem Tode eifrig von den Spaniern fortgesetzt, und im J. 1514 kam Balboa zuerst über die Erdenge Panama an das große Weltmeer, welches schon Columbus geahnt hatte, und darauf folgten erst die Eroberungen von Mexiko und Peru auf dem festen Lande. Merkwürdig ist es, daß die Könige von Portugal und Spanien, die sich in ihren Entdeckungen häufig begegneten, den Papst Alexander VI. zum Schiedsrichter wählten, wie weit jeder gehen dürfe in seinen Eroberungen, wo denn dieser die Erdkugel durch eine Linie theilte, und den östlichen Theil Portugal, den westlichen Spanien zutheilte. So hat denn Columbus, anstatt den westlichen Weg nach Ostindien zu finden, einen ganz neuen, bisher unbekannten Welttheil, viel größer als Europa und an Pflanzen und Thieren ganz verschieden, entdeckt. Ein Ereigniß, das eben so wichtig geworden, wie die Eröffnung des neuen Handelsweges nach Ostindien. Die unermeßlichen Folgen von beiden Entdeckungen sind erst im sechzehnten Jahrhundert sichtbar geworden; sie halfen mächtig Leben, Sitten, Handel, Gewerbe, Staatsverhältnisse, ja die ganze Denk- und Gesinnungsweise der europäischen Menschheit umgestalten. Wie wichtig sie auch für die Geschichte seien, hat Schiller in seinen historischen Schriften trefflich bemerkt, wenn er sagt:

„Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen und durch ihr Beispiel ihm die Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden vorge-

ſchritten ſein, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen und den verlorenen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen."

§ 15. Der Bürgerſtand.

Schon im Eingange iſt geſagt worden, daß die europäiſche Menſchheit in dieſer Periode aus einer Welt bunter Phantaſie und junger Gefühle in das Gebiet des kalten und ernſten Verſtandes übergegangen ſei. Wohl iſt bei dieſem Uebergange das Ritterthum und der Minneſang mit all' ihren heitern und lebensfriſchen Gebilden untergegangen, doch iſt dafür auch dem Theile der Menſchheit, welcher von allen dieſen Herrlichkeiten bisher ausgeſchloſſen war, dem wackern Bürgerſtande, der Tag der Freiheit erſchienen. Mit der Freiheit kam denn auch adelige Sinnesart, Tapferkeit und Großmuth, die länger da Beſtand hatten, weil ſie auf Einfalt der Sitten und ſtrengerer Zucht beruhten, als bei dem unſtäten und kriegeriſchen Leben des damaligen Adels möglich war. Trefflich ſchildert der alte Sebaſtian Münſter in ſeiner Kosmographie das Ritterthum ſeiner Zeit, wie folgt:

„Hie iſt gar ein ſeltzamer Brauch vnder den Edlen. Dann, wann die Kaiſer des Kaiſerthums halb Not angehet, vnd er vermanet ſeine Fürſten, Grauen und Edlen, ſo ſprechen ſie, daß ſie gefreyet ſeind, und niemand dienen, dann der jnen Sold gibt; derzu laſſen ſie auch jre vnderthanen nit dienen, vnd ſagen doch, daß der Kaiſer jr Oberherr ſey. Diſe Leut meinen, daß jr Adel nit wenig geſchmecht ward, wann ſie ſolten kaufmanſchatz treiben, oder ein Handwerk führen, oder ſo einer eine vnedle Hausfrauwen neme, oder ſelt einer wann wie ein ander Bürger in einer frembden Statt. Sie haben kein Gemeinſchaft vnd Beywonungen auf den Bergen, in den Wäldern, oder auf dem Feld, da ſie mit irem Hausgeſind frey wonen. Die Fürſten vnd Edlen hangen an gemeiniglich dem Jagen, vnd meinen, es gehör jnen allein zu, auß langwärigem Brauch, vnd begebner Freyheit, aber den andern verbieten ſie zu fahen Hirtzen, Reh, Hiner vnd Haſen, bey Verlirung der Augen, ja an etlichen Oertern iſt es verboten bey Kopfabhauwen. Doch was ſchedliche Thiere ſind, mag jedermann fahen. Es eſſen auch die Edlen gar luſtbarlich, vnd kleiden ſich köſtlich, zieren ſich mit Gold, ſylber und ſeiden, ſunderlichen die weiber im Hauß vnd auſſerhalb dem Hauß. Vnd wann ſie ausgahn, volgt jnen nach ein Hauffen geſinds vnd gahn ſo langſam vnd ſittlich, vnd machen ſo wohlbedachte Schritt in jrem Gang, daß das gemeine Volk ſie einwegs an jren Geberden erkennet. So aber ein ferner Weg vorhanden iſt, gand ſie nit zu fuß, dann ſie meinen, es wäre jnen vnerlich und ein vrkund der Dürftigkeit; aber rauchen, wann ſie motangat, ſchmehen ſie jrentheil nit. Wann jnen ein ſchmach von jmand begegnet, tragen ſie es ſelten mit dem recht auß, ſundern ſie verſammeln jre mitige geſpannen, und rächen ſich mit

dem Schwert, Feuer und Rauh, und zwingen also die ihnen widerwärtig haben gethan, zu dem Gnugthuung."

Kein Wunder, daß alle Sicherheit aus Deutschland verschwunden war, denn unter der Regierung der Kaiser Siegmund, Albrecht II., Friedrich III. gab es nichts als Fehden der Herzoge, Grafen und Bischöfe gegen die Ritter und Städte, und es ist die Reichsgeschichte ein Gewirre grausamer Verheerungen, blutiger Kämpfe und Empörungen. In diese Zeit fällt auch, um nur ein Beispiel des Faustrechtes anzuführen, der sächsische Prinzenraub, welcher sich im J. 1455 zutrug. Im Sachsenregierte damals Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige, welchen mit seinem Bruder dem Landgrafen Wilhelm von Thüringen Fehde hatte, wobei ein tapferer Ritter Kunz von Kaufungen seine thüringischen Güter verlor. Der edle Kurfürst entschädigte ihn mit andern Gütern in Meißen. Als aber zwischen den Brüdern Friede wurde und Kunz auch seine thüringischen Besitzthümer wieder zurück erhielt, sollte er die meißnischen auch wieder zurück geben. Darüber ergrimmte der habsüchtige Mann so sehr, daß er im Verein mit den Rittern Wilhelm von Rosen und Wilhelm von Schönfels die beiden Prinzen des Kurfürsten, Ernst und Albrecht, Knaben von 11—13 Jahren, aus dem Schlosse Altenburg zu entführen wagte, als eben der Kurfürst abwesend war. Vergebens rief ihnen die herbeieilende Mutter, die den Kunz erkannte, nach: „Ach lieber Kunz! thue nicht so übel an mir und meinem lieben Herrn! verschone meine Kinder! es sollen alle meine Sachen gut werden!" Kunz übergab den ältern Prinzen Ernst seinen Gefährten, die mit ihm nach Franken flohen, er selbst jagte mit dem kleinen Albrecht nach Böhmen. Hier erlaubte er dem Prinzen, welcher Durst klagte, abzusteigen, um sich Erdbeeren zu pflücken. Da kam eben des Weges der Kohlenbrenner Schmidt, dem sich Albrecht sogleich zu erkennen gab, worauf dieser seine Leute zusammenrief, den Kunz gefangen nahm und ihn sowohl als den Prinzen nach Altenburg führte. Auch die andern beiden Ritter, als sie hörten, daß Kunz schon gefangen sei, lieferten den Prinzen Ernst auf Versprechen der Begnadigung wieder aus. Kunz von Kaufungen wurde einem Geschwornengericht zu Freiberg übergeben, welches ihn zum Tode verurtheilte. Das Urtheil wurde auch vollzogen, denn die Begnadigung des guten Kurfürsten kam zu spät.

Eben so häufig war auch Frauenraub, und die zarte Minne des Ritterthums umwandelte sich in ungeschliffene Gewaltthätigkeit, die man sich gegen unbewehrte Frauen erlaubte, so daß sie weder in Klöstern, noch in Burgen vor Ueberfall frecher Räuber sicher waren.

Dagegen gestaltete sich das Leben in den Städten streng sittlich und ehrbar. Der Rath mit dem Bürgermeister sowohl, als die Zünfte hielten auf gute Zucht und Ordnung, und Nichts war da ärger verpönt als Störung des Friedens und der Sicherheit, daher denn weder Bettelei, noch Diebstahl, Raub und Mord in der Gemeinde ungestraft blieben. So ist denn die alte, treue, biedere deutsche Sitte, welche immer mehr vermochte, als anderwärts gute Gesetze, wieder durch den Bürgerstand erweckt und fortgepflanzt worden im theuren Vaterlande.

Aber auch das männlich Deutsche, was in dem Ritterthum vor-

handen war, ſuchten die Städter nach ihren Kräften nachzuahmen und in ihren beſchränkten Verhältniſſen auszuprägen. Mußten ſie ja, um ſich gegen Ueberfälle und in offener Fehde gegen Feinde zu vertheidigen, immer gerüſtet und in Waffen geübt ſein, und darum beſtand auch in jeder Stadt eine Schützengilde, und ſtatt der Turniere wurde Scheibenſchießen gehalten, wobei kriegeriſche Muſik, Banket und Tanz, Aufzüge und dergl. nicht fehlten. Sodann war ja auch das Meiſterwerden eine Art von Ritterſchlag, das Freiſprechen der Lehrlinge eine Art von Wehrhaftmachen, wobei allerlei Ceremonien ſtattfanden. Gleich dem Knappen, der auf Abenteuer ausritt, mußte auch der Handwerksburſche ſeine Heimath auf mehrere Jahre verlaſſen und in die Fremde wandern. Das war aber nicht ſo leicht wie in unſern Tagen; mit dem Schwert umgürtet trat er den Weg an, und mußte oft auf offener Straße für ſein Leben fechten; daher denn ein Burſche, der ſich recht lange auf Wanderſchaft herumgeſchlagen, Fechtbruder hieß. Dabei mußte er aber ehrlich und rechtſchaffen bleiben, und in jener Zeit, wo Alles mit Gewalt ſich nahm, was es brauchte, war ihm nur geſtattet, die Mildthätigkeit guter Menſchen anzuſprechen. Freilich konnten durch alle dieſe Einrichtungen der poetiſche Schwung und die feine Sitte, die der Ritter am Hofe, im Umgang mit gebildeten Frauen ſich erwarb, nicht erreicht werden; klein wie die Werkſtätte des Bürgers war auch ſein Ideenkreis und von Freiheit, Anſtand und Ehre waren die Begriffe nur beſchränkt und einſeitig. Den Mangel höherer Bildung zu erſetzen, ſuchten die Bürger alſo durch beſſern Schulunterricht auf den Verſtand zu wirken. Die Schulen waren nämlich bis zu den Kreuzzügen in Klöſtern und dienten meiſt nur zur Bildung von Geiſtlichen. Wie aber im 13. und 14. Jahrhundert auch ſchon die Weltlichen ein Bedürfniß fühlten nach Unterricht, entſtanden auch in den Städten Biſchofs- und Pfarrſchulen, worin außer den geiſtlichen Wiſſenſchaften auch für weltliche karge Unterweiſung im Leſen, Schreiben und Rechnen, allermeiſt aber in lateiniſcher Sprache gegeben wurde. Allein dieſe Schulen ſtanden unter Aufſicht des Clerus, welcher gute Fortſchritte wenig förderte. Sobald nun die Städter zum Bewußtſein ihrer Kräfte kamen und ſich allmählig von der weltlichen Herrſchaft der Biſchöfe und Prälaten befreiten, ſuchten ſie den Geiſtlichen auch die Schulen aus den Händen zu winden, und es entſtanden Stadtſchulen, über welche man Rectoren oder Schulmeiſter ſetzte, die weltlichen Standes waren und von der Stadtobrigkeit für eine beſtimmte Beſoldung aufgenommen wurden. Dieſe Schulmeiſter hatten nun freilich ſelbſt wenig Bildung und ihre Sitten waren meiſt eben ſo gemein, wie die ihrer Zöglinge; denn ihr Bildungsgang konnte auch nichts Beſſeres erzeugen. Die Geiſtlichen bekümmerten ſich nämlich wenig darum, Volkslehrer zu bilden, und dieſe mußten ſich auf folgende Weiſe zu ihrem wichtigen Amte vorbereiten. Jeder Schulmeiſter hielt ſich ſeine Geſellen, die gleich Handwerksburſchen unter dem Namen der fahrenden Schüler, Baechanten, auch Abeſchützen*), im Lande, bald einzeln, bald mit dem

*) Das Wort Abeſchützen kommt von dem Worte ſchießen (werfen), weil die Schüler, die oft nicht mehr als das Abc verſtanden, durch Werfen ſich Gänſe und anderes Geflügel zueigneten.

Meiſter in ganzen Haufen herumzogen, und ihr Brod an den Thüren ſingend oder bloß bettelnd ſuchten, oder wohl auch ſtahlen, „denn es war," wie es in der Lebensbeſchreibung des Thomas Platter heißt, „es war der Brauch, daß die Schüler dürfen Gäns und Enten, auch andre eſſige Speis rauben." Nebenbei wurden dieſe Geſellen nun im Leſen, Schreiben und Singen unterrichtet; doch wie kläglich mußte dieſer Unterricht geweſen ſein, der mit Ruthenſtreichen und Stockſchlägen eingebläut wurde. Aus ſolchen Geſellen wurden dann die Schulmeiſter, welche die jungen Bürgerſöhne heranbilden ſollten! Vortheilhafter wirkte eine andere Anſtalt auf den Bürgerſtand — die Zunft der Meiſterſänger. Noch irrte hie und da ein Minneſinger im Lande herum und ließ ſich zuweilen auch in Städten hören. Vielleicht iſt auch manches geſchriebene Minnelied in die Hände leſe- und wißbegieriger Städter gekommen (die meiſten derſelben ſind freilich verklungen, ohne aufgeſchrieben zu werden, und die niedergeſchriebenen vermoderten in Kloſterbibliotheken oder ſonſt in einem abgelegenen Gemache zerfallener Schlöſſer), und es erwachte auch bei ihnen die Liebe zu Geſang und Poeſie. Da verſammelten ſich denn die Liebhaber dieſer Kunſt an Sonn- und Feiertagen in den Kirchen, nach dem Nachmittagsgottesdienſte oder auch in Wirthshäuſern und ſangen zur Cither nach alten und neuen Melodien allerlei Reimgedichte, wozu der Stoff meiſt aus der bibliſchen Geſchichte genommen ward, aber auch ſatyriſche Ausfälle über Sitten und Laſter des Zeitalters enthielt. Wer ein ſolches Lied nach dem Urtheile der ſogenannten Merker gut und fehlerfrei geſungen, wurde ein Meiſter oder Meiſterſänger genannt und bekam einen Preis, der in ſilbernen und goldnen Denkmünzen, dergleichen Ketten und Kränzen von ſeidenen Blumen beſtand.

Unter den Händen ſolcher Sänger iſt nun freilich die Poeſie zum Handwerk herabgekommen; denn die meiſten Gedichte waren nur platte, ſchale und gehaltloſe Reimereien. Doch diente die Beſchäftigung mit ſolchen Gegenſtänden dazu, die deutſche Sprache ſelbſt für die Proſa allmählig einzurichten, die Handwerksleute vom Spiel und rohen Zechgelagen zu einer harmloſen und veredelnden Unterhaltung zu führen, dem Gefühl für Anſtand und gute Sitte Eingang zu verſchaffen und wohl auch den Verſtand für gemeinnützige Gedanken zu öffnen. Auf jeden Fall, wenn es auch keine eigentlichen Dichter damals gab, iſt doch das Leben ſelbſt in den Städten mit ihren Poſſen- und Faßnachtsſpielen, Schönbartlaufen, Vogelſchießen u. dergl. m. recht luſtig und poetiſch geweſen. Hier eine ſogenannte Satyre eines Meiſterſängers über dieſes Treiben, aus der wir die damalige Sprache ſowohl, als das Weſen der Meiſterpoeſie mögen kennen lernen.

Von Faßnacht-Narren.

Ich weiß noch etlich Faßnacht-Narren,
Die in der Thoren Kappen beharrn,
Ein Theil die thun ſich faſt berutzen,

Antlitz und Leib sie ganz verbutzen,
Mancher will nicht, daß man ihn kennt,
Welcher sich doch selbst zuletzt nennt,
So ihm der Kopf schon ist vermacht,
Will er doch, daß man auf ihn acht,
Daß man sprech, schau mein Herr von Runkel
Kommt jetzt, und bringt am Arm ein Kunkel,
Es muß ja etwas groß bedeuten,
Weil er doch kommt zu armen Leuten,
Durch seine Demuth uns thut besehn,
Sein Meinung ist, er wollt gern schmähn.
Küchlin sucht man in manchem Haus,
Viel besser wär, man blieb daraus,
Ursach ist zu erzäln so viel,
Daß ich viel lieber schweigen will,
Aber die Narrheit hat erdacht,
Daß man sucht Freuden zu Faßnacht,
Man lauft dar ofter auf den Gassen,
In Maaß, als sollt man Imen fassen
Welcher denn mag sein Schelling ganz,
Vermeint er hab billig den Kranz,
Von eim Haus zu dem andern lauft,
Groß füllen er ohn Bargeld kauft,
Daßelb dick währt nach Mitternacht,
Der Teufel hat das Spiel erdacht,
So man sollt suchen Seelenheil,
Daß man erst tanz am Narrenseil.
Mancher der Füll thut so vergessen,
Als sollt er in eim Jahr nicht essen.
Die Welt die will ihrn Willen han,
Und thut nicht bald darvon abstahn,
Darum straft uns Gott ohn ablahn.

Roh und gemein waren alle diese Späße allerdings, und daher kam es, daß die Meistersänger und auch andere Sittenlehrer, z. B. der Prediger Gayler von Kayserberg, Thomas Murner, Sebastian Brand, die Neigung ihrer Zeit zum Komischen verdammten, die so allgemein war, vom Bettler, der sein Almosen in einem lustigen Sprüchlein begehrte, bis zum Fürsten, Kaiser, die einen Narren an der Seite mit Peitsche und Schellenkappen duldeten.

§ 16. Kaiser Maximilian I. und seine Zeit.

Einen Schlußstein in der Geschichte des Mittelalters, welches durchaus deutschen Charakters ist, bildet der letzte deutsche Kaiser dieses Zeit-

raums, den ein neuerer Dichter mit Recht den letzten Ritter nennt; denn in ihm spiegelt sich das vollständigste Bild eines eben so tapfern als gemüthlichen und sinnigen Ritters ab, so daß wahrzunehmen ist, wie in seinem ganzen Wesen Gefühl und Verstand zu vereinigen sich streben. Freilich hat er nicht so viel geleistet, als die gewaltsam fortschreitende Zeit zu fordern schien; allein er mußte zu viel nachholen, was sein lässiger Vater Friedrich III. hatte liegen lassen. Albrecht II. hatte z. B. die Rechte des deutschen Kaisers gegen den Papst so trefflich verwahrt, daß „fortan kein Geld mehr nach Rom gesandt werden und kein deutscher Bischof mehr vom Papste abhangen sollte.“ Allein Friedrich III., durch seinen schlauen Rath, den berühmten Aeneas Sylvius (der hernach unter dem Namen Pius II. selbst Papst geworden), geleitet, widerrief alle diese Verordnungen. Eben soviel Arbeit blieb dem Sohne Maximilian auch mit den mächtigen Nachbarn Frankreich, Ungarn und Italien, an welche das deutsche Reich und das Haus Oestreich schöne Länder und Städte verloren hatte; ja selbst in Deutschland, wo durch das Faustrecht und die wachsende Macht der Reichsfürsten alles kaiserliche Ansehen verhöhnt wurde. Mit wenigen Zügen wollen wir nun den Kaiser Maximilian schildern und zeigen, was er in dieser mißlichen Lage gethan.

Schon in seiner frühesten Jugend kam er in Gefahr, durch eine einseitige Erziehung leiblich und geistig zu verkümmern. Sein Vater gab ihm einen finstern Gelehrten, den Prälaten Engelbrecht von Neustadt, zum Lehrer, der ihm die Wissenschaften auf eine solche Art beibrachte, daß der Knabe ganz blöde wurde und nicht einmal geläufig sprechen konnte. Zum Glück erkannte seine kluge Mutter, Eleonore von Portugal, das Uebel und gesellte ihm einen heitern und aufgeweckten Junker, Kunz von der Rosen, bei, so daß Max unter jugendlichen Spielen körperlich erstarkte und, dem strengen Meister allmählig entzogen, sich frei zu entwickeln anfing*). Der Vater selbst wunderte sich bald über diese Veränderung, und voll Erstaunen brach er einst in die Worte aus: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß dieser Junge so trefflich liest und redet, von dem ich, als er 12 Jahre alt war, noch befürchtete, er möchte entweder ein Pinsel oder ein Stummer werden.“ Er kam darauf zu seinem Vetter dem Erzherzog Siegmund von Tyrol, wo er sich nicht nur mit glühendem Eifer auf Sprachen, Kunst und Wissenschaft legte, sondern auch in allen ritterlichen Uebungen auszeichnete, so daß er da stand als ein hoher, starker und schöner Jüngling, mit fürstlichem Gange und Anstande, angenehmen Sitten und dem tapfern Muthe seiner Ahnen. Ein kühner Junker ohne Gleichen, verstieg er sich einst auf einer himmelhohen Felsenspitze, der Martinswand, so daß er nur mit Mühe von kühnen Bergknappen herabgebracht wurde.**) In seinem 20sten Jahre trat

*) Kunz von der Rosen blieb von der Zeit an unzertrennlich von Maximilian und ward, als dieser König und Kaiser wurde, sein lustiger Rath, der ihm aber nicht selten die trefflichsten Dienste leistete und ihm oft mit eigener Gefahr das Leben rettete. Siehe Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 190.

**) Siehe Collins Ballade: die Martinswand.

er in's öffentliche Leben und zugleich auf den Kampfplatz. Karl der Kühne von Burgund war 1477 in der Schlacht bei Nancy gefallen, und König Ludwig XI. von Frankreich machte Anstalt, dessen einzige Tochter und Erbin Maria für seinen Sohn zu gewinnen, die schon vom Vater dem Erzherzog Maximilian versprochen war. Eilboten sandte die schöne Braut dem fernen Verlobten, und dieß soll die Veranlassung zu der nützlichen Einrichtung der Posten gewesen sein, welche bald im ganzen Reiche eingeführt wurden. Maximilian eilte auf die dringende Einladung nach Brüssel, wo ihn Maria mit Freudenthränen und mit den Worten empfängt: „Willkommen, Du edles, theueres deutsches Blut, nach dem mich so sehnlich verlangt hat, und das ich nun mit Wonne bei mir sehe!“ Allein kaum war die Hochzeit vollzogen, so mußte Max schon ausziehen, um sich den Besitz seiner geliebten Gattin mit den Waffen zu sichern, denn mit einem großen Heere rückten die Franzosen heran. Bei Guinegate siegte die deutsche Tapferkeit, und man kann sagen, daß des jungen Fürsten persönlicher Heldenmuth die Schlacht entschieden habe. So war für dießmal Burgund gerettet, und Maximilian, mit zwei lieblichen Kindern, Philipp und Margarethe, beschenkt, lebte glücklich in glücklicher Ehe. Allein nur fünf Jahre währte das schöne Glück; Maria beschloß schon im J. 1482 ihr junges Leben, und Ludwig XI., dieser schlimme Nachbar, streckte wieder seine Hand nach dem deutschen Burgund aus. Durch Abgesandte wußte er die Niederländer mit Mißtrauen gegen Maximilian zu erfüllen, und die Städte Gent, Brügge und Ypern vereinigten sich, raubten dem Vater seine Kinder und gaben ihm zu verstehen, daß er nun ferner nach dem Tode Maria's keinen Antheil weiter an der Regierung haben solle und daß sie die Kinder selbst erziehen würden. Ja sie schlossen, um gegen Maximilian geschützt zu sein, einen ewigen Frieden mit Ludwig XI. und übergaben diesem die zweijährige Margarethe als künftige Braut des Dauphins mit einem Heirathsgute an burgundischen Landen und Leuten. In dieser Noth stand Maximilian verlassen, ohne Heer und ohne Beistand da, denn das ganze deutsche Reich war eben damals auf's wildeste zerrüttet, und die Reichsfürsten hatten im Lande zu thun und konnten und wollten sich nicht mit auswärtigen Feinden befassen. Kaiser Friedrich III. aber selbst hatte eine schlimme Fehde mit König Matthias Corvinus von Ungarn, welcher im J. 1485 sogar Wien und seine Residenz Neustadt eroberte, so daß er seiner Länder beraubt im Reiche als ein Flüchtiger herumirrte. Zum Glück für Maximilian hatten die Holländer redlichere Gesinnung, und wollten es nicht dulden, daß sich die Städte Brügge, Gent und Ypern die Vormundschaft anmaßten, die nach ihrer Meinung dem Vater gebühre. Darum zogen sie wider die Niederländer zu Felde, Max führte sie an, eroberte Gent und zwang die Rebellen wieder zur Ordnung und zum Gehorsam. Endlich im J. 1486 sah er nach neunjähriger Trennung seinen Vater wieder. Dieser hielt nämlich einen Reichstag zu Aachen, wo der lebensmüde Kaiser ihn dem Reiche zum König und Nachfolger empfahl. Freudig wurde der Antrag von allen Reichsfürsten angenommen und Maximilian in Frankfurt zum römischen König gekrönt. Auf diesem Reichstage war es unter andern Joachim

Herzogs von Brandenburg und Eberhards Grafen von Würtemberg Verdienst, daß ein zehnjähriger Landfriede in Deutschland gestiftet und zu dessen Behauptung der schwäbische Bund, eine Vereinigung mehrerer schwäbischen Städte, zu denen sich auch einige benachbarte Reichsstände gesellten, geschlossen wurde. Nur mit vieler Mühe ließen sich aber die deutschen Fürsten bewegen, ein Hilfsheer gegen die Ungarn und Türken zu bewilligen. Leider war damals aller Gemeinsinn erloschen und den Deutschen nichts daran gelegen, daß Wien und Oestreich, solch ein schönes deutsches Land, in fremden Händen lag, und man begnügte sich, daß König Matthias Corvinus versprach, daß nach seinem Tode diese eroberten Länder wieder an den Kaiser und dessen Erben zurückfallen sollten, und auch das bewilligte Kriegsheer gegen die Türken kam nicht zu Stande.

Inzwischen erregte doch wieder ein neues Ereigniß die alte Treue der Deutschen gegen ihren König, und es erfolgte eine Reihe von Großthaten, die dem deutschen Namen Ehre brachten und das kaiserliche Ansehen wiederherstellten. Maximilian war nämlich nach Brügge gereist, um dort eine Versammlung der Stände zu halten, wurde aber von den aufrührerischen Bürgern, an deren Spitze der Schuster Koppenoll stand, treuloserweise gefangen genommen und 16 Wochen lang in enger Haft gehalten. Als dieß in Deutschland bekannt wurde, brachen die tapfersten Fürsten mit dem 70 jährigen Kaiser und einem großen Heere auf, diese Schmach zu rächen und ihren König aus den Händen der Meuterer zu befreien. Selbst der friedliche Graf Eberhard von Würtemberg schloß sich an, die Seele aber des ganzen Heeres war der tapfere Herzog Albrecht von Sachsen. Erschrocken ließen die Bürger von Brügge den König los, und nahmen ihm blos das Versprechen ab, den Frevel nicht zu rächen. Allein die Deutschen lassen sich die Rache nicht nehmen, sondern verwüsten das Gebiet von Gent und weichen nicht eher, als Maximilian zum Regenten der Niederlande angenommen wurde und die Städte Brügge, Gent und Ypern ihres Uebermuthes wegen öffentliche Abbitte gethan hatten. Ein Jahr darauf (1490) rief der Tod des Königs Matthias Corvinus den Helden Maximilian wieder zu neuen Kämpfen nach Osten. Er kommt nach Wien, welches ihm der neugewählte Ungarnkönig Wladislaw von Polen vorenthielt, erobert es mit Sturm, dringt selbst nach Ungarn ein, ersteigt die Mauern von Stuhlweißenburg und ist schon im Begriff, in die Hauptstadt Ofen einzuziehen, als Meuterei in seinem Heere seinen Siegeslauf plötzlich hemmte. Es hatten sich nämlich die Reiter mit dem Fußvolk der Beute wegen überworfen, da sich erstere noch immer besser dünkten und größern Antheil heischten, letztere aber nur zu gut ihre Wichtigkeit bei der neuen Art Krieg zu führen fühlten. Es kam zu blutigen Händeln, und das Fußvolk verließ endlich das Lager und zog heim; worauf denn Maximilian auch selbst eilig seinen Rückmarsch antreten mußte, weil König Wladislaw mit einem großen Heere heranrückte. Es wurde nun Friede geschlossen, nach welchem Maximilian sich mit Wien und Oestreich begnügen mußte, dem König Wladislaw aber Ungarn und Böhmen zufiel, mit dem Vertrage, daß nach Absterben der polnischen Königsfamilie das

Haus Habsburg auch in Ungarn und Böhmen nachfolgen sollte. Im J. 1493 starb Kaiser Friedrich III., und Maximilian bestieg nun selbst den Kaiserthron, eine neue Zeit herbeiführend über Deutschland, in welchem sich nun Alles anders als im Mittelalter gestalten sollte. Auf dem Reichstage zu Worms theilte er das Reich zu besserer Uebersicht in sechs Kreise, errichtete ein Kammergericht und einen Reichshofrath und führte statt des zehnjährigen einen ewigen Landfrieden ein. Mit einem Blicke sah er, was der allgemeinen Wohlfahrt dienlich sei, und suchte durch Beschützung des immer mehr sinkenden Ritterstandes gegen die großen Reichsfürsten, die immer weiter griffen und sich als unabhängige Landesherren benahmen, ein Gleichgewicht unter den Ständen herzustellen und sein kaiserliches Ansehen zu erhöhen. Allein neue Kriege mit Frankreich zerstörten und hemmten, was er so mühsam aufzubauen sich bestrebte. Seine zweite Vermählung mit der reichen Prinzessin Blanca von Mailand verwickelte ihn in allerlei Händel mit den italienischen Staaten und dem König von Frankreich, welche sich, wie schon erzählt worden, erst um Neapel, dann später um Mailand bewarben. Auch mit den Schweizern, die sich weigerten, zu dem schwäbischen Bunde beizutreten, kam er in Fehde, und so tapfer er selbst und seine Kriegsleute fochten, ward er doch am Ende durch die Venetianer und den Papst, seinen ehemaligen Bundesgenossen, überlistet und es hatten die Züge nach Italien wieder so wenig Vortheil für Deutschland, als vor Zeiten. Indessen vermählte sich 1496 sein Sohn Philipp mit der Infantin Johanna von Spanien und wurde nach dem Tode des einzigen Sohnes Ferdinands und Isabellens Erbe Castiliens, das er auch nach dem Hintritte der Schwiegermutter 1504 wirklich antritt; da er jedoch schon im J. 1506 stirbt und seine Wittwe Johanna in Wahnsinn fällt, übernimmt Ferdinand, König von Aragonien, wieder die Regierung von ganz Spanien, das dann nach seinem Tode 1516 der sechzehnjährige Karl, Philipps und Johanna's Sohn, erlangt. Gern hätte Maximilian seine letzten Tage in Ruhe verlebt und den für sich gewünschten Frieden auch aller Welt gegeben, und konnte auch gar nicht begreifen, wie nicht alle Fürsten und Völker so ehrlich dachten, als er. Darum mißlang ihm auch das Meiste, weil er, poetisch wie das Mittelalter selbst, überall Einklang voraussetzte und auf Mißklänge der Arglist und der Vorurtheile nicht gefaßt war. Als der kriegerische Papst Julius II. starb (1513), hatte er den Einfall, selbst Papst zu werden, um das zerrüttete Italien zu beruhigen und die Kirche in ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Allein die italienischen Cardinäle erschraken vor diesem Plane gewaltig und beeilten sich, den feinen und genußsüchtigen Mediceer Leo X. auf den Stuhl Petri zu erhöhen. Und nun lodert auch wieder bald ganz Italien in Kriegesflamme auf; denn die Venetianer verbinden sich mit dem König Ludwig XII. von Frankreich, und obwohl der alte Freundsberg, des Kaisers Feldherr, kräftig in Welschland auftritt und der alte Kaiser selbst noch einmal, verbunden mit Heinrich VIII., König von England, in den Niederlanden und zwar bei Guinegate, auf demselben Schlachtfelde, wo er als Jüngling für seine Maria siegreich kämpfte, die Waffen führte und die Franzosen

schlug, mußte er doch, da Frankreich und Venedig mehr Geld hatten und sowohl die Engländer als die Schweizer, seine Söldner, abwendig machten, mit wenig Vortheil Frieden schließen. Auch seinen sehnlichsten Wunsch, mit einem Kreuzheere gegen die Türken zu ziehen, mußte er unerfüllt lassen; die Reichsstände waren, wie immer und in allen Dingen, auch hierin nicht willig und verkannten die Aufgabe des deutschen Volkes, welche ist: die Schutzmauer zu bilden gegen die östlichen Barbaren.

Am erfolgreichsten für das Haus Oestreich war indeß der Vertrag, welchen er mit Wladislaw, König der Ungarn, schloß und wodurch die Vereinigung Ungarns und Böhmens begründet wurde. Die Könige von Ungarn und Polen kamen nach Wien, um daselbst eine Wechselheirath zwischen beiden Herrscherfamilien zu stiften: denn der noch minderjährige Sohn Wladislaws, Ludwig II., wurde mit der Enkelin Maximilians, der spanischen Prinzessin Maria, und ihr Bruder Ferdinand mit Ludwigs Schwester Anna verlobt. Die Verlobung wurde mit großer Pracht gefeiert, und weil der Infant Ferdinand nicht anwesend war, ließ sich der alte Kaiser die kleine Anna im Namen seines Enkels antrauen. Es war recht rührend, wie der Großvater nach der Hochzeittafel mit den Kindern um silberne Denkpfennige, die zu dieser Feierlichkeit geprägt worden waren, spielte und sich wie im Leben, so jetzt im Spiele alles Geld abgewinnen ließ.

So sorgte er noch in seinen letzten Tagen für seine Enkel und für sein Haus, von dem er nun schon merken konnte, wie groß es bald werden sollte. Doch auch für Deutschland, ja für ganz Europa ist seine Regierung segensreich geworden, durch die Geistesbildung, die unter seinem Fittige in unserm Vaterlande so kräftigen Aufschwung nahm. Denn er selbst liebte und übte Kunst und Wissenschaft mitten unter Regierungsgeschäften und lautem Waffengetümmel. „Er pflegte sich," erzählt Pirkheimer, sein Gefährte auf dem Zuge gegen die Schweizer, „nach großen Unglücksfällen einige Stunden zu verschließen. Dann trat er wieder unter die Seinen hinaus, heiter, als ob nichts vorgefallen sei, unterhielt sich mit denen, welche ihm nahe kamen, durch freudige oder ernste Gespräche, durch Scherze und Spiele, hatte auch Schreiber bei sich, denen er, wenn es die Umstände erlaubten, in kurzen Sätzen, den Hauptsachen nach, die Begebenheiten des Tages in die Feder sagte. Am Abend pflegte er dann das Geschriebene seinen Gesellschaftern vorlesen zu lassen und wohl lächelnd zu fragen: „wie ihnen sein Reiterlatein gefalle?" Daher denn auch gelehrte Männer und ausgezeichnete Geister bei ihm in hoher Gunst standen und zu Räthen, Feldherren und Gesellschaftern erhoben wurden. „Sie sind es," sagte er, „die da regieren, nicht aber unterthan sein sollten, und denen man die meiste Ehre schuldig ist, weil Gott und die Natur sie Andern vorgezogen hat." Und so trat denn wieder die Tafelrunde König Arthurs in's Leben, an welcher Franz von Sickingen, Johann Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Johann von Dalberg, Wilibald Pirkheimer, Geyler von Kaisersberg, Konrad Celtes, Ulrich von Hutten, Melchior Pfinzing, Marx Treitzsauerwein und Albrecht Dürer der Maler herumsaßen. Pfinzing hat seine Thaten in dem Heldengedichte Theuerdank be-

ſungen, Treitzſauerwein dieſelben nach des Kaiſers eignen Worten in ſeinem Weiskunig beſchrieben; Anaſtaſius Grün aber hat ihn in ſeinem romantiſchen Epos: Der letzte Ritter wieder unſerer Zeit in ſeiner ganzen Heldengröße, ja in der Fülle ſeines reichen Gemüthes und ſeiner Deutſchheit vorgeführt, ſo daß es ein Volkslied werden muß, welches Deutſche ſingen werden, ſo lange noch deutſch geſungen wird.

§ 17. Kunſt und Wiſſenſchaft.

Das Land aber, woher die Deutſchen zu Ende des 15. Jahrhunderts Kunſt und Wiſſenſchaft holten, war Italien. Hier iſt nämlich mit der romantiſchen Poeſie der Troubadours nicht alle Poeſie untergegangen; es folgten unmittelbar auf jene Natur- und Volksſänger Dichter, die ſich mit vollem Rechte mit den Alten meſſen konnten und die wohlklingendere italieniſche Sprache ſchufen. Dante Alighieri aus Florenz zu Anfang des 12. Jahrhunderts, Verfaſſer des allegoriſch-epiſchen Gedichts: Die göttliche Komödie (La Comedia divina). Etwas ſpäter Franz Petrarca aus Arezzo, das Muſter ſentimentaler Poeſie. Sein Zeitgenoſſe, Johann Boccaccio aus Florenz, unübertrefflicher Novellendichter. Damals blühte auch die perſiſche Poeſie, und zu Schiras ſangen Saadi, Hafis und Dſchaami ihre reizenden Lieder. Im Geiſte und Tone der alten arabiſchen Poeſie ſangen die Spanier ihre Romanzen, und im fernen Island ſammelte man die alten ſcandinaviſchen Lieder der Edda. Außer der Poeſie war aber auch Italien das Mutterland der geſammten Wiſſenſchaftlichkeit und insbeſondere der wiedererweckten Alterthumskunde, und in Italien war es wieder Florenz, wo unter den Fürſten aus dem Hauſe Mediei alle Künſte und Wiſſenſchaften auf's herrlichſte wieder aufblühten. Nächſt Florenz war auch Venedig, Mailand, Ferrara, Modena, Urbino, Mantua der wieder erwachenden Gelehrſamkeit offen, und einen neuen Aufſchwung nahm ſie, als aus dem von den Türken eroberten Conſtantinopel gelehrte Griechen nach Italien kamen und dahin die herrlichen Werke der Hellenen brachten, erklärten und verbreiteten. So wurde ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts feine und höhere Bildung in Italien ſo allgemein, daß ſelbſt Frauenzimmer, Kloſternonnen und Damen von hohem Stande in lateiniſcher und griechiſcher Sprache ſo gut wie in italieniſcher Sprache zu ſchreiben vermochten. Die in Straßburg durch Guttenberg, Fauſt und Schoeffer erfundene Buchdruckerkunſt, welche bald auch hieher kam, trug nicht wenig dazu bei, alle die ſchönen Kenntniſſe, die anfangs doch nur bei dem Clerus und den vornehmen Ständen waren, zum Gemeingut Aller zu machen. Auch die Kunſt erwachte zugleich mit der Wiſſenſchaft, und zwar die Bildhauerkunſt ſowohl, als die Malerei, die Baukunſt und ſelbſt die Muſik. Es war ein reges Leben bald überall im Weſten Europas, das durch die neuentdeckten Länder im atlantiſchen Meere, durch Belebung des Handels und den wachſenden Reichthum immer mehr gedeihen mußte.

Bei aller dieſer Bildung blieb doch noch immer alles freie Denken

über Religion und Kirche verpönt, und es ist fast unglaublich, wie rücksichtslos die vornehmen Geistlichen sich allen Ausschweifungen ergaben. Das ärgerlichste Beispiel gaben die Päpste selbst, und unter diesen war Alexander VI., der eben zu Ende des 15. Jahrhunderts regierte, der schamloseste. All sein Bestreben ging dahin, große Reichthümer zu erwerben, und er erpreßte daher von seinen Unterthanen unerschwingliche Abgaben. Dabei war sein Lebenswandel so wenig geistlich, daß er es gar nicht verheimlichte, Frauen zu haben, und Söhne und Töchter öffentlich für seine Kinder erklärte. Diese geriethen ihrem Vater in allen schändlichen Lastern nach; am meisten glich ihm aber sein zweiter Sohn Cäsar Borgia, welcher mit Fürstenthümern belehnt und zum Cardinal erhoben wurde. Alexander VI. und Cäsar Borgia gehören zu den fluchwürdigsten Böseswichtern, die je gelebt haben. Reiche Leute, Bischöfe und Prälaten zwangen sie, den Papst zum Erben einzusetzen; lebten sie ihnen zu lange, so wurden sie durch Banditen oder Giftmischer aus der Welt geschafft. Jeden Morgen hörte man, daß irgend ein Vornehmer plötzlich gestorben sei; jeden Morgen fand man auf der Straße Ermordete. Wir ziehen den Schleier über die Art, wie diese Wütheriche diese erbeuteten Schätze verschwendeten und verprahten. Gottes rächende Hand traf sie noch auf Erden. Beide hatten mehrere Cardinäle zu einem Gastmahle eingeladen, um sie zu vergiften; aber durch ein Versehen wurden die Becher verwechselt, und Alexander VI. starb unter gräßlichen Schmerzen; Cäsars starke Natur widerstand dem Gifte, und er lebte noch einige Jahre, bis er in Navarra, wo er an einer Fehde Theil nahm, im Treffen um's Leben kam. Julius II., Alexanders Nachfolger, der vom J. 1503 bis 1513 regierte, war nicht viel besser; in seiner Jugend trieb er Seeräuberei, und sein ganzes Leben hindurch führte er Krieg, meist in Person; ja in seinem 70. Jahre sah man ihn noch bei der Belagerung von Mirandola eine Sturmleiter ersteigen und mit dem Schwert in der Hand durch eine Bresche in die feindliche Stadt eindringen.

Es läßt sich denken, welch einen nachtheiligen Einfluß solch ein Beispiel auf die Christenheit haben mußte, und viele würdige Männer traten öffentlich auf, solche Frevel zu rügen; allein sie wurden gewöhnlich hart verfolgt und hatten nicht selten das Schicksal des edlen Huß. Ein solcher Zeuge der Wahrheit war auch Hieronymus Savonarola, im J. 1452 zu Ferrara geboren, ein frommer und gelehrter Dominicaner zu Florenz. In dieser Stadt suchten eben die Mediceer die republikanische Freiheit zu stürzen, und Savonarola, der auf der Seite des Volkes stand, das sich der Herrschaft dieser Familie nicht beugen wollte, hatte es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, die Freiheit der Republik, aber auch zugleich die ursprüngliche Reinheit des Christenthums und die guten Sitten wieder herzustellen. Mit hinreißender Beredtsamkeit sprach er in seinen Predigten gegen die herrschenden Laster der Zeit, und schonte dabei keines Menschen, auch nicht des Papstes Alexander VI. Er gewann bald das Volk für sich, und der Papst verbot ihm vergebens das Predigen, verlangte vergebens seine Auslieferung. „Rom," sagte Savonarola in seiner Predigt, „wird

dieſes Feuer nicht löſchen, wie ſehr es ſich auch bemüht; und wenn es eins löſchet, werden andere und ſtärkere wieder aufgehen." So gelang es dem frommen Mönch wirklich, Frömmigkeit und Tugend in Florenz wieder einzuführen; doch war die Laſterhaftigkeit des Zeitalters zu groß, als daß dieſe Reform hätte lange beſtehen können. Beſonders waren die Söhne der Vornehmen von dem Verderbniß der Zeit ergriffen, die Savonarola ihrer ſchlechten Aufführung wegen die ſchlechten Geſellen nannte, und die vereinigten ſich mit den Geiſtlichen, die den frommen Eiferer ſeiner Strafpredigten wegen auch bitter haßten, und durch Gewaltthaten und Umtriebe gelang es ihnen, lauter Feinde deſſelben in den Rath (Signoria) zu bringen. Als dieß geſchehen, ſtürmten ſie eines Tages an's Dominicanerkloſter, ergriffen Savonarola und ſchleppten ihn gebunden nach dem Palaſte der Signoria. Hier wurde er verhört, gefoltert und endlich, als auch Alexander VI. ſeine Verurtheilung heiſchte, nebſt zwei Freunden aus ſeinem Orden zum Scheiterhaufen verurtheilt, und das Volk, das ihn früher als einen Heiligen verehrte, ſah gleichgültig zu, als das entſetzliche Urtheil vollzogen wurde.

§ 18. Die Frauen.

Durch die romantiſche Poeſie und die damit verbundene zarte Behandlung der Frauen, welche mit dem Namen der Galanterie und, inſofern ſie Hofſitte war, der Courtoiſie, bezeichnet wurde, hat ſich in Spanien, Frankreich und Italien das Loos der Frauen freundlicher geſtaltet, als irgendwo. Nicht ſo mächtig war der Einfluß des Minneſangs auf die Sitten der Deutſchen, wo, wie ſchon erzählt worden, mit dem Falle der Hohenſtaufen auch alle Poeſie und Galanterie im wilden Fauſtrechte unterging. Die Ritter verwilderten bei Trink- und Zechgelagen, und behandelten nicht ſelten ihre Frauen auf's ungeſchliffenſte. Das ſtille häusliche Glück im freundlichen Zuſammenleben liebender Ehegatten ging verloren, und auch verloren ging bei manchem Weibe häusliche Betriebſamkeit und andere weibliche Tugenden. Schriftſteller jener Zeiten ſchildern uns das Innere der Ritterburgen, Hausräth u. dgl. als höchſt unreinlich und ekelhaft. Die Ritter ſaßen in durchgeräucherten Gemächern, an ſchlecht zuſammengezimmerten Tiſchen beiſammen und tranken den Wein aus ſchmutzigen Humpen, welche ihnen ungeſchickte Knappen und Roßknechte credenzten; denn die Frauen und Jungfrauen ſaßen in ihren Kammern abgeſondert von den Männern, welche ihnen nur ſo viel Speiſe zuſandten, als eben übrig geblieben. Kam aber eine Hochzeit, ein Turnier, Krönung oder Reichstag, da ſollte übertriebene Pracht und Fülle für das Unbehagen der übrigen Tage entſchädigen, und es durften ſich da auch die Frauen und Fräulein auf's koſtbarſte herausputzen. Ueber Anzug und Kleidertracht erzählen die alten Chroniken Vieles; hier Einiges von der Hochzeit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig mit dem Herzog Georg von Baiern.

„Die Braut hatte an einen rotten Seyden Rock von gar gutem Atlaß, und was von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die

waren oben groß und schön, und war gestickt von heydenischen Blumen, und in den Blumen standen gar schöne Edelgesteine von allerley köstlichen Edelgesteinen, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hatte ein hohes Koller, das war ganz gestickt mit Pernlein. Auf dem Haupt hatte sie ein köstenliche Kron von gar köstenlichen Hefftlein, und inwendig der Kron auf dem Haare hatte sie einen breiten Borden von gar großen Pernlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sah, und hatte auch ein kostenliches Halsband, und ging aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und darzu gerad, und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frei mit ihren Augen."

Von den Ritterburgen und Fürstenschlössern schien zu dieser Zeit mit der Poesie auch Frauenehre zu den Städtern herabzusteigen. In den vollen und reinlichen Häusern der Bürger walteten züchtige, fleißige und eben so schöne, als kluge Hausfrauen, so daß die Söhne der Fürsten und der Ritter häufig, wenn sie zufällig in die Stadt kamen, oder bei Festlichkeiten das versammelte Frauenvolk sahen, großes Behagen fühlten, und Trotz der Einreden ihrer adelstolzen Väter und Mütter, ein stattliches Bürgermädchen zur Ritterfrau erhoben.

Gab ja selbst im J. 1428 Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernst von Baiern, ein überaus schöner, edler und tapferer Jüngling, solch' ein Beispiel, indem er Agnes Bernauerin, aus Augsburg, die ihrer Schönheit wegen allgemein der Engel genannt wurde, wider den Willen seines strengen Vaters zum Weibe nahm und mit ihr auf Voheburg, zurückgezogen von aller Welt, lange, glücklich und zufrieden lebte. Allein der Vater bestand darauf, daß er sich von dem Bürgerweibe trenne und eine Prinzessin heirathe. Albrecht gehorchte nicht, und als ihm auf Veranlassung des Vaters auf einem Turnier die Schranken geschlossen wurden, weil er in Unehre mit einer Buhldirne lebe, wollte er sich mit Gewalt eindrängen und diejenigen, die seine ihm von Priesterhand angetraute Agnes eine Buhldirne nannten, züchtigen; mußte aber die Schmach erleben, nach der Turnierordnung geschlagen zu werden. Schäumend vor Zorn und Wuth kehrte Albrecht heim, erklärte Agnes laut and öffentlich für sein Weib, ja für die Herzogin und rüstete sich zu einem gewaltigen Krieg gegen den Vater und seinen Anhang. Agnes aber versank in die düsterste Schwermuth und konnte nimmer beruhigt werden, so im Innersten erschüttert war ihr Herz; denn sie ahnete, daß es nicht gut enden werde. Ihre Ahnung betrog sie nicht; denn als ihr Gatte eben abwesend war, kam Herzog Ernst mit seinen Räthen auf das Schloß Straubing, wo sein Sohn hauste, ließ Agnes ergreifen und fesseln und in die Stadt Straubing gleich einer gemeinen Verbrecherin abführen. Hier wurde sie von den Räthen verhört, und obwohl sie sich mit Würde und edlem Selbstgefühl vertheidigte und keines Verbrechens beschuldigt werden konnte, wurde sie doch verurtheilt, in der Donau ertränkt zu werden. „Kann das," rief sie aus, „darf das Herzog Ernst, darf das der Vater dem Weibe seines Sohnes thun? O Albrecht, Albrecht! wo bist du, deine unglückliche Agnes zu retten!" Es fand sich

Antlitz und Leib sie ganz verbutzen,
Mancher will nicht, daß man ihn kennt,
Welcher sich doch selbst zuletzt nennt,
So ihm der Kopf schon ist vermacht,
Will er doch, daß man auf ihn acht,
Daß man sprech, schau mein Herr von Runkel
Kommt jetzt, und bringt am Arm ein Runkel,
Es muß ja etwas groß bedeuten,
Weil er doch kommt zu armen Leuten,
Durch seine Demuth uns thut besehn,
Sein Meinung ist, er wollt gern schmähn.
Küchlin sucht man in manchem Haus,
Viel besser wär, man blieb daraus,
Ursach ist zu erzäln so viel,
Daß ich viel lieber schweigen will,
Aber die Narrheit hat erdacht,
Daß man sucht Freuden zu Faßnacht,
Man lauft dar ofter auf den Gassen,
In Maaß, als sollt man Imen fassen
Welcher denn mag sein Schelling ganz,
Vermeint er hab billig den Kranz,
Von eim Haus zu dem andern lauft,
Groß füllen er ohn Bargeld kauft,
Daßelb dick währt nach Mitternacht,
Der Teufel hat das Spiel erdacht,
So man sollt suchen Seelenheil,
Daß man erst tanz am Narrenseil.
Mancher der Füll thut so vergessen,
Als sollt er in eim Jahr nicht essen.
Die Welt die will ihrn Willen han,
Und thut nicht bald darvon abstahn,
Darum straft uns Gott ohn ablahn.

Roh und gemein waren alle diese Späße allerdings, und daher kam es, daß die Meistersänger und auch andere Sittenlehrer, z. B. der Prediger Gayler von Kayſersberg, Thomas Murner, Sebastian Brand, die Neigung ihrer Zeit zum Komischen verdammten, die so allgemein war, vom Bettler, der sein Almosen in einem lustigen Sprüchlein begehrte, bis zum Fürsten, Kaiser, die einen Narren an der Seite mit Peitsche und Schellenkappen duldeten.

§ 16. Kaiser Maximilian I. und seine Zeit.

Einen Schlußstein in der Geschichte des Mittelalters, welches durchaus deutschen Charakters ist, bildet der letzte deutsche Kaiser dieses Zeit-

raums, den ein neuerer Dichter mit Recht den letzten Ritter nennt; denn in ihm spiegelt sich das vollständigste Bild eines eben so tapfern als gemüthlichen und sinnigen Ritters ab, so daß wahrzunehmen ist, wie in seinem ganzen Wesen Gefühl und Verstand zu vereinigen sich streben. Freilich hat er nicht so viel gereiset, als die gewaltsam fortschreitende Zeit zu fordern schien; allein er mußte zu viel nachholen, was sein lässiger Vater Friedrich III. hatte liegen lassen. Albrecht II. hatte z. B. die Rechte des deutschen Kaisers gegen den Papst so trefflich verwahrt, daß „fortan kein Geld mehr nach Rom gesandt werden und kein deutscher Bischof mehr vom Papste abhangen sollte.“ Allein Friedrich III., durch seinen schlauen Rath, den berühmten Aeneas Sylvius (der hernach unter dem Namen Pius II. selbst Papst geworden), gelitet, widerrief alle diese Verordnungen. Eben soviel Arbeit blieb dem Sohne Maximilian auch mit den mächtigen Nachbarn Frankreich, Ungarn und Italien, an welche das deutsche Reich und das Haus Oestreich schöne Länder und Städte verloren hatte; ja selbst in Deutschland, wodurch das Faustrecht und die wachsende Macht der Reichsfürsten alles kaiserliche Ansehen verhöhnt wurde. Mit wenigen Zügen wollen wir nun den Kaiser Maximilian schildern und zeigen, was er in dieser mißlichen Lage gethan.

Schon in seiner frühesten Jugend kam er in Gefahr, durch eine einseitige Erziehung leiblich und geistig zu verkümmern. Sein Vater gab ihm einen finstern Gelehrten, den Prälaten Engelbrecht von Neustadt, zum Lehrer, der ihm die Wissenschaften auf eine solche Art beibrachte, daß der Knabe ganz blöde wurde und nicht einmal geläufig sprechen konnte. Zum Glück erkannte seine kluge Mutter, Eleonore von Portugal, das Uebel und gesellte ihm einen heitern und aufgeweckten Junker, Kunz von der Rosen, bei, so daß Max unter jugendlichen Spielen körperlich erstarkte und, dem strengen Meister allmählig entzogen, sich frei zu entwickeln anfing*). Der Vater selbst wunderte sich bald über diese Veränderung, und voll Erstaunen brach er einst in die Worte aus: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß dieser Junge so trefflich liest und redet, von dem ich, als er 12 Jahre alt war, noch befürchtete, er möchte entweder ein Pinsel oder ein Stummer werden.“ Er kam darauf zu seinem Vetter dem Erzherzog Siegmund von Tyrol, wo er sich nicht nur mit glühendem Eifer auf Sprachen, Kunst und Wissenschaft legte, sondern auch in allen ritterlichen Uebungen auszeichnete, so daß er da stand als ein hoher, starker und schöner Jüngling, mit fürstlichem Gange und Anstande, angenehmen Sitten und dem tapfern Muthe seiner Ahnen. Ein kühner Junker ohne Gleichen, verstieg er sich einst auf einer himmelhohen Felsenspitze, der Martinswand, so daß er nur mit Mühe von kühnen Bergknappen herabgebracht wurde.**) In seinem 20sten Jahre trat

*) Kunz von der Rosen blieb von der Zeit an unzertrennlich von Maximilian und ward, als dieser König und Kaiser wurde, sein lustiger Rath, der ihm aber nicht selten die trefflichsten Dienste leistete und ihm oft mit eigener Gefahr das Leben rettete. Siehe Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 190.

**) Siehe Collins Ballade: die Martinswand.

er in's öffentliche Leben und zugleich auf den Kampfplatz. Karl der Kühne von Burgund war 1477 in der Schlacht bei Nancy gefallen, und König Ludwig XI. von Frankreich machte Anstalt, dessen einzige Tochter und Erbin Maria für seinen Sohn zu gewinnen, die schon vom Vater dem Erzherzog Maximilian versprochen war. Eilboten sandte die schöne Braut dem fernen Verlobten, und dieß soll die Veranlassung zu der nützlichen Einrichtung der Posten gewesen sein, welche bald im ganzen Reiche eingeführt wurden. Maximilian eilte auf die dringende Einladung nach Brüssel, wo ihn Maria mit Freudenthränen und mit den Worten empfängt: „Willkommen, Du edles, theueres deutsches Blut, nach dem mich so sehnlich verlangt hat, und das ich nun mit Wonne bei mir sehe!“ Allein kaum war die Hochzeit vollzogen, so mußte Max schon ausziehen, um sich den Besitz seiner geliebten Gattin mit den Waffen zu sichern, denn mit einem großen Heere rückten die Franzosen heran. Bei Guinegate siegte die deutsche Tapferkeit, und man kann sagen, daß des jungen Fürsten persönlicher Heldenmuth die Schlacht entschieden habe. So war für dießmal Burgund gerettet, und Maximilian, mit zwei lieblichen Kindern, Philipp und Margarethe, beschenkt, lebte glücklich in glücklicher Ehe. Allein nur fünf Jahre währte das schöne Glück; Maria beschloß schon im J. 1482 ihr junges Leben, und Ludwig XI., dieser schlimme Nachbar, streckte wieder seine Hand nach dem deutschen Burgund aus. Durch Abgesandte wußte er die Niederländer mit Mißtrauen gegen Maximilian zu erfüllen, und die Städte Gent, Brügge und Ypern vereinigten sich, raubten dem Vater seine Kinder und gaben ihm zu verstehen, daß er nun ferner nach dem Tode Maria's keinen Antheil weiter an der Regierung haben solle und daß sie die Kinder selbst erziehen würden. Ja sie schlossen, um gegen Maximilian geschützt zu sein, einen ewigen Frieden mit Ludwig XI. und übergaben diesem die zweijährige Margarethe als künftige Braut des Dauphins mit einem Heirathsgute an burgundischen Landen und Leuten. In dieser Noth stand Maximilian verlassen, ohne Heer und ohne Beistand da, denn das ganze deutsche Reich war eben damals auf's wildeste zerrüttet, und die Reichsfürsten hatten im Lande zu thun und konnten und wollten sich nicht mit auswärtigen Feinden befassen. Kaiser Friedrich III. aber selbst hatte eine schlimme Fehde mit König Matthias Corvinus von Ungarn, welcher im J. 1485 sogar Wien und seine Residenz Neustadt eroberte, so daß er seiner Länder beraubt im Reiche als ein Flüchtiger herumirrte. Zum Glück für Maximilian hatten die Holländer redlichere Gesinnung, und wollten es nicht dulden, daß sich die Städte Brügge, Gent und Ypern die Vormundschaft anmaßten, die nach ihrer Meinung dem Vater gebühre. Darum zogen sie wider die Niederländer zu Felde, Max führte sie an, eroberte Gent und zwang die Rebellen wieder zur Ordnung und zum Gehorsam. Endlich im J. 1486 sah er nach neunjähriger Trennung seinen Vater wieder. Dieser hielt nämlich einen Reichstag zu Aachen, wo der lebensmüde Kaiser ihn dem Reiche zum König und Nachfolger empfahl. Freudig wurde der Antrag von allen Reichsfürsten angenommen und Maximilian in Frankfurt zum römischen König gekrönt. Auf diesem Reichstage war es unter andern Joachim

Herzogs von Brandenburg und Eberhards Grafen von Würtemberg Verdienst, daß ein zehnjähriger Landfriede in Deutschland gestiftet und zu dessen Behauptung der schwäbische Bund, eine Vereinigung mehrerer schwäbischen Städte, zu denen sich auch einige benachbarte Reichsstände gesellten, geschlossen wurde. Nur mit vieler Mühe ließen sich aber die deutschen Fürsten bewegen, ein Hilfsheer gegen die Ungarn und Türken zu bewilligen. Leider war damals aller Gemeinsinn erloschen und den Deutschen nichts daran gelegen, daß Wien und Oestreich, solch ein schönes deutsches Land, in fremden Händen lag, und man begnügte sich, daß König Matthias Corvinus versprach, daß nach seinem Tode diese eroberten Länder wieder an den Kaiser und dessen Erben zurückfallen sollten, und auch das bewilligte Kriegsheer gegen die Türken kam nicht zu Stande.

Inzwischen erregte doch wieder ein neues Ereigniß die alte Treue der Deutschen gegen ihren König, und es erfolgte eine Reihe von Großthaten, die dem deutschen Namen Ehre brachten und das kaiserliche Ansehen wiederherstellten. Maximilian war nämlich nach Brügge gereist, um dort eine Versammlung der Stände zu halten, wurde aber von den aufrührerischen Bürgern, an deren Spitze der Schuster Koppenoll stand, treuloserweise gefangen genommen und 16 Wochen lang in enger Haft gehalten. Als dieß in Deutschland bekannt wurde, brachen die tapfersten Fürsten mit dem 70 jährigen Kaiser und einem großen Heere auf, diese Schmach zu rächen und ihren König aus den Händen der Meuterer zu befreien. Selbst der friedliche Graf Eberhard von Würtemberg schloß sich an, die Seele aber des ganzen Heeres war der tapfere Herzog Albrecht von Sachsen. Erschrocken ließen die Bürger von Brügge den König los, und nahmen ihm blos das Versprechen ab, den Frevel nicht zu rächen. Allein die Deutschen lassen sich die Rache nicht nehmen, sondern verwüsten das Gebiet von Gent und weichen nicht eher, als Maximilian zum Regenten der Niederlande angenommen wurde und die Städte Brügge, Gent und Ypern ihres Uebermuthes wegen öffentliche Abbitte gethan hatten. Ein Jahr darauf (1490) rief der Tod des Königs Matthias Corvinus den Helden Maximilian wieder zu neuen Kämpfen nach Osten. Er kommt nach Wien, welches ihm der neugewählte Ungarnkönig Wladislaw von Polen vorenthielt, erobert es mit Sturm, dringt selbst nach Ungarn ein, ersteigt die Mauern von Stuhlweißenburg und ist schon im Begriff, in die Hauptstadt Ofen einzuziehen, als Meuterei in seinem Heere seinen Siegeslauf plötzlich hemmte. Es hatten sich nämlich die Reiter mit dem Fußvolk der Beute wegen überworfen, da sich erstere noch immer besser dünkten und größern Antheil heischten, letztere aber nur zu gut ihre Wichtigkeit bei der neuen Art Krieg zu führen fühlten. Es kam zu blutigen Händeln, und das Fußvolk verließ endlich das Lager und zog heim; worauf denn Maximilian auch selbst eilig seinen Rückmarsch antreten mußte, weil König Wladislaw mit einem großen Heere heranrückte. Es wurde nun Friede geschlossen, nach welchem Maximilian sich mit Wien und Oestreich begnügen mußte, dem König Wladislaw aber Ungarn und Böhmen zufiel, mit dem Vertrage, daß nach Absterben der polnischen Königsfamilie das

Haus Habsburg auch in Ungarn und Böhmen nachfolgen sollte. Im J. 1493 starb Kaiser Friedrich III., und Maximilian bestieg nun selbst den Kaiserthron, eine neue Zeit herbeiführend über Deutschland, in welchem sich nun Alles anders als im Mittelalter gestalten sollte. Auf dem Reichstage zu Worms theilte er das Reich zu besserer Uebersicht in sechs Kreise, errichtete ein Kammergericht und einen Reichshofrath und führte statt des zehnjährigen einen ewigen Landfrieden ein. Mit einem Blicke sah er, was der allgemeinen Wohlfahrt dienlich sei, und suchte durch Beschützung des immer mehr sinkenden Ritterstandes gegen die großen Reichsfürsten, die immer weiter griffen und sich als unabhängige Landesherren benahmen, ein Gleichgewicht unter den Ständen herzustellen und sein kaiserliches Ansehen zu erhöhen. Allein neue Kriege mit Frankreich zerstörten und hemmten, was er so mühsam aufzubauen sich bestrebte. Seine zweite Vermählung mit der reichen Prinzessin Blanca von Mailand verwickelte ihn in allerlei Händel mit den italienischen Staaten und dem König von Frankreich, welche sich, wie schon erzählt worden, erst um Neapel, dann später um Mailand bewarben. Auch mit den Schweizern, die sich weigerten, zu dem schwäbischen Bunde beizutreten, kam er in Fehde, und so tapfer er selbst und seine Kriegsleute fochten, ward er doch am Ende durch die Venetianer und den Papst, seinen ehemaligen Bundesgenossen, überlistet und es hatten die Züge nach Italien wieder so wenig Vortheil für Deutschland, als vor Zeiten. Indessen vermählte sich 1496 sein Sohn Philipp mit der Infantin Johanna von Spanien und wurde nach dem Tode des einzigen Sohnes Ferdinands und Isabellens Erbe Castiliens, das er auch nach dem Hintritte der Schwiegermutter 1504 wirklich antritt; da er jedoch schon im J. 1506 stirbt und seine Wittwe Johanna in Wahnsinn fällt, übernimmt Ferdinand, König von Aragonien, wieder die Regierung von ganz Spanien, das dann nach seinem Tode 1516 der sechzehnjährige Karl, Philipps und Johanna's Sohn, erlangt. Gern hätte Maximilian seine letzten Tage in Ruhe verlebt und den für sich gewünschten Frieden auch aller Welt gegeben, und konnte auch gar nicht begreifen, wie nicht alle Fürsten und Völker so ehrlich dachten, als er. Darum mißlang ihm auch das Meiste, weil er, poetisch wie das Mittelalter selbst, überall Einklang voraussetzte und auf Mißklänge der Arglist und der Vorurtheile nicht gefaßt war. Als der kriegerische Papst Julius II. starb (1513), hatte er den Einfall, selbst Papst zu werden, um das zerrüttete Italien zu beruhigen und die Kirche in ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Allein die italienischen Cardinäle erschraken vor diesem Plane gewaltig und beeilten sich, den feinen und genußsüchtigen Mediceer Leo X. auf den Stuhl Petri zu erhöhen. Und nun lodert auch wieder bald ganz Italien in Kriegesflamme auf; denn die Venetianer verbinden sich mit dem König Ludwig XII. von Frankreich, und obwohl der alte Freundsberg, des Kaisers Feldherr, kräftig in Welschland auftritt und der alte Kaiser selbst noch einmal, verbunden mit Heinrich VIII., König von England, in den Niederlanden und zwar bei Guinegate, auf demselben Schlachtfelde, wo er als Jüngling für seine Maria siegreich kämpfte, die Waffen führte und die Franzosen

schlug, mußte er doch, da Frankreich und Venedig mehr Geld hatten und sowohl die Engländer als die Schweizer, seine Söldner, abwendig machten, mit wenig Vortheil Frieden schließen. Auch seinen sehnlichsten Wunsch, mit einem Kreuzheere gegen die Türken zu ziehen, mußte er unerfüllt lassen; die Reichsstände waren, wie immer und in allen Dingen, auch hierin nicht willig und verkannten die Aufgabe des deutschen Volkes, welche ist: die Schutzmauer zu bilden gegen die östlichen Barbaren.

Am erfolgreichsten für das Haus Oestreich war indeß der Vertrag, welchen er mit Wladislaw, König der Ungarn, schloß und wodurch die Vereinigung Ungarns und Böhmens begründet wurde. Die Könige von Ungarn und Polen kamen nach Wien, um daselbst eine Wechselheirath zwischen beiden Herrscherfamilien zu stiften: denn der noch minderjährige Sohn Wladislaws, Ludwig II., wurde mit der Enkelin Maximilians, der spanischen Prinzessin Maria, und ihr Bruder Ferdinand mit Ludwigs Schwester Anna verlobt. Die Verlobung wurde mit großer Pracht gefeiert, und weil der Infant Ferdinand nicht anwesend war, ließ sich der alte Kaiser die kleine Anna im Namen seines Enkels antrauen. Es war recht rührend, wie der Großvater nach der Hochzeittafel mit den Kindern um silberne Denkpfennige, die zu dieser Feierlichkeit geprägt worden waren, spielte und sich wie im Leben, so jetzt im Spiele alles Geld abgewinnen ließ.

So sorgte er noch in seinen letzten Tagen für seine Enkel und für sein Haus, von dem er nun schon merken konnte, wie groß es bald werden sollte. Doch auch für Deutschland, ja für ganz Europa ist seine Regierung segensreich geworden, durch die Geistesbildung, die unter seinem Fittige in unserm Vaterlande so kräftigen Aufschwung nahm. Denn er selbst liebte und übte Kunst und Wissenschaft mitten unter Regierungsgeschäften und lautem Waffengetümmel. „Er pflegte sich," erzählt Pirkheimer, sein Gefährte auf dem Zuge gegen die Schweizer, „nach großen Unglücksfällen einige Stunden zu verschließen. Dann trat er wieder unter die Seinen hinaus, heiter, als ob nichts vorgefallen sei, unterhielt sich mit denen, welche ihm nahe kamen, durch freudige oder ernste Gespräche, durch Scherze und Spiele, hatte auch Schreiber bei sich, denen er, wenn es die Umstände erlaubten, in kurzen Sätzen, den Hauptsachen nach, die Begebenheiten des Tages in die Feder sagte. Am Abend pflegte er dann das Geschriebene seinen Gesellschaftern vorlesen zu lassen und wohl lächelnd zu fragen: „wie ihnen sein Reiterlatein gefalle?" Daher denn auch gelehrte Männer und ausgezeichnete Geister bei ihm in hoher Gunst standen und zu Räthen, Feldherren und Gesellschaftern erhoben wurden. „Sie sind es," sagte er, „die da regieren, nicht aber unterthan sein sollten, und denen man die meiste Ehre schuldig ist, weil Gott und die Natur sie Andern vorgezogen hat." Und so trat denn wieder die Tafelrunde König Arthurs in's Leben, an welcher Franz von Sickingen, Johann Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Johann von Dalberg, Wilibald Pirkheimer, Geyler von Kaisersberg, Konrad Celtes, Ulrich von Hutten, Melchior Pfinzing, Marx Treitzsauerwein und Albrecht Dürer der Maler herumsaßen. Pfinzing hat seine Thaten in dem Heldengedichte Theuerdank be-

ſungen, Treitzſauerwein dieſelben nach des Kaiſers eignen Worten in ſeinem Weiskunig beſchrieben; Anaſtaſius Grün aber hat ihn in ſeinem romantiſchen Epos: Der letzte Ritter wieder unſerer Zeit in ſeiner ganzen Heldengröße, ja in der Fülle ſeines reichen Gemüthes und ſeiner Deutſchheit vorgeführt, ſo daß es ein Volkslied werden muß, welches Deutſche ſingen werden, ſo lange noch deutſch geſungen wird.

§ 17. Kunſt und Wiſſenſchaft.

Das Land aber, woher die Deutſchen zu Ende des 15. Jahrhunderts Kunſt und Wiſſenſchaft holten, war Italien. Hier iſt nämlich mit der romantiſchen Poeſie der Troubadours nicht alle Poeſie untergegangen; es folgten unmittelbar auf jene Natur- und Volksſänger Dichter, die ſich mit vollem Rechte mit den Alten meſſen konnten und die wohlklingendere italieniſche Sprache ſchufen. Dante Alighieri aus Florenz zu Anfang des 12. Jahrhunderts, Verfaſſer des allegoriſch-epiſchen Gedichts: Die göttliche Komödie (La Comedia divina). Etwas ſpäter Franz Petrarca aus Arezzo, das Muſter ſentimentaler Poeſie. Sein Zeitgenoſſe, Johann Boccaccio aus Florenz, unübertrefflicher Novellendichter. Damals blühte auch die perſiſche Poeſie, und zu Schiras ſangen Saadi, Hafis und Dſchaami ihre reizenden Lieder. Im Geiſte und Tone der alten arabiſchen Poeſie ſangen die Spanier ihre Romanzen, und im fernen Island ſammelte man die alten ſcandinaviſchen Lieder der Edda. Außer der Poeſie war aber auch Italien das Mutterland der geſammten Wiſſenſchaftlichkeit und insbeſondere der wiedererweckten Alterthumskunde, und in Italien war es wieder Florenz, wo unter den Fürſten aus dem Hauſe Medici alle Künſte und Wiſſenſchaften aufs herrlichſte wieder aufblühten. Nächſt Florenz war auch Venedig, Mailand, Ferrara, Modena, Urbino, Mantua der wieder erwachenden Gelehrſamkeit offen, und einen neuen Aufſchwung nahm ſie, als aus dem von den Türken eroberten Conſtantinopel gelehrte Griechen nach Italien kamen und dahin die herrlichen Werke der Hellenen brachten, erklärten und verbreiteten. So wurde ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts feine und höhere Bildung in Italien ſo allgemein, daß ſelbſt Frauenzimmer, Kloſternonnen und Damen von hohem Stande in lateiniſcher und griechiſcher Sprache ſo gut wie in italieniſcher Sprache zu ſchreiben vermochten. Die in Straßburg durch Guttenberg, Fauſt und Schoeffer erfundene Buchdruckerkunſt, welche bald auch hieher kam, trug nicht wenig dazu bei, alle die ſchönen Kenntniſſe, die anfangs doch nur bei dem Clerus und den vornehmen Ständen waren, zum Gemeingut Aller zu machen. Auch die Kunſt erwachte zugleich mit der Wiſſenſchaft, und zwar die Bildhauerkunſt ſowohl, als die Malerei, die Baukunſt und ſelbſt die Muſik. Es war ein reges Leben bald überall im Weſten Europas, das durch die neuentdeckten Länder im atlantiſchen Meere, durch Belebung des Handels und den wachſenden Reichthum immer mehr gedeihen mußte.

Bei aller dieſer Bildung blieb doch noch immer alles freie Denken

über Religion und Kirche verpönt, und es ist fast unglaublich, wie rücksichtslos die vornehmen Geistlichen sich allen Ausschweifungen ergaben. Das ärgerlichste Beispiel gaben die Päpste selbst, und unter diesen war Alexander VI., der eben zu Ende des 15. Jahrhunderts regierte, der schamloseste. All sein Bestreben ging dahin, große Reichthümer zu erwerben, und er erpreßte daher von seinen Unterthanen unerschwingliche Abgaben. Dabei war sein Lebenswandel so wenig geistlich, daß er es gar nicht verheimlichte, Frauen zu haben, und Söhne und Töchter öffentlich für seine Kinder erklärte. Diese geriethen ihrem Vater in allen schändlichen Lastern nach; am meisten glich ihm aber sein zweiter Sohn Cäsar Borgia, welcher mit Fürstenthümern belehnt und zum Cardinal erhoben wurde. Alexander VI. und Cäsar Borgia gehören zu den fluchwürdigsten Bösewichtern, die je gelebt haben. Reiche Leute, Bischöfe und Prälaten zwangen sie, den Papst zum Erben einzusetzen; lebten sie ihnen zu lange, so wurden sie durch Banditen oder Giftmischer aus der Welt geschafft. Jeden Morgen hörte man, daß irgend ein Vornehmer plötzlich gestorben sei; jeden Morgen fand man auf der Straße Ermordete. Wir ziehen den Schleier über die Art, wie diese Wütheriche diese erbeuteten Schätze verschwendeten und verprahten. Gottes rächende Hand traf sie noch auf Erden. Beide hatten mehrere Cardinäle zu einem Gastmahle eingeladen, um sie zu vergiften; aber durch ein Versehen wurden die Becher verwechselt, und Alexander VI. starb unter gräßlichen Schmerzen; Cäsars starke Natur widerstand dem Gifte, und er lebte noch einige Jahre, bis er in Navarra, wo er an einer Fehde Theil nahm, im Treffen um's Leben kam. Julius II., Alexanders Nachfolger, der vom J. 1503 bis 1513 regierte, war nicht viel besser; in seiner Jugend trieb er Seeräuberei, und sein ganzes Leben hindurch führte er Krieg, meist in Person; ja in seinem 70. Jahre sah man ihn noch bei der Belagerung von Mirandola eine Sturmleiter ersteigen und mit dem Schwert in der Hand durch eine Bresche in die feindliche Stadt eindringen.

Es läßt sich denken, welch einen nachtheiligen Einfluß solch ein Beispiel auf die Christenheit haben mußte, und viele würdige Männer traten öffentlich auf, solche Frevel zu rügen; allein sie wurden gewöhnlich hart verfolgt und hatten nicht selten das Schicksal des edlen Huß. Ein solcher Zeuge der Wahrheit war auch Hieronymus Savonarola, im J. 1452 zu Ferrara geboren, ein frommer und gelehrter Dominicaner zu Florenz. In dieser Stadt suchten eben die Mediceer die republikanische Freiheit zu stürzen, und Savonarola, der auf der Seite des Volkes stand, das sich der Herrschaft dieser Familie nicht beugen wollte, hatte es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, die Freiheit der Republik, aber auch zugleich die ursprüngliche Reinheit des Christenthums und die guten Sitten wieder herzustellen. Mit hinreißender Beredtsamkeit sprach er in seinen Predigten gegen die herrschenden Laster der Zeit, und schonte dabei keines Menschen, auch nicht des Papstes Alexander VI. Er gewann bald das Volk für sich, und der Papst verbot ihm vergebens das Predigen, verlangte vergebens seine Auslieferung. „Rom," sagte Savonarola in seiner Predigt, „wird

dieſes Feuer nicht löſchen, wie ſehr es ſich auch bemüht; und wenn es eins löſchet, werden andere und ſtärkere wieder aufgehen." So gelang es dem frommen Mönch wirklich, Frömmigkeit und Tugend in Florenz wieder einzuführen; doch war die Laſterhaftigkeit des Zeitalters zu groß, als daß dieſe Reform hätte lange beſtehen können. Beſonders waren die Söhne der Vornehmen von dem Verderbniß der Zeit ergriffen, die Savonarola ihrer ſchlechten Aufführung wegen die ſchlechten Geſellen nannte, und die vereinigten ſich mit den Geiſtlichen, die den frommen Eiferer ſeiner Strafpredigten wegen auch bitter haßten, und durch Gewaltthaten und Umtriebe gelang es ihnen, lauter Feinde deſſelben in den Rath (Signoria) zu bringen. Als dieß geſchehen, ſtürmten ſie eines Tages an's Dominicanerkloſter, ergriffen Savonarola und ſchleppten ihn gebunden nach dem Palaſte der Signoria. Hier wurde er verhört, gefoltert und endlich, als auch Alexander VI. ſeine Verurtheilung heiſchte, nebſt zwei Freunden aus ſeinem Orden zum Scheiterhaufen verurtheilt, und das Volk, das ihn früher als einen Heiligen verehrte, ſah gleichgültig zu, als das entſetzliche Urtheil vollzogen wurde.

§ 18. Die Frauen.

Durch die romantiſche Poeſie und die damit verbundene zarte Behandlung der Frauen, welche mit dem Namen der Galanterie und, inſofern ſie Hofſitte war, der Courtoiſie, bezeichnet wurde, hat ſich in Spanien, Frankreich und Italien das Loos der Frauen freundlicher geſtaltet, als irgendwo. Nicht ſo mächtig war der Einfluß des Minneſangs auf die Sitten der Deutſchen, wo, wie ſchon erzählt worden, mit dem Falle der Hohenſtaufen auch alle Poeſie und Galanterie im wilden Fauſtrechte unterging. Die Ritter verwilderten bei Trink- und Zechgelagen, und behandelten nicht ſelten ihre Frauen auf's ungeſchliffenſte. Das ſtille häusliche Glück im freundlichen Zuſammenleben liebender Ehegatten ging verloren, und auch verloren ging bei manchem Weibe häusliche Betriebſamkeit und andere weibliche Tugenden. Schriftſteller jener Zeiten ſchildern uns das Innere der Ritterburgen, Hausräth u. dgl. als höchſt unreinlich und ekelhaft. Die Ritter ſaßen in durchgeräucherten Gemächern, an ſchlecht zuſammengezimmerten Tiſchen beiſammen und tranken den Wein aus ſchmutzigen Humpen, welche ihnen ungeſchickte Knappen und Roßknechte credenzten; denn die Frauen und Jungfrauen ſaßen in ihren Kammern abgeſondert von den Männern, welche ihnen nur ſo viel Speiſe zuſandten, als eben übrig geblieben. Kam aber eine Hochzeit, ein Turnier, Krönung oder Reichstag, da ſollte übertriebene Pracht und Fülle für das Unbehagen der übrigen Tage entſchädigen, und es durften ſich da auch die Frauen und Fräulein auf's koſtbarſte herausputzen. Ueber Anzug und Kleidertracht erzählen die alten Chroniken Vieles; hier Einiges von der Hochzeit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig mit dem Herzog Georg von Baiern.

„Die Braut hatte an einen rotten Seyden Rock von gar gutem Atlaß, und was von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die

waren oben groß und schön, und war gestickt von heydenischen Blumen, und in den Blumen standen gar schöne Edelgesteine von allerley köstlichen Edelgesteinen, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hatte ein hohes Koller, das war ganz gestickt mit Pernlein. Auf dem Haupt hatte sie ein köstenliche Kron von gar köstenlichen Hefftlein, und inwendig der Kron auf dem Haare hatte sie einen breiten Borden von gar großen Pernlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sah, und hatte auch ein kostenliches Halsband, und ging aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und darzu gerad, und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frei mit ihren Augen."

Von den Ritterburgen und Fürstenschlössern schien zu dieser Zeit mit der Poesie auch Frauenehre zu den Städtern herabzusteigen. In den vollen und reinlichen Häusern der Bürger walteten züchtige, fleißige und eben so schöne, als kluge Hausfrauen, so daß die Söhne der Fürsten und der Ritter häufig, wenn sie zufällig in die Stadt kamen, oder bei Festlichkeiten das versammelte Frauenvolk sahen, großes Behagen fühlten, und Trotz der Einreden ihrer adelstolzen Väter und Mütter, ein stattliches Bürgermädchen zur Ritterfrau erhoben.

Gab ja selbst im J. 1428 Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernst von Baiern, ein überaus schöner, edler und tapferer Jüngling, solch' ein Beispiel, indem er Agnes Bernauerin, aus Augsburg, die ihrer Schönheit wegen allgemein der Engel genannt wurde, wider den Willen seines strengen Vaters zum Weibe nahm und mit ihr auf Voheburg, zurückgezogen von aller Welt, lange, glücklich und zufrieden lebte. Allein der Vater bestand darauf, daß er sich von dem Bürgerweibe trenne und eine Prinzessin heirathe. Albrecht gehorchte nicht, und als ihm auf Veranlassung des Vaters auf einem Turnier die Schranken geschlossen wurden, weil er in Unehre mit einer Buhldirne lebe, wollte er sich mit Gewalt eindrängen und diejenigen, die seine ihm von Priesterhand angetraute Agnes eine Buhldirne nannten, züchtigen; mußte aber die Schmach erleben, nach der Turnierordnung geschlagen zu werden. Schäumend vor Zorn und Wuth kehrte Albrecht heim, erklärte Agnes laut and öffentlich für sein Weib, ja für die Herzogin und rüstete sich zu einem gewaltigen Krieg gegen den Vater und seinen Anhang. Agnes aber versank in die düsterste Schwermuth und konnte nimmer beruhigt werden, so im Innersten erschüttert war ihr Herz; denn sie ahnete, daß es nicht gut enden werde. Ihre Ahnung betrog sie nicht; denn als ihr Gatte eben abwesend war, kam Herzog Ernst mit seinen Räthen auf das Schloß Straubing, wo sein Sohn hauste, ließ Agnes ergreifen und fesseln und in die Stadt Straubing gleich einer gemeinen Verbrecherin abführen. Hier wurde sie von den Räthen verhört, und obwohl sie sich mit Würde und edlem Selbstgefühl vertheidigte und keines Verbrechens beschuldigt werden konnte, wurde sie doch verurtheilt, in der Donau ertränkt zu werden. „Kann das," rief sie aus, „darf das Herzog Ernst, darf das der Vater dem Weibe seines Sohnes thun? O Albrecht, Albrecht! wo bist du, deine unglückliche Agnes zu retten!" Es fand sich

aber keine mitleidige Seele unter den Richtern, und sie wurde fortgeschleppt zur Donau und auf der Brücke von den Henkern ergriffen und hinabgestürzt in den Strom. Allein glücklich schwamm sie gegen das Ufer und rief laut um Hilfe und Rettung; doch das Volk fürchtete den Zorn des Herzogs, und die Henker stießen die Unglückliche mit langen Stangen hinab in die Tiefe. Albrechts Zornwuth war fürchterlich, als er das Entsetzliche vernahm, ja er kam endlich ganz von Sinnen, und nur nach langer Zeit gelang es, ihn durch Gesang und Musik wieder zu sich selbst zu bringen*). Sobald er sich aber aus der Schwermuth losgerissen, erhob er sich, Rache zu nehmen. Er fiel mit seinen Leuten in das Land seines Vaters, Dörfer und Weiler brannten, Alles flüchtete in die festen Städte, ohne Maaß ließ er wüthen und verwüsten. Der Vater gab gute Worte, bat und sandte Boten über Boten; nur die Vermittelung des Kaisers Siegmund konnte endlich ihn zur Ruhe bringen und mit dem Vater aussöhnen.

Es dürfte uns übrigens nicht schwer fallen, in vielen Beispielen darzuthun, wie treu, sittsam und fromm deutsche Frauen auch in dieser Zeit waren. Heinrich von Meißen, ein Meistersänger aus Mainz hat in seinen noch zum Theil vorhandenen Liedern das Lob der Frauen besungen und sich dadurch den Namen Frauenlob erworben**). Er starb im J. 1317 als Domherr zu Mainz, und die schönsten und tugendhaftesten Frauen trugen ihn zum Grabe, auf welches sie dann nach alter Sitte Wein und Rosen streuten. Doch mehr als alle Lobgesänge zeugen von dem Adel der Frauen dieser Zeit die Söhne, die sie erzogen haben, die Männer des 16. Jahrhunderts und der Reformation, welche im deutschen Volk das freie Denken, mit dem es aller Welt vorangegangen ist, angeregt haben.

Schlußwort.

Ehe wir sie verlassen die graue Vorzeit, — wo Hermann die Römer schlug, und das stolze Rom selbst endlich unter deutschem Arm erlag, in die europäischen Länder überall unsere Stammväter eindrangen und sich daselbst niederließen, — wollen wir noch einen Blick zurückwerfen und mit Fleiß betrachten, wie nach der großen Völkerwanderung Christenthum und Frauenliebe, Lehnwesen und Priesterherrschaft, Kreuzzüge nach Osten und Schifffahrten nach Westen, Ritterthum und Minnesang, Städtewesen und Bürgerthum, Schießpulver und Buchdruckerkunst endlich die wilde Kraft der Barbaren brach und milderte. Wir wollen weder die Vorzüge des Mittelalters zu hoch anschlagen, denn in der weiten Ferne erscheint Manches besser und herrlicher, als es war; aber

---

*) Eine alte Chronik schreibt: Herzog Albrecht der Kunstreich ist Maister von der Musica, fand dadurch sein Verstand, den er verloren hatt, da man daz Weyb vertränkt.

**) Siehe: Rheinischer Sagenkreis der Adelheid von Stolterfoth. Frankfurth a. M. 1885. Das Gedicht: Frauenlob.

auch nicht zu tief herabsetzen jene Zeit des Waffengetümmels und der wilden Kraft. Denn mit Recht sagt einer unserer Dichter:

Und die Liebe stellt in warmen Zügen
Mir das Lied der wärmern Vorzeit dar,
Wo die Kunst zu lieben und zu kriegen
Aller freien Künste freiste war.

Damals galten tapfrer Muth und Narben
Als Verdienst, selbst vor der Schönen Blick;
Nur die auf dem Kampfplatz Ruhm erwarben,
Fanden auf der Bahn der Liebe Glück.

Tapfre Streiter waren tapfre Zecher,
Fürsten wußten häuslich froh zu sein,
Und die Herzen waren wie die Becher,
Weit und voll und feurig, wie der Wein.

Warm und innig fühlten die Herzen dieser in Eisen gewappneten Männer, und ihr Aberglaube war nicht Fratze, sondern den Tiefen der Brust entsprossenes Gefühl, und ihre Unwissenheit rührende Einfalt. Wohl lastete ihr Herrscherarm schwer über dem armen Volke, allein es war die Kraft der Mannheit, die den Arm erhob und wieder fallen ließ, und meist der Wille eines Vaters, der den Unterthanen Gebote gab.

Was aber für uns Deutsche in der Geschichte des Mittelalters am meisten erheben muß, ist, daß wir sagen können, unser Vaterland — von der Mosel und dem Rheine bis zum Niemen und zur March und Leitha — haben wir uns selbst gebaut, und gleich den Griechen einst die Wälder ausgerodet, die Sümpfe ausgetrocknet, die Ströme in ihr Bett gezwängt, die Straßen eröffnet, herrliche Städte mit hohen Thürmen und Münstern erbaut und, wo vor 2000 Jahren nur Eicheln wuchsen und Waldbeeren, Baumfrüchte Syriens und Armeniens, ja am Rhein, am Neckar und an der Donau Weinreben gepflanzt. Die andern germanischen Völkerstämme alle in Spanien und Frankreich, in Britannien und Welschland sind in Länder eingedrungen, welche der tausendjährige Fleiß der Römer urbar gemacht hatte, und haben, als sie einfielen, prächtige Städte verwüstet, herrliche Denkmäler der Kunst zerstört, und Rom liegt in Schutt und vieles Andere ist unter den Fußtritten dieser Gewaltigen in Trümmer gebrochen. Wir Deutsche haben nichts verwüstet, sondern nur gebaut*) und den wilden Auerochsen, den Bären und Wölfen ihr rauhes Land abgerungen. Darum ist auch das deutsche Volk nicht

*) Die wenigen Städte in Süddeutschland, die aus römischen Lagerplätzen entstanden sind, können hier nicht in Betracht kommen.

so früh wie die übrigen romanischen Stämme zu dem üppigen Reiz seiner Sinnlichkeit gelangt; doch hat sich mit der uralten Sprache auch die uralte Sitte, die alte Treue und Redlichkeit länger erhalten, und im Kampfe mit den Elementen, in welchen sie in einem rauhen Lande erst ihre Wohnsitze auferbauten, hat sich ihr Geist an's ernste Denken gewöhnt, und ist also das deutsche Volk zum Volk der Wahrheit und der Tugend geworden und stand also gerüstet am Ende des Mittelalters zum Kampfe der Gedanken, wo der Geist sollte Kämpfer sein.

Das magst du, holdes deutsches Mädchen, erwägen, wenn du auf den Trümmern eines vaterländischen Burgschlosses stehst und niederschaust in's weite Land: die Burgen liegen zerfallen, denn ihre Zeit ist vorüber, doch ein regeres und schöneres Leben bewegt sich zu den Füßen der Berge, und stolz magst du sehen auf die Arbeit deines Volkes, das Alles selbst und aus sich selbst geschaffen hat. Und wo du immer seiest, in Elsaß, in der Schweiz, an dem finnischen Meerbusen, wo einst die Schwertritter deutsche Städte bauten, oder im Burzenlande jenseits der Karpaten, wo die sieben Burgen standen, ja über dem Ocean in den Urwäldern Nordamerika's, die du mit deutscher Zunge redest, bleibe getreu deinem Volke und deiner Sitte und singe Klopstocks hohes Lied, die Deinigen mit dir zu erheben:

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug ist blau, und sanft mein Blick;
Ich hab' ein Herz,
Das edel ist, und stolz und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frei die große Wahl!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieser Wahl.

Du bist kein deutscher Jüngling!
Bist dieses lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn du's nicht liebst wie ich!

Du bist kein deutscher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen: Vaterland!

So schlägt mir's einst beim Namen
Des Jünglings nur, der stolz wie ich
Auf's Vaterland
Gut, edel ist, ein Deutscher ist!

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

ſungen, Treitzſauerwein dieſelben nach des Kaiſers eignen Worten in ſeinem Weiskunig beſchrieben; Anaſtaſius Grün aber hat ihn in ſeinem romantiſchen Epos: Der letzte Ritter wieder unſerer Zeit in ſeiner ganzen Heldengröße, ja in der Fülle ſeines reichen Gemüthes und ſeiner Deutſchheit vorgeführt, ſo daß es ein Volkslied werden muß, welches Deutſche ſingen werden, ſo lange noch deutſch geſungen wird.

§ 17. Kunſt und Wiſſenſchaft.

Das Land aber, woher die Deutſchen zu Ende des 15. Jahrhunderts Kunſt und Wiſſenſchaft holten, war Italien. Hier iſt nämlich mit der romantiſchen Poeſie der Troubadours nicht alle Poeſie untergegangen; es folgten unmittelbar auf jene Natur- und Volksſänger Dichter, die ſich mit vollem Rechte mit den Alten meſſen konnten und die wohlklingendere italieniſche Sprache ſchufen. Dante Alighieri aus Florenz zu Anfang des 12. Jahrhunderts, Verfaſſer des allegoriſch-epiſchen Gedichts: Die göttliche Komödie (La Comedia divina). Etwas ſpäter Franz Petrarca aus Arezzo, das Muſter ſentimentaler Poeſie. Sein Zeitgenoſſe, Johann Boccaccio aus Florenz, unübertrefflicher Novellendichter. Damals blühte auch die perſiſche Poeſie, und zu Schiras ſangen Saadi, Hafis und Dſchaami ihre reizenden Lieder. Im Geiſte und Tone der alten arabiſchen Poeſie ſangen die Spanier ihre Romanzen, und im fernen Island ſammelte man die alten ſcandinaviſchen Lieder der Edda. Außer der Poeſie war aber auch Italien das Mutterland der geſammten Wiſſenſchaftlichkeit und insbeſondere der wiedererweckten Alterthumskunde, und in Italien war es wieder Florenz, wo unter den Fürſten aus dem Hauſe Mediei alle Künſte und Wiſſenſchaften auf's herrlichſte wieder aufblühten. Nächſt Florenz war auch Venedig, Mailand, Ferrara, Modena, Urbino, Mantua der wieder erwachenden Gelehrſamkeit offen, und einen neuen Aufſchwung nahm ſie, als aus dem von den Türken eroberten Conſtantinopel gelehrte Griechen nach Italien kamen und dahin die herrlichen Werke der Hellenen brachten, erklärten und verbreiteten. So wurde ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts feine und höhere Bildung in Italien ſo allgemein, daß ſelbſt Frauenzimmer, Kloſternonnen und Damen von hohem Stande in lateiniſcher und griechiſcher Sprache ſo gut wie in italieniſcher Sprache zu ſchreiben vermochten. Die in Straßburg durch Guttenberg, Fauſt und Schoeffer erfundene Buchdruckerkunſt, welche bald auch hieher kam, trug nicht wenig dazu bei, alle die ſchönen Kenntniſſe, die anfangs doch nur bei dem Clerus und den vornehmen Ständen waren, zum Gemeingut Aller zu machen. Auch die Kunſt erwachte zugleich mit der Wiſſenſchaft, und zwar die Bildhauerkunſt ſowohl, als die Malerei, die Baukunſt und ſelbſt die Muſik. Es war ein reges Leben bald überall im Weſten Europas, das durch die neuentdeckten Länder im atlantiſchen Meere, durch Belebung des Handels und den wachſenden Reichthum immer mehr gedeihen mußte.

Bei aller dieſer Bildung blieb doch noch immer alles freie Denken

über Religion und Kirche verpönt, und es ist fast unglaublich, wie rücksichtslos die vornehmen Geistlichen sich allen Ausschweifungen ergaben. Das ärgerlichste Beispiel gaben die Päpste selbst, und unter diesen war Alexander VI., der eben zu Ende des 15. Jahrhunderts regierte, der schamloseste. All sein Bestreben ging dahin, große Reichthümer zu erwerben, und er erpreßte daher von seinen Unterthanen unerschwingliche Abgaben. Dabei war sein Lebenswandel so wenig geistlich, daß er es gar nicht verheimlichte, Frauen zu haben, und Söhne und Töchter öffentlich für seine Kinder erklärte. Diese geriethen ihrem Vater in allen schändlichen Lastern nach; am meisten glich ihm aber sein zweiter Sohn Cäsar Borgia, welcher mit Fürstenthümern belehnt und zum Cardinal erhoben wurde. Alexander VI. und Cäsar Borgia gehören zu den fluchwürdigsten Bösewichtern, die je gelebt haben. Reiche Leute, Bischöfe und Prälaten zwangen sie, den Papst zum Erben einzusetzen; lebten sie ihnen zu lange, so wurden sie durch Banditen oder Giftmischer aus der Welt geschafft. Jeden Morgen hörte man, daß irgend ein Vornehmer plötzlich gestorben sei; jeden Morgen fand man auf der Straße Ermordete. Wir ziehen den Schleier über die Art, wie diese Wütheriche diese erbeuteten Schätze verschwendeten und verprahten. Gottes rächende Hand traf sie noch auf Erden. Beide hatten mehrere Cardinäle zu einem Gastmahle eingeladen, um sie zu vergiften; aber durch ein Versehen wurden die Becher verwechselt, und Alexander VI. starb unter gräßlichen Schmerzen; Cäsars starke Natur widerstand dem Gifte, und er lebte noch einige Jahre, bis er in Navarra, wo er an einer Fehde Theil nahm, im Treffen um's Leben kam. Julius II., Alexanders Nachfolger, der vom J. 1503 bis 1513 regierte, war nicht viel besser; in seiner Jugend trieb er Seeräuberei, und sein ganzes Leben hindurch führte er Krieg, meist in Person; ja in seinem 70. Jahre sah man ihn noch bei der Belagerung von Mirandola eine Sturmleiter ersteigen und mit dem Schwert in der Hand durch eine Bresche in die feindliche Stadt eindringen.

Es läßt sich denken, welch einen nachtheiligen Einfluß solch ein Beispiel auf die Christenheit haben mußte, und viele würdige Männer traten öffentlich auf, solche Frevel zu rügen; allein sie wurden gewöhnlich hart verfolgt und hatten nicht selten das Schicksal des edlen Huß. Ein solcher Zeuge der Wahrheit war auch Hieronymus Savonarola, im J. 1452 zu Ferrara geboren, ein frommer und gelehrter Dominicaner zu Florenz. In dieser Stadt suchten eben die Mediceer die republikanische Freiheit zu stürzen, und Savonarola, der auf der Seite des Volkes stand, das sich der Herrschaft dieser Familie nicht beugen wollte, hatte es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, die Freiheit der Republik, aber auch zugleich die ursprüngliche Reinheit des Christenthums und die guten Sitten wieder herzustellen. Mit hinreißender Beredtsamkeit sprach er in seinen Predigten gegen die herrschenden Laster der Zeit, und schonte dabei keines Menschen, auch nicht des Papstes Alexander VI. Er gewann bald das Volk für sich, und der Papst verbot ihm vergebens das Predigen, verlangte vergebens seine Auslieferung. „Rom," sagte Savonarola in seiner Predigt, „wird

dieſes Feuer nicht löſchen, wie ſehr es ſich auch bemüht; und wenn es eins löſchet, werden andere und ſtärkere wieder aufgehen." So gelang es dem frommen Mönch wirklich, Frömmigkeit und Tugend in Florenz wieder einzuführen; doch war die Laſterhaftigkeit des Zeitalters zu groß, als daß dieſe Reform hätte lange beſtehen können. Beſonders waren die Söhne der Vornehmen von dem Verderbniß der Zeit ergriffen, die Savonarola ihrer ſchlechten Aufführung wegen die ſchlechten Geſellen nannte, und die vereinigten ſich mit den Geiſtlichen, die den frommen Eiferer ſeiner Strafpredigten wegen auch bitter haßten, und durch Gewaltthaten und Umtriebe gelang es ihnen, lauter Feinde deſſelben in den Rath (Signoria) zu bringen. Als dieß geſchehen, ſtürmten ſie eines Tages an's Dominicanerkloſter, ergriffen Savonarola und ſchleppten ihn gebunden nach dem Palaſte der Signoria. Hier wurde er verhört, gefoltert und endlich, als auch Alexander VI. ſeine Verurtheilung heiſchte, nebſt zwei Freunden aus ſeinem Orden zum Scheiterhaufen verurtheilt, und das Volk, das ihn früher als einen Heiligen verehrte, ſah gleichgültig zu, als das entſetzliche Urtheil vollzogen wurde.

§ 18. Die Frauen.

Durch die romantiſche Poeſie und die damit verbundene zarte Behandlung der Frauen, welche mit dem Namen der Galanterie und, inſofern ſie Hofſitte war, der Courtoiſie, bezeichnet wurde, hat ſich in Spanien, Frankreich und Italien das Loos der Frauen freundlicher geſtaltet, als irgendwo. Nicht ſo mächtig war der Einfluß des Minneſangs auf die Sitten der Deutſchen, wo, wie ſchon erzählt worden, mit dem Falle der Hohenſtaufen auch alle Poeſie und Galanterie im wilden Fauſtrechte unterging. Die Ritter verwilderten bei Trink- und Zechgelagen, und behandelten nicht ſelten ihre Frauen auf's ungeſchliffenſte. Das ſtille häusliche Glück im freundlichen Zuſammenleben liebender Ehegatten ging verloren, und auch verloren ging bei manchem Weibe häusliche Betriebſamkeit und andere weibliche Tugenden. Schriftſteller jener Zeiten ſchildern uns das Innere der Ritterburgen, Hausräth u. dgl. als höchſt unreinlich und ekelhaft. Die Ritter ſaßen in durchgeräucherten Gemächern, an ſchlecht zuſammengezimmerten Tiſchen beiſammen und tranken den Wein aus ſchmutzigen Humpen, welche ihnen ungeſchickte Knappen und Roßknechte credenzten; denn die Frauen und Jungfrauen ſaßen in ihren Kammern abgeſondert von den Männern, welche ihnen nur ſo viel Speiſe zuſandten, als eben übrig geblieben. Kam aber eine Hochzeit, ein Turnier, Krönung oder Reichstag, da ſollte übertriebene Pracht und Fülle für das Unbehagen der übrigen Tage entſchädigen, und es durften ſich da auch die Frauen und Fräulein auf's koſtbarſte herausputzen. Ueber Anzug und Kleidertracht erzählen die alten Chroniken Vieles; hier Einiges von der Hochzeit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig mit dem Herzog Georg von Baiern.

„Die Braut hatte an einen rotten Seyden Rock von gar gutem Atlaß, und was von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die

waren oben groß und schön, und war gestickt von heydenischen Blumen, und in den Blumen standen gar schöne Edelgesteine von allerley köstlichen Edelgesteinen, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hatte ein hohes Koller, das war ganz gestickt mit Pernlein. Auf dem Haupt hatte sie ein köstenliche Kron von gar köstenlichen Hefftlein, und inwendig der Kron auf dem Haare hatte sie einen breiten Borden von gar großen Pernlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sah, und hatte auch ein kostenliches Halsband, und ging aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und darzu gerad, und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frei mit ihren Augen."

Von den Ritterburgen und Fürstenschlössern schien zu dieser Zeit mit der Poesie auch Frauenehre zu den Städtern herabzusteigen. In den vollen und reinlichen Häusern der Bürger walteten züchtige, fleißige und eben so schöne, als kluge Hausfrauen, so daß die Söhne der Fürsten und der Ritter häufig, wenn sie zufällig in die Stadt kamen, oder bei Festlichkeiten das versammelte Frauenvolk sahen, großes Behagen fühlten, und Trotz der Einreden ihrer adelstolzen Väter und Mütter, ein stattliches Bürgermädchen zur Ritterfrau erhoben.

Gab ja selbst im J. 1428 Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernst von Baiern, ein überaus schöner, edler und tapferer Jüngling, solch' ein Beispiel, indem er Agnes Bernauerin, aus Augsburg, die ihrer Schönheit wegen allgemein der Engel genannt wurde, wider den Willen seines strengen Vaters zum Weibe nahm und mit ihr auf Voheburg, zurückgezogen von aller Welt, lange, glücklich und zufrieden lebte. Allein der Vater bestand darauf, daß er sich von dem Bürgerweibe trenne und eine Prinzessin heirathe. Albrecht gehorchte nicht, und als ihm auf Veranlassung des Vaters auf einem Turnier die Schranken geschlossen wurden, weil er in Unehre mit einer Buhldirne lebe, wollte er sich mit Gewalt eindrängen und diejenigen, die seine ihm von Priesterhand angetraute Agnes eine Buhldirne nannten, züchtigen; mußte aber die Schmach erleben, nach der Turnierordnung geschlagen zu werden. Schäumend vor Zorn und Wuth kehrte Albrecht heim, erklärte Agnes laut and öffentlich für sein Weib, ja für die Herzogin und rüstete sich zu einem gewaltigen Krieg gegen den Vater und seinen Anhang. Agnes aber versank in die düsterste Schwermuth und konnte nimmer beruhigt werden, so im Innersten erschüttert war ihr Herz; denn sie ahnete, daß es nicht gut enden werde. Ihre Ahnung betrog sie nicht; denn als ihr Gatte eben abwesend war, kam Herzog Ernst mit seinen Räthen auf das Schloß Straubing, wo sein Sohn hauste, ließ Agnes ergreifen und fesseln und in die Stadt Straubing gleich einer gemeinen Verbrecherin abführen. Hier wurde sie von den Räthen verhört, und obwohl sie sich mit Würde und edlem Selbstgefühl vertheidigte und keines Verbrechens beschuldigt werden konnte, wurde sie doch verurtheilt, in der Donau ertränkt zu werden. „Kann das," rief sie aus, „darf das Herzog Ernst, darf das der Vater dem Weibe seines Sohnes thun? O Albrecht, Albrecht! wo bist du, deine unglückliche Agnes zu retten!" Es fand sich

aber keine mitleidige Seele unter den Richtern, und sie wurde fortgeschleppt zur Donau und auf der Brücke von den Henkern ergriffen und hinabgestürzt in den Strom. Allein glücklich schwamm sie gegen das Ufer und rief laut um Hilfe und Rettung; doch das Volk fürchtete den Zorn des Herzogs, und die Henker stießen die Unglückliche mit langen Stangen hinab in die Tiefe. Albrechts Zornwuth war fürchterlich, als er das Entsetzliche vernahm, ja er kam endlich ganz von Sinnen, und nur nach langer Zeit gelang es, ihn durch Gesang und Musik wieder zu sich selbst zu bringen*). Sobald er sich aber aus der Schwermuth losgerissen, erhob er sich, Rache zu nehmen. Er fiel mit seinen Leuten in das Land seines Vaters, Dörfer und Weiler brannten, Alles flüchtete in die festen Städte, ohne Maaß ließ er wüthen und verwüsten. Der Vater gab gute Worte, bat und sandte Boten über Boten; nur die Vermittelung des Kaisers Siegmund konnte endlich ihn zur Ruhe bringen und mit dem Vater aussöhnen.

Es dürfte uns übrigens nicht schwer fallen, in vielen Beispielen darzuthun, wie treu, sittsam und fromm deutsche Frauen auch in dieser Zeit waren. Heinrich von Meißen, ein Meistersänger aus Mainz hat in seinen noch zum Theil vorhandenen Liedern das Lob der Frauen besungen und sich dadurch den Namen Frauenlob erworben**). Er starb im J. 1317 als Domherr zu Mainz, und die schönsten und tugendhaftesten Frauen trugen ihn zum Grabe, auf welches sie dann nach alter Sitte Wein und Rosen streuten. Doch mehr als alle Lobgesänge zeugen von dem Adel der Frauen dieser Zeit die Söhne, die sie erzogen haben, die Männer des 16. Jahrhunderts und der Reformation, welche im deutschen Volk das freie Denken, mit dem es aller Welt vorangegangen ist, angeregt haben.

Schlußwort.

Ehe wir sie verlassen die graue Vorzeit, — wo Hermann die Römer schlug, und das stolze Rom selbst endlich unter deutschem Arm erlag, in die europäischen Länder überall unsere Stammväter eindrangen und sich daselbst niederließen, — wollen wir noch einen Blick zurückwerfen und mit Fleiß betrachten, wie nach der großen Völkerwanderung Christenthum und Frauenliebe, Lehnwesen und Priesterherrschaft, Kreuzzüge nach Osten und Schifffahrten nach Westen, Ritterthum und Minnesang, Städtewesen und Bürgerthum, Schießpulver und Buchdruckerkunst endlich die wilde Kraft der Barbaren brach und milderte. Wir wollen weder die Vorzüge des Mittelalters zu hoch anschlagen, denn in der weiten Ferne erscheint Manches besser und herrlicher, als es war; aber

---

*) Eine alte Chronik schreibt: Herzog Albrecht der Kunstreich ist Maister von der Musica, fand dadurch sein Verstand, den er verloren hatt, da man daz Weyb vertränkt.

**) Siehe: Rheinischer Sagenkreis der Adelheid von Stolterfoth. Frankfurth a. M. 1835. Das Gedicht: Frauenlob.

auch nicht zu tief herabsetzen jene Zeit des Waffengetümmels und der wilden Kraft. Denn mit Recht sagt einer unserer Dichter:

Und die Liebe stellt in warmen Zügen
Mir das Lied der wärmern Vorzeit dar,
Wo die Kunst zu lieben und zu kriegen
Aller freien Künste freiste war.

Damals galten tapfrer Muth und Narben
Als Verdienst, selbst vor der Schönen Blick;
Nur die auf dem Kampfplatz Ruhm erwarben,
Fanden auf der Bahn der Liebe Glück.

Tapfre Streiter waren tapfre Zecher,
Fürsten wußten häuslich froh zu sein,
Und die Herzen waren wie die Becher,
Weit und voll und feurig, wie der Wein.

Warm und innig fühlten die Herzen dieser in Eisen gewappneten Männer, und ihr Aberglaube war nicht Fratze, sondern den Tiefen der Brust entsprossenes Gefühl, und ihre Unwissenheit rührende Einfalt. Wohl lastete ihr Herrscherarm schwer über dem armen Volke, allein es war die Kraft der Mannheit, die den Arm erhob und wieder fallen ließ, und meist der Wille eines Vaters, der den Unterthanen Gebote gab.

Was aber für uns Deutsche in der Geschichte des Mittelalters am meisten erheben muß, ist, daß wir sagen können, unser Vaterland — von der Mosel und dem Rheine bis zum Niemen und zur March und Leitha — haben wir uns selbst gebaut, und gleich den Griechen einst die Wälder ausgerodet, die Sümpfe ausgetrocknet, die Ströme in ihr Bett gezwängt, die Straßen eröffnet, herrliche Städte mit hohen Thürmen und Münstern erbaut und, wo vor 2000 Jahren nur Eicheln wuchsen und Waldbeeren, Baumfrüchte Syriens und Armeniens, ja am Rhein, am Neckar und an der Donau Weinreben gepflanzt. Die andern germanischen Völkerstämme alle in Spanien und Frankreich, in Britannien und Welschland sind in Länder eingedrungen, welche der tausendjährige Fleiß der Römer urbar gemacht hatte, und haben, als sie einfielen, prächtige Städte verwüstet, herrliche Denkmäler der Kunst zerstört, und Rom liegt in Schutt und vieles Andere ist unter den Fußtritten dieser Gewaltigen in Trümmer gebrochen. Wir Deutsche haben nichts verwüstet, sondern nur gebaut*) und den wilden Auerochsen, den Bären und Wölfen ihr rauhes Land abgerungen. Darum ist auch das deutsche Volk nicht

*) Die wenigen Städte in Süddeutschland, die aus römischen Lagerplätzen entstanden sind, können hier nicht in Betracht kommen.

so früh wie die übrigen romanischen Stämme zu dem üppigen Reiz seiner Sinnlichkeit gelangt; doch hat sich mit der uralten Sprache auch die uralte Sitte, die alte Treue und Redlichkeit länger erhalten, und im Kampfe mit den Elementen, in welchen sie in einem rauhen Lande erst ihre Wohnsitze auferbauten, hat sich ihr Geist an's ernste Denken gewöhnt, und ist also das deutsche Volk zum Volk der Wahrheit und der Tugend geworden und stand also gerüstet am Ende des Mittelalters zum Kampfe der Gedanken, wo der Geist sollte Kämpfer sein.

Das magst du, holdes deutsches Mädchen, erwägen, wenn du auf den Trümmern eines vaterländischen Burgschlosses stehst und niederschaust in's weite Land: die Burgen liegen zerfallen, denn ihre Zeit ist vorüber, doch ein regeres und schöneres Leben bewegt sich zu den Füßen der Berge, und stolz magst du sehen auf die Arbeit deines Volkes, das Alles selbst und aus sich selbst geschaffen hat. Und wo du immer seiest, in Elsaß, in der Schweiz, an dem finnischen Meerbusen, wo einst die Schwertritter deutsche Städte bauten, oder im Burzenlande jenseits der Karpaten, wo die sieben Burgen standen, ja über dem Ocean in den Urwäldern Nordamerika's, die du mit deutscher Zunge redest, bleibe getreu deinem Volke und deiner Sitte und singe Klopstocks hohes Lied, die Deinigen mit dir zu erheben:

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug ist blau, und sanft mein Blick;
Ich hab' ein Herz,
Das edel ist, und stolz und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frei die große Wahl!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bei dieser Wahl.

Du bist kein deutscher Jüngling!
Bist dieses lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn du's nicht liebst wie ich!

Du bist kein deutscher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen: Vaterland!

So schlägt mir's einst beim Namen
Des Jünglings nur, der stolz wie ich
Auf's Vaterland
Gut, edel ist, ein Deutscher ist!

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 005 701 409

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004